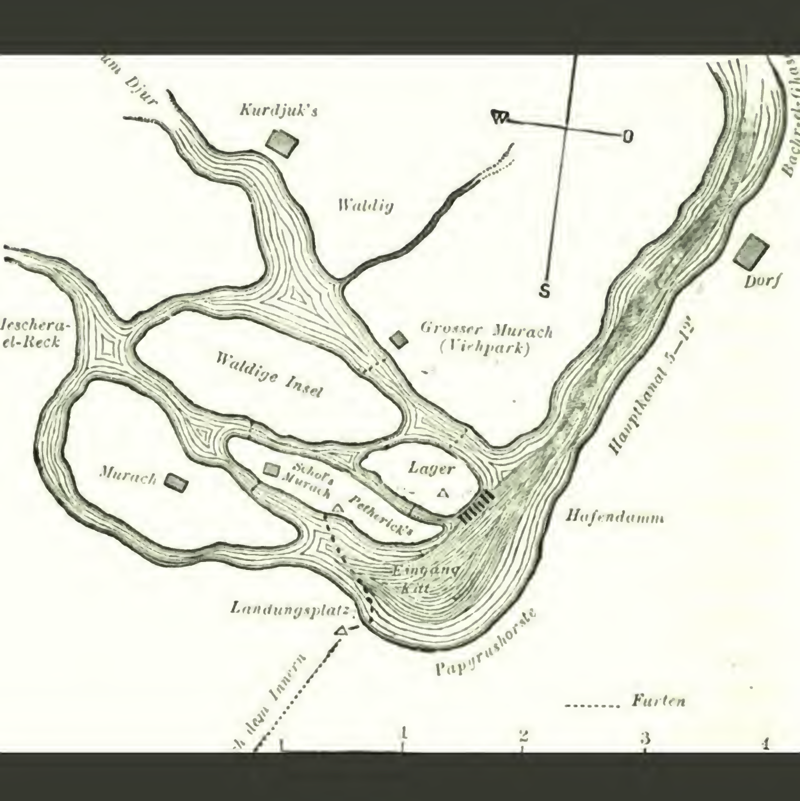
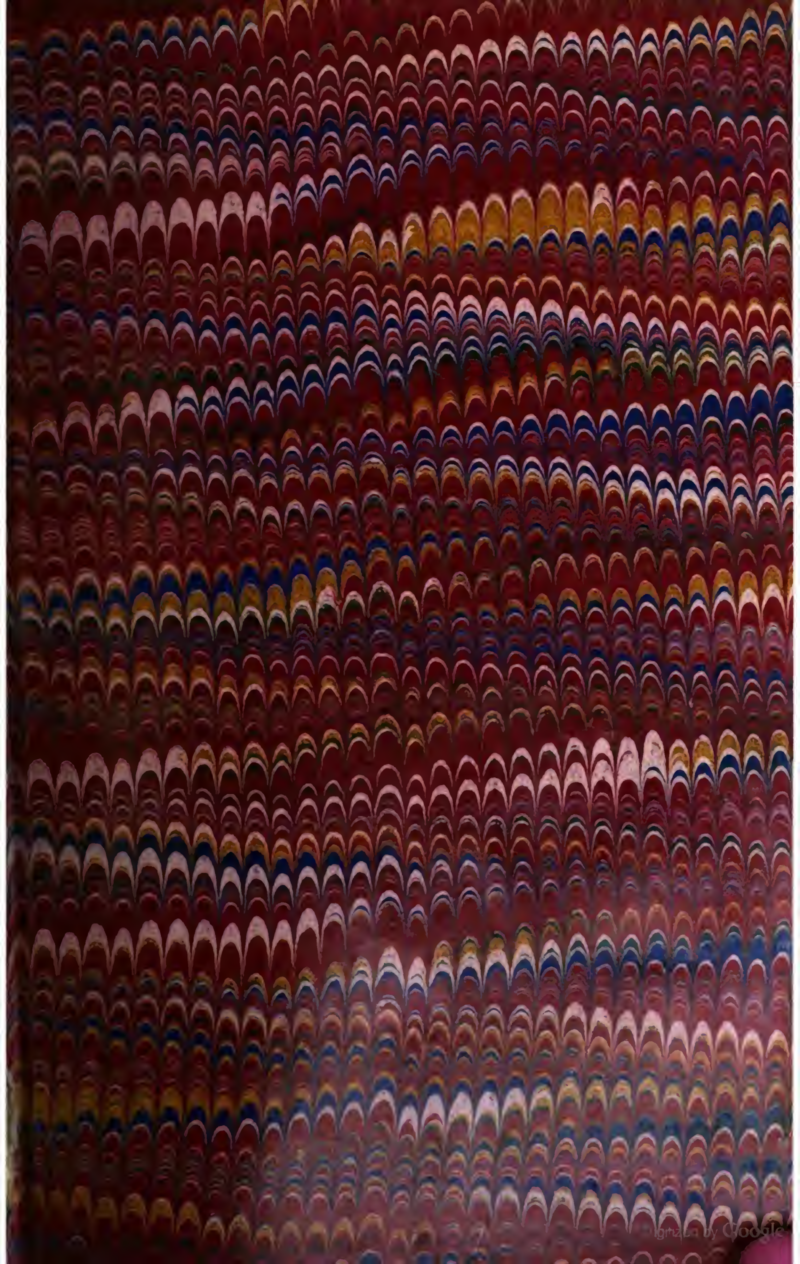


Im Herzen von Afrika

Georg August Schweinfurth, Ellen Elizabeth Frewer


238 gg 12
46. g. 20.
Tex. 159 f 18
DOMI NUS ILLU MINA TIO MEA
Taylor Institution.



IM HERZEN VON AFRIKA.

ERSTER THEIL.



I. EIN GEHÖFT DER DINKA. S. 171.

IM HERZEN VON AFRIKA.

REISEN UND ENTDECKUNGEN

IM

CENTRALEN AEQUATORIAL-AFRIKA

WÄHREND DER JAHRE 1868 BIS 1871

VON

DR. GEORG SCHWEINFURTH.

DEUTSCHE ORIGINALAUSGABE.

ERSTER THEIL.

Mit einer Karte, einer Farbendrucktafel und 77 Holzschnitten.



LEIPZIG:
F. A. BROCKHAUS.
LONDON:
SAMPSON LOW, MARSTON, LOW, AND SEARLE.
CROWN BUILDINGS, 188, FLEET STREET.

1874.

Inhalt.

*) Der überstrichene Vocal ist hier, wie überall im Werke, der betonte.

DRITTES KAPITEL.

VIERTES KAPITEL.

FÜNFTES KAPITEL.

SECHSTES KAPITEL.

NEUNTES KAPITEL.

ZEHNTES KAPITEL.

ELFTES KAPITEL.

ZWÖLFTES KAPITEL.

Verzeichniss der Abbildungen.

ERSTES KAPITEL.

Meine erste Reise. Veranlassung zur zweiten Reise. Plan und Zweck. Zollschwierigkeiten in Sues. Scenen im Divan des Gouverneurs. Umgebung von Sues. Sonnenfinsterniss. Die Schwefelminen von Gimsach. Einsiedlerleben der Beamten. Höllische Gestade. Auf der Rhede von Dschidda. Die „schöne Braut der Fische". Ueberfahrt über das Rothe Meer. Die Salinen von Rauai. Aussehen der Gestade. Zauber der Mondnächte. Die Bedeutung Suakins. Das erste Nachtlager in den Bergen. Eine neue Art Drachenbäume. Reichthum der Flora an Succulenten. Das Thal von Singat. Idyllische Behausung des Gouverneurs. Die Berge von Erkauit. Der Oelbaum wild. Tulpengärten in der Wüste. Charakteristik der Stadtbeduinen. Bewaffnung für die Wüstenreise. Der alte Fanatiker aus Kano. Bedrängte Unschuld. Das Beduinenlager O-Mareg. Braune Rinde der Gesteine. Ziegen und Schafe der Beduinen. Die Pflanze meines Namens. Kampf mit den Kameltreibern. Weibliche Hässlichkeit. Ein Monument der Natur. Ankunft am Nil. Das Zelt steht auf einer Mine. Hochzeit aus Langweile. Die 99 Inseln und das Binger Loch. Beklagenswerther Zustand des Landes. Ankunft in Chartum.

Als ich mich im Sommer 1868 zu der grossen Reise anschickte, deren Schilderung in nachfolgenden Blättern enthalten ist, war ich kein Neuling mehr auf afrikanischem Boden. Meine Lehrzeit in der Kunst des Reisens hatte ich bereits im Jahre 1863 auf den sonnigen Gefilden Aegyptens und Nubiens angetreten. Die unerforschten Gebirge an den Küsten des Rothen Meeres, welches ich zu diesem Zwecke monatelang auf eigener Barke befuhr, bildeten das erste ernstere Ziel meiner Anstrengungen; besonders war es das Gebiet der unabhängigen Bischarin, welches meine Neugierde

reizte. Dann hatte ich das Land zwischen Nil und Meer wiederholt durchwandert und schliesslich an der untersten Terrasse des abyssinischen Hochlandes den vollen Zauber der afrikanischen Natur genossen.

Ueber Chartum und Berber führte mich 1866 der Weg wieder nach Aegypten zurück.

Der einzige Zweck, den ich unablässig verfolgte, die botanische Erforschung dieser Länder, gestaltete sich immer mehr zur Aufgabe meines Lebens. Ein prachtvolles Herbar war zunächst der heimgetragene Lohn meiner Mühen, freilich erkauft mit dem Opfer zahllos überstandener Fieber. Die Ergebnisse des ersten Versuchs wurden indess massgebend für den günstigen Verlauf meiner folgenden Unternehmung. Diese Reise hatte für mich selbst vor Allem den Nutzen, dass sie mir Gelegenheit bot, mich darin auszubilden, was jedem Forscher in unbekannten Gegenden von Nöthen erscheint, in der Kunst nämlich, die tausenderlei Einzelheiten an gewonnenen Eindrücken, Beobachtungen und Wahrnehmungen, von einem allgemeinen Gesichtspunkte betrachtet, so zusammenzufassen, dass das Gemeinsame sowol wie das Unterschiedliche ganzer Länderstrecken aus einer Schilderung ihrer Naturverhältnisse hervorleuchte.

Ausser dieser allgemeinen Belehrung, — und aus den vorhandenen Büchern konnte ich sie ebenso wenig schöpfen wie eine Kenntniss von den Sitten und der Denkungsart fremder Völker, — hatte ich auch diejenige Fertigkeit in der arabischen Umgangssprache erworben, welche jedem Reisenden unentbehrlich, die aber für das ganze ungeheure Gebiet ausreichend erscheint, welches der Nil mit dem Heere seiner Tributäre beherrscht.

Also Herbarium, Landeskenntniss, Sprache waren mein, minder zum Selbstvertrauen berechtigend war dagegen der Zustand meiner Gesundheit, denn ich hatte eine abnorme Milz, deren Gefühl mich beunruhigte, und doch schien in der Folge gerade hierin ein Schlüssel geboten, um hinter

das Geheimniss meines beispiellosen Reiseglücks zu kommen. Die vielen Fieber hatten sie vielleicht in einen Zustand der Gleichgültigkeit versetzt, sodass sie es später verschmähte, von neuem auf die in reichlichem Masse dargebotenen Miasmen zu reagiren; schien sie doch vielmehr die Rolle eines Condensators der letztern übernommen zu haben, um so Dienste zu leisten, welche von mir als nicht zu verachtendes Geschenk der Vorsehung dankbar mit in den Kauf genommen werden mussten. Zum Abschiede noch ein kleines Seitenstechen bei der Landung in Alexandrien, dann ward es stille mit ihr, und nie wieder regte sie sich, nicht einmal in dem tückischen Sumpfklima der obern Nilregionen, das für so viele meiner Vorgänger verhängnissvoll geworden war. Kein wirkliches Fieber hemmte da meine Thätigkeit, trübte je meine Freude an ihr, fieberfrei blieb ich, von hundert Reisenden eine Ausnahme.

Die Zeit, welche zwischen der Beendigung der ersten und dem Beginn der neuen Reise lag, wurde durch Studien ausgefüllt, welche sich an die wissenschaftliche Verwerthung des so reichlich Eingeheimsten knüpften. Wer die harmlose Habgier des Pflanzenjägers kennt, wird begreifen, wie diese Studien in mir nur das Verlangen nach neuer Beute wachrufen mussten, harrte doch noch der bei weitem grösste Theil des Nilgebietes, die geheimnissvolle Flora seiner südlichsten Zuflüsse, der botanischen Erforschung, ein unwiderstehlich verlockendes Ziel meiner Wünsche. Wer aber selbst, gefangen im Zauber des Fremdartigen, auf dem jungfräulichen Boden der Wissenschaft noch unerschlossener Länder sich dem Genusse der freien Natur hingegeben, der kennt die hohe Stimmung, welche sie dem Reisenden verleiht, weiss, wie wenig Entbehrungen, die er ausgestanden, Sorgen, welche er um die Gesundheit gehegt, ihr gegenüber vermögen; die Entfernung verschönert ihm die liebgewordenen Bilder, die Unbill des nordischen Klimas, das Elend unserer unerträglichen Cultur gestalten sie zu einem Paradiese, und unauf-

haltsam zurück in die Wildniss flieht die Erinnerung, wie die Taube zur Wüste.

Unter solchen Eindrücken verlebte ich jene zwei Jahre, da bot sich mir eine willkommene Gelegenheit dar, die nur wegen Erschöpfung meiner pecuniären Hülfsmittel unterbrochenen Forschungen im Nilgebiete von neuem in Angriff nehmen zu können.

Nach dem Tode Alexander von Humboldt's war, als ein Denkmal des Dankes und der Anerkennung für den grossen Mann, in Berlin die „Humboldt-Stiftung für Naturforschung und Reisen" gegründet worden, um Talenten, wo sie sich finden mögen, ohne Rücksicht auf Nationalität und Confession in allen den Richtungen, in welchen A. v. Humboldt seine wissenschaftliche Thätigkeit entfaltete, namentlich zu grössern Reisen, Unterstützung zu gewähren.

Sie sollte in A. v. Humboldt's edlem Sinne wirkend der von ihm mit unendlichem Eifer bethätigten Förderung aller naturwissenschaftlichen Bestrebungen Fortdauer verleihen. Der königlichen Akademie der Wissenschaften in Berlin war die Wahl der Unternehmungen, sowie der für ihre Ausführung geeigneten Personen überlassen worden.

Ein von mir eingereichter Plan zur botanischen Erforschung der von den westlichen Nilzuflüssen durchströmten Aequinoctialgegenden hatte sich nun der Zustimmung dieser ersten wissenschaftlichen Corporation des Staates zu erfreuen, und es wurden mir, um ihn auszuführen, die während der Dauer von 5 Jahren disponiblen Fonds der Humboldt-Stiftung bewilligt. So war ich im Juli 1868 wieder auf afrikanischem Boden.

In Chartum, dem Regierungscentrum des ägyptischen Sudans, hatte ich während meines ersten Besuchs über die von dortigen Kaufleuten in den Quellländern des Nils unternommenen Elfenbein-Expeditionen ausreichende Erkundigungen eingezogen und andere Verbindungen mit Einheimischen angeknüpft, um den Plan zur wissenschaftlichen

Bereisung jenes Gebietes auf sicherer Grundlage zu entwerfen. Ich hatte bald erkannt, dass bei dem völligen Mangel an Einfluss und Autorität, welchen die ägyptische Regierung in den heidnischen Negerländern der obersten Nilregion an den Tag legte, obgleich dieselben bereits seit 16 Jahren von einer grossen Anzahl ihrer Unterthanen in den verschiedensten Richtungen durchzogen werden, und Chartumer Kaufleute daselbst auf eigenem Grund und Boden die ausgedehntesten Besitzungen gegründet hatten, ohne einen engen Anschluss an die letztern, ohne den freimüthigen Schutz und den guten Willen ihrer Unterstützung die Zwecke eines wissenschaftlichen Reisenden daselbst nimmer gefördert werden konnten. Zwar hatten bereits verschiedene Reisende es versucht, mit grossen Geldopfern selbständige Expeditionen auszurüsten und die zu denselben nöthige Anzahl von Bewaffneten auf eigene Hand in ihren Dienst zu nehmen; allein, waren sie erst im unmittelbaren Gebiete der Chartumer Kaufleute angelangt, und jedes Vordringen nach dem tiefern Innern ist an die geringe Zahl der vorhandenen Wasserstrassen gebunden, welche längst in ihren Händen sind, so mussten sie schon hinsichtlich der Beschaffung von Lebensmitteln nur gar zu bald in die grösste Abhängigkeit von den Beherrschern des Bodens verfallen, der Träger gar nicht einmal zu gedenken, welche sie sich nur durch ihre Vermittelung verschaffen konnten, in Ländern, wo alle bekannten Lastthiere nach kurzer Zeit dem Klima zu erliegen pflegen.

Mein Entschluss stand daher fest, mich von den Chartumer Kaufleuten vollständig ins Schlepptau nehmen zu lassen, boten doch die von ihnen erschlossenen Länder mehr als ausreichenden Spielraum für die Thätigkeit eines Forschungsreisenden. Dass übrigens die Elfenbeinhändler aus freien Stücken sich nie dazu entschliessen würden, diesem meinem Ansinnen zu entsprechen, darüber durfte ich mich keinen Täuschungen hingeben, ich kannte aber ihre abhängige Lage als Unterthanen des Vicekönigs von Aegypten. Waren

sie auch in den Negerländern unumschränkte Machthaber und in ihrem Thun und Treiben daselbst niemand Rechenschaft schuldig, so erschienen sie, weil mit ihrem Kapital gebunden an die Hauptstadt des ägyptischen Sudan, auf Gnade und Ungnade den Massnahmen einer absoluten Regierung ergeben, und hierin war mir ein Hebel geboten, ihren Widerstand zu brechen.

Mit Hülfe der diplomatischen Vertretung in Aegypten wusste ich mir den vollen Schutz der vicekönigliehen Regierung zu sichern, ich war aber auch aus eigener Erfahrung zur Genüge davon überzeugt, dass Empfehlungsbriefe an die Localregierungen, solange sich ihr Inhalt auf allgemein gehaltene Phrasen beschränkte, nur von geringem und zweifelhaftem Nutzen seien. Unter Hinweis auf die traurigen Erfahrungen meiner Vorgänger, ich berief mich speciell auf das frühere Misgeschick Samuel Baker's, war ich so glücklich, vom ersten Minister des damals abwesenden Vicekönigs die mir unumgänglich nothwendigen speciellen Befehle an den Generalgouverneur von Chartum zu erwirken. Der letztere sollte den Contract einleiten, welchen ich mit einem der Chartumer Kaufleute behufs ungehinderter Bereisung des Gebietes am Gazellenflusse abzuschliessen gedachte, und die genaue Beobachtung der von diesem eingegangenen Verpflichtungen überwachen.

So schien sich denn vor mir der Weg zu ebnen, auf welchem ich dem tiefen Innern des räthselhaften Continents beizukommen gedachte; allein weit war ich noch vom Ziel, gar zu weit noch von dem Punkte entfernt, von welchem die eigentliche Reise erst ihren Anfang nehmen sollte. Nur zu gut war mir die Länderstrecke zwischen Chartum und Alexandria bekannt, ja selbst in Chartum noch lange nicht der Beginn. Da hiess es erst die langwierige Stromfahrt hinter sich haben, welche zu den Ländern führte, wo das geographische Wissen unserer Zeit seine Grenzen fand. Um vollends zu den Kannibalen und Pygmäen zu gelangen, stand

mir, steht dem Leser noch manche Geduldsprobe bevor. Was ich in Alexandrien und Kairo getrieben, wird daher niemand zu erfahren wünschen. Ich war daselbst vollauf mit den Vorbereitungen und Einkäufen zu meiner Ausrüstung beschäftigt und meine Stimmung eine schwermüthige. Vor mir die ungewisse Zukunft, die erprobten Tücken dieses ungastlichen Welttheils, hinter mir Europa, unerträglich darin zu leben, ohne das gewünschte Mass meiner Forschungen gefüllt zu sehen.

Mein Trübsinn wich erst in Sues einer animirteren Stimmung, theils infolge von Aerger, theils von Scherz. Den Aerger bereitete mir die Douane, Scherz gewährte der Divan des Gouverneurs in überschwänglichem Masse. Am 16. August war ich in Sues eingetroffen, um mit dem nächsten Dampfschiffe nach Dschidda meine Reise fortzusetzen. Sehr erfreut über die Nachricht, es werde in vier Tagen ein Dampfschiff der Schwefelcompagnie abgehen, wollte ich sogleich mit der Einschiffung beginnen, wurde aber durch die Zollbehörde daran behindert, welche strenge Besichtigung des Gepäcks und Zahlung der tarifmässigen Abgaben verlangte. Man denke sich bei meinem Sortiment von 1001 Sachen! Soweit wäre alles in Ordnung gewesen, als ich aber vergeblich auf meinen Extrawaggon deutete, welcher die Sachen auf Befehl der Regierung nach Sues geschafft hatte, mich umsonst auf die Briefe an die ägyptischen Zollämter berief und den Ferman, verlangte der Zolldirector eine Extraordre, verwies mich an den Gouverneur und dieser telegraphirte nach Alexandria. Mittlerweile musste ich zwei Tage, abwechselnd mit meinem einzigen Factotum, dem nubischen Diener, welcher mich begleitete, in der Sonne auf dem Gepäck sitzen, um meine Kisten zu hüten und die Säcke mit Mariatheresienthalern, welche sie enthielten. Ein barackenmässiges Hotel, in welchem ich bereits vor Jahren ein für die Entbehrungen der Wüstenreisen vorbereitendes Leben geführt, gewährte mir einen Zufluchtsort für die Nacht.

Wie gross war aber meine Ueberraschung, als endlich von der Hauptstadt der Befehl eintraf, ich müsse zahlen wie jeder andere. Kaum hatte ich mich von meinem ersten Schrecken erholt, als zufällig ein Schreiber des Gouverneurs auf einige Widersprüche in der Depesche aufmerksam machte. Man schickt zum Telegraphisten und erfährt, er habe sich geirrt und das Wörtchen „nicht“ übersehen.

Während Solches in Sues sich ereignete, sass ich, erwartungsvoll der Dinge, die da kommen sollten, im Divan des Gouverneurs. Unbekümmert um die in seiner Umgebung sich vollziehenden Erdumwälzungen, unberührt vom Rollen und Jagen des Zeitgeistes, wie er gerade an diesem Platze so fühlbar, wo drei Welttheile sich die Hände reichen, regierte der Gouverneur sein Volk in Einfalt und Furcht des Herrn. Von der Einfalt der Sitten sollte ich zunächst Zeuge sein, während der auf seinem Divan abgesessenen und für die Ausstellung der Zollordre erforderlichen Zeit; denn hier ereigneten sich drei Scenen von seltener Komik. Zuerst trat ein dunkelgefärbtes Individuum vor, mit einem Gaunergesicht, wie man ihm selbst auf den Gassen Alexandriens nur selten begegnet, um sich wegen seiner angeblichen Eigenschaft als britischer Protegé zu legitimiren. Wo bist du her, fragte der Gouverneur. Antwort: Aus Tarablus. Wie kannst du denn da ein britischer Protegé sein, fragte der Gouverneur weiter. Antwort: Weil Tarablus im Westen liegt. Du lügst, es liegt im Osten, und eine langwierige geographische Auseinandersetzung über das westliche und östliche Tripolis schloss sich daran. Ich bin der Sohn eines Malthesers, der nach Tripolitanien ging, und nach seinem Tode heirathete ich und wurde Mohammedaner, das walte Gott und Friede sei dir gegeben, fuhr nun der Befragte fort und motivirte seine Rede mit der Deutung: „Man kann doch sehr wohl, und namentlich zur jetzigen Zeit sehr wohl ein guter Moslem und zugleich englischer Rajah sein.“ Es leuchtete auch dem Gouverneur hinlänglich ein, er nickte befriedigt mit

dem Kopfe und auf einen Wink von ihm erhielt die nächste Partei Zutritt. Schüchternen Schrittes nahten sich nun dem Gewalthaber ein Männlein und ein Fräulein. Ersterer, schwarz wie der Satan, musste auf den ersten Blick für einen Sklavenhändler gehalten werden, überhaupt erinnerte die ganze Scenerie an ein berühmtes Gemälde von Horace Vernet; doch dem war nicht so, denn das Packet, welches er geheimnissvoll unter seinem rechten Arme trug, enthüllte einen prachtvollen gelbseidenen Kaftan, und seine schwarze Seele als die eines Schneiders aus der Vorstadt von Suez; die noch immer verschleierte Schöne aber war ein ehemals um schnödes Geld verschachertes, jetzt sich selbst um schnödes Geld verschacherndes Sklavenmädchen aus Enarea. Der gelbe Kaftan war prächtig anzuschauen, mit Kaninchen-Hermelin gefüttert, und glich dem Schlafrock Ivan des Schrecklichen, welchen das Troitzki-Kloster bei Moskau aufbewahrt, wie ein Ei dem andern. Das Mädchen hatte den Rock bestellt und wollte nun nicht zahlen, daher lief der Schneider mit ihr sofort zum Gouverneur.

Die dritte Scene setzte, wie die Eroberung Magdala's nach einem langweiligen, thatenlosen Kriegszuge, plötzlich unter Brillantfeuerwerk den vorigen die Krone auf. Ich beginne bei ihrer Schilderung mit dem Ende, welches in einem Bombardement mit Aepfeln bestand, die der Bey nach allen Dimensionen des Divans umherschleuderte, von welchem ich aber zum Glück, weil in gedeckter Lage, völlig verschont blieb. Ich erzähle haarklein das Erlebte und bin bereit, die Wahrheit meiner Aussagen vor dem Throne des Gross-Sultans mit meinem Haupte zu verpfänden. Wer also bezweifeln möchte, ob solches Gebahren mit der Würde oder Trägheit eines Türken vereinbar wäre, dem gebe ich zu bedenken, dass die Hiesigen infolge ihres beständigen Umgangs mit heissblütigen Europäern und täglich ihrer „baruffa“ ausgesetzt, bereits viel von ihrer angeborenen Gelassenheit eingebüsst haben, dass aber einem Bey, wenn er gereizt wird,

ebenso wenig Geduld zuzumuthen ist, wie einem bairischen Corporal. Ich begann mit dem Ende, weil mir der Anfang unverständlich geblieben war, der türkischen Zwiegespräche wegen, die der Gouverneur mit zwei Arnauten pflog. Nur so viel ist mir erinnerlich, dass vor Beginn der letzten Scene einer dieser Arnauten einige Hände voll Aepfel neben dem Gouverneur auf den Divan legte, die offenbar einen versöhnlichen Charakter hatten, und daher bei nachträglich eingetretenen Misverständnissen den Zorn des Bey heraufbeschworen. Diese Details, so wenig sie auch mit Centralafrika zu schaffen haben mögen, erschienen mir doch bezeichnend genug für die Zustände im Orient, denn man ersieht aus ihnen, dass alles, was türkisch heisst oder mohammedanisch, unverrückt feststehen bleibt auf dem alten Fleck, mag nun auch Suez sich zu einem zweiten San-Francisco umgestalten, mag der Weltverkehr über seine Mauern streichen, soviel er will, solche Scenen schlichter Rechtspraxis werden doch statthaben, bis der letzte Pascha oder Bey das Zeitliche gesegnet hat.

Sues hatte sich im Laufe von kaum fünf Jahren, und seit ich es zuerst im Januar 1864 besucht, mehr als verdreifacht, infolge des abyssinischen Feldzuges allein war die Einwohnerzahl fast auf das Doppelte gestiegen. Ein noch vorhandener Theil des für die durchziehenden Truppen errichteten Lagers und ein immenser Stapelplatz von comprimirtem Heu, welcher allein schon das Aussehen eines grossen Dorfes hatte, waren die hinterlassenen Zeugen dieser grossartigen Unternehmung. Minder erfolgreich hatte sich indess die Einwirkung des bereits seit fünf Jahren vollendeten Süsswasserkanals auf die trostlose Umgebung der Stadt erwiesen. Da spähte vergeblich das Auge nach Baumpflanzungen und Gärten, immer noch bot sich ihm keine andere Erquickung dar als das Blau des Himmels und des Meeres. Die grossen Erwartungen, welche man von dem Süsswasserkanal gehegt, schienen sich in dieser Hinsicht durchaus nicht

zu realisiren, denn das Auswaschen des Bodens der gesammten Depression der Bitterseen schreitet nur sehr langsam vorwärts und hat bis jetzt noch nichts in der Vegetation bei Sues geändert, mit Ausnahme der salzfreien Geschiebeflächen am Fusse des nahen Mokkatan-Gebirges, welche durch einen vom Süsswasserkanal abgezweigten Schenkel berieselt werden. Hier sind Gemüsefelder entstanden, und ohne Zuthun des Menschen hat sich eine Menge der charakteristischen Wüstenpflanzen in seltener Frische angesiedelt. Der Tourist, welcher so gern sein Tagebuch mit den feingestalteten Kindern dieser ephemeren Flora zu zieren pflegt, kann dort ohne grosse Mühe die berühmte „Rose von Jericho“ finden; in der Umgebung von Kairo wird er dieselbe vergeblich suchen.

Ich hatte, um Chartum zu erreichen, den Seeweg über Suakin gewählt, um den während der heissesten Zeit verdoppelten Strapazen zu entgehen, welche eine Tour durch die grosse Nubische Wüste an und für sich darbietet. Ueber Suakin und Berber gelangt man sowol schneller als auch mit geringerm Kostenaufwande dahin, als über Assuan und Korosko, nur ist der Seeweg für Kaufleute, die mit Waaren reisen, nicht rathsam, der grossen Zollabgaben wegen, die sowol bei der Ausfuhr aus Sues, als auch bei der Landung in Suakin erhoben werden.

In der bestimmten Aussicht, in Dschidda ohne Mühe und Zeitverlust eine Segelbarke miethen zu können, welche mich quer über das Meer nach Suakin weiter befördern sollte, gab ich einem kleinen französischen Dampfer den Vorzug, um mich zunächst an die arabischen Küsten bringen zu lassen. Die grossen ägyptischen Asisieh-Dampfer, welche zwischen Sues und Massaua fahren, legen zwar auch in Dschidda und Suakin an, sind aber bei ausgeschlossener Verpflegung durchaus nicht für Passagierbeförderung geeignet. Der Reisende sieht sich an Bord derselben lediglich als Colli behandelt. „Le prince Mohammed Tawfik (Thronfolger von Aegypten)“,

dies war der Name des Dampfers, den ich gewählt, diente nun zwar auch durchaus nicht dem Personenverkehr, sondern gehörte der „Compagnie soufrière“ und hatte die Bestimmung, die Schwefelminen von Gimsach an der ägyptischen Küste alle 14 Tage mit frischem Trinkwasser zu versehen. Dennoch fühlte ich mich auf ihm recht behaglich. Der zur Aufnahme des Nilwassers bestimmte Schiffsraum bestand aus sieben separirten Abtheilungen, wodurch die Seetüchtigkeit des nur 300 Tonnen haltenden Fahrzeuges ausserordentlich vermehrt wurde, ein Vorzug, welchen die Nationalität des Kapitäns, eines Dänen, in noch günstigeres Licht zu setzen schien.

Es war ein denkwürdiger, unvergesslicher Morgen, als ich mich am 18. August bei Sonnenaufgang mit der Segelbarke auf die entfernte Rhede hinausbegab. Hunderte ängstlich gespannter Forscheraugen richteten sich in jenen Stunden auf die verfinsterte Sonnenscheibe. Da tauchte sie auf aus den Fluten des Erythräischen Meeres, eine goldene Sichel, als hätte sie mit dem Monde die Rolle getauscht. Nachdem wir noch zwei Tage auf der Rhede zurückgehalten worden waren, lichteten wir die Anker, und das kleine Kind von Aegypten war gar bald den Blicken seiner gewaltigen Nachbarn, den grossen Post- und Kriegsschiffen, welche die Rhede belebten, entschwunden. Bei frischer Nordostbrise und einer erquickenden Luft durchfuhr unser Schifflein den Golf von Sues. Mit immer tiefern violetten Schatten deckten sich die Gestade, bis das Dunkel der Nacht den heiligen Katharinen- und Mosesberg gänzlich unsern Blicken entzogen hatte. Dafür stiegen bei frühem Morgengrauen die höllischen Gestade des Schwefelberges aus dem Meere auf. Hier überraschte uns das lustige Wehen der französischen Tricolore, das bei dem einförmigen Grau, in welches das gesammte Festland gekleidet schien, dem ermüdeten Auge den einzigen Ruhepunkt gewährte.

Einem mit der ägyptischen Regierung abgeschlossenen Vertrage gemäss übte die Compagnie ein Besitzrecht aus auf

160 Meilen Küstenland südlich vom Cap Seït, da wo das ägyptische Festland mit einer nasenförmigen Spitze Front gegen die Sinai-Halbinsel macht, dessen Küstencontour das benachbarte Gimsach nachahmt, indem es mit den Inselgruppen, die sich an dasselbe reihen, den Eingang zum Golf von Sues abschliesst. Wir passirten nun den kleinen Kanal, welcher die Inselgruppen vom Festland trennt, und da lag er vor uns, der Kopf von Gimsach, ein steil nach Süden absteigender Felsen von reiner kreideweisser Gipsmasse, 200 Fuss über die Meeresfläche erhoben, nackt und wie alle dem Meere unmittelbar benachbarten Gebirge an diesen öden und menschenleeren Küsten, ohne die geringste Spur irgendwelcher Vegetation. Seit dem 1. Juli 1867 waren hier mit einem Betriebspersonal von 26 europäischen und 300 oberägyptischen Arbeitern die Minen in Gang gesetzt worden und lieferten bereits einen reichen, zu den besten Erwartungen für die Zukunft berechtigenden Ertrag. Jetzt sind sie, wie so vieles andere im Lande, längst wieder dem Verfall preisgegeben. Gegenseitige Intriguen und Unlauterkeit der Contrahirenden haben da aufs neue Zeugniss abgelegt, einerseits von dem beständigen Unglück der Regierung, wo es sich darum handelt, die ihr so freigebig von der Natur dargebotenen Schätze selbst zu heben, andererseits aber auch von der gewissenlosen Geldgier der Fremden, welche den Fortschritt des Landes nach allen Richtungen hin hemmt. Ein langwieriger Process hat auf beiden Seiten eine ganze Reihe der unglaublichsten Skandalgeschichten enthüllt, welche weder dem Verwaltungsrathe der Compagnie noch den Vertretern der Regierung des Vicekönigs zu Ehren gereichen. Betrachten wir den Zustand der interessanten Niederlassung im Jahre 1868. Die ägyptische Regierung hatte contractlich die Lieferung von Grubenarbeitern zu einem bestimmten Tagelohn übernommen. Zum Schutze der Colonie, sowie um die Disciplin unter den Arbeitern aufrecht zu erhalten, wurde in Gimsach auch ein Wachtposten von 25 Soldaten unter-

halten, ein ziemlich überflüssiger Luxus, da der ägyptische Arbeiter, einmal in Dienst genommen, von Gimsach aus nicht so leicht entwischen könnte, der Tagereisen weiten Wüsten halber, welche den Platz einschliessen, andererseits aber die umwohnenden Beduinen eine kaum begreifliche Gefahr darboten, ausser etwa einem Gerüchte zufolge, welches damals in Sues verbreitet meine lebhafteste Heiterkeit erwecken musste. Die Passagiere eines vor kurzem am Eingange in den Golf von Sues gescheiterten Postdampfers wollten nämlich am gegenüberliegenden Festlande ein Beobachtungscorps von angeblich 200 Mann plünderungs- und beutelustiger Wilden erblickt haben. Die Beduinen müssen sich ungeheuer angestrengt haben, um solch eine gewaltige Streitmacht in wenigen Stunden auf die Beine zu bringen. Ich kannte sie besser, diese armen Wüstensöhne! Ein schlaffer Magen, zusammengeschrumpft wie leergewordene Wasserschläuche auf weiten Wanderzügen, gebietet in ihrem von Natur harmlosen Innern über die einzige Stimme, die nach Gewalt schreit. Gebt ihnen ein paar Hände voll Durrakorn, und ihr werdet Leute zu euren besten Freunden haben, deren ganze Plünderungslust sich bisher allein auf die Beraubung der der Küste benachbarten Eierinsel und Schildkrötennester beschränkte.

Die durch unzählige Korallenriffe verbarrikadirten Küsten des Rothen Meeres gewähren kleinen Fahrzeugen überall die bequemsten Zufluchts- und Ankerplätze. Hier genügte ein kurzer Steindamm, um als Mole zum Anlegen des Schiffes zu dienen, und hart dahinter war eine grottenartige Cisterne in den Fels gehauen, welche durch Schläuche aus dem Schiffsraum voll Wasser gepumpt werden konnte. Auf dem schmalen Ufersaume zwischen dem Fusse des Felsens und dem Meere waren die von den Arbeitern und Beamten der Compagnie bewohnten Bretterhäuschen und Steinbaracken errichtet.

So beschaffen war das Stückchen Erde, auf welchem die

aus allen Nationalitäten buntscheckig zusammengesetzte Colonie ihr klägliches Dasein fristete. Vor sich das bittere Salz eines einsamen Meeres, welches selten ein vereinzeltes Segel belebt, im Rücken von dem blendenden Weiss sonnenverbrannter Gipsfelsen begrenzt, der verdoppelten Glut reflectirter Sonnenstrahlen preisgegeben, welche kaum die Nacht mit ihren Schatten zu kühlen vermag, dazu noch unausgesetzt von erstickenden Schwefeldünsten und den Exhalationen stinkender Erdölbrunnen umgeben, knüpfte sich ihr Wohl oder Wehe einzig und allein an die glückliche Wiederkehr des Dampfers, der sie mit Speise und Trank versah. Wer hier geweilt, der kann begreifen, wie den armen Thieren in unsern zoologischen Gärten zu Muthe sein mag, die ein seltsames Geschick aus den verschiedensten Zonen zu hoffnungsloser Gefangenschaft zusammenführte. Einförmig und freudlos wie diesen verstrichen da den armen Bergleuten die Tage, sie führten ein echtes, an die ersten Jahrhunderte des Christenthums erinnerndes Höhlenklosterleben. Ein solches schien wirklich in der Luft zu liegen, denn man entsinne sich wohl, die berühmten Klöster St.-Paul und St.-Antonius sind nur wenige Meilen in Nordwest von diesem Platze entfernt, sie gehören zu den ältesten, die existiren, und es sind dieselben, welche, so oft Noth am Mann ist, uraltem Brauche gemäss Aegypten mit einer Patriarchenwahl beglücken.

In Wirklichkeit gewährte die Colonie zu Gimsach, wenn man sich derselben vom Meere aus näherte, ganz den Anblick einer Klosterniederlassung inmitten der Wüste. Unter den Höhlen, welche nach allen Richtungen in den Felsen gehauen waren, um die Schwefel führenden Gänge von Gipsspat zu Tage zu fördern, lagen in einer Reihe 12 sechskantige Häuschen, die Oefen nach sicilianischem Muster erbaut, die auf den ersten Blick für Zellen der frommen Mönche angesehen werden konnten. Um aber diesem Leben der Entsagung und Entbehrung die Krone aufzusetzen, hatte

die Compagnie eine Einrichtung getroffen, welche unter dem Vorwande, Zucht, Ordnung und Sitte unter der Schwefelbande aufrecht zu erhalten, alle Weiber für ewige Zeiten von den schwefligen Küsten verbannt. Diese für Franzosen doppelt unerträgliche Beschränkung, welche an höllischem Raffinement der Grausamkeit jenen giftigen Dünsten von Pech und Schwefel ebenbürtig erschien, die hier dem Erdinnern entlockt wurden, musste indess dennoch nützliche Früchte getragen haben, denn Jung und Alt, Araber und Europäer, sah man mit einer Emsigkeit ihrem Berufe leben, wie man es in andern heissen Ländern schwerlich in höherm Grade wahrnehmen könnte. Blos wenn der Sonnenbrand am unerträglichsten, von 12—2, war Feierstunde. Alsdann zur selbigen zwölften Stunde, wenn der Sueskanal-Employé ins Kaffeehaus schlendert, um in Gemüthsruhe sein Eis zu schlürfen, oder mit Freunden eine Partie Billard zu machen, da pflegte der unermüdliche Director seinen Inspectionsgang anzutreten, und niemals fand ich ein Citat besser am Platze als dasjenige, dessen er sich dabei bediente, indem er gelassen seufzte: „Schon wieder ist die Stunde gekommen, wo ich zu schweflichen und qualvollen Flammen mich hinbegeben muss.“

Nach einem vierundzwanzigstündigen Verweilen im Hafen von Gimsach setzte der Prinz-Mohammed-Tawfik seine Fahrt nach Dschidda fort, wo er am vierten Tage eintraf. Den Hafen fanden wir in dieser pilgerarmen Zeit ganz verödet, nur zwei ägyptische Kriegsschiffe und ein französisches lagen auf der wohlgesicherten Rhede. Ich verschaffte mir mit Leichtigkeit eine offene arabische Barke, auf welcher die Weiterreise nach Suakin mit aeolischen Kräften vor sich gehen sollte. In dieser Richtung bietet das Rothe Meer, der vorherrschenden Nordwinde halber, den grössten Theil des Jahres hindurch Dampfern gegenüber dem Segelverkehr ebenso viel Chancen, als Nachtheile in der entgegengesetzten, aus welchem Grunde auch europäische Segelschiffe nur in den seltensten

Fällen Sues erreichen; bis Dschidda allein, und hier namentlich von Indien her zur Zeit der Pilgerfahrt, pflegen sie vorzudringen.

Indess gingen mir noch an Bord zwei heisse Tage verloren, bis das Gepäck ausgeschifft werden konnte. Wer in Indien gewesen, kennt die verrufene Backofenhitze des Rothen Meeres, welche indess erst südlich vom Wendekreise wirklich unerträglich sich gestaltet. Mittags zeigte das Thermometer + 37 bis 38° C. Dabei glich die Luft einem Dampfbade. Das Meerwasser, obwol nur wenige Grad kühler, gewährte uns dennoch einige Erfrischung, und wir wurden nicht müde, sie zu jeder Tageszeit zu geniessen. Es hatte indess etwas Erzwungenes, Verzweifeltes, dieses Amphibienleben. Wären Hitze und Sonnenbrand erträglicher gewesen, wol hätte man sich's gefallen lassen können, solches Plätschern und Tändeln in den hellgrünen Fluten, welche über die von Korallenbänken gebildeten Untiefen ergossen waren; und welche Wunder erblickte das staunende Auge da unter sich! Gleich einer mit den auserlesensten Topfpflanzen besetzten Terrasse senkten sich in bunten Gehängen die abschüssigen Korallenwände zu den in purpurnes Dunkel gehüllten Meerestiefen hinab, seltsame Gestalten trieben ihr Wesen in diesen lebendigen Horsten, dazwischen die schöne Braut der Fische, welche das arabische Fischerlied besingt: „Schöne Braut der Fische, komm zu mir.“ Oft und mit Vergnügen lauschte ich auf meinen odysseischen Meeresfahrten den Klängen dieses Liedes, das der Mann am Steuer träumerisch vor sich hinsummte, wenn zu heisser Mittagstunde die Mannschaft in Schlaf versunken war und unsere Barke lautlos und geisterhaft durch die beryllenen Krystallfluten strich. Der märchenhafte Zauber dieser Gewässer mit ihren tausendförmigen und tausendfarbigen Thiergebilden spottet jeder Beschreibung.

Ohne die Stadt berührt zu haben, stach ich nun mit meinem arabischen Schifflein in See. Anfangs segelten wir schlecht, aber von Mittag an erhob sich ein so lebhafter

Nordost, der auch die ganze Nacht über anhielt, dass wir bereits am nächsten Morgen nach zwanzigstündiger, nahezu 100 Meilen*) betragender Fahrt die von mir früher besuchten Gebirge unter 21° nördl. Br. auftauchen und die nubische Küste ganz nahe vor uns liegen sahen. Ein Kompass primitivster Art geleitete uns zu diesem Ziele. Ich war froh, kein Wasser auf mein Gepäck bekommen zu haben, da bei der hochgehenden See die Barke wie ein Spielball hin- und hergeworfen wurde. Wir fuhren nun der nubischen Küste entlang, und die mir wohlbekannten Localitäten erweckten angenehme Rückerinnerungen an meine erste, von keiner Sorge getrübte Reise. In der Nähe befand sich das Cap Rauai, wo eine günstige Lagunenbildung natürliche Salinen hergestellt hat, von welcher das für Dschidda und den Export nach Indien bestimmte Salz geholt wird. Dies geschieht indess nur während der acht heissern Monate des Jahres, zu welcher Zeit das Rothe Meer bekanntlich einen niedern Stand hat, welcher 2—3 Fuss weniger als während der Wintermonate beträgt. Die einzige Erklärung dieses Phänomens scheint durch den Einfluss der Windrichtung im Verein mit einer bei der ausserordentlichen Verengung seines Eingangs an der Strasse von Mandeb in hohem Grade wirksamen Verdunstung der Oberfläche geboten, obgleich die Flutwellen sich bei der günstigen Himmelsrichtung dieses Meeres bis in seine entferntesten Zipfel mit ungeschwächter Kraft fortzupflanzen vermögen.

Die flachen Gestade zwischen den Gebirgen und dem von Korallenriffen erfüllten Meere waren unsern Blicken entzogen. Eine überaus einförmige Vegetation von Salzpflanzen bedeckt meilenweit landeinwärts diese Küsten. Hier ist die Gattung Suaeda massgebend für den Charakter der Flora, der Name wurde dem arabischen „sued“ nachgebildet, woher unser „Soda“. In der That dienen diese Gewächse

*) Unter Meilen sind hier, wie im weitern Verlaufe der Reisebeschreibung, beständig Seemeilen (60 auf den Grad) gemeint.

seit alter Zeit zu ihrer Gewinnung, und noch heutzutage sieht man arabische Barken an den Küsten umherfahren, um der Sodabereitung obzuliegen. Aus dem Wasser selbst unmittelbar an der Küste erheben sich stellenweise ganze Haine der an tropischen Meeren so verbreiteten Avicennia, deren schönes Lorberlaub einen grellen Contrast zu dem öden Braun des anstossenden Festlandes bildet. Bis zu einer Tiefe von 30 Fuss gleicht der Meeresgrund auf weite Strecken einer unterseeischen Wiese von Seegräsern mannichfaltiger Art, auf welchem die in diesem Theile des Rothen Meeres sehr häufigen Schildkröten und Dujongs ihrem Weidegange nachgehen. Es muss ein sehr mühsames Geschäft sein für diese gewaltigen Thiere, so zarte Blättchen Stück für Stück abzugrasen, allein sie haben ja Zeit dazu und keine andere Beschäftigung.

Die kleinen Eilande beherbergen im Hochsommer ungeheure Schwärme von Wasservögeln, die daselbst ungestört ihr Brutgeschäft zu vollziehen suchen. Auf einem solchen sammelten wir im Juli 1864 über 2000 wohlschmeckende Sterna-Eier, obgleich der Flächenraum des Trockenen kaum ebenso viel Quadratfuss betrug.

Als bei eintretender Nacht der Wind uns im Stiche liess, trieben wir angesichts eines Platzes, Namens Durrur, mit schlaffem Segel umher. Zwei kleine türkische Wachthäuser aus alter Zeit leuchten mit ihren weissen Mauern weithin über das Meer. Sie gleichen einem rohgemauerten Wartthurm unserer Burgen und sollen unter Selim II., als das Jemen erobert wurde, erbaut worden sein; kärgliche Reste einer nicht allzu entfernten Vergangenheit, einzige Denkmäler an diesen öden unwirthlichen Küsten, wo die völkerverbindenden Wogen des Meeres spurlos im Laufe der Zeiten vorüberrollten und wo heute noch derselbe Zustand der Dinge, wie vor Jahrtausenden.

Nie werde ich die Nächte vergessen, welche ich bei völliger Windstille auf jenem Meere erlebte. An Schlaf war

nicht zu denken. Von Schweiss übergossen sitzt man da bei seiner Lampe, sehnsüchtig die vielleicht nur um 1° kühlere Morgenbrise erwartend. Luft und Meer erscheinen als eine endlose Dunstmasse, welche der Mond mit magischem Silberschimmer durchbricht. Ein heller Lichtstreifen allein bahnt sich seinen Weg über die stillen Fluten, scheidet Luft und Meer, endet am Horizont in einer thorartigen Oeffnung, dem Ursprunge des Lichts, und doch steht der Mond über unsern Häuptern, — wunderbar! Die Barke schwimmt gleich einem Luftschiff im Dunstmeere, denn auch die Tiefen des Meeres, erhellt von senkrecht einfallendem Mondlicht, gleichen dem Himmel über uns, und Scharen geheimnissvoller Wesen sieht man in buntem Getümmel tief zu seinen Füssen. Die Ruhe in der Luft, die Lautlosigkeit dieser geisterhaften Natur vermehrt den Zauber einer solchen Mondnacht.

Am Abend des dritten Tages liefen wir zu später Stunde in den Hafen von Suakin ein. Diese Stadt, früher eine directe Besitzung des türkischen Reichs, war nebst Massaua und den angrenzenden Küsten erst seit drei Jahren in den Besitz des Vicekönigs von Aegypten übergegangen und hatte sich in dieser kurzen Zeit ausserordentlich gehoben. Von Natur dazu bestimmt, als Hafenplatz des ägyptischen Sudan und selbst eines grossen Theils von Abyssinien zu dienen, konnte der Ort, solange die Verwaltung desselben von Arabien und Konstantinopel aus geleitet wurde, natürlich keinen Aufschwung nehmen. Auch gegenwärtig ist sein Gedeihen ein nur relatives, da die ägyptische Regierung den Handel durch Zollschranken selbst gegen den naturgemässen Verkehr mit Sues immer noch abgeschlossen hält und es für gut befindet, den Schwerpunkt ihrer Interessen nach Massaua zu verlegen, stets lüsternen Blicks den herrenlosen Zustand des benachbarten Abyssiniens betrachtend. Da die Schiffahrt auf dem Nil bis Berber ungehindert von statten geht und dieser Ort von Suakin nur 200 Meilen entfernt liegt, während die Strecke von Massaua bis Chartum das Doppelte beträgt,

so lässt sich der Vorzug, welcher diesem letztgenannten Hafenplatze vor Suakin gebührte, schwer begreifen.

Der Gouverneur war sehr erfreut, seinen alten Bekannten (ich besuchte Suakin bereits zum vierten mal) wiederzusehen, und schickte sofort nach Kamelen, deren ich zur Fortsetzung der Reise bedurfte, er selbst verliess am folgenden Tage die Stadt, um in den benachbarten Gebirgen seine Sommerfrische zu besuchen. Bis zum Antritt der eigentlichen Reise von Chartum aus blieben mir immer noch vier Monate übrig, indem die Schiffahrt den Weissen Nil hinauf erst im December und Januar beginnt; so beschloss ich, die mir bevorstehende Tour durch die südnubischen Gebirge ausreichend in die Länge zu ziehen, um mich in einem gefahrlosen Klima zuvor wieder an Sonnenbrand und Strapazen zu gewöhnen, bis ich mich der Fieberluft von Chartum und der obern Nilländern aussetzen sollte. Die Thäler zwischen dem Rothen Meer und dem Nil versprachen mir überdies gerade zu dieser Jahreszeit die ergiebigste Ausbeute und einen durch viele zu erwartende Aufschlüsse über die Vegetation der hohen Küstengebirge lohnenden Genuss. Mit besonderer Befriedigung richteten sich daher meine Blicke aus dem Glutofen von Suakin auf den westlichen Horizont mit seinen hohen Bergketten, welche in graue Dunstmassen gehüllt den erfrischenden Regen verriethen, welcher diese so nahen und doch so unendlich bevorzugten Striche beglückte. Nachts hörte man das Rollen ferner Gewitter, die Finsterniss ward fortwährend durch Wetterleuchten erhellt.

Am 10. September war Alles zum Aufbruche bereit. Nach einer zweijährigen Pause und dem verweichlichenden Stubenleben Europas ist es nichts Leichtes, ohne weiteres wieder das Schiff der Wüste zu besteigen. Der erste Marschtag, an welchen ausserdem gerade die Ueberwindung der schlimmsten Strecke geknüpft ist, einer einförmigen Ebene, die, von glühenden schwarzen Felsgeschieben bedeckt, sich zwischen der ersten Bergkette und dem Meere in 12 Meilen

Breite hinzieht, war daher auch ein hartes Probestück. Als wir vier Stunden von der Stadt entfernt waren, wurde im erbärmlichen Schatten einiger dürrer Akazien, welche einem Sonnenschirm vergleichbar waren, dem der Ueberzug fehlte, und die jetzt noch ohne Laub und wie verzweifelt mit ihren Aesten gen Himmel starrten, als schrien sie nach Wasser, kurze Mittagsruhe gehalten. Dass in einem ledernen Schlauche dem Winde ausgesetzte Trinkwasser kühlte sich hier bis zu einer Temperatur ab, welche ein volle 10° C. niedrigeres Mass ergab als die äussere Luft.

Die Küstenfläche, obgleich vollkommen eben, erscheint dennoch stark und graduell gegen das Meer geneigt, denn bereits nach wenigen Marschstunden sieht man die Stadt als weissen Punkt tief unter sich liegen, und die endlose, mit dem Horizont in eins verschwimmende Meeresfläche gewährt einen merkwürdigen Anblick. Die Küstengebirge, welche im Durchschnitt 3—4000 Fuss Höhe erreichen und deren einzelne Spitzen sich bis über 5000 Fuss erheben, erscheinen bald wie eine hohe Mauer, die sich jäh aus der geneigten Fläche erhebt, bald aus verschiedenen Zügen pittoresk hinter- und übereinander gehäufter Stufen zusammengesetzt. In einem von sehr steil abfallenden, aus Granitblöcken aufgebauten Felswänden eingeschlossenen Thalsystem führte nun der Weg aufwärts durch die wenig ausgedehnten Vorberge, bis nach über zwölfstündigem Marsche am Nachmittag des folgenden Tages die höchste Passhöhe erreicht wurde, welche 3210 Par. Fuss über dem Meere gelegen ist.

Es war ein wahrhaft erhebendes Gefühl, mit jedem Schritte höher hinauf zur Bergesfrische zu steigen, mit jedem Athemzuge, der dampfenden Hitze versengter Meeresgestade überhoben, mehr einzusaugen von der köstlichen Luft, die aus diesen Höhen herniederströmte. Der einem solchen Wechsel eigene Zauber wird am besten während des ersten Nachtlagers offenbar, das man in den Vorbergen bezieht. Behaglich streckt man da auf den saubern, staublosen Steinen

des Thales seine ermüdeten Glieder, das Antlitz zum Himmel gewandt, dessen Sterne so freundlich und ermuthigend durch die stille Nacht herniederblicken. Ein würziger Duft geht herzstärkend durch die Atmosphäre. Wie mit Kampher, Pfeffermünz und Thymian ist die Luft geschwängert, als befände man sich in einer Apothekenstube. Aehnliches findet sich in keinem andern Lande der Welt. Die Gewächse, welche solches Aroma aushauchen, sind kleine unscheinbare Gebirgskräuter, eine Pulicaria spielt unter ihnen die erste Rolle. Lautlos auf ihren weichen Sohlen und wie gespenstisch schleichen die Kamele durch das Thal, froh der schmackhaften Weide nach genugsam ausgestandener Noth am Gestade des Meeres und in einer trostlosen Welt des Salzes und der Bitterkeit. Eine feierliche Ruhe ist über die ganze Natur ausgebreitet, kein schriller Vogelschrei, nicht das dumpfe Geheul eines nächtlichen Räubers stört den Schlaf des müden Wanderers, nur das feinbesaitete Lied der Wüstengrille wiegt ihn in sanften Schlummer.

Die Berge zwischen Suakin und Singat beherbergen eine solche Auswahl der merkwürdigsten Gewächse, dass sie allein aus diesem Grunde eines Besuches werth erscheinen. Die auffälligsten Formen, die auch dem Laien gewaltig imponiren müssen, sind daselbst die Dracaenen- und Euphorbienbäume. Beide überraschen bereits in den Vorbergen durch ihre bizarren Formen, und steigen in die Thäler bis unter 2000 Fuss herab. Die erstern gehören zu denjenigen Vegetationstypen, welche, gleichsam als wären sie einer andern Welt entsprossen vom Himmel herniedergefallen, in ihrer Verbreitung auf einen merkwürdig kleinen Erdenfleck beschränkt sind. Die ersten Drachenbäume, welche auf dem afrikanischen Continent beobachtet wurden, sind sie allein auf diesen Bergen und in einer Ausdehnung von nur wenigen Quadratmeilen zu finden. Zwergartig (bei 15—30 Fuss Höhe) im Vergleich zu ihrer weltberühmten Riesenschwester von Orotava auf Teneriffa ist die nubische Dracaena von der auf den Canarischen Inseln

einheimischen durch ihre habituelle Erscheinung ebenso sehr verschieden, als die Detailunterschiede zwischen beiden Arten subtil und unbedeutend erscheinen. Dieser Baum heisst in der Sprache der eingeborenen Nomadenstämme, der Hadendoa und Bischarin, „To-Omba“ oder „T'Ombet“. Die Blätter liefern Bast zu Stricken; die langen Blütenschäfte dienen im Juni als vorzügliche Kamelweide, sollen aber Ziegen den Tod bringen. Vorstehendes Bild gibt eine getreue Vorstellung von den starren Formen dieser von noch starrerem Felsgewirre umgebenen Drachenbäume auf der Höhe des Passes*).

Von Bedeutung für den Charakter jener Berggegend ist auch die grosse Zahl succulenter Gewächse, welche hier den Thalwänden einen ihren bizarren Felsgestalten entsprechenden, in den übrigen mehr nackten Gebirgen des südlichen Nubiens fehlenden Schmuck verleihen. Zur Seite des riesigen Kolkual, der abyssinischen Euphorbie, welche hier nebst der Aloë weit tiefer ins Thal hinabsteigt als im eigentlichen Abyssinien, wo beide nirgends unter 4000 Fuss Meereshöhe anzutreffen sind, wuchern allverbreitet bis auf die höchsten Spitzen der Berge noch vier kleinere Arten derselben Gattung, begleitet von mehrern höchst merkwürdigen Stapelien, welche den Cactustypus der Euphorbien nachahmen. Ein wilder, dämonischer Geselle ist namentlich der Caraïb (Bucerosia), dessen geflügelte Aeste gleich einem Drachenrücken stachelich ausgezackt faustgrosse braune Blütenkugeln tragen, die einen wahren Pesthauch von sich geben. Diese Gewächse strotzen von schleimigem oder milchartigem Giftsafte; sie alle aufzuzählen ist hier kein Raum, nur noch des Seleb (Sanseviera) sei erwähnt, dessen fleischig zähe Blätter dem nubischen Nomaden das gewöhnliche Material zu den Stricken liefert, mit deren Hülfe er seine Kamele belastet. Diese Blätter sehen täuschend aus wie Nilpeitschen und rufen daher in

*) Man gewahrt auf dem Bilde ausser den Drachenbäumen auch einige Kolkual-Euphorbien, und rechts in der Ecke den Karaïb.



I. OMBET-DRACHENBÄUME. S. 24.

ihm schmerzliche Erinnerungen wach an die Kurbatsche der Türken, so oft er sie beschaut. Felsgehänge mit einer derartigen Fülle der seltsamsten Pflanzengestalten bekleidet und zugleich in solch buntem Wechsel durcheinander, wie in diesen Bergen, gewähren ein Bild von unbeschreiblich fremdartigem Reize, wie es sich die Phantasie des begeistertsten Succulentenzüchters nicht bizarrer zu gestalten vermöchte.



Blüte des Lassav (Capparis galeata).
½ nat. Gr.

Eins der merkwürdigsten Gewächse ist hier auch der Lassav, ein Capper-Strauch in vergrössertem Massstabe, dessen morphologisch höchst interessante Blüte ohne Beispiel ist an Fremdartigkeit. Die beigefügte Abbildung gibt eine Vorstellung von der seltsamen Misgestalt der Blumenblätter,

von denen zwei in dem einen sackartig erweiterten Kelchblatte stecken, wie zwei Tücher in einer Tasche.

Dieser reiche Vegetationsschmuck ist indess nur den zum Meere gekehrten Abhängen des Küstengebirges eigen, auf der andern Seite, sobald man den zweiten Pass hinter sich hat, sind die Felswände nackt, und nur die Tiefe der Thalsohle hüllt sich in ein desto üppigeres Gewand. Akazien, zu einem lichten Hain zusammengeschart, und riesige grasgrüne Boskets von Salvadora stechen wie Schüsseln grünen Salats aus dem freudlosen Raum der Umgebung hervor. Der feuchte Hauch des Meeres dringt nicht bis hierher vor, um die nackten, stets glühenden Steinmassen zu bekleiden. So beschaffen waren die Thäler, in welchen wir am Morgen des dritten Tages dem vorläufigen Ziele unserer Wanderung entgegenschritten. Gegen Mittag hatten wir nach neunzehnstündigem Marsche Singat erreicht, die Sommerfrische der Suakiner Stadtbeduinen.

Das Thal von Singat hat die Breite von einer Wegstunde und wird durch zwei hohe, der Meeresküste parallel gestellte Bergketten eingeschlossen, die von zahlreichen Vorhügeln umlagert erscheinen. Auf der breiten sandigen Thalsohle fanden sich an 500 jener seltsam geschweiften Beduinenzelte errichtet, deren Form sich am besten mit dem Bruststück von gebratenem Geflügel vergleichen lässt. Hier verbringt der vierte Theil der Stadtbevölkerung, gegen 3000 Seelen, die durch Regen erfrischte Jahreszeit. Später, wenn die Bergthäler von neuem verdorrt und ihrer Weide beraubt erscheinen, werden diese beweglichen Wohnsitze nach der Stadt verlegt, da die Kamele und Ziegen, welche den Leuten zum Unterhalt dienen, alsdann eher an den der feuchten Seeluft ausgesetzten Gehängen wenige Stunden vor der Stadt ihren Weidegang halten können.

Ich traf Muntass-Bey, den Gouverneur von Suakin, in seiner Villegiatur, die in einer Sammor-Akazie mit riesig ausgebreiteter Schirmkrone bestand. Im Schatten dieses

ebenso luftigen als geräumigen Daches wurde das gemeinschaftliche Mittagessen eingenommen. Einige Zelte in der Nachbarschaft dienten als Zufluchtsstätte beim Regen. Ein solcher stellte sich auch noch im Laufe desselben Tages mit aussergewöhnlicher Heftigkeit ein und verwandelte die Mitte des Thales in einen rauschenden Bergstrom von 200 Schritt Breite, dessen Fluten drei volle Stunden lang dem Meere unter heftigem Wogenschwall zueilten. Ich fand Schutz in einer der aus Steinklötzen und Lehm aufgemauerten Wachtstuben, welche die am Platze befindliche Garnison von 200 Baschibozuks beherbergten. Die Temperatur erlangte infolge des Regens eine erquickende Frische und den folgenden Morgen begrüsste ich mit + 16° R.

Während ich in Singat Station machte und mittags unter dem grossen Baume des Gouverneurs stets offene Tafel fand, welche weniger die Kunst des Wüstenkochs als vielmehr ägyptische Vorsänger, die der Bey unter seiner Suite hatte, mit originellen Einfällen würzten, waren die in Suakin gemietheten Kamele nach benachbarten Thälern auf die Weide geschickt worden, um sich für die bevorstehenden Strapazen zu stärken. Die Kameltreiber eilten daher keineswegs mit dem Aufbruche, hatte doch die Zeit für sie nicht den geringsten Werth. Ein fünftägiger Ausflug in die hohen Berge von Erkauit, 8—10 Stunden im Südosten von Singat, erschloss die Pflanzenschätze dieses noch von keinem Reisenden betretenen nördlichsten Ausläufers des abyssinischen Hochlandes meinem Studium, es war eine äusserst genussreiche, Leib und Seele stärkende Tour.

Erkauit ist eine zweite Sommerfrische der Suakiner. Das Thal, in welchem die Zelte aufgeschlagen waren, heisst Harrasa und bietet die ganze Flora des abyssinischen Hochlandes in bewundernswerther Ueppigkeit und Fülle zur Schau. Euphorbien und Drachenbäume bekleiden in nur nach Millionen abzuschätzender Menge die Berge, deren Gehänge in der Ferne dadurch ganz das Aussehen erhalten, als wären

sie mit ebenso viel schwarzen Punkten bedeckt. Unter zahllosen, meist kuppenförmig gestalteten und mit reizender Laubfülle geschmückten Vorbergen von Granit ragt eine gewaltige, sanft abfallende Bergmasse hervor, welche wahrscheinlich die höchste Erhebung innerhalb des Gebiets von Suakin und des zunächst der Küste verlaufenen Gebirgsstockes darstellen mag. Die 5164 Par. Fuss Meereshöhe erreichende Spitze wurde von mir bestiegen und bildete den Glanzpunkt meines Ausflugs. Fast unbeschränkt eröffnete sich mir daselbst der Blick über das endlose Meer, dessen Küstencontouren in klaren Linien vor meinen Augen ausgebreitet lagen. Es war ein Hochgenuss im reinen Aether dieser Höhen. Das ganze verworrene Bergsystem der Küstengegenden lag wie auf einer Landkarte gezeichnet zu meinen Füssen. Auf 70 Meilen im Umkreise erkannte ich deutlich die einzelnen Massen, wobei die mir von frühern Besuchen her bekannten Spitzen als Wegweiser zur Orientirung dienten.

Auf den Höhen dieser Küstengebirge ermöglichen besonders günstige meteorologische Verhältnisse eine üppigere Entwickelung der Vegetation als in allen benachbarten Berggegenden des südlichen Nubiens, welche eine geringere Erhebung besitzen. Am deutlichsten sprach hierfür die Menge des jeden Ast und Zweig behängenden Bartmooses (Usnea), die Häufigkeit der schwefelgelben Flechtenlager auf allen Felsblöcken, sowie die Bildung üppiger Moospolster, welche die Berge von Erkauit auszeichnete. Moose fehlen sowol im eigentlichen Aegypten als auch in Nubien, kaum die Gräben und Erdspalten des Nilthals haben welche aufzuweisen, da ein das ganze Jahr hindurch vorhandenes Mass von Luftfeuchtigkeit zu ihren Existenzbedingungen gehört, welches daselbst nicht dargeboten wird.

Bei Erkauit fand ich auch den wilden Oelbaum wieder, welchen ich bereits einige Jahre zuvor am hohen Elba-Berge entdeckt hatte. Ich betrachte die daselbst in Gestalt kleiner Sträucher, noch häufiger aber, gerade wie er sich heute in

verwildertem Zustande auf den Küstengebirgen des Mittelmeeres zeigt, als Krüppelgestrüpp mit buxusähnlichem Laub angetroffene Form als die Stammart des europäischen Oelbaums, da die verglichenen Exemplare eine vollkommene Identität darthun. Der Oelbaum gilt bekanntlich wie der Feigenbaum für ein Gewächs des südlichen Vorderasiens, welches semitische Völker im grauen Alterthum veredelten und zu reichem Fruchtertrage züchteten. Im mehr continentalen Asien fehlte diese Cultur stets. Zu Homer's Zeiten war der Oelbaum noch wild auf den Inseln des Griechischen Archipels, wo er jetzt wie an den syrischen Küsten nur noch in veredeltem Zustande angetroffen wird; hier am Rothen Meer aber ist Alles unverändert geblieben seit Tausenden von Jahren, und der classisch berühmte Baum der Mythe und des Gesanges träumt daselbst noch seine frühesten Jugendträume. Eine mehrere Meilen breite, nackte Geschiebefläche von schwarzen Hornblendegesteinen scheidet das System der Erkauitberge von denjenigen, welche das Thal von Singat auf der Ostseite begrenzen. Die breiten Rinnsale, welche dazwischen verlaufen, geben dem Besucher eine Vorstellung von den massenhaften Wasserzügen, die gelegentlich aus jenen Höhen dem Meere zuströmen. Alle diese nur periodisch und für wenige Stunden im Laufe des ganzen Jahres wasserführenden Sandbetten sind indess für einige Monate zum Kornbau wohlgeeignet. Dessenungeachtet fanden sich hier nur geringe Culturen von Sorghum (arabisch: Durra), da es an Anbauern fehlt und die trägen Nomaden kein Verständniss für Bodenbau besitzen, obgleich Hungersnoth in besonders dürren Jahren, wenn die Heerden nirgends mehr ausreichende Weide finden, eine sehr häufig wiederkehrende Landplage in diesen Gegenden zu sein pflegt. Im Jahre vor meinem letzten Besuch waren in den Singat benachbarten Thälern allein 70 Menschen buchstäblich Hungers gestorben, nachdem sie vergeblich wochenlang ihr Leben durch Verzehren von wildem Portulak zu erhalten bemüht gewesen.

Rinnsale mit einem für mehrere Monate ausreichenden Vorrathe von Grundfeuchtigkeit bieten, auch ohne thalartig von Höhen umschlossen zu sein, das Ideal der arabischen Bezeichnung „el uadi". Trostlos zur dürren Zeit, bekleiden sich ihre ebenen Sandflächen nach den ersten Regen mit üppigstem Flor, und frisch aufschiessende Gräser lassen sie anfänglich bei der kugelartigen Polstergestalt ihrer Rasen wie mit Tausenden feiner Pünktchen betüpfelt erscheinen; daraus werden alsdann continuirliche hellgrüne Flächen, und die ganze Niederung gewinnt das Aussehen eines wogenden Kornfeldes. Halbwegs zwischen Singat und Erkauit hielten wir in einem solchen Uadi, welches den romantischen Namen Ssarrauib führte. Welch ein Anblick! Grün, gelb und roth, nichts Anderes war zu erblicken. Was soll ich von den anmuthigen Laubdächern der Schirmakazie, was von der Blütenfülle der abyssinischen Aloë sagen, welche die sonst so öden Sandniederungen zu lachenden Gärten umgestalten. Grün war das Tabbes-Gras und die Akazien, gelb und roth waren die Aloë, und diese hier in solcher Menge und so dicht nebeneinander gedrängt, dass ich unwillkürlich an die Pracht niederländischer Tulpenfluren erinnert wurde. Solche Gärten aber lagen inmitten einer trostlosen schwarzen Steinwüste. Die Wüstenreise übt einen ganz besondern Reiz dadurch aus, dass sie, reich an Extremen, Entbehrung und Genuss, Tod und Leben hart nebeneinander an den Augen des Wanderers vorbeiführt und sein Gemüth auch für die kleinsten Wohlthaten der Natur empfänglich macht, denn jeder Genuss ist an Entbehrungen geknüpft. Mit Schätzen reich beladen kehrte ich nach Singat zurück, wo ich noch bis zum 21. September verblieb. Ich hatte während dieses Aufenthaltes wiederum häufig Gelegenheit, meine alten Freunde, die Suakiner, in ihrem häuslichen Treiben genauer zu beobachten.

Die Küstenländer zu beiden Seiten des Rothen Meeres bieten eine auffällige Uebereinstimmung dar, die sich nicht nur in den physikalischen Verhältnissen ausprägt. Auch

die Menschen in ihrem Dichten und Trachten sind dieselben, so verschieden auch die echten Aethiopier, d. h. die Bischarin, Hadendoa, Beni-Ammer u. s. w. nach Sprache und Abstammung von den echten Arabern sein mögen (denn Araber kann man jene nur in dem Falle nennen, wenn man dieses Wort nach dem Sprachgebrauch derjenigen Völker angewendet wissen will, mit welchen sie manche Forscher identificiren möchten; — Arab oder Bedaui nennt man die Nomaden im Gegensatze zu den Ansässigen), derselbe Hauch des Nomadenlebens durchweht alle ihre Einrichtungen. Sie sind Völker der Wüste, wandernde Hirten, und beziehen ihr Korn von auswärts, wenn sie desselben überhaupt bedürfen. Selbst das städtische Leben der Araber ist überall ein halbes Lagerleben. Sehr bezeichnend für diese Thatsache, welche die Küstenstädte des Rothen Meeres in so hohem Grade darthun, ist der Umstand, dass noch heute auf Malta, also derjenigen arabischen Colonie, welche in unsern Tagen die höchste Culturstufe erreicht hat, die von diesem vorzüglich begabten und thatkräftigen Völklein bewohnten stadtartigen Dörfer mit derselben Bezeichnung benannt werden, welche anderwärts für Nomadenlager in der Wüste gebräuchlich ist. Halb Suakin ist ein solches Wüstenlager, und seine Bewohner nenne ich daher Stadtbeduinen.

Diese Stadtbeduinen sind Leute, die sich von denen der Berge nur dadurch unterscheiden, dass ihre Toga meist ein tadelloses Weiss zur Schau trägt, während die echten Söhne der Wüste die Grundfarbe ihres einzigen, nie gewaschenen Umschlagetuchs infolge des anhaltenden Lagerlebens längst mit der landschaftlichen Stimmung ihrer Umgebung in Einklang gebracht zu haben pflegen, welche in einem bräunlichen Grau besteht. Viele bildschöne Gestalten von tadelloser Regelmässigkeit der Züge finden sich unter diesen schwarzbraunen Beduinen, während eine bewunderswerthe Würde und Eleganz jeder ihrer Bewegungen eigen ist. Wie die Bewohner von Hedschas und Jemen kauen sie

Schnupftaback und kennen eine Unzahl den Bergbeduinen unbekannter Genüsse; im allgemeinen aber haben sie das gleiche Lebensziel und denselben Zweck des Daseins stets vor Augen, welcher darin besteht, möglichst wenig zu schaffen, viel zu schlafen, Ziegenmilch zu trinken und Schaffleisch zu essen, dann schliesslich noch möglichst viel Mariatheresienthaler zusammenzuscharren. Das letztere wird ihnen natürlich durch ihr Nichtsthun schwer. Schwarze Sklavinnen an Stelle von Eseln, die in Suakin zu viel Unkosten an Futter bereiten, sind ihnen unentbehrlich, um das Wasser vom Brunnen zur Stadt zu tragen. Wer funfzig Thaler im Sack und ausser dem Wasserweibe noch einen Sklaven besitzt, ist ein grosser Herr und verwendet viel Sorgfalt auf den üppigen Putz der Frisur. Wenn er nicht schläft, das heisst in den kühlern Morgen- und Abendstunden, geht er spazieren, stets barhäuptig und mit hochaufgethürmtem Toupet, unterwegs hier und da Gespräche anknüpfend und sich das Ansehen eines wichtigen Rathgebers ertheilend. Wird es in Suakin zu heiss und wollen die Ziegen keine Milch mehr geben, nachdem auch das letzte Kraut verzehrt und der letzte Tundup (Sodada) von den Kamelen bis an die Wurzel abgeweidet ist, dann verlassen diese Leute die mit Spinnengeweben erfüllten Dornhecken ihrer Gehöfte, packen die Akazienstäbe und Dattelmatten, welche das Zelt darstellen, zusammen und ziehen in die ihren Familienrechten zukommenden Weidegründe der Berge. Ihnen nach folgen die türkischen Soldaten, welche Kurbatsch schwingend durch die Thäler streifen, um die nach dem Viehstande bemessenen Abgaben einzutreiben, als Gegendienst aber dafür jederzeit angewiesen sind, auch in die entlegensten Gebirgseinöden entwichene Kameldiebe wieder einzufangen.

Als am 21. September die Weiterreise zum Nil, einer Strecke von noch 175 Meilen, angetreten wurde, hatte sich meine kleine Reisegesellschaft, welche ausser den Kameltreibern nur aus einem Berberiner und einem aus Europa

mitgenommenen Hunde bestand, durch zwei junge Mekkapilger vermehrt. Ich konnte erst in Chartum meine eigentliche Begleitung organisiren, da die in Aegypten sich darbietenden Diener zu verweichlicht und untauglich für derartige Reisen in Centralafrika erschienen. Für den bevorstehenden sechzehntägigen Marsch durch menschenleere Gebirgseinöden war mir daher der Zuwachs dieser beiden Schwarzen sehr erwünscht. Ihre Bewaffnung bestand in einem türkischen Säbel, und dieser im Verein mit meinem Handgewehr schien vollkommen ausreichend zum Schutze gegen dieselben Eingeborenen, welche Samuel Baker vor einigen Jahren so erfolgreich mit Hülfe eines Sonnenschirms zu bekämpfen gewusst hatte, dass ein grosser Haufe freiwillig vor ihm die Waffen streckte. Um gegen nächtliche Diebe gesichert zu sein, reichte die Wachsamkeit des Hundes aus, welcher in der That bei zwei verschiedenen Gelegenheiten meine kleine Karavane noch rechtzeitig alarmirte.

Minder erwünscht war mir die Begleitung eines widerwärtigen alten Fanatikers, welcher, von zwei Frauen gefolgt, sich auf der Rückreise von den heiligen Stätten des Ostens zu seiner im fernsten Westen gelegenen Heimat befand. Er war ein Priester aus Kano in Haussa, und wenn er von den Wundern der Welt berichtete, die er auf seinen weiten Wanderungen geschaut, so wusste ich ihn stets zu corrigiren, denn ich hatte Alles weit besser gesehen als er. Ich imponirte ihm gewaltig durch meine geographische Kenntniss des westlichen Sudan, und nach den Details, welche ich aus jenem Lande anzugeben vermochte, musste er schliesslich selbst daran glauben, ich sei wirklich dagewesen. Unsere Freundschaft wurde aber in der Folge durch den beständigen Lärm und Streit, den seine Weiber verursachten, unmöglich gemacht und erlitt gar bald ein klägliches Ende, als ich mit der übernommenen Rolle eines Beschützers bedrängter Unschuld in den Vordergrund trat. Von den beiden Frauen des Priesters war nämlich die eine ihrem Manne bereits von

seiner Heimat her als treue Begleiterin gefolgt, sie sah sich nun durch eine andere, der er sich am Grabe des Propheten angetraut, verdrängt und um jeden fetten Bissen, um jede harmlose Freude auf das Schnödeste beeinträchtigt; daher stritten sich beide beständig und lagen sich buchstäblich in den Haaren. Der Mann selbst nahm stets Partei für die neue Frau und mishandelte die alte. Zuletzt war es mir zu viel gewesen, tagtäglich Zeuge dieser empörenden Scenen zu sein, und ich war über den alten Sünder hergefallen, ihm Begriffe von Frauenrecht und Frauenwürde beizubringen, damit er es seinen Landsleuten in Haussa berichten konnte, wie wir darüber dächten. Der gleichgültige Blick der Kameltreiber, der noch gleichgültigere der Kamele, dazu ein unerschütterlicher Ernst glühender schwarzer Felswände waren die einzigen Zeugen dieser tragischen Scene. Wer durch Wüsten zu reisen hat, hüte sich daher vor solchem Gesindel und unnützem Gefolge; schon des knapp zugemessenen Schattens wegen ist eine grössere Gesellschaft mislich, da man an den Rastplätzen nicht immer Zeit hat, ein Zelt aufzuschlagen, und sich mit den wenigen grössern Bäumen behelfen muss, welche in den Thälern vorhanden sind.

Ein starkes Ansteigen des Pfades führte in kurzer Entfernung und westlich von Singat zur Wasserscheide zwischen Nil und Rothem Meer. Die Uebergangsstelle stand wenig an Höhe hinter den Pässen auf der Suakiner Seite zurück. Wir stiegen dann zu einem von prächtigen Weideplätzen erfüllten, sehr breiten Uadi hinab, welches, O-Mareg genannt, eine dritte Sommerfrische der Suakiner darstellte. In der Mitte des grünen, 2 Meilen breiten Thales waren einige funfzig Zelte errichtet, auch ein türkischer Wachhauptmann mit einigen Soldaten befand sich zur Wahrung der Regierungsinteressen am Platze. Grosse Kamel-, Rinder-, Schaf- und Ziegenheerden, darunter Hunderte weidender Esel erfüllten das Thal O-Mareg, welches nicht, wie man erwarten sollte, dem grossen, periodisch sehr wasserreichen Gebirgsflusse

Langēb tributär ist, der sich mit dem Barka vereinigt, sondern direct zum Atbara, wie alle grössern Rinnsale der folgenden Wegstrecke, seinen Abfluss nimmt.

Infolge der wiederholten Regengüsse gab es zur Zeit, als diese Reise gemacht wurde, in fast allen Thälern Wasser und allerorten einen Ueberfluss an Kamelweide, die Führer wählten daher einen südlich von der gewöhnlichen Karavanenstrasse verlaufenden directern Pfad, welcher meine Karte mit manchen neuern Details bereicherte. Ueberhaupt befolgten sie, obgleich mit den eingeborenen Hirten eines Stammes, das Princip, unterwegs womöglich nirgends mit ihnen zusammenzutreffen, da sie die in der Nähe der Brunnen häufig unvermeidlichen Conflicte fürchteten, welche namentlich da zu erwarten waren, wo sie sich von meiner frühern Tour her misliebig gemacht hatten.

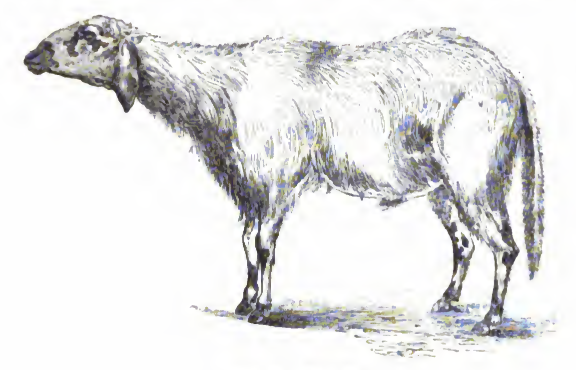
Wir überstiegen nun eine dritte Bergkette und gelangten in das grosse Uadi Amēt, welches auf der Nordseite vom Berge O-Kurr begrenzt wird, dessen kolossale Masse als Landmarke tagereiseweit nach Westen hin sichtbar bleibt. Die vorherrschenden Gesteine sind Grünsteine der verschiedensten Art, namentlich prachtvoll gezeichnete Serpentine sind häufig, und an einer Stelle des Thales erhebt sich nahe an 1000 Fuss hoch eine homogene Masse von edelstem Porphyr, durch prächtigstes antikes Roth auch an seiner Oberfläche gekennzeichnet. Aus dem Vorherrschen der Grünsteine in diesen Gebirgen, welche allerdings oft ein grasgrünes Gefüge besitzen, möge der Leser nicht den Schluss ziehen, grün sei auch die herrschende Farbe der Felswände. Dies ist durchaus nicht der Fall, vielmehr sind die meisten Gesteinarten, so verschieden sie auch auf ihrer Bruchfläche erscheinen, aussen in ein alle Nuancirungen verwischendes, einförmiges Schwarzbraun gekleidet. Ein noch wenig erklärter Process nämlich umgibt in diesen heissen und trockenen Länderstrichen alle Bruchstücke von Grünsteinen, die im Innern matt und hellfarbig sind, mit einer etwa 1 Millimeter

dicken Rinde, welche aufs Täuschendste dem glänzenden Braun der Tafelchocolade zu gleichen pflegt.

Im Uadi Amet stiessen wir, wie bei O-Mareg und Erkauit, wieder auf einige gleichsam versuchsweise angelegte, in Wirklichkeit aber die ganze Thatkraft der trägen Wüstenbewohner erschöpfende Sorghum-Felder. Einige Steinhäuschen cyklopisch primitivster Construction zeugten von der Stabilität dieses Sammelplatzes der eingeborenen Hirten. Wir wurden hier mit Milch und Fleisch reichlich versehen, da grosse Ziegen- und Schafheerden die benachbarten Thäler belebten. Die Kamelzucht wird mehr in den nördlichen Theilen des Etbai, — so heisst der ganze Landstrich zwischen Nil und Meer, welchen die Bischarin bewohnen — betrieben; die Eingeborenen meiden die Nähe der grossen Strassen, aus Furcht vor den unaufhörlichen Repressalien durchziehender Militärpersonen.

Die Ziegèn des Landes bilden eine eigene kleine Rasse und gehören der weitverbreiteten Varietät an, die man die äthiopische nennt. Sie ist von denjenigen des Nilthales auffällig verschieden, findet sich aber bei allen Nomadenvölkern des Nilgebiets wieder, bis tief in den Continent von Afrika hinein, wo die Ziegen der Dinka eine grössere Form derselben darstellen. Die äthiopische Ziege gehört zu den gewandtesten und zierlichsten Formen ihres Geschlechts; man könnte sie ebenso gut Kletterziege nennen, da sie mit Vorliebe die jungen Sprossen der Akazie abweidet und zu diesem Behufe häufig auf schräge Stämme oder niedergedrückte Aeste hinaufsteigt. Oft sieht man eine grosse Heerde um einen Baum mit hängenden Aesten geschart, und dann erscheinen diese Ziegen selten in anderer Stellung als aufrechtstehend auf den Hinterfüssen, dass man sie in der Ferne für menschliche Gestalten zu halten geneigt ist. Andere sieht man in grotesker Haltung und mit gespreizten Beinen auf den schwankenden Zweigen der Akazie sich wiegend gleichsam zwischen Himmel und Erde schweben.

In grösserer Menge als Ziegen züchten namentlich die Bischarin Schafe von einer Rasse, deren Eigenart in hohem Grade ausgeprägt erscheint. Die Etbai-Rasse schliesst sich zunächst der fettschwänzigen an, in der Summe ihrer Merkmale unterscheidet sie sich jedoch gerade durch die Dürre der Beschaffenheit des allerdings sehr langen und buschigen Schweifs. Das Vlies verdient nichts weniger als die Bezeichnung von Wolle, denn lange, derbe und straffe Haare bilden



Schaf der Bischarin.

dasselbe. Fast alle sind rein weiss, bis auf die ausnahmslos — und dies ist das Hauptrassenmerkmal — schwarz behaarten Fussknöchel und Schnauze. Der landesübliche Preis eines solchen Schafes übersteigt nie einen Mariatheresienthaler, junge Zickel kosten die Hälfte. Rinder finden sich nur in der Umgebung von Suakin und auf der Route nach Taka, südlich von der in Rede stehenden, da auf der letztern die zu ihrem Unterhalt erforderlichen Weiden infolge der geringern Regenmenge nicht das ganze Jahr in so reichem Masse dargeboten sind, als in den zum Barka-Bassin gehörigen Landschaften.

Auf der nun folgenden Strecke durchzogen wir eine von zahlreichen, tief in das Gestein und die Geschiebe eingerissenen Rinnsalen durchschnittene Hochebene. Der beträchtlichste dieser periodischen, sämmtlich nach Südwest gerichteten Wasserläufe war das Uadi Arab, welches die Dimensionen eines trockenen Strombettes darbot, mit abschüssigen, 30—40 Fuss hohen Uferwänden, deren Erklimmung unsern Lastkamelen nicht geringe Anstrengungen verursachte. Hier wuchs die Pflanze meines Namens (Schweinfurthia pterosperma), eine Art kleinblütiges Löwenkraut, in reichlicher Fülle; wie ein Gruss aus der fernen Heimat erschien mir dieser an und für sich unscheinbare Fund eines Kräutleins, welches Alexander Braun, der gefeierte Lehrer der Berliner Hochschule, mir zu Ehren benannte, ein kleines Denkmal der Erinnerung, welches nach Linné's eigenen Worten bleibender sein soll als irgend ein Denkmal in Erz oder in Marmor.

Eine Art Sattelsenkung zwischen Bergen führte uns über die an der passirten Stelle unterbrochene Kette der vierten Erhebungsparallele, welche das vielgegliederte Küstengebirge in diesem Theile von Afrika constituirt. Rechts vom Wege und nördlich davon liessen wir die über 5000 Fuss hohen Berge Wauinte und Badab liegen, in welchen dasselbe hier gipfelt. Der Weg senkte sich alsdann zu der weiten Ebene hinab, welche sich im Westen dieses Höhenzuges breit macht, und wo sich ein prächtiges Panorama den Blicken eröffnete. Zunächst gelangten wir ins Uadi Habōb, das ein 400 Fuss breites Rinnsal aufzuweisen hatte, darauf war das 2 Meilen breite Uadi Kokrēb erreicht und schliesslich das gleichfalls sehr breite Uadi Jumga; dann waren wir wieder im nächstfolgenden Bergsystem, welches den vielbesuchten Brunnen von Rauai enthält, ein Sammelplatz aller in den benachbarten Bergen umherschweifenden Nomaden, wo im Auftrage des Gross-Schech der Hadendoa von allen durchziehenden Kara-

vanen ein Tribut erhoben wird, den die ägyptische Regierung sanctionirt hat.

Meine saumseligen Kameltreiber nützten jede sich ihnen darbietende Gelegenheit aus, um die Dauer der Reise in die Länge zu ziehen. Mir war dies gleichgültig, da ich Zeit hatte und die Flora mich ausgiebigst beschäftigte; anders dagegen dachten meine Begleiter. Sie sehnten sich nach dem gepriesenen Nil, um diesem Lagerleben in wüsten Einöden ein Ende zu machen. Als schliesslich auch meine Geduld erschöpft war — bald hatten sich die Kamele verlaufen, bald bedurften sie der Atzung —, kam es zu einer förmlichen Schlacht zwischen uns vieren und dem Dutzend Beduinen, welche uns begleiteten. Stöcke, der eine türkische Säbel und ein unverwüstliches Pfeifenrohr, welches ich in meinen Händen schwang, waren die Waffen, welche unserer Seite den Sieg zuwandten. Das Weichselrohr hatte eine Anzahl patriarchalischer Hirtenstäbe zerschmettert; so war des ewigen Haltens und Weidens ein Ziel gesteckt und wir zogen weiter gen Westen. Ich gedachte dabei des Sprichwortes: Der Europäer in Indien lernt noch Geduld, oder er verliert sie, wenn er sie bereits besessen.

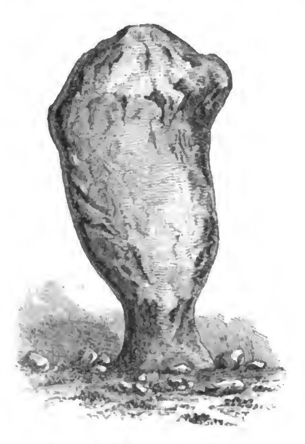
Indem wir dem graserfüllten, aber zur Zeit noch völlig wasserleeren Uadi Laëmēb folgten, kamen wir zum O-Fik, dem letzten Berge an der Route, von welchem aus eine einförmige brunnenlose Wüste sich bis zum Nilthale fortsetzt. Der letzte Brunnen war der von O-Bāk. Wir stiessen hier auf einige Bischarin-Familien, welche sich vorübergehend mit ihren Heerden in der Nähe der Brunnen aufzuhalten und nach dem ersten Regen ein ziemlich ausgedehntes Terrain mit Sorghum zu besäen pflegen. Schön entwickelte ausdrucksvolle Züge fanden sich unter den Köpfen der Männer, welche den unserigen ungleich mehr ähneln, als die der Bewohner des Nilthals. Hässlichere Wesen aber als die Weiber dieser Nomaden kann es nicht leicht auf dem Erdboden geben. Ich rede natürlich nur von denjenigen, welche bereits den

ersten Frühling ihres Lebens hinter sich haben; sie sind über alle Begriffe mager und so skelettartig wie ihre Ziegen, wollte man jene der Haare entkleiden, welche noch einigermassen die Körperformen abrunden. Nichts zu dem Allen ist ihnen eigen von jener naturwüchsigen Appetitlichkeit der Wilden, welche im übrigen die Wüstenkinder erscheinen lässt wie saubere Gazellen, die sich doch nie baden; vielmehr sind sie mit allen menschlichen Unannehmlichkeiten behaftet, mit Zahnlosigkeit, fadenscheinigem Haargeflecht, neugierigem und geschwätzigem Wesen, in einem Worte der verkörperten Summe der Gebrechen einer alten Frau.

Es bedurfte eines angestrengten Marsches von 20 Stunden, um von hier aus den ersten Brunnen am Rande des Nilthals zu erreichen. Die jetzt aus zahllosen, nebeneinander daherlaufenden Pfaden gleich Viehtriften gebildete Strasse (auf freier Fläche marschiren die Lastkamele nicht hinter-, sondern nebeneinander in geschlossener Phalanx) durchschnitt in geradliniger westsüdwestlicher Richtung eine einförmige, nur von vereinzelten Sandrinnsalen durchzogene Geschiebefläche. Hin und wieder boten Hügelgruppen am Horizont dem Auge einige Ruhepunkte dar.

Von O-Bak aus mussten zunächst die sich im Westen der Brunnen hinziehenden Dünen passirt werden, welche, die einzigen auf dieser Wüstenreise, von reinstem Flugsand steil und haushoch aufgeweht, den Lastkamelen grosse Beschwerden verursachten. Aus der starren Einöde der mit schwarzen Geröllmassen bedeckten Ebene ragt weiterhin eine kleine Granitmasse einsam hervor, welchen die Beduinen mit dem zufällig so bezeichnenden Namen Eremit belegen. Eine Stunde davon entfernt gewahrt man zur Rechten der Strasse einen isolirten, aufrecht gestellten Granitfelsblock, welcher als echter Markstein einen jener weithin sichtbaren Anhaltspunkte gewährt, welche das durch die Langeweile der Wüstenreise erschöpfte Auge des Wanderers so dankbar begrüsst. Es ist ein seltsam geformter natürlicher Stein-Obelisk von

35 Fuss Höhe, dessen Gestalt einer verkehrt gestellten Birne oder Feige gleicht. An seiner Basis ist der Block eng zusammengeschnürt und offenbar durch die Action des vom Winde aufgewirbelten Sandes an dieser Stelle im Laufe der Zeit abgeschliffen. Beistehende Zeichnung ist sorgfältig nach der Natur aufgenommen. Dieses Monument, das sich die Natur selbst setzte, nennen die Eingeborenen Abu-Odfa, Urbild der Odfa, dies ist der Name der mit einem Baldachin



Abu-Odfa, ein Monument der Natur.

überdeckten Kamelsättel der Frauen. Aehnlich geformte kleinere Steinblöcke finden sich übrigens nicht selten an verschiedenen Stellen der Strasse.

In der grasreichen Niederung Abu-Kolöd, wo sich infolge der letzten Regen grosse Pfützen gebildet hatten, wurde das vorletzte Nachtlager bezogen. Diese Depression ist dadurch ausgezeichnet, dass sie unter dem Niveau des Nils bei Berber liegt, während der folgende Rest des Wegs wieder ansteigt. Das letzte Uadi heisst Abu-Selem; es glich zu jener Zeit

einem ununterbrochenen Sorghum-Felde, und sein fruchtbarer Boden wurde bereits von den arbeitsamen Bewohnern des Nilthals, indess nur periodisch infolge der Regen, bebaut. Am 7. October endlich hielten wir unsern Einzug in die Stadt Berber, wo ich in kürzester Frist eine Barke gefunden hatte, auf welcher die Weiterreise nach Chartum statthaben sollte.

Während ich bis zu meiner Einschiffung in Berber am Nilufer campirte, war ich unbewusst einer grossen Gefahr ausgesetzt gewesen. Ohne mein Wissen nämlich hatte der Dongolaner, welcher mich als Diener begleitete, um auf die sicherste Art die verbotenen Waaren eines griechischen Händlers den Blicken der Ortspolizei zu entziehen, eine kolossale Menge Pulver und andere Explosivstoffe unter meinem Zelte verborgen, in welchem ich, während der Diener, die Stadt zu besuchen, abwesend war, arglos Feuer auf dem lockern Sandgrunde angefacht hatte, um meinen culinarischen Obliegenheiten nachzukommen.

Mein alter Bekannter, Herr Lafargue, welcher, in Berber als Kaufmann ansässig, daselbst dem französischen Viceconsulat vorstand und selbst ein erfahrener Reisender in den obern Nilregionen war, empfing mich mit jener herzlichen Gastfreundschaft, welche ausser mir noch mancher andere müde Wüstenwanderer erfahren, und die Samuel Baker so bezeichnend mit den Oasen in der Wüste vergleicht. Hier bedarf es nicht erst der Empfehlungsbriefe, wie bei uns in Europa, wo man unter hohlen Redensarten Schmeicheleien austauscht und im Herzen dabei das Gegentheil denkt, wo man noch im günstigsten Falle mit einem langweiligen Diner abgefüttert wird, nein! hier in Sudan begegnen uns die Leute, denn alle sind Landsleute, mit ungezwungener Liebenswürdigkeit und bringen mit der Hand auch das Herz entgegen. „Was mich am meisten freut, das ist die Leichtigkeit, mit welcher Sie in diesem Lande reisen; Sie kommen, Sie gehen, Sie kehren wieder, als handle es sich um einen

Spaziergang." Mit diesen Worten empfing mich Lafargue. Vergnügt schieden wir von einander, — ich sollte ihn nicht wiedersehen.

Ueber den letzten Theil der Reise nach Chartum, welcher die Fahrt auf dem Nil umfasst und der bereits aus den Reisebeschreibungen anderer zur Genüge bekannt sein dürfte, kann ich selbstverständlich nicht viel Neues bringen. Durch gänzlichen Windmangel wurde der grösste Theil dieses Abschnitts der Reise so ausserordentlich verzögert, dass ich 16 Tage brauchte, um mein vorläufiges Ziel zu erreichen. Auf der ersten Hälfte bis Schendi und Matamma, den einzigen namhaften Städten auf dieser Strecke, bietet die Uferlandschaft wenig Anziehendes dar und erinnert in hohem Grade an das ägyptische Nilthal, nur die Mündung des Atbara und die berühmten Pyramiden von Meroë gewähren ihr an zwei Stellen einen grossartigen Hintergrund.

Matamma ist eine volkreiche, aber über alle Massen langweilige und nüchterne Stadt. Die aus Nilerde erbauten unansehnlichen Gebäude sind ohne irgend welche Regelung gleich riesigen Termitenbauten zu einem grossen Haufen zusammengedrängt, und nicht ein einziger Baum spendet Schatten in den wüsten von Schutt erfüllten Gassen der Stadt. Die Langeweile und die Windstille, welche uns hier zum Liegenbleiben nöthigten, brachten meinen Diener Arbāb auf allerhand unnütze Gedanken. Er entnahm von mir einen Theil seines Lohnes und heirathete aus befreundetem Familienkreise an Ort und Stelle. Die Neuvermählte wurde alsdann zwei Tage später von neuem sich selbst und ihren Verwandten überlassen, um gleichsam auf Lager gelegt der nach Jahr und Tag zu erwartenden Rückkehr des Gatten zu harren. In Chartum wiederholte der bereits mehrmals vermählte Arbāb das Nämliche. Ländlich, man möchte fast sagen, sittlich! —

Die zweite Hälfte der Nilfahrt war indess reich an landschaftlichen Schönheiten. Besonders gilt dies für die Strom-

inseln, welche in der ganzen Ausdehnung der sechsten Katarakte von der Insel Marnad bis zu der 500 Fuss hohen Berginsel Raujan in so erstaunlicher Menge auftreten, dass Niemand ihre Anzahl kennt, und die Schiffer sie daher schlechtweg die 99 Inseln nennen. Diese Partie bietet dem Reisenden bezaubernde Bilder dar und führt seinem staunenden Auge Uferscenerieen vor, welche schöner keine Stromreise darzubieten vermag. Prächtige Baumgruppen von drei verschiedenen Akazien, in Verbindung mit den Dickichten des Christusdornenbaums, stellenweise förmlich erdrückt von überwuchernden Laubgehängen verschiedener Schlinggewächse, lassen die in unzählbarer Menge über die Wasserfläche gesäeten Inseln wie üppig grüne, unentwirrbare Knäuel erscheinen. Wildromantisch und lebhaft an das Bingerloch erinnernd ist dagegen die Ssabluhk genannte Thalklemme, wo sich der Nil, zu einem schmalen Bergstrome eingeengt, durch mehrere Hundert Fuss hohe, nackte Granitwände hindurch zu zwängen hat.

Um so überraschender erschien die imposante Breite, welche der Nilstrom oberhalb dieser Katarakten aufweist, und wo er sich in einer Majestät entfaltet, die er in Aegypten längst eingebüsst hat. Die Gewässer des Blauen und des Weissen Nils bleiben unterhalb ihres Vereinigungspunktes noch viele Meilen weit sichtbar voneinander geschieden; es ist daher in hohem Grade wahrscheinlich, dass zu gewissen Zeiten das Niveau des vereinigten Stroms an beiden Ufern eine Differenz von mehrern Fuss aufweisen möchte; die projectirte Errichtung eines Nilometers müsste mithin weit unterhalb platzgreifen, um mit Hülfe des Telegraphen sichere Berichte über seinen Stand nach Kairo gelangen lassen zu können.

Höchst trübselig erscheint der Anblick des Landes, höchst beklagenswerth sind die gegenwärtigen socialen Zustände im gesammten nubischen Nilthale. Im Laufe der letzten zehn Jahre war es mit ihnen, zunächst als Folge der

vermehrten Besteuerung und verminderten Production, immer schlimmer und schlimmer geworden. Dem flüchtigen Blick des Reisenden erschliesst sich allerdings nur ein kleiner Theil dieses festgewurzelten Elends, er gewahrt nur die Folgen, ohne sich über die Ursachen Rechenschaft geben zu können, er vermag sich somit aus den widersprechenden Angaben der Einwohner kaum ein klares Bild von der wahren Lage des Landes zu gestalten. Andererseits gewähren ihm die Klagen der Landleute nur eine unvollständige Vorstellung von den Zuständen, wenn er nicht zugleich die Einwände berücksichtigt, welche die Regierung dagegen zu erheben berechtigt erscheint. Nur gründliche Landeskenntniss, verbunden mit Localstudien, wäre im Stande, dieselbe zu ergänzen. Factum trotz alledem bleibt, dass die Cultur des Bodens in bedenklicher Weise Rückschritte macht, die Theuerung allenthalben zunimmt und Nothstände immer häufiger werden, wie es das letzte Elend vor zwei Monaten, kurz vor der diesjährigen Ernte gewesen, wo der Marktpreis für die Rup Sorghum-Korn (ein Mass von 7½ Liter oder etwa 5 Oka an Gewicht) bis auf einen Mariatheresienthaler gestiegen war. Schon vor drei Jahren zeigte man mir grosse Dörfer, welche infolge der Auswanderung ihrer Einwohner völlig verödet dalagen; diesmal traten mir dergleichen sprechende Zeugen der Noth noch häufiger vor die Augen, namentlich in der Gegend zwischen Damer und Schendi, wo die Bevölkerung im Grossen und Ganzen durch die überhandnehmende Auswanderung alarmirt erschien. Die Unverheiratheten ziehen nach Chartum, um sich als sogenannte Soldaten von den Handelsleuten am obern Nil anwerben zu lassen. Die ältern Leute hingegen verlassen ihre Culturen und suchen mit einigen Schafen oder Ziegen in den Steppen und Wüsten als Hirten ein kärgliches Nomadenleben zu fristen.

Am 1. November um die Mittagszeit hatten wir endlich Chartum erreicht und wir landeten an dem mit Hunderten

von Barken besetzten Ufer. Der deutsche Viceconsul am Platze, Herr Duisberg, der mir bereits bei meinem letzten Besuche viel Liebes erwiesen, empfing mich aufs Gastlichste in seinem schönen und geräumigen Hause, wo ich mich noch zu guter Letzt für die bevorstehenden Strapazen pflegen und stärken sollte.

ZWEITES KAPITEL.

Guter Empfang in Chartum. Djafer Pascha, der Generalgouverneur. Contract mit Ghattas. Herr W. Duisberg. Der Elfenbeinhandel von Chartum. Chartumer Besitzungen in den Negerländern. Abfahrt von Chartum. Die Bemannung der Barke. Construction der Chartumer Barken. Die erste Nacht auf dem Weissen Nil. Charakter der Landschaft. Oestliche Bespülung der Ufer. Zwei Bullen für 5 Thaler. Fruchtbarkeit des westlichen Uferlandes. Akazienwaldungen. Rindermenge der Hassanieh. Häufigkeit der Nilpferde. Gänse und Enten im Ueberfluss. Beginn der Wildniss. Das Ambatschholz. Der erste Unglückstag. Ueberrennung durch einen wilden Büffel. Die Baggara-Araber. Begrüssung von Glaubensbrüdern. Der Berg Njemati. Nächtliche Plaudereien über Pygmäen. Heimat ägyptischer Culturpflanzen. Büffel alarmiren ein Lager der Baggara. Der Räuberhauptmann Mohammed Cher. Eindrücke beim ersten Anblick von Wilden. Die Barke wird von Bienen überfallen. Schreckliche Qualen. Bremsen und Tsetze. Riesenschnecken. Ein Mann trägt drei Kähne. Reparatur der Raa. Uebergehung von Stein- und Bronzezeit. Faschoda, der südlichste Waffenplatz des ägyptischen Reichs. Funfzehn Schilluck auf einen Schuss. Ausgelassenheit der Leute. Spitznamen. Gewehre gehen los. Die afrikanische Riesenschlange.

In Aegypten war in wohlunterrichteten Kreisen die Ansicht verbreitet gewesen, die Regierung suche principiell allen Forschungsreisenden, welche in das obere Nilgebiet vorzudringen beabsichtigten, Hindernisse zu bereiten, um den ihr stets lästigen Berichten von Augenzeugen vorzubeugen, welche unerquickliche Details über das sich ihrem Einflusse entziehende Treiben der Chartumer in jener ergiebigsten Domäne des Sklavenhandels, zu dessen Unterdrückung allerdings ihre Kräfte nicht ausreichen, vor die grosse Welt

bringen möchten. So hatte ich kleinlaut und aller Illusionen baar die Reise angetreten, sehr in Zweifel über die Tragweite der mir eingehändigten Ordres an den Generalgouverneur von Chartum, welcher damals noch alle unter ägyptischer Hoheit stehenden Provinzen des Sudan, oberhalb der ersten Katarakten, mit ganz ausserordentlichen Vollmachten verwaltete.

Um so freudiger war meine Ueberraschung, als ich mich in Chartum alsbald nach meiner Ankunft durch den Besuch des daselbst allmächtigen Djafer-Pascha geehrt und bereits nach den ersten Gesprächen desselben zu der sichern Hoffnung berechtigt sah, dass diesmal die Localregierung entschlossen sei, alles aufzubieten, um einer wissenschaftlichen Reise ihren nachhaltigsten Schutz angedeihen zu lassen.

Als darauf im grossen Divan des Gouvernementgebäudes mein Empfehlungsbrief der Akademie, vom Leibarzte des Generalgouverneurs in fliessendes Arabisch Satz für Satz übersetzt, zur Verlesung gelangte, erklärte der Pascha vor aller Welt, er wolle der Wokil, d. h. der Sachwalter der Berliner Akademie sein, an ihm solle es nicht fehlen, um meiner Reise den nöthigen Vorschub zu leisten. Wie getreu er sein Versprechen gehalten, ist bekannt, und ihm auch dafür der Dank der Akademie der Wissenschaften in würdiger Form übermittelt worden.*) Djafer war ein alter Fregattenkapitän aus Mehemed Ali's grosser Zeit, ein kenntnissreicher Mann, und mir bereits von der ersten Reise her, als er noch als Gouverneur von Oberägypten fungirte, wohlbekannt. In seinem Hause sah man Kartenwerke und anatomische Atlanten aufgehängt, es fehlte ihm mithin nicht an richtigem Verständniss und wirklichem Interesse für die Zwecke meines Unternehmens. Hoffentlich, so sprach der Pascha, erzielt deine Reise auch manches, was für das Reich von materiellem Nutzen sein könnte, wirst du alsdann es uns mitzutheilen

*) Djafer Pascha erhielt ein kunstvoll ausgeführtes Dankschreiben dieser Körperschaft; zu gleicher Zeit ernannte die Gesellschaft der naturforschenden Freunde in Berlin ihn zu ihrem Ehrenmitgliede.

so freundlich sein und es uns nicht vorenthalten? Hierauf erwiderte ich: Da die königliche Akademie nicht Handel treibt, so wird Alles, was ich an Neuem aus Afrika heimtrage, nur dazu dienen, der Welt von Nutzen zu sein im Grossen und Ganzen, mir zum Ruhm, Eurer Excellenz zur Ehre und dem Vicekönig, Aegypten zum Gewinn. Deine Rede ist gut, äusserte der Pascha, und nun rückten die Schreiber näher, welche die verschiedenen Paragraphen meines Abkommens mit dem Elfenbeinhändler Ghattas, einem koptischen Christen, feststellen sollten. Der Generalgouverneur selbst hatte sie aufgesetzt und ich wusste wenig an ihrem Inhalt auszusetzen, was meinen Interessen widersprochen hätte.

Es waren ausser Ghattas noch mehrere andere Kaufleute in Chartum, welche in den obern Gebieten des Nils grosse Niederlassungen besassen, allein unter ihnen war der Genannte der einzige Nichtmohammedaner, die andern, zum Theil echte Osmanlis, wollte man nicht der Eventualität preisgeben, vom Franken als Räuber und Sklavenjäger verlästert zu werden. So war die Wahl des Gewalthabers auf den unglücklichen Ghattas gefallen, der noch dazu, der Reichste von allen, mit seinem Vermögen haften musste für alles Uebel, welches dem Reisenden im Innern hätte widerfahren können. Wurde derselbe an die Menschenfresser verrathen, im Stiche gelassen unter Wilden und Halsabschneidern, um so besser für die Regierungskasse, ein triftigerer Grund hätte sich nicht ausfindig machen lassen, um das Ghattas'sche Vermögen zu sequestriren.

Unter den Männern, welche sich die grössten Verdienste um das Gelingen meines Unternehmens erworben, erinnert mich die heilige Pflicht der Dankbarkeit, besonders auch des damaligen Viceconsuls des Norddeutschen Bundes in Chartum zu gedenken. Herr Duisberg beherbergte mich nicht nur aufs Gastfreieste wochenlang in seinem Hause, sondern bot auch seinen ganzen Einfluss bei den ihm befreundeten Elfenbeinhändlern auf, um dieselben für mein Unternehmen günstig

zu stimmen und ihnen jede Furcht vor Einmischung von meiner Seite in ihre innern Angelegenheiten zu benehmen. Trotz seiner Eigenschaft als Chef der protestantischen Mission stand sich der Viceconsul mit allen Parteien in Chartum vorzüglich und war auch von allen Europäern daselbst am meisten in der Gunst des Generalgouverneurs, der ihn seines biedern Charakters halber besonders zu schätzen wusste. Seine allesgewinnende Liebenswürdigkeit sorgte für eine Aussöhnung der von mir verfolgten Zwecke mit den Interessen der Chartumer Kaufleute. Hatten sie früher in jedem wissenschaftlichen Reisenden einen gefährlichen Spion erblickt, dessen Besuch nur bezweckte, sie in ihrem Thun und Treiben am obern Nil den Generalconsuln in Aegypten zu denunciren, so wurde jetzt ein splendides Abschiedsmahl, welches alle Honoratioren der Stadt, besternte Paschas und Beys so gut wie Grosshändler in Gewändern von Atlas und Seide, in Duisburg's Hause versammelte, zu einem Versöhnungsfest zwischen den Vertretern des afrikanischen Handels und der europäischen Wissenschaft.

Der gesammte Elfenbeinhandel von Chartum befindet sich in den Händen von sechs grössern Kaufleuten, diesen schliesst sich noch ein Dutzend kleinerer Kaufleute an. Seit Jahren hat daselbst die Elfenbeinausfuhr einen Betrag von 500000 Mariatheresienthalern nicht überschritten, und diese Summe wurde bei der empfindlichen Abnahme des Artikels in den den Wasserstrassen des obern Nilgebiets zunächstgelegenen Gebieten in der letzten Zeit nur dadurch erschwungen, dass die Expeditionen von Jahr zu Jahr nach immer weiter entlegenen Gegenden des Innern vordrangen. Es ist nicht wahr, dass der Elfenbeinhandel bei diesen Unternehmungen der Chartumer Kaufleute nur Nebensache sei und als Deckmantel für den weit ergiebigern Sklavenhandel diene. Diese beiden Beschäftigungen haben weniger miteinander zu schaffen, als man bei uns in der Regel annimmt. Ohne den hohen Werth des Elfenbeins wären uns die Quellländer des Nils noch heute so wenig erschlossen, wie der

äquatoriale Centralkern des Continents, Gegenden, welche sonst Nichts, absolut Nichts produciren, was sich lohnen könnte, auf den Köpfen der Eingeborenen Hunderte von Meilen weit transportirt zu werden. Ohne die durch den Elfenbeinhandel im Innern entstandenen Niederlassungen aber andererseits, und die theilweise Vergewaltigung jener Länder, hätten auch die Sklavenhändler von Profession nicht so weit vorzudringen vermocht, während sie jetzt alljährlich auf dem Landwege über Kordofan und Darfur in Scharen von Tausenden sich über die Negerländer ergiessen.

Die erwähnten Kaufleute in Chartum unterhalten in Gegenden, welche den jetzigen Elfenbeinländern möglichst genähert sind, und unter friedlichen, dem Ackerbau ergebenen Stämmen, deren Territorien sie unter sich getheilt, und nachdem sie die Eingeborenen in ein Verhältniss der Leibeigenschaft gebracht, eine grosse Anzahl von Niederlassungen, wo unter der Obhut in Chartum angeworbener Bewaffneter die erforderlichen Stapelplätze angelegt, Züge ins tiefe Innere unternommen und eine Verbindung mit den nach Chartum führenden Wasserstrassen unterhalten werden. Solche Stapelplätze für Elfenbein, Munition, Tauschwaaren und Lebensmittel sind von Palissaden umschlossene Dörfer und werden Seriba genannt. (Im Sudan heisst jede Dornhecke, jeder Verhau Seriba; auch in Syrien nennt man die transportabeln Rohrzäune zur Umfriedigung der Viehheerden sirb oder seribe.) Jeder Chartumer Handelsherr ist in den verschiedenen Gebieten, wo er Niederlassungen unterhält, durch einen Verwalter und eine Anzahl demselben untergebener Agenten vertreten. Diese befehligen die Bewaffneten, bestimmen den ihnen unterworfenen Eingeborenen die zum Unterhalt der Erstern dienenden Naturalabgaben, sowie die Anzahl der zu ihren Wanderzügen erforderlichen Träger, setzen Ortsvorsteher ein und ab, führen Krieg oder schliessen Bündnisse mit den Häuptlingen der Elfenbeinländer und senden einmal im Jahre die erworbenen Vorräthe nach Chartum.

Die beiden hauptsächlichsten Gebiete des Chartumer Elfenbeinhandels werden vermittels der Flussschiffahrt auf den beiden Quellzuflüssen, welche zusammen den Weissen Nil bilden, dem Bachr-el-Ghasal und dem Bachr-el-Gebel, zugänglich gemacht. Unter dem Namen Bachr-el-Abiad versteht man in Chartum zwar das gesammte Stromgebiet des Nils oberhalb dieser Stadt, im engern Sinne heisst jedoch nur der vereinigte Hauptstrom bis zur Mündung des Sobat „Weisser Nil". Zwei unbedeutendere Handelsgebiete haben als Wasserstrassen den Sobat und den Giraffenfluss. Die Ausschiffungsplätze, Mēschera genannt, sind überall mehrere Tagereisen weit von den Niederlassungen im Innern entfernt. Windrichtung und Wasserstand, beeinflusst von den Passatwinden und der Regenzeit, welche den Quellgebieten eigen, ermöglichen die Bergfahrt nur in den Monaten December bis Februar, beschränken die Thalfahrt auf den Juni, Juli und August. Am Bachr-el-Gebel ist der äusserste Punkt der Schiffahrt, das bekannte Gondōkorro unter 5° nördl. Br., Ausgangs- und Endpunkt einer Reihe der wichtigsten Forschungsreisen. Auf dem Bachr-el-Ghasal führt eine Art Sackgasse zu der einzigen Mēschera, die vorhanden, von welcher aus die Chartumer in südlicher wie in westlicher Richtung bereits fünf Grad weit vorgedrungen sind.

Eine Hauptquelle des Elfenbeinertrags im Gebiete des Gazellenflusses bilden die Niamniam-Länder, und in dieser Richtung vorzudringen stellte mir von allen einzuschlagenden Wegen den reichsten Erfolg für meine Zwecke in Aussicht. So wählte ich denn die westliche Wasserstrasse, den Gazellenfluss, und brachte mit dem Kopten Ghattas einen Contract zu Stande, welcher mir die Lieferung von Lebensmitteln, von Trägern, von Bewaffneten u. dgl. zusicherte. Ausserdem stellte mir Ghattas eine Barke für die Hinfahrt zur Verfügung, und es ward eigens ausbedungen, dass ich mich allen Unternehmungen und Wanderzügen seiner Leute nach Belieben anschliessen dürfte.

Dieselben Verpflichtungen zum Schutze meiner Reise legte der Generalgouverneur auch jedem der andern Chartumer Grosshändler auf, welche Besitzungen im Gebiete des Gazellenflusses innehatten, und die entsprechenden Rundschreiben an ihre Verwalter, mir von allen eingehändigt, wurden in einem Duplicat bei der Localregierung in Chartum deponirt. Nachdem diese nothwendigsten Erfordernisse für meine Sicherheit vorhanden, standen dem Beginn meiner eigentlichen Reise keine weitern Hindernisse im Wege; noch nie hatte die ägyptische Regierung indirect so viel für einen wissenschaftlichen Reisenden gethan, und frohen Muths blickte ich auf den Haufen kostbarer Papiere, welche mir ein gutes Stück Centralafrikas erschliessen sollten.

Um in meiner Umgebung beständig eine Anzahl von Leuten zu haben, auf deren Treue und Ergebenheit ich mich unter allen Verhältnissen verlassen durfte, nahm ich in Chartum sechs daselbst ansässige, durch Weib und Kinder an die Stadt gebundene und bereits in verschiedenen Gebieten des obern Nils bereiste Nubier in meinen speciellen Dienst. Alle hatten bereits bei andern Europäern gedient, und Richân, der Koch, den Consul Petherick auf seiner verzweifelten Landreise im Jahre 1863 begleitet. Ich hatte nie Veranlassung, mich ernstlich über ihre Aufführung zu beklagen.

Endlich waren alle Vorbereitungen so weit gediehen, dass am 5. Januar 1869 die Reise nach dem Gazellenstrom angetreten werden konnte. Den abergläubischen Vorstellungen der Chartumer musste dabei eine kleine Concession gemacht werden, indem die Tage unglücksvoller Vorbedeutung, Mittwoch und Sonnabend, vom Termin der Abfahrt ausgeschlossen blieben, was wiederholte Verzögerungen zur Folge hatte. Einspruch dagegen nützte wenig, daher gebot die Verständigkeit, sich bedingungslos den landesüblichen Sitten zu unterwerfen, denn die Leute von der Grundlosigkeit ihres Aberglaubens zu überzeugen, erschien unmöglich, vielmehr hätten sie sicher bei der nächsten Gelegenheit jeden Unfall auf die

Schuld fränkischer Halsstarrigkeit geschoben und rath- und thatlos den Eingriffen des Fatums zugeschaut, falls ich meinen Willen hätte durchsetzen wollen.

Wir waren auf dem kleinen Fahrzeug zusammen 32 Personen, eine im Vergleich zu andern Barken kleine Anzahl, die ich indess nicht auf ein noch geringeres Mass reduciren konnte, da bei den in den obern Gewässern zu erwartenden Hindernissen die Bootsmannschaft allein nicht ausgereicht haben würde, sie zu überwinden. Der Kaufmann Ghattas, dem die Barke gehörte, hatte dieselbe mit acht Bootsleuten bemannt und ausserdem noch funfzehn seiner Söldner hineingelegt, welche theils zum Schutze gegen feindliche Uferbewohner, theils zum Ziehen am Seil dienen sollten. Es waren meist junge Leute, diese sogenannten Soldaten, und durchweg Bewohner des obern Nilthales zwischen Berber und Chartum, wo sie es vor Steuerbelastung nicht mehr aushielten. Da der Feldbau sie kaum vor Hunger und Elend bewahrte, so zogen sie es jetzt vor, sich als Räuber, Sklavenfänger und Kuhdiebe zu verdingen, zugleich dem angeborenen Hang zu Abenteuern folgend, welcher allen Nubiern eigen ist. Meine eigene Dienerschaft bestand aus den sechs in Chartum engagirten Nubiern und zwei Sklavinnen, welche unterwegs als lebendige Mühlen das zum Unterhalt der Mannschaft erforderliche Korn auf dem Reibstein in Mehl zu verwandeln hatten.

Ein Theil dieser dichten Schiffsbevölkerung sah sich durch Raummangel gezwungen, Unglaubliches an thierischer Contractilität zu leisten, dennoch gewahrte ich andere Barken, welche 50—80 Köpfe an Bord hatten, ohne deshalb mehr Raum darzubieten als die meinige. Das höchste Mass der Ueberfüllung jedoch boten die den Strom herab aus dem Innern anlangenden Boote dar, welche, man stelle sich vor, bei einem Schiffsraum von 30—50 Tonnen, allein bis zu 200 Sklaven mit sich führten. Die freien Insassen hocken alsdann wie Hühner auf Gestellen, welche über dem Deck

zwischen den Masttauen errichtet und ausgespannt werden. Nachts wird gehalten, um am Ufer, wo die Sicherheit es gestattet, den Beinen der Bewaffneten etwas freien Spielraum zu gewähren.

Ein roher Bretterverschlag primitivster Art war am Hintersteven des plumpen Fahrzeugs errichtet und mir als Aufenthaltsort angewiesen. Ich hatte es mir in demselben, so gut ich konnte, zurechtgemacht, und sass da, von Kisten und Kasten und den tausend Dingen, die zur Ausrüstung dienten, im bunten Gewirr umgeben. Die Construction dieser nur in den obern Gewässern des Nils gebräuchlichen Barken, welche „Negger" genannt werden, ist eine höchst eigenthümliche, vielleicht in keinem andern Land der Welt bekannte, und von einer derartigen Massivität, dass sie den stärksten Stössen der Nilpferde sowol, wie der stellenweise ausgedehnten Muschelbänke zu spotten vermögen. Ich bin überzeugt, dass eine solche Barke auf jeder maritimen Ausstellung die Bewunderung der Kenner erregen würde, und da in keiner Reisebeschreibung etwas Genaueres über diesen Gegenstand zu finden ist, so dürfte es nicht ohne Interesse erscheinen, hier einige Angaben über den Chartumer Schiffsbau folgen zu lassen.

Dass der Schiffsbau im Rothen Meer, sowie die Baukunst im Allgemeinen in den Küstenstädten daselbst, indischen Ursprungs sei, da ja auch der gesammte Bauholzbedarf Arabiens aus Indien bezogen wird, dürfte keinem Zweifel unterliegen; nach Chartum hingegen ist diese Kunst, trotz ihrer Eigenartigkeit, offenbar durch ägyptische Meister verpflanzt worden, welche, den gegebenen Verhältnissen Rechnung tragend, die Bauart und Form ihrer Flussfahrzeuge völlig umgestalteten. Hierbei muss erwähnt werden, dass die zahlreichen Katarakten, welche im nubischen Nilthale die Schiffahrt unterbrechen, nur ausnahmsweise und unter Aufbietung aussergewöhnlicher Anstrengungen ein Hinaufschaffen ägyptischer Barken von Tannenholz gestatteten.

Erst in neuester Zeit sind Dampfschiffe bis zu 60 Pferdekraft durch alle Katarakten hindurch bis nach Chartum gezogen worden, im ganzen zehn an der Zahl.

Das einzige Holz, welches in Chartum zum Schiffsbau Verwendung findet, ist das der Ssunt-Akazie (A. nilotica), welches, obgleich weit schwerer und härter als unser Eichenholz, dennoch unter allen Hölzern des Sudan das einzige ist, welches geeignet erscheint, zu Planken und Brettern geschnitten zu werden. Bei der unregelmässigen Textur des kurzen und vielverzweigten Baumstammes dieser Akazie jedoch ist es unmöglich, längere Stücke als solche von 10 Fuss zu schneiden, und selbst diese sind selten. Mastbäume und Segelstangen müssen, da solche von Tannenholz nur selten nach Chartum gelangen und dann unerschwinglich im Preise sind, durch Zusammenflicken zahlreicher Stücke hergestellt werden. Mit Rindshäuten umnäht legen dieselben eine bei heftigen Windstössen stets zweifelhafte Solidität an den Tag. Dieses Holz nun ist nicht nur weder gerade noch lang, sondern auch von solcher Härte, dass es nur im grünen Zustande zersägt werden kann, einmal trocken geworden aber nutzlos liegen bleiben muss. Die Säge, ein in ganz Nubien fast unbekanntes Werkzeug, wird dabei äusserst ungeschickt von den Zimmerleuten gehandhabt; es gibt in Chartum natürlich weder Dampf- noch Wasserschneidemühlen, daher sind die Bretter von einer erschrecklichen Unregelmässigkeit. Alle diese Uebelstände jedoch werden durch die beispiellos zähe und unverwüstliche Beschaffenheit des Holzes aufgehoben; denn wie könnte man aus anderm Material Barken von 60 Fuss Länge und 20 Fuss Breite in der hier üblichen Weise construiren, nämlich ohne Anwendung von Rippen oder Spantenhölzern? Die bis 1 Fuss dicken Schiffswände erscheinen vielmehr aus unzähligen Planken von ungleicher Grösse zusammengezimmert, welche ausschliesslich in sich selbst Halt und Festigkeit gewinnen, sodass eine leere Barke, von innen gesehen, völlig das Aussehen einer halben etwas länglichen

Haselnussschale erhält. Die übereinandergreifenden, klinkerweise gefügten Planken werden durch senkrecht eingetriebene Eisennägel verbunden, und die erforderlichen Bohrlöcher dergestalt von oben nach unten geführt, dass jeder Nagel je zwei, stellenweise drei Planken zusammenhält. Mit grosser Mühe und vieler Berechnung wird auf diese Art eine Wölbung des Schiffsbodens erzielt, welche im Grossen und Ganzen eine tadellose Symmetrie darthut. Der grosse Aufwand an riesigen Eisennägeln und die schnelle Abnutzung von Beil und Säge vertheuern die Herstellungskosten dieser Barken in so hohem Grade, dass sie fünfmal theurer zu stehen kommen als Eichenboote von derselben Grösse in Europa. Ein Mastbaum von ungefähr 20 Fuss Höhe trägt die Riesenraa des einzigen lateinischen Segels, welche die Schiffslänge gewöhnlich um die Hälfte überragt.

Nachdem wir unter den Abschiedsrufen einer zusammengelaufenen Volksmenge, in welcher meine Leute zahlreiche Verwandte und Bekannte zählten, vom Ufer abgestossen hatten, ging die Fahrt, es war gegen Mittag, ohne Aufenthalt den Blauen Nil hinunter zur Mündung, und wir umfuhren das Ras-el-Chartum, jene lange Landspitze, welche, mit einem Rüssel verglichen, der Stadt den Namen verlieh und den Zusammentritt der beiden Nilarme voneinander scheidet. So plump und schwerfällig auch unsere Barke gebaut war, die Kraft des Nordwindes trieb das riesige Segel mit Dampfeseile südlichen Breiten zu. Am Vormittag des nächsten Tages befanden wir uns bereits einen Breitegrad südlich von Chartum.

Wir segelten ohne Aufenthalt die ganze Nacht, welche der herrlichste Mondschein erhellte; ich war schlaflos vor Freude, mich endlich unwiderruflich dem Ziel meiner Wünsche entgegen in die obern Nilländer geführt zu sehen. Die Stille, welche mich umgab, wurde nur von dem gleichmässigen Rauschen des Kielwassers und ab und zu von dem Geschrei der Wasservögel unterbrochen. Wie Mumien in ihre weissen

Tücher gewickelt, lagerte die dichtgedrängte Mannschaft auf dem beschränkten Deck; es hatte etwas Geisterhaftes, diese Stille der nächtlichen Schiffahrt.

Die Morgensonne beleuchtete die einförmige Uferlandschaft dieses majestätischen Stromes, dessen Wasserspiegel an manchen Stellen wegen seines auf weite Strecken geradlinigen Laufs dem Weltmeer gleich vom Horizont begrenzt wurde. Endlose, flache Ufer, die nur durch schmale Baumstreifen gegen das Binnenland abgegrenzt erscheinen, bilden den Rahmen der Landschaft. Der Wüstenrand fällt hin und wieder dünenartig ab, doch stets zu beiden Seiten des Flusses, hier licht, dort dichter mit Haras- und Sejalakazien bestanden. Was man an Vegetation wahrnimmt, bewahrt den vollen Wüstencharakter Nubiens. Das als Kamelweide allverbreitete Schuschgras (Panicum turgidum) ist hier noch in Massen vertreten.

Die Fahrt auf dem Weissen Nil ist aus den Beschreibungen vieler Reisenden bekannt; die Ufergegenden sind einförmig und behalten auf weite Strecken denselben Charakter, nur selten bieten vereinzelte Hügel und kleinere Berge dem Auge einen erwünschten Ruhepunkt. Dessenungeachtet fehlte es nicht an kleinern und grössern Episoden, welche den Verlauf unserer Reise reich an mannichfaltigen Eindrücken gestalteten.

Das Erste, was die Blicke der Reisenden fesselt, sind die erstaunlichen Gänse- und Entenscharen, welche tagtäglich in solchen Mengen sich darbieten, dass ihr Anblick schliesslich den mit ihrem fetten Braten überfütterten Reisenden mit Ekel erfüllt. Dann sieht man endlose Scharen von Rinderheerden an beiden Ufern, Scharen, weil die Heerden, so weit das Auge reicht, gar kein Ende nehmen wollen und immer wieder neue auftauchen, die, dem Ufer zugetrieben, hier im Nilschlamm herumstampfen, dort ihren Tränkeplatz aufsuchen. Der breite Strom, welcher den Nil Aegyptens um das Doppelte und Dreifache übertrifft, wird von Hirten

belebt, die auf kleinen Booten von einem Ufer zum andern rudern, um ihre Rinder hinüberzuschwemmen. Auch Hunde und Pferde schwimmen unverzagt ihren Herren nach.

Am dritten Tage hatten wir bereits in der Frühe das grosse Dorf Getēna erreicht, das von Hassaniē bewohnt wird und ein beliebtes Stelldichein der Nilbarken bildet. Die flachen Uferstriche prangen im üppigsten Grün von Cyperus-Rasen, die einzige Pflanze, welche den Wiesencharakter nördlicher Striche auf diese Ufer überträgt, und Tausende zusammengescharter Gänse (Chenalopex aegyptiacus) stolziren, als würden sie hier gezüchtet, harmlos vor den Blicken der Ankommenden auf und nieder.

Während das rechte Ufer Sanddünen von 30 Fuss Höhe begrenzen, erscheint das linke vollkommen und unabsehbar flach, auf diesem befinden sich die Sorghum-Culturen. Ein solcher Contrast im Charakter der Uferlandschaft, der sich mehrere Breitengrade weit aufs Deutlichste manifestirt, hat seinen Grund in einem hydrographischen Gesetze, welches der untere Lauf des Nils in Aegypten in eben so auffälliger Weise darthut. Flüsse, die von Süden nach Norden strömen, pflegen vermöge der aus südlichern Breiten in nördliche übertragenen grössern Rotationsgeschwindigkeit ihrer Wassertheile stets einen Druck auf das rechte, östliche Ufer auszuüben, sie abzuspülen, während ihre Deposita am linken, westlichen sich ablagern. Diese Erscheinung, welche man sehr deutlich an den grossen Flüssen Europas wahrnehmen kann, muss sich daher auch an einem Fluss wiederholen, welcher in so entschiedener Weise die nördliche Stromrichtung einhält, wie der Nil, dessen Stromlauf sich über den dritten Theil des Erdquadranten ausdehnt. Es sind denn auch aus diesem Grunde die Felder häufig am westlichen Ufer gelegen, während das östliche wiederum ein tieferes Fahrwasser aufweist und mit bewohnten Ortschaften besetzt erscheint. Das Fahrwasser hält sich überhaupt fast ausnahmslos auf dieser Seite, und der auffällige Absturz der östlichen Ufer-

landschaft veranlasste mehrere Reisende, darin einen Beweis für die graduelle Abflachung des Landes in westlicher Richtung zu suchen, welche nur eine scheinbare ist.

Aus dem angeführten Grunde würde man daher in einen grossen Irrthum gerathen, wollte man allein nach den Sandebenen und verkümmerten Feldern am rechten Ufer die Productivität des Landes beurtheilen, wie mehrere meiner Vorgänger gethan haben. In der That hat aber auch der Weisse Nil ebenso fruchtbare Alluvionen aufzuweisen, wie der Blaue, obgleich ihm das thonreichere Verwitterungsproduct der vulkanischen Gebirge Abyssiniens mangelt, das einen unzweifelhaft grossen Einfluss auf die Unerschöpflichkeit des ägyptischen Bodenbaues ausübt. Hier ist der Humusreichthum um so bedeutender, und der schwarzgraue Nilthon, allerdings bei völligem Mangel von Kalk, heller von Farbe und stets von einer Feinheit, wie er in Nubien und Aegypten nirgends mehr angetroffen wird.

Gegen Mittag vermehrte sich der Wind zu einer solchen Gewalt, dass der Reis unsere Barke ohne Segel gegen den Strom treiben liess, und zwar mit solcher Geschwindigkeit, als ob wir segelten; erst als der Sturm allmählich nachgelassen, wagte man es, volle Segel zu machen, und wie ein Pfeil schoss die Barke mitten durch die Gänseschwärme, welche in unserm Curs schwammen. Wir feuerten aufs Gerathewohl unter dieselben und langten mit den Händen nach den Getroffenen, die uns entgegentrieben. Bei einbrechender Dunkelheit waren wir in Wod-Schellaï angelangt, dem Lieblingshalteplatz aller Nilfahrer, wo dem Brauche gemäss ein Rind geschlachtet und der Abschied von der mohammedanischen Welt bei Merissabier gefeiert wird. Dieser Abschied wiederholt sich auf zwei Drittel der Fahrt. Weiter oberhalb gäbe es keine Dörfer mehr, so sagen jetzt die Leute; aber es finden sich immer und immer wieder Gelegenheiten, wo unter dem Vorwand von Einkäufen nutzloser Aufenthalt gesucht wird, um sich an Merissa zu laben und intime Be-

kanntschaften anzuknüpfen. Dabei vergehe ich vor Langeweile in der flachen Gegend und bei den flachen Menschen. Für 5 Mariatheresienthaler (1 Pfd. St.) kaufte ich zwei fette Bullen.

In Wod-Schellaï machten wir einen vollen Rasttag, und ich setzte zu dem westlichen Ufer über, um einen weitern Ausflug zu unternehmen, auf welchem ich einige vom Nil entlegene Dörfer berührte und mich über den Zustand des Feldbaues wohl zu unterrichten vermochte. Ausgedehnte, aber infolge des fortgesetzten Ausholzens sehr gelichtete Waldungen von Ssunt-Akazien (A. nilotica und arabica) bedecken die dem Ufer benachbarten Striche; dahinter dehnen sich weitere Culturflächen aus. Das Erdreich ist aschgrauer, fester Thon, sehr verschieden von demjenigen Aegyptens, aber durchaus nicht minder fruchtbar, was Baker bestreitet, der das linke Stromufer nicht besucht hat und nur die sandigen Ostufer kennen lernte.

Eine grosse und gelbkörnige Varietät von Sorghum vulgare, welche auf den Märkten von Chartum Ssoffra genannt wird, gedeiht hier in solcher Ueppigkeit, dass mir nur wenige Kolben zu Gesicht gekommen sind, welche nicht wenigstens ³/₄ Fuss lang waren und 5 Zoll im Durchmesser hatten, wol genügende Beweise von grosser Fruchtbarkeit.

Ich war begleitet von Arslān, meinem grossen Schäferhunde, den ich aus Europa mitgebracht hatte, und in allen Dörfern, die ich passirte, wich die Einwohnerschaft unter den Rufen: „Eine Hyäne, eine Hyäne", entsetzt vor meinen Schritten zurück. Es war schwer, ihnen begreiflich zu machen, dass das braungescheckte Thier nur ein Hund sei. Ueberhaupt kenne ich kein Land, wo der grossen Hunden gezollte Respect so allgemein wäre, wie im Sudan.

Noch vor wenigen Jahren begrüsste hier eine ungefesselte Waldwildniss den Ankömmling, aber der grosse Bedarf an Schiffsbauholz hat sie zerstört. Bei Wod-Schellaï bestand zu Mehemed Ali's Zeiten eine grosse Regierungswerft, auf

welcher die vielen Barken gebaut wurden, die jener unternehmende Herrscher in die obern Regionen entsandte; gegenwärtig befindet sich ein ähnliches Etablissement der Regierung weiter oberhalb auf der Insel Aba, wo die Vorräthe an Bauholz noch für lange Zeit reichen. Da von hundert Stämmen kaum einer taugliches Bauholz liefert, so suchen Privatleute gegen Entrichtung von Abgaben unter den einzelnen Stämmen auf der ganzen Ausdehnung der Ufer passende Stücke aus, wobei ganze Bäume nutzlos verloren gehen und natürlich die ältesten immer seltener werden. Die Dampfschiffahrt in diesen Gewässern ist indess durch einen unerschöpflichen Vorrath an vorzüglichem Brennmaterial, das überall an den Ufern zu haben ist, sehr begünstigt.

Die Fahrt wurde nun wieder die Nacht hindurch bis zu einem Tränkeplatz am westlichen Ufer fortgesetzt, in dessen Nähe das Dorf Turra lag, und im Angesicht des benachbarten Berges Arrasch-Kol gehalten.

Die Nilpferde wurden immer häufiger und wetteiferten mit dem unaufhörlichen Knarren des Steuerrades durch ihr weit über die Wasserfläche hinschallendes Schnauben und Gurgeln. Dem Reisenden auf dem Weissen Nil muss auch dies zur Gewohnheit werden, um sich ungestört seiner Nachtruhe hingeben zu können.

Die mit langen, wie zu Alleen angeordneten Reihen von Akazien besetzten Westufer haben nichts Afrikanisches an sich, hauptsächlich, da ihnen der Hauptschmuck der Tropen abgeht, die Palmen; sie erinnern vielmehr an die weniger bevölkerten Landschaften der Wolga und anderer Ströme des europäischen Russlands. Der Arrasch-Kol, ein isolirter Berg von einigen hundert Fuss Höhe, dessen jähe Abstürze aus der einförmigen Ebene hervorragen, ist den Botanikern durch die wiederholte Ausbeute sehr bekannt, welche daselbst vor 30 Jahren der Reisende Kotschy erzielte. Die Zeit gestattete es mir nicht, von dieser interessanten Warte aus das Land zu überschauen, ich begnügte mich daher mit

einem Ausflug nach dem zwei Stunden entfernten Dorf Turra.

Man macht sich keinen Begriff von dem Viehreichthum dieser Gegenden; fortwährend führt der Curs an Tränkeplätzen vorüber, wo Heerden von 1—3000 Stück Rindern versammelt sind, die einen prächtigen Anblick gewähren. Die Rinder der Hassanieh gehören zu den durch einen Höcker ausgezeichneten Rassen, welche dem ganzen Sudan eigenthümlich sind und deren nahe Verwandtschaft mit dem indischen Zebu nicht geleugnet werden kann. Das infolge der Rinderseuche im Jahre 1863 und 1864 fast völlig ausgestorbene Rind der Aegypter dagegen bildet eine höckerlose, kurzhörnige Rasse, welche auch in der Schädelbildung von der des Sudans abweicht; nur im mittlern Nubien hat sich noch die ägyptische Rasse erhalten. An Körperumfang und Höhe übertreffen sowol die Rinder der Hassanië, als die der später zu betrachtenden Baggara-Araber die von den heidnischen Bewohnern des obern Nils gepflegten Rassen. Während dort (z. B. bei den Schilluck und Dinka) die weissgraue Farbe vorwaltet, besteht die Zeichnung des Felles bei den in Rede stehenden der Mehrzahl nach in einer leopardartigen Fleckung von kohlschwarzen Punkten auf weissem Grunde, auch sind weiss- und braungescheckte und einfarbige rothbraune sehr häufig.

Man geleitete mich durch die blütenduftenden Akazienwaldungen nach einem Platze, wo ein kleiner Wochenmarkt die Hirten der Nachbarschaft versammelt hatte und wo die Milch in Strömen floss. Die Hassanië, in ihrem Aeussern durch Nichts verschieden von den paar Dutzend andern Nomadenstämmen, welche mehr oder weniger arabisirt die Steppen und Wüsten zu beiden Seiten des Nils bewohnen, erschienen mir weit zutraulicher als meine alten Freunde, die Bischarin und Hadendoa, indess nur aus dem Grunde etwa, weil sie, ein gutes Arabisch redend, das Ihrige zum beiderseitigen Verständniss beitrugen. Ueberall bildete sich

um mich ein grosser Haufe, den fremdartigen Riesenhund zu bewundern, und ich sah mich wiederholt gezwungen, weitläufige naturhistorisch-genealogische Erörterungen über ihn zu geben. Da sie, selbst im Besitz einer prächtigen Windhundrasse, die sie zur Gazellenjagd abrichten, grosse Stücke auf die ihrigen halten, so war ihr Interesse im höchsten Grade dadurch in Anspruch genommen; es berochen sich so die Hunde, ich möchte fast sagen — auch die Menschen.

Die schönen Bäume der Schirmakazie (A. spirocarpa) treten hier noch einmal in den Vordergrund, um jenseit der Grenze der Wüstenregion, die nun nicht mehr fern war, bald für immer aus den Beständen des Uferwaldes ausgeschlossen zu werden. Am ganzen rechten Nilufer herrschen dichtverschlungene Massen einer grossblätterigen Staude vor, welche das Land bedecken und meilenweit jede andere Vegetation verdrängen, es ist die Ipomea asarifolia; stellenweise erschienen sie im üppigen Schmuck ihrer spannengrossen Blüten wie Rosenbüsche, eine unerwartete Pracht in der trostlosen Einförmigkeit der Uferlandschaften.

Wieder wird die Nacht zur Fortsetzung der Fahrt benutzt, in dem breiten, tiefen Riesenstrom segelt sich's leicht auch in der Dunkelheit. Das Schnauben und Pusten, Grunzen, Brüllen und Wassergurgeln der Hippopotami will gar nicht enden und beginnt im höchsten Grade ermüdend zu werden. Manchmal glaubt man sie in nächster Nähe zu vernehmen, und man schaut sich verwundert nach ihnen um. Dann erblickt man die plumpen Köpfe als ebenso viele schwarze Punkte in weiter Ferne. Nachts gab es auch zur Abwechselung Löwengebrüll am linken Ufer, damit Afrika immer etwas Neues biete!

Eins der grössten Dörfer auf dieser Strecke ist Duëme, an welchem wir in der Morgenstunde vorüberfuhren. Es folgten dann die vielen kleinen Eilande, deren äusserst fruchtbarer Boden von neuangelegten Culturen ausgebeutet wird. Es ist ein erfreuliches Zeichen des zunehmenden Bodenbaues

in diesen Gegenden, die Felachen Nubiens immer weiter und weiter die Ufer des Weissen Nils hinaufwandern zu sehen, welche, am Fluss wenigstens, die passiven Völker der schwarzen Rasse in wenigen Jahrzehnten theils verdrängt, theils zu grösserer Energie angespornt haben werden; dafür sehen wir allerdings auch viele zum Anbau befähigte Stellen in Nubien selbst sich veröden, durch den Druck der Steuerbelastung.

Die Gänsescharen wollten kein Ende nehmen, zur Abwechselung wurden wieder einmal Enten zubereitet (Anas viduata), nachdem an Erstgenannten bereits alle Zubereitungsmethoden erschöpft waren, Reisfüllung, Tomatensauce und Champignons, stets in dreifältigem Wechsel wiederkehrend. Ich lebte damals noch im goldenen Zeitalter meiner Küche und war mit Vorräthen reich versehen, welche die Erfindungsgabe meines Kochs Richan zu verwerthen verstand. Es sollten andere Zeiten kommen, in welchen er sich mit Recht beschweren durfte, zwecklos in Shepherd's Hotel zu Kairo drei Jahre seines Lebens culinarischen Studien geopfert zu haben und nun kein Feld für seine Fähigkeiten in Centralafrika zu finden; er machte daher Rückschritte, und als drei Jahre abgelaufen waren, wusste er nicht einmal Reis zuzubereiten, ohne ihn anbrennen zu lassen.

Wenige Tage nach unserer Abfahrt hatte ich die unangenehme Entdeckung gemacht, dass der Geizhals Ghattas, dem das Schiff gehörte, all sein Pulver und den Jahresbedarf der für seine Expeditionen erforderlichen Patronen auf dasselbe geladen hatte, und zwar, um an Kisten und Kasten zu sparen, viele Centner dieser gefährlichen Ladung, nur in Mattensäcken und Papierpacketen verpackt, gerade unter dem Eingang in meine Cabine aufgestapelt hatte, in welchem ich die Pfeife rauchend zu sitzen pflegte, um die Gegend zu überschauen; es wurde nun eine Rindshaut über diese gefährliche Mine ausgespannt, das Rauchen aber und die Beschaulichkeit mit grösserer Gemüthsruhe fortgesetzt.

An demselben Tage erreichten wir den ägyptischen

Militärposten Kaua oder El-Ēs, wo sich ein grosses Kornmagazin der Regierung befindet. El-Es lag vor Jahren an der äussersten Südgrenze des Reichs. Durch diesen Platz führt eine besuchte Strasse, welche den Weissen sowol wie den Blauen Nil schneidend Kordofan mit Abyssinien verbindet, und auf welcher die Baggara sich den grössten Theil ihrer Pferde holen, die sie dort auf dem Markt von Gallabat erstehen.

Unmittelbar oberhalb Kaua beginnt die Region der Schillukinseln, welche noch reiche, von der Axt wenig gelichtete Bestände aufweist, und nicht viel weiter stromaufwärts erstreckt sich die dem Flussufer folgende Kette nubischer Ackeransiedelungen. Bei einer dieser reizenden Waldinseln, die den Namen Om-Mandēb führte, wurde gehalten. Mandeb ist der Name eines der chicanösesten Stachelgewächse der Welt, der Mimosa asperata, welche, vom Strom bis nach Aegypten hinunter verpflanzt, hier in Gestalt undurchdringlicher Dornverhaue die Inselufer umgürtet. Die Wassermelone befindet sich hier im wilden Zustande, und ich habe den Nachweis geliefert, dass die Wiege dieses Pfleglings der Cultur in Afrika gestanden, in der Heimat der Hauskatze und des Esels. In dieser Wildniss entwickelte sich auch ein reiches Thierleben; schon das Ufer wimmelte von Hippopotamusfährten, die sich als grosse Grubenlöcher darstellten, und man betrat erst das Land, nachdem ganze Reihen von Krokodilen den Platz geräumt hatten, was erst bei dreissig Schritt Annäherung geschah. Grosse Leguane (Varanus) rasseln da nebst Schlangen im dürren Gras, überall Schlangenhäute, Federn und Eierschalen unter den Bäumen, in den Zweigen das lustige Getreibe der Affenwelt (Cercopithecus griseoviridis), Adler in riesigen Nestern und ganze Scharen umherflatternder Wasservögel beleben die Uferscene.

Das Interessanteste indess, was dieser Strom aufzuweisen hat, ist die eigenthümliche Vegetation von Wassergewächsen der verschiedensten Art, welche auf seinen Fluten sich an-

häuft, ein Spiel des Stromes und der Winde. Unter ihnen ist die Herminiera, bekannter unter dem einheimischen Namen Ambatsch, bereits Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit geworden, da sie eine sehr hervorragende Rolle an den obern Gewässern des Nils spielt und überhaupt als das merkwürdigste Gewächs daselbst bezeichnet werden kann.

Mein Vorgänger Kotschy, der die bereits von Adanson in Senegambien beobachtete Pflanze nicht kannte, nannte sie Aedemone mirabilis, infolge dessen ging sie unter dem noch weit wunderbarern Namen Anemone mirabilis in viele Bücher, die von Afrika handeln, über. Der Ambatsch ist durch die beispiellose Leichtigkeit seines Holzes ausgezeichnet, wenn anders der schwammige Körper des Stammes diesen Namen verdient. Er schiesst bis zu 15—20 Fuss Höhe auf und erreicht in seiner Basis gewöhnlich eine Dicke von 6 Zoll. Das Gewicht dieses Schwimmholzes lässt sich fast mit dem einer Federseele vergleichen, und man muss es in Händen gehabt haben, um an die Möglichkeit glauben zu können, dass ein Mann ein daraus verfertigtes Floss auf seine Schultern hebt, das acht Menschen über dem Wasser zu halten vermag. Die Pflanze schiesst mit rapider Geschwindigkeit an ruhigen Uferstellen in die Höhe, und da sie blos im Wasser wurzelt, lösen sich leicht ganze Gebüsche derselben durch die Kraft des Windes oder des Stromes ab, um an andern Stellen der Wasserfläche von Neuem haften zu bleiben. So entstehen die so oft besprochenen Pflanzenbarren, welche die Gewässer des obern Nils verstopfen und in manchen Jahren die Schifffahrt geradezu unmöglich machen. Es betheiligen sich an der Formation dieser schwimmenden Inseln, dieser tagtäglich hier auftauchenden „Delos“ aber auch andere Gewächse, unter ihnen namentlich das Vossia-Gras und der berühmte Papyrus des Alterthums, der gegenwärtig in Nubien und Aegypten nirgends mehr zu finden ist.

Am 13. Januar hatten wir auf einer der tausend Inseln unser erstes Rencontre mit Schilluknegern, welche, ehedem

viel weiter nach Norden verbreitet, auf allen Inseln ansässig waren, jetzt aber nur ausnahmsweise hier in diese Breite (12° 30′) auf ihren Kanoes von ausgehöhlten Tamarindenstämmen vordringen, während die Baggara immer mehr festen Fuss an den Flussufern fassen und sich mit ihren Heerden bereits weit vom Strom aus gen Westen ins Land der Dinka hineinwagen. Einige lange, streifenförmige Sandinseln bieten in dieser Gegend eine seltene Erscheinung im Fahrwasser des Weissen Nils und waren mit unabsehbaren Scharen des Kronen- oder Pfauenkranichs bedeckt. Wie ein Regiment Soldaten sah man sie zu vier bis fünf Reihen aufgestellt mit dem Schnabel dem Winde zugekehrt nach Norden schauen. Dieser sehr häufige Vogel hat jung ein wohlschmeckenderes Fleisch als die Gänse, da er sich von Korn und Bohnen nährt. Das brachte nun wieder im Verein mit Perlhühnern einige Abwechselung in den Küchenzettel. Am westlichen Festlandsufer sah man grosse Heerden Antilopen (A. megaloceras) friedfertig zur Tränke ziehen. An andern Stellen fuhr man dicht neben Bäumen dahin, welche von Meerkatzen, die sich von Zweig zu Zweig schwingen, lustig belebt erscheinen, dazu traten Marabustörche am Rande des Wassers zum ersten Mal in grösserer Menge in den Vordergrund; Alles vermehrte den romantischen Charakter dieser Waldeinsamkeit.

Der 14. Januar brachte den ersten Unglückstag, den ich selbst heraufbeschworen. In der Frühe war zu uns eine andere Barke gestossen; die Leute wollten zusammen sich vergnügen und Halt machen, wir waren aber an einer für mich sehr langweiligen Stelle, und so zwang ich sie weiterzufahren, um an einer interessanten kleinen Insel ans Land steigen zu können. Die Excursion, die ich, von zwei meiner Leute begleitet, antrat, sollte verhängnissvoll werden, wenigstens für einen der beiden. Mohammed Amīn, so hiess dieser, wurde an meiner Seite von einem wilden Büffel überrannt, dem ich nicht das geringste Leid zuzufügen beabsichtigte,

dem aber der Unglückliche im hohen Grase gar zu nahe gekommen war. Der Büffel hielt jedenfalls sein Mittagsschläfchen und gerieth durch diese Störung in die äusserste Wuth. Aufspringen und den Störenfried in die Lüfte wirbeln, war für ihn das Werk eines Augenblicks. Da lag er nun da, mein treuer Begleiter, über und über blutend, vor ihm mit hocherhobenem Schweif der Büffel, grunzend, in drohender Haltung bereit, sein Opfer zu zerstampfen. Zum Glück war indess seine Aufmerksamkeit durch die zwei andern Männer gefesselt, die sprachlos vor Staunen als Zeugen dastanden. Ich hatte kein Gewehr in der Hand, mein schöner Hinterlader hing vorläufig noch am linken Horn des Büffels, Mohammed hatte ihn getragen. Mein anderer Begleiter, der meine Büchse trug, hatte gleich angelegt, aber der Hahn knackte vergebens, Mal auf Mal versagte das Gewehr. Man stelle sich vor, dass die Zeit nicht erlaubte, ihm zuzurufen: „Die Sicherheit ist vor"; es galt den Augenblick. Da griff der Mann nach einem kleinen Handbeil, das ganz aus Eisen bestand, und schleuderte es unverzagt dem Büffel an den Kopf auf eine Entfernung von kaum zwanzig Schritt; da war denn die Beute dem Feinde entrissen. Mit einem wilden Satze warf sich der Büffel seitwärts ins Röhricht, unter gewaltigem Rauschen der Halme dahinsausend mit der Wucht eines entgleisten Dampfrosses, brüllend und den Boden erschütternd. Nach rechts und links sah man ihn unter Grunzen und Brüllen die gewaltigsten Sätze machen, und da wir in seinem Gefolge eine ganze Heerde vermutheten, griffen wir zunächst nach den Gewehren, um einem nahen Baume zuzueilen; doch es wurde Alles still, und unsere nächste Sorge wandte sich jetzt dem Unglücklichen zu. Mohammed's Kopf lag wie angenagelt am Boden, da seine Ohren von scharfen Schilfhalmen durchbohrt waren, aber eine flüchtige Untersuchung überzeugte uns sofort davon, dass die Verletzung nicht tödlich sein konnte. Das Büffelhorn hatte gerade den Mund getroffen und ausser vier Zähnen im Oberkiefer und einigen Knochensplittern

hatte er keine weitern Verluste zu beklagen. Ich liess meinen andern Begleiter an der Stelle, Mohammed zu waschen, und eilte allein zur entfernten Barke, um ihn abholen zu lassen. In drei Wochen war er wieder hergestellt und als Aequivalent für jeden der vier Zähne hatte er ein Bakschisch von zehn Thalern. Diese Freigebigkeit belebte wunderbar die Unternehmungslust meiner Begleiter, sie war aber auch von Nöthen, um sie für die Zukunft stets bei gutem Humor zu erhalten.

Nach langer Zeit kamen nun wieder einmal Berge in Sicht, es waren die zwei, aus gewaltigen Granitmassen gebildeten Spitzen des Njemati am rechten Ufer. Wir lagerten an der gegenüberliegenden Strominsel, woselbst eine Menge Baggara-Araber ihr Zeltlager aufgeschlagen hatten. „Habbabkum, Habbabkum, Habbabkum aschera (gut Freund), und zehnmal gut Freund“ rufen die Leute, sobald sie die schwarzbraunen Glaubensbrüder am Ufer sehen; dann folgen im Austausch die Worte: Ssemmen, Ssemmen (Butter), Rob, Rob (Buttermilch); darauf erwidern jene: Esch, Esch (Korn). Dann wieder die Schiffsleute: „Nein, fehlt uns selbst“, und dann wiederholt sich von Neuem der Austausch von Ssemmen und Habbabkum an tausendmal. Endlich sind wir am Ufer und umarmen die Habbabkums in herzinnigster Rührung; diese aber gehen darauf gar nicht ein, sondern lassen sich Alles, was sie uns darbieten, hübsch zu Chartumer Marktpreisen bezahlen. Infolge dessen ertheilen die Schiffsleute ihnen den Namen Nas-Batalin (schlechte Leute), weil sie Nichts umsonst hergeben wollen.

Um so entgegenkommender waren die Frauen, und wetteiferten an Liebenswürdigkeit, um möglichst viele Besucher für ihre Merissakneipen anzulocken. Diese hatten sie in ihren Hütten improvisirt, um die vorüberfahrenden, stets durstigen Chartumer auszubeuten. Mit diesen Frauen, die zwar stets emsig am Kochherd beschäftigt, doch nicht das heilige Feuer der Vesta zu schüren gewohnt waren, ver-

brachten die Leute den Tag in Saus und Braus, während ich mich in der brennenden Steppe langweilte und zum Zeitvertreib die Kinder mit Zwieback fütterte, wie man es bei uns mit Bonbons zu thun pflegt.

Die Baggara-Araber haben die weite Länderstrecke inne, welche im Süden von Kordofan und Dar Fur bis an die von den Dinka und Schilluk bewohnten Flussufer ausgedehnt ist. Ein Theil von ihnen, und zwar das östliche Drittel, zahlt Tribut an Aegypten. Der Name Baggāra bedeutet „Kuhhirten"; und in der That besteht ihr Reichthum in Vieh; aber es sind nicht Hirten, wie sie die Idylle der Heimat kennt, denn beritten und kriegerisch von Jugend auf, sind sie verwegenere Räuber als ihrer irgend ein anderer der äthiopischen Nomadenstämme aufzuweisen hat. Den Elefanten erlegen sie mit Lanze und Schwert, und das will soviel sagen, als mit Löwen und Leoparden spielen, wie wenn es junge Katzen wären. Viele verdingen sich deshalb bei den Chartumern, um die Expeditionen nach dem Innern zu begleiten. Zu mir kamen Mehrere, um mir ihre Dienste anzubieten, da ich ja, wie sie meinten, besonders das Einfangen von Sklaven zur Aufgabe hätte. Ich muss gestehen, das Herz lachte mir im Leibe, wenn ich meine Blicke auf diese herrlichen und kriegerischen Gestalten lenkte; aber brauchen konnte ich sie deshalb doch nicht.

Die Baggara sprechen ein ziemlich reines Sudan-Arabisch, und erscheinen hier in der That wie ein eingewanderter Stamm, der sich in diesen weidereichen Steppen leicht auf Kosten minder begabter Rassen auszubreiten vermochte. Ihre Gesichtsbildung verräth wenig semitischen Ausdruck, und ich sah viele, deren Physiognomie mich an manchen alten Freund daheim erinnerte. Ich kann getrost behaupten, dass sie die schönste Rasse der am Nil wohnenden Nomadenvölker bilden; überraschend erschien mir auch die Liebhaberei von Putz und schönen Kleidern, welche gerade dieser am weitesten vorgedrungene Stamm offenbarte. Ihre Kleidung besteht

gewöhnlich in indigoblauen Hemden, wie sie die Bauern Aegyptens tragen. Wohlhabendere legen auch Kleider von scharlachrothem und geblümtem Kattun an.

Ich besuchte den Berg am jenseitigen Ufer, welcher nur wenige Minuten vom Flusse entfernt liegt. Hier begrüsste ich die ersten Tamarinden, die treuen Begleiter meiner künftigen Wanderzüge. Der dichte Schatten dieser prächtig grünenden Bäume macht sie zu einem beliebten Stelldichein auf allen Pfaden Centralafrikas. Jeder Reisende in Sudan kennt auch den Hegelig (Balanites), dessen herabgefallene pflaumenartige Früchte den Boden bedecken, ein sehr weit in Afrika verbreiteter Baum. Die Chartumer nennen die Früchte Lalōb, welche einen süsslichen, nach Lebkuchen schmeckenden Brei enthalten, der aber einen bitterlichen Nachgeschmack besitzt und purgirend wirkt.

Ich erstieg die Spitze des ungefähr 800 Fuss hohen Njemati und hatte eine schöne Rundsicht auf die vom imposanten Flusse durchzogenen Steppen. Die Gehänge bestehen theils aus wild zusammengewürfelten Granitblöcken, theils aus kolossalen risselosen Platten von mehrern Hundert Fuss Länge, die sich zum Fluss hinunterziehen und stellenweise wie versenkte Kuppeln erscheinen. In den tiefen Spalten und Rissen wimmelt es von Fledermäusen ohne Zahl; eine erstickende Luft haucht aus diesen dämonischen Schlünden dem Besucher entgegen. Der abyssinische Klippschliefer, im Aussehen dem Murmelthier nicht unähnlich, schlüpft Katzen gleich über den Felsblöcken dahin; er fehlt keiner solcher vereinzelten Berginseln der Steppenregion. Der östliche Horizont wird durch die Berge des Dar-el-Fungi im obern Sennaar begrenzt, welche 30—40 Meilen von hier entfernt liegen.

Im weitern Verlauf der Fahrt wurden die Strominseln immer häufiger, und die Kanäle, von undurchdringlichen Grasmassen breit umgürtet, verengten sich immer mehr und mehr. Der Ambatsch ist hier durch das Vossia-Gras fast

verdrängt, um erst später wieder an der „Mündung der Gewässer“ in den Vordergrund zu treten. Wir stiessen beständig auf Baggara, mit denen wir, ohne die Fahrt zu unterbrechen, über das Wasser hinweg die Marktpreise besprachen. Ein fetter, grosser Bulle wurde für nur 3 Thaler erstanden, ein Preis, bei welchem es sich lohnte, hier eine Fleischextract-Compagnie zu gründen; die Felle werden nicht ausgeführt, sondern im Lande verbraucht. Die Baggara haben das ganze linke Stromufer inne, das sie im Winter, wenn die Steppe im Innern dürr und verbrannt ist, besuchen. Sie haben sich hin und wieder auch auf den Inseln und am rechten Ufer festgesetzt, indem sie die Schillukneger gänzlich verdrängen. Täglich wird mehrmals gelandet, um mit den Baggara zu fraternisiren. Mir gewähren grosse Entenscharen eine reiche Jagdausbeute; auch Gänse, und mehr als ich und meine Leute zu essen vermögen, werden erlegt. Ab und zu streicht ein Schilluk fischend auf gebrechlichem Kahn durch die Fluten. Ihm gilt nicht das Habbabkum als Gruss; da er ein Heide ist, wird er mit: „Wod-e-Mek“ (Königssohn) angeschrien, „wo kommst du her, wo willst du hin“, und wenn er Fische hat, so nimmt man sie ihm weg, so will es der Brauch auf allen Schiffen. Aber auch die Schilluk stehen unter ägyptischem Gesetz, und es ist nicht zu bezweifeln, dass sie in kurzer Zeit mit den übrigen Unterthanen des Vicekönigs gleiche Rechte geniessen werden, wenn auch diese noch so gering erscheinen mögen.

In besorgnisserregendem Grade beginnt jetzt die Gegend langweilig zu werden, und aus Langeweile schienen auch am Ufer bereits ganze Wälder ausgegangen zu sein, denn man gewahrt Nichts, als ein endloses Savannenmeer. Schwarzbraune Witwenenten und Löffelenten werden geschossen, deren Thrangeschmack nur rother Pfeffer überwältigt. Nachts kürzt man sich wie gewohnt die Zeit mit Erzählung von Abenteuern aus den obern Nilgegenden. Ein Jeder will etwas ganz Absonderliches, noch nie Dagewesenes erlebt haben, und

beschwört beim Koran und dem Bart des Propheten die Wahrheit seiner Aussagen. Das Neueste aus Afrika, wo es bekanntlich immer etwas Neues zu finden gibt, seit Aristoteles es zuerst ausgesprochen, waren die Pygmäen, von denen mir hier die erste Kunde zuging. Ich ahnte freilich nicht, dass ich selbst in nahe Beziehung zu ihnen treten sollte, und lachte über die Berichte, die Augenzeugen von ihnen zu geben wussten, indem ich sie unter die Kategorie der geschwänzten Menschen stellte. Ich meinerseits aber wusste auch mit Fabeln aufzutischen, und Alexander Dumas' an höherm Blödsinn reiche Schrift „L'homme à queue“ erregte nun mit seinen sinnreichen Illustrationen die höchste Theilnahme der Schiffsgesellschaft.

Ungeachtet der grossen Einförmigkeit bietet jede neue Landungsstelle neue Ueberraschungen dar, und ich finde die reichste Ausbeute in einer vollendeten Wildniss am rechten Festlandsufer. Wechsel von Büffeln allein bahnen durch Dickichte und Lianenmassen vielfach geschlungene Pfade, auf welchen ich, gefolgt von einer Menge Bewaffneter, einherziehe, beim Anblick der massenhaft angehäuften Losung dieser Thiere jeden Augenblick ein gefährliches Rencontre erwartend, wie am 14. Januar. Ein in üppigster Fülle die Gebüsche überwucherndes Schlinggewächs aus der Familie der Kürbisse, dessen getrocknete Früchte ein Faserskelet enthalten, das sich vorzüglich als Badeschwamm gebrauchen lässt und welches zu diesem Zweck auch häufig in Aegypten gebaut wird, die Luffa, wurde hier in wildem Zustande angetroffen. Ich vermöchte eine ganze Reihe von Pflanzen aufzuzählen, welche, in Aegypten als Culturpflanzen bekannt, von den Urwäldern des Weissen Nils in ihrer Urform beherbergt werden. Es lässt sich daraus der Schluss ziehen, dass vor undenklicher Zeit das gesammte Nilthal einen mehr übereinstimmenden Vegetationscharakter besass, als gegenwärtig, und dass erst die Ausbreitung des alten Culturvolkes der Aegypter eine Flora von seinen nördlichen Ufern ver-

drängte, welcher wir heutzutage erst viele hundert Meilen weiter oberhalb begegnen. Auch die Ueberlieferung der Geschichte, namentlich hinsichtlich der in alten Zeiten weiter nach Norden reichenden Verbreitung von Thieren und Pflanzen (z. B. Ibis, Hippopotamus, Krokodil, vor Allen aber der Papyrus), spricht für die Annahme.

Am südlichen Horizont tauchte nach einiger Zeit wieder eine Bergmasse auf, es war der mehrere Meilen vom Fluss entfernte Defafang, ein ausgebrannter Vulkan von 1000 Fuss Höhe. Werne, einer der ersten Entdecker der obern Nilgewässer, war der einzige Europäer, der diese Localität besuchte, und die von ihm gesammelten Handstücke beweisen die vulkanische Natur des basaltartigen Lavagesteins, welches ähnlichen Vorkommnissen in der Eifel entspricht. Dieser Berg bezeichnet die Grenze, welche jetzt zwischen dem nördlichsten Negergebiet am Weissen Nil und dem Hirtenvolk der Baggara gezogen scheint.

Wir segelten im tiefen Wasser hart am schilfbestandenen Ufer der westlichen Seite, und das gewaltige Rauschen unseres grossen Segels scheuchte eine wilde Büffelheerde auf, welche, bevor man zur Büchse greifen konnte, den Blicken entschwand. Unmittelbar darauf segelten wir bei dem letzten Lager der Baggara vorbei, und es eröffnete sich uns der Blick auf eine malerische und romantische Scene. Die ganze Bevölkerung war durch eine Attake von wilden Büffeln auf einige Viehhüter in der Nachbarschaft alarmit, und Hunderte von Männern, mit Schwert und Lanze bewaffnet, darunter Viele zu Pferde, sah man der Unglücksstätte zueilen, begleitet vom Wehklagen zahlloser Weiberstimmen. Aus Zurufen entnahmen wir, dass die von uns aufgeschreckten Büffel sich auf die Hirten gestürzt hätten. Andere glaubten, wir hätten auf die Baggara geschossen. Im Tumult wusste Niemand etwas Genaueres. Jedenfalls war einem der „Habbabkum“ dasselbe Malheur passirt, vielleicht ein noch schlimmeres, als meinem Mohammed Amin, dessen von mir mit zwei Insektennadeln zusammen-

genähte Oberlippe schnell zugewachsen war, und der nun mit Bleiwasser und Kamillenthee einen Knochensplitter nach dem andern ausspuckte, während er sich sonst den Umständen gemäss ganz wohl befand. Ein günstiger Wind trieb uns indess bei den Baggara vorüber, ohne Details über die Ursache des Alarmes erfahren zu können.

Im Verlauf des Nachmittags segelt die Barke um die Wette mit einer Flotille weissgrauer Pelikane. Wiederholte Schrotschüsse vermögen sie nicht zum Auffliegen zu bewegen, bis wir sie endlich überholen und einige aus ihrer Mitte erlegen. Aus dem fellartigen Brustgefieder bereiten sich die Wilden des obern Nil perrükenartige Mützen, welche aufs Täuschendste einem üppigen weissen Haarwuchs gleichen und in jeder Theatergarderobe mit Dank angenommen werden würden.

Am linken Ufer führte mich ein kleiner Abstecher auf die Spuren einer grossen Elefantenheerde, und die frische Losung lag auf dem Boden, als hätte ein Bäcker seine Waare weggeworfen. Diese Gegend ist nach Aussage der Baggara eine der ergiebigsten zum Betriebe der Elefantenjagd. Die ausserordentlich dichte Bevölkerung des Schillukgebietes dagegen zieht nach Süden zu diesem Revier sehr nahe Grenzen, und man muss weit die Ufer des grossen Stromes aufwärts verfolgen, bis man wieder Localitäten antrifft, wo Elefanten zu sehen wären, was überhaupt nur von der Barke aus möglich ist, bei der weiten Fernsicht, welche die Flussniederung gestattet.

Bei Sonnenuntergang wurde an diesem Tage ein Platz am linken Ufer erreicht, welcher als ehemaliges Hauptquartier des berühmten Räuberchefs Mohammed Chēr stets eine gewisse Bedeutung in der Geschichte des Weissen Nils behalten wird. Von tiefen Gräben umgeben bezeichnen wallartige Erdaufwürfe, in ihrem Innern Spuren von verfallenem Erdgemäuer, die Stätte von Mohammed Chēr's Seriba. Die Zahl der hier geschlachteten und verschmausten Rinder muss,

nach den vorhandenen Knochenmassen zu urtheilen, eine kolossale gewesen sein; weit und breit im grossartigsten Massstabe zusammengeraubt, bestanden sie meist aus der den Schilluk abgenommenen Beute, und viele Jahre hindurch der Schrecken der benachbarten Negerstämme, stützte sich Mohammed Chēr's Macht auf berittene Baggara und zusammengelaufenes Gesindel aus Chartum. Dieser Räuberhauptmann vermochte sogar den Befehlen des allmächtigen Generalgouverneurs in Chartum Trotz zu bieten, und er war es hauptsächlich, welcher die Chartumer lehrte, mit Hülfe befestigter Plätze, förmlicher Zwingburgen, die Eingeborenen zu terrorisiren und unter seine Botmässigkeit zu bringen.

Auch menschliche Gebeine in Menge, von den durch Seuchen hinweggerafften Sklaven, nebst Schädeln von Eseln und Pferden finden sich infolge des Steppenbrandes im halbverkohlten Zustande überall über die Steppe gesäet; so sind verbrannte menschliche Gebeine überall die Wahrzeichen, welche der Sklavenhandel auf seinem Wege durch Afrika hinterlassen hat.

Nicht weit von diesem verrufenen Platze, aber am rechten Ufer, legten wir bei dem Dorfe Kaka an, der nördlichste von Schilluk bewohnte Ort aufwärts am Weissen Nil. Vor zwanzig Jahren standen auf dieser Seite des Flusses noch Hunderte von Dinkadörfern, und aus den Schilderungen der Reisenden, welche die von Mehemed Ali zur Entdeckung der Nilquelle abgesandten Expeditionen begleiteten, ist bekannt, dass die Dichtigkeit der Bevölkerung hier eine so bedeutende war, wie gegenwärtig in der Mitte des Schilluklandes. Infolge der unaufhörlichen Räubereien Mohammed Chēr's ist jetzt das ganze östliche Ufer in eine ununterbrochene Waldeinöde verwandelt, denn der Fluss scheidet zwar immer noch die beiden Gebiete der sich befeindenden Schilluk und Dinka, aber die erstern haben noch nirgends, ausser am genannten Platze Kaka, wo die ägyptische Regierung ein Getreidemagazin unterhält, sich in dem verlassenen District anzu-

bauen versucht. Die Dinka dagegen haben sich Tagereisen weit ins Innere zurückgezogen.

Gleich nach Ankunft der Barke versammelte sich am Ufer ein grosser Haufe nackter Schilluk, welche hauptsächlich aus Neugierde kamen, den Hund zu sehen. Jeder Reisende in Centralafrika erkennt beim ersten Anblick wirklich nackter und in ihrer vollen adamitischen Majestät sich ihm präsentirender Wilder einen bedeutsamen Wendepunkt im Verlauf seiner Reise, und der unvergleichliche Eindruck prägt sich für immer seinem Gedächtniss ein, denn in immer weitere Ferne entschwinden ihm die Erinnerungen an unsere Cultur.

Einer der Chartumer erfrechte sich hier, auf die Schilluk deutend, mich in meinen tiefsinnigen Betrachtungen durch die vorlaute Bemerkung zu stören: „Die sind wie Christen.“ Dafür strafte ich ihn mit der spöttischen Erwiderung: „Wess Glaubens Kinder diese Wilden sind, weiss ich nicht, dafür aber glaube ich einstehen zu können, dass sie zum Glück weder Juden sind, noch Mohammedaner, wie ihr.“

Ein grosser Sombrero von mexicanischem Schnitt, der mein Haupt vor den Sonnenstrahlen schützte, erregte die Wissbegierde der Schilluk, und da sie aus ihrem eigenen Haarfilz ein ganz ähnliches Geflecht auf dem Scheitel tragen, machte ich sie auf die grosse, auch in diesem Punkte zwischen Weissen und Schwarzen bestehende Analogie aufmerksam. Wie gross aber war ihr Erstaunen, als sie sahen, dass man das Ding auch abnehmen und wieder aufsetzen konnte; das lag allerdings bei ihnen ausser dem Bereich aller Möglichkeit. Mit ihren hohen Filzkämmen, die bald dem Kamm des Perlhuhns nachgeahmt, bald von den massiven Glorien entlehnt zu sein scheinen, die wir an griechischen Heiligenbildern bewundern, werden sie, man kann sagen, schon geboren, denn bereits beim Säugling beginnt man das Scheitelhaar mit Hülfe von Gummi arabicum und Asche zu formen,

sodass es mit der Zeit in jede beliebige Form gebracht werden kann.

Da die öde Steppe in der Nähe von Kaka Nichts enthielt, was für die Sammlungen verwerthet werden konnte, und die vertrockneten Reste der letzten Vegetationsperiode durch Feuer vollends vernichtet waren, so war ich froh, noch am nämlichen Tage weiter fahren za können, um bei der ersten intacten Urwaldstelle zu botanisiren; indess mein Wunsch wurde durch einen Vorfall vereitelt, dessen ich jetzt noch mit Schaudern und Schrecken gedenke. Eine kurze Strecke oberhalb des Dorfes, wo die Ufer, soweit das Auge reicht, eine baumleere Steppe bilden, umgürtet sich der Fluss von Neuem mit dichtem Waldsaume. Bald war eine Stelle erreicht, wo der Nil ausnahmsweise auf acht Meilen eine nordöstliche Richtung einschlägt; aus diesem Grunde wird sie Djurāb-el-Esch genannt (d. h. der Schlauch des Korns, Getreidesack), und da der Nordostwind hierzu nicht stimmte, musste die Barke von der Mannschaft gezogen werden. Als nun das Seil durch die hohe Grasmasse des Ufers streifte, geschah es, dass ihm ein Bienenschwarm in den Weg kam, welcher gleich einer grossen Wolke in demselben Moment über die Ziehenden sich entlud. Jeder von ihnen stürzte sich nun kopfüber in den Fluss und suchte die Barke wieder zu gewinnen, aber der Bienenschwarm folgte ihnen auf dem Fusse nach und erfüllte in wenigen Augenblicken alle Räume des mit Menschen vollgepfropften Fahrzeugs. Die Folge hiervon war ein Bild der Verwirrung, welches sich schwer beschreiben lässt.

Ich arbeitete gerade, nichts Böses ahnend, an meinen Pflanzen in der Cabine, als ich über und um mich herum ein Rennen und ein Springen vernahm, das ich anfangs, da solches an der Tagesordnung war, für Ausgelassenheit der Leute hielt. Ich rufe den Leuten zu, was die Tollheit zu bedeuten habe, aber sie geberden sich wie Verrückte und geben keine Antwort. Da stürzt Einer ganz verwirrt mit

dem Ruf herein: „Bienen, Bienen!“ Ich will eine Pfeife anzünden, thörichter Versuch, denn plötzlich im Gesicht und an den Händen von den empfindlichsten Stichen getroffen, höre ich mich bereits von Tausenden umsummt, vergeblich suche ich das Gesicht mit einem Handtuch zu schützen, es hilft nichts, ich schlage wüthend um mich, um so mehr vergrössert sich die Hartnäckigkeit der Insekten. Da fühle ich einen wahnsinnigen Schmerz im Auge, und Stich auf Stich fällt mir in das Haar. Die Hunde unter meinem Bett springen wie toll auf, werfen eine Menge Sachen um, und ich selbst, meiner Sinne nicht mehr mächtig, stürze mich voller Verzweiflung in den Fluss, ich tauche unter, Alles vergebens, es regnet immer wieder Stiche auf meinen Kopf. Ich achte nicht auf die Rufe meiner Leute, zu bleiben, sondern im Ufersumpf mich durch das hohe Schilfgras schleppend, das mir die Hände zerschneidet, suche ich das Festland zu gewinnen, um im Walde Schutz zu finden. Da packen mich vier kräftige Arme und schleppen mich gewaltsam zurück, dass ich im Schlamm zu ersticken glaube. Ich muss wieder an Bord zurück, an eine Flucht ist nicht zu denken.

Durch die kühlende Nässe war ich so weit wieder zu mir gekommen, dass ich ein Betttuch aus dem Kasten zu zerren vermochte, und fand nun endlich Schutz, nachdem ich die in diese Hülle mit eingeschlossenen Bienen nach und nach zerquetscht hatte. Mittlerweile war von meinen vortrefflichen Leuten mit grosser Selbstverleugnung der grosse Hund wieder an Bord gebracht und unter Tücher gedeckt worden; der zweite, ein geborener Chartumer, ging mir verloren. Krampfhaft zusammengekauert musste ich so drei volle Stunden verharren, während das Summen um mich herum ununterbrochen fortwährte und einzelne Stiche noch durch das Laken hindurchdrangen. Eine lautlose Stille herrschte schliesslich an Bord, da alle Insassen das Gleiche thaten. Die Bienen schienen sich allmählich zu beruhigen; zugleich hatten sich einige Beherzte ans Ufer geschlichen,

um dort das dürre Schilfgras in Brand zu setzen; so gelang es endlich, mit Hülfe des Rauchs die Bienen von der Barke zu verscheuchen, dieselbe flott zu machen und dem jenseitigen Ufer zuzutreiben. Hätte man gleich an die Hülfe des Feuers gedacht, so hätte sich unser Misgeschick weit milder gestaltet; allein die Geistesgegenwart war jedem genommen.

Nun erst konnte man sich den Schaden besehen. Mit Hülfe eines Spiegels und einer Pincette zog ich mir alle Stacheln aus Gesicht und Händen; diese Stiche blieben alsdann auch ohne schädliche Folgen. Unmöglich aber war es, in meinem Haar die Stacheln ausfindig zu machen, und viele waren bei meinem wahnsinnigen Gebaren abgebrochen und erzeugten ebenso viele kleine Geschwüre, welche zwei Tage lang empfindlich schmerzten. Der arme Arslan war schrecklich zugerichtet, besonders am Kopfe, im langen Haar des Rückens dagegen waren die Stiche wirkungslos geblieben. Sehr beklagen musste ich den Verlust des netten Hündchens, das mir abhanden gekommen und jedenfalls den Stichen erlegen war. Diese Mordbienen gehörten der ägyptischen gebänderten Varietät unserer Königsbiene an. Ein Unfall wie der unserige ist selten erlebt worden auf den Gewässern des Weissen Nils; nur Consul Petherick hatte einmal Aehnliches zu überstehen gehabt, wie mir seine Diener erzählten. Das Merkwürdigste aber war, dass alle in unserm Kielwasser steuernden Barken an diesem Tage bei der nämlichen Stelle der gleichen Plage ausgesetzt waren, alle, sechzehn an der Zahl. Nun stelle man sich erst die Verwirrung vor, welche auf Barken geherrscht haben muss, wo die Bemannung sich auf 50—80 eng zusammengedrängte Bewaffnete belief. Am Abend wünschte ich mir lieber zehn Büffel und noch zwei Löwen dazu, als je wieder mit Bienen zu thun zu haben, ein Wunsch, in den die ganze Schiffsgesellschaft lebhaft einstimmte. Ich nahm Chinin und erwachte neu gestärkt und munter am folgenden Morgen, während mehrere der arg zugerichteten Leute von unserer Mannschaft ein heftiges

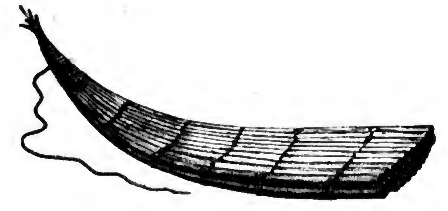
Fieber zu bestehen hatten. Zu meiner Fieberfreiheit hatte vielleicht auch das unfreiwillige Dampfbad beigetragen, welches ich bei der Hitze des Tages in den nassen Kleidern und in der stundenlangen Vermummung mir selbst bereitet. Unter der Mannschaft der uns folgenden Barken hatte es infolge der erhaltenen Verletzungen sogar zwei nachträgliche Todesfälle gegeben.

Seit jenem Tage der Bienenplage hatte sich auch ein anderes Insekt eingestellt, welches ab und zu dem Reisenden empfindliche, aber nicht von unangenehmen Folgen begleitete Stiche ertheilt. Es war eine an und für sich unscheinbare Bremse (Tabanus), welche hier die Rolle der Ttetsefliege zu spielen scheint, da die Eingeborenen von ihr angeben, dass sie dem Vieh schädlich sei. Sie ist weitverbreitet in den von mir bereisten Gegenden, wohingegen die eigentliche Ttetse zu fehlen scheint.

In den Morgenstunden nach dem zweiten Unglückstage fuhren wir wieder am waldlosen Ufer dahin. Gegen Mittag wurde am rechten Ufer bei einer reizenden Buschwaldung gehalten, wo hohe schlingende Lianen (Leptadenia) in Gestalt senkrecht herabhängender Stricke die weit ausgebreiteten Aeste der Schubahi-Akazie (A. verugera) mit dem Boden verbanden, ein erwünschter Turnapparat für das Gaukelspiel der kleinen Affen. Hier in der wirklichen Wildniss, überall, wo man in Dickichte eindringt, begegnet man zahllosen Spuren des reichsten animalischen Lebens, Schlangenhäute und Federn aller Art sind über den Boden gesäet, Schildkrötenpanzer und Fischgräten als Reste von Adlermahlzeiten, Thiergebeine, ab und zu auch vollständige menschliche Skelete! Dazu bedecken die vom Hochwasser überall zurückgelassenen Conchilienschalen das Ufer, namentlich faustgrosse Gehäuse von Ampullaria (A. Wernei), welche, in ihrer Art ein Riese, ebenbürtig den Bewohnern des gewaltigen Flusses erscheint.

In beständiger Furcht vor Bienen, und indem ein Bündel

Stroh und Zündhölzchen stets zur Hand war, um sofort das dürre Gras in Brand stecken zu können, wurde der Landgang bewerkstelligt. Gegen Mittag gewahrte man mit Entsetzen wieder Bienen im Ufergrase und eilte daher zum linken Ufer hinüber, wo wir zahlreiche Schilluk antrafen, die auf ihren leichten Ambatschkähnen fischend und hurtig wie Fische selbst die Fluten durchschnitten. Diese Hurtigkeit schliesst indess ein entenartiges Watscheln nicht aus, denn die Kähne sind von einer solchen Leichtigkeit, dass ein Mann deren drei auf die Schulter laden kann, solange sie trocken sind, und ein jeder Kahn ihrer drei zu tragen vermag. Aus einigen Dutzend mittelgrosser dreijähriger



Canot von Ambatschholz.

Ambâtschtriebe lässt sich mit Leichtigkeit ein solcher Kahn herstellen, denn da der Stamm bei 6 Fuss Höhe sich sehr schnell verjüngt und zuspitzt, so braucht man nur ein Bündel derselben zusammenzubinden, um Gestalt und Wölbung einer zierlichen Gondel zu erhalten. Beifolgende Zeichnung vergegenwärtigt die Gestalt eines solchen 40 Pfund schweren Fahrzeugs. Der Gebrauch desselben erfordert viele Uebung, da bei der geringsten Verlegung des Schwerpunktes ein Umschlagen zu befürchten ist; sie leisteten mir indess vorzügliche Dienste, um mich trockenen Fusses ans Ufer ziehen zu lassen oder mit Hülfe derselben in den schwimmenden Büschen botanische Ausbeute zu machen. Hat der Schilluk eine Wasserpartie beendet, so greift er nach seiner Gondel, wie

ein Hoplit nach seinem Schild, theils um sich ihren Besitz zu sichern, theils um derselben durch Austrocknen eine vermehrte Tragkraft zu ertheilen, denn das schwammige Ambatschholz saugt sich leicht voll Wasser.

Die Schiffsmannschaft hatte in diesen Tagen einen werthvollen Fund im Walde gemacht; dieser bestand aus einem leidlich geraden, aber sehr knorrigen Stamm von Balanites, der an Stelle des geknickten Centrums der grossen Segelstange verwerthet werden sollte. Das Stammstück hatte nur 10 Fuss Länge, und musste doch erst mühsam gesucht werden, so selten sind gerade Stämme. Der unbrauchbar gewordene Theil der Raa verfiel nun der Axt, unzähliger Risse halber, die keine Rindshaut mehr zusammenhalten wollte; ein altes Stück nordischen Tannenholzes, hatte es nun, nach jahrelangem Dienst, auf wer weiss wie vielen Barken und in wie vielen Breiten, das Ziel seiner Geschicke hier auf dem Weissen Nil erreicht und musste brennen; Friede seiner Asche! —

Das ganze linke Ufer ist nun, soweit das Auge landeinwärts reicht (die Breitenausdehnung des angebauten Landes soll 10 Meilen betragen), mit kleinen Dörfern besetzt, die kein Ende nehmen wollen. Wir waren nicht mehr fern von Faschoda, dem Sitz der Provinzialregierung, und eröffneten zum ersten Mal mit Hülfe der Glasperlen einen regen Tauschhandel mit den Schilluk. Die Perlen waren aber bereits so sehr im Preise gesunken, dass man Eier, Hühner, Milch u. s. w. ganz zu chartumer Marktpreisen kaufen musste, was ja auch den armen Wilden, bei ihrem Uebergangsstadium aus dem Affenmenschenalter mit Uebergehung der Stein- und Bronzezeit direct in den löblichen Stand des Unterthanenverbandes und der Steuerzahler, nicht mehr als recht und billig erscheinen mochte.

Am 24. Januar endlich hatten wir gegen die Mittagsstunde Faschoda erreicht, und waren so glücklich am Endpunkte des ägyptischen Reichs angelangt. Faschoda ist der

Sitz eines Mudirs für den Weissen Nil, ein Hauptwaffenplatz der Aegypter für die Aufrechterhaltung ihrer Herrschaft in diesem entlegenen Gebiet. Die völlige Unterwerfung des gesammten Schilluklandes ist indess erst zwei Jahre später erfolgt. Da der Gouverneur seit längerer Zeit mit 500 Sol daten am linken Ufer sechs Stunden oberhalb der Stadt im Feldlager stand, um auch den südlichen Schilluk, die sich noch höchst ungebührlich betrugen, Raison beizubringen, bestand die ganze bewaffnete Macht in Faschoda aus nur 200 Mann. Der erst seit zwei Jahren stadtartig aufgebaute Ort, früher auch Denāb genannt, bestand ausser dem Fort, dessen lange Erdmauern mit ihren Hunderten von Wasserrinnen sich wie mit ebenso viel Kanonen gespickt ausnahmen, und von weitem daher wahrhaft imponirten, eigentlich nur aus einem grossen Haufen kegelförmiger Strohhütten. Wirkliche Kanonen besass das Fort nur vier, während zwei andere Feldgeschütze im Lager des Mudir sich befanden. Sein Stellvertreter empfing mich sehr zuvorkommend; er schickte mir sogleich zwei fette Hammel als Gastgeschenk und stellte mir seine Boote, Maulthiere, Pferde, Soldaten, kurz alles zur Verfügung, um die Umgegend bequem in Augenschein nehmen zu können.

Wegen der geringen Tiefe auf der westlichen Seite, auf welcher die Stadt errichtet ist, machten die Barken bei einer schmalen Insel halt, die durch eine Art Knüppeldamm mit dem Festland verbunden ist. Dieser dient zur Zeit des Hochwassers als Molo für die anlangenden Barken, welche alsdann hart vor den Thoren anlegen können. Vor den Stadtmauern auf einem vom zurückgetretenen Flusse trocken gelegten Terrain dehnen sich Felder und Gemüsegärten aus, welche der Gouverneur nach ägyptischem Muster anlegen liess. Auf der beigegebenen Zeichnung erblickt man die verschiedenen ziehbrunnenartigen „Schadūfs“, die zur Bewässerung dienen. Hier also ist die Südgrenze des Weizenbaues in dem östlichen Sudan.

Die nächste Umgebung der Stadt besteht aus Steppenlandschaft, auf welcher, wohin das Auge nur blicken mag, kleinere und grössere Hüttengruppen der Schilluk aus dem Grase hervorragen. Der Holzbedarf der Truppen hat weit und breit die grössern Bäume arg verstümmelt, und die wenigen Boote, welche der Regierung zur Verfügung stehen, haben vollauf zu thun, um Brennmaterial für die Heizung des hier stationirten Dampfers herbeizuschaffen. Daher wird



Ansicht von Faschoda.

jeder neue Trieb sofort abgehauen, und nur die nackten Stämme ehemals majestätischer Akazien trotzen durch ihre Massivität den erbärmlichen Werkzeugen der Bewohner Faschodas.

Seit drei Jahren, so hiess es, sei hier völliger Landfriede, d. h. in der Umgebung von Faschoda; bis dahin waren grössere und kleinere Attaken seitens der aufsässigen Neger an der Tagesordnung gewesen. Bei einer verdorrten Adansonia, welche sich tausend Schritt von der Mauer befindet,

wurde mir der Ort gezeigt, an welchem die Kanonen der Festung zum letzten mal ihre Tragweite erprobten; ein wohlgezielter Schuss hatte aus einem zusammengescharten Haufen allein ihrer funfzehn niedergestreckt, und infolge dessen war der Angriff, welcher, von der Regenzeit begünstigt, im hohen Grase erfolgte, von ihnen aufgegeben worden. In einer benachbarten Grube las ich unter den Gebeinen der an diesem Tage getödteten Schilluk neun noch gut erhaltene Schädel auf, deren Untersuchung Resultate von grosser Wichtigkeit für die Ethnographie Afrikas ergeben hat.

Da in Faschoda alle Barken mehrere Tage halten müssen, theils um die Kornvorräthe zu completiren, theils der Kopfsteuer wegen, um die Papiere, welche die Listen der Schiffsmannschaft und der Privatsoldaten enthalten, revidiren zu lassen, herrscht im Januar und Februar daselbst ein reges Leben. Aegyptische Galerensträflinge, fessellos, weil ein Entwischen hier ebenso schwierig ist, wie in Sibirien, trieben sich bettelnd am Ufer umher und begrüssten mich mit französischen und italienischen Brocken. Dies trug natürlich keineswegs zur Gemüthlichkeit meiner Umgebung bei. Ich hatte mir am Ufer ein Zelt aufstellen lassen, in welchem ich mich nach langer Entbehrung des freien Genusses meiner Gliedmassen erfreuen konnte; aus Furcht vor Dieben mussten aber beständig Leute mit geladenen Gewehren vor demselben Wache stehen. Viele Barken kamen und gingen, den obern Gewässern zusteuernd, alle hatten sie von den Nachwehen der Bienenplage in Djurāb-el-Esch zu leiden. Wie ich jetzt erfuhr, musste die ganze Mannschaft einer derselben vom Mittag bis zur einbrechenden Nacht im Wasser aushalten, hippopotamusartig ab und zu den Kopf hervorsteckend, um etwas Luft mit einigen Dutzend Bienenstichen zu erkaufen.

Die Witterung dieser Tage war sehr kühl, denn ein wüthender Nordost blies unablässig mit solcher Heftigkeit, dass wir bei Sonnenaufgang gewöhnlich nur 16—17° C. hatten.

Selbst den Nilpferden schien es im Wasser zu kühl zu werden, denn mit Sonnenaufgang pflegten sie auf einer benachbarten Sandbank in Menge zum Vorschein zu kommen; so fand ich immer eine passende Zielscheibe, um die Wirkung der Vollkugeln zu prüfen, welche meine grossen Elefantengewehre warfen. Es umgab mich fortwährend das ausgelassene Treiben der versammelten Mannschaften, denn dumme Streiche waren an der Tagesordnung. Da war kein Handanlegen ohne schlechte Witze. Auch fehlte es nicht an einem esprit amusant, dessen Mund weder bei Tag noch bei Nacht einen Riegel duldete. Macht sich einer lächerlich, so wird er mit einem vielstimmigen Gebrüll von „Huë! Huë!“ empfangen (d. h. das ist er). Das Merissabier von Faschoda, mit Kürbisschalen gemessen, denn Seidel und Mass kennt man hier nicht, trug natürlich auch das Seinige zu dieser thörichten Ausgelassenheit bei. In ihren Spässen und Spielen waren diese Leute, wenn auch von vorgerücktern Jahren, so naiv wie Kinder.

Die arabischen Namen wiederholen sich bekanntlich, wie Müller und Schulze, und auf unserer Barke waren allein sechs Mohammeds; zur Unterscheidung werden daher die meisten mit Spitznamen gerufen. Da hiess einer Abu-Aschera (d. h. der zehn Väter hat), ein anderer Berdauili (d. h. der Fröstling). Andere führten als Epitheton mehr oder minder poetische Bezeichnungen, z. B. Vater der Jungfrau oder Schech der Weiber. Der vom Büffel überrannte Mohammed, der doch schon durch den Beinamen Amīn, der Treue, von Hause aus genug gekennzeichnet erschien, war scherzweise unter dem Namen der Schwimmer bekannt, da er einst den Verlust einer Barke verschuldet hatte, deren Führung ein Kaufmann ihm anvertraut; die Mannschaft gewann dabei schwimmend das Ufer, und dies erklärte den spöttischen Sinn seines Namens.

Ein Ereigniss, welches mich nicht im geringsten in Erstaunen setzte, da ich es bei dem arabischen Schlendrian

stündlich erwartete, alarmirte uns am Abend des ersten Tags unserer Ankunft. Einem unserer sogenannten Soldaten ging unversehens das Gewehr los und die Kugel pfiff mitten durch das Getümmel über die Barke hinweg. Am folgenden Morgen hatte der Sklave eines Regierungsbeamten aus ähnlicher Veranlassung einen Schuss durch den Arm erhalten, wofür der Schuldige 150 Thaler an Strafe zu zahlen hatte, eine Summe, welche von der ganzen Mannschaft zusammengebracht wurde, da ein solches Versehen, wie sie sagten, jedem hätte passiren können. Da nun der erstgenannte Vorfall mich zunächst betraf, fiel der als Hauptmann fungirende Agent des Ghattas, welcher sich sonst zu der Mannschaft immer sehr kameradschaftlich gestellt hatte, über den Missethäter her, streckte ihn zu Boden und zählte auf Beschluss der Majorität, denn bei den Nubiern muss alles in pleno berathen werden, ihm mehrere Dutzend Kurbatschhiebe auf, die er ohne Murren ertrug.

Die rechte Seite des Hauptstromes bei Faschoda wird nicht vom Festland, sondern von einer langen Insel eingenommen, die sich mehrere Stunden weit oberhalb und unterhalb des Platzes erstreckt. Hinter dem eigentlichen Ostufer sollen die Dinka in ausgedehnten Ortschaften sesshaft sein, damals noch eine unerschöpfliche Sklavenquelle für die Raub- und Plünderungszüge der Garnison von Faschoda; erst Samuel Baker hat im Jahre 1870 diesem Unwesen ein Ziel gesteckt, ein Ereigniss, dessen Kunde bis zu den entferntesten Stämmen drang. Die Dinka-Stämme jener Gegend heissen Dang-Joht, Dang-Jahl, Behr, Njell und Abeläng.

Das gegenüberliegende Ufer bei Faschoda enthält noch ausgedehnte Buschwaldungen und unerschöpflichen Holzvorrath; auf einem dahin unternommenen Ausfluge erlegte ich eine afrikanische Riesenschlange von 15 Fuss Länge (Python Sebae), ein mittelgrosses Exemplar. In Galabat habe ich deren von über 20 Fuss häufig gesehen und im

berliner Aquarium wird ein Monstrum dieser Art gezeigt, welches noch um einige Fuss länger ist. Hier erschien mir die schnelle Tödtung des Ungethüms durch einen Schuss groben Schrotes, von dem nur vier Körner sassen, sehr auffällig. Die prächtig gefleckte Haut lieferte dauerhaftes Material zur Verfertigung eines wasserdichten Flintenfutterals; das Fett gilt im Sudan allgemein als ein vorzügliches Mittel gegen Ohrenleiden.

DRITTES KAPITEL.

Im Lager des Mudir. Se. adamitische Majestät. Kriegszüge. Zukunft des Landes. Ein gerechter Richter. Der schreiende Priester. Gummireichthum. Der flötende Baum. Mohammed Abu Ssammat. Die Barken auf der Flucht. Verrätherische Ueberfälle der Schilluk. Grossartiger Markt. Raub und Milderungsgründe. Erster Papyrus. Cäsar unter den Piraten. Nutzlose Versuche durchzudringen. Eine Welt von Gras. Nilpferde in Verzweiflung. Das letzte Hinderniss. Unterschätzung des Gazellenstromes. Ein Bonmot des Vicekönigs. Namensvetter des Ghattas. Das Urbild des Pantoffels. Charakteristik der Nuër. Parallelismus der Thier- und Menschenrassen. Cactustypus der Euphorbien. Der Bachr-el-Arab ist der Hauptstrom. Valisneria-Wiesen. Ankunft in Port-Rek. Die wahre Natur des Gazellenstromes. Entdeckung der Meschera. Tödliches Klima und seine Opfer. Der Reisende Le Saint. Landschaftscharakter. Die alte Königin und ihr Prinz-Gemahl. Königliche Geschenke. Fische und Vögel.

Ich blieb neun Tage in Faschoda, ein Aufenthalt, zu welchem uns das Ausbleiben der für den Gazellenfluss bestimmten Barken nöthigte, da unsere Mannschaft nicht zahlreich genug war, um allein die vorhandenen Hindernisse zu überwinden, welche der „Ssett", die Grasbarre, in Aussicht stellte, und auch zum Schutz gegen einen eventuellen Angriff der noch unbezwungenen Uferbewohner ungenügend erschien. Ein grösserer Ausflug, auf welchem ich mehrere Schillukdörfer besichtigte, führte mich tief ins Land hinein und gab mir eine Vorstellung von seiner massenhaften Bevölkerung. Der türkische Offizier, welcher als Europäer in mir einen Landsmann begrüsste, begleitete mich, gefolgt von einer

Anzahl Soldaten; wir waren alle beritten. Ohne auch nur eine Schale frischer Milch angeboten zu erhalten, sah ich auf dieser Tour eigentlich weiter nichts, als was mir schon in den letzten Tagen zu Gesicht gekommen war, aschgraue und rostrothe Teufel, endlose Kegelhütten und Rinderheerden! Dennoch prägten sich mir einige Details ein, die ich zur Charakteristik dieses nun in seiner Gesammtheit dem ägyptischen Unterthanenverband einverleibten Volkes folgen lasse.

Das Volk der Schilluk bewohnt auf einer Strecke von ungefähr 200 Meilen und in einer Breite von 5—6 Stunden das ganze linke Ufer des Weissen Nils bis zur Mündung des Gazellenflusses. Im Westen von den Baggara bedrängt, ist es durch den Fluss verhindert, sich weiter nach Osten auszudehnen, nur der untere Lauf des Sobat hat Schilluk zu Anwohnern. Ihre vollständige Unterwerfung unter die ägyptische Regierung, welche erst im Jahre 1871 beendigt wurde, hat eine Zählung aller Dörfer am linken Nilufer veranlasst, welche eine Anzahl von fast genau 3000 ergab. Dies lässt bei der Beschaffenheit der Dörfer für diesen Theil der Schilluk allein eine Seelenzahl von über eine Million berechnen. Das am Weissen Nil gelegene Schillukland hat aber höchstens eine Ausdehnung von 2000 Quadratmeilen, und da die Menschenmenge auf demselben sich mit derjenigen in den bevölkertsten Ländern Europas vergleichen lässt, man also 600—625 auf die Quadratmeile anzunehmen berechtigt ist, so erzielt man ein gleiches Resultat, wie von jener auf die Anzahl von 3000 Dörfern basirten Schätzung, das Dorf von 45—200 Hütten, die Hütte auf vier Köpfe berechnet, zusammen 1,200000 an der Zahl. In der That war dies dieselbe Schätzung, welche mir der mit den Verhältnissen des Landes wohlvertraute Mudir von Faschoda bereits im Jahre 1869 mitgetheilt hatte. Kein bekannter Theil Afrikas, kaum das schmale ägyptische Nilthal, erreicht eine derartige Dichtigkeit der Bevölkerung. Eine ähnliche Gunst der Verhältnisse, wie sie die Ernährung einer so grossen Einwohner-

menge ermöglicht, ist aber auch ohne Gleichen in der Welt. Alle Factoren der menschlichen Existenz reichen sich hier auf beschränktem Raum dazu die Hände, Ackerbau, Viehzucht, Fischerei und Jagd. Den Ackerbau begünstigt die fruchtbarste Bodenbeschaffenheit, erleichtert die Regenzeit und die durch das Steigen des Flusses mit Hülfe von Kanälen bewirkte Bewässerung des Bodens, dazu noch ein auffallend häufig bewölkter Himmel, der die Gewalt der Sonnenstrahlen bricht, und das ganze Jahr hindurch ein hoher Grad von Luftfeuchtigkeit. Im Fluss die Fischerei, Krokodile und Nilpferde in Menge, am jenseitigen Ufer die freie Jagd in unermesslichen Waldwildnissen, welche wegen der Feindseligkeit der jene Seite innehabenden Dinka zum Anbau nicht vortheilhaft erscheinen, schliesslich im Rücken des sich am linken Ufer ausdehnenden Culturlandes die Steppe, zwar begrenzt durch den Wassermangel in den Wintermonaten und die weit umherschwärmenden Baggara, aber immerhin den Schilluk bequem für den täglichen Weidegang ihrer grossen Rinderheerden.

Für die Uebervölkerung des Schilluklandes spricht auch die Auswanderung, welche nach den in Südwest gelegenen Gebieten gerichtet ist, wo als Dembo und Djur eine grosse Anzahl dieses Volkes in den Grenzgebieten zwischen Bongo und Dinka sesshaft geworden ist; doch von diesen an einer andern Stelle, hier will ich nur darauf aufmerksam machen, wie sehr trotz aller auf unermesslichen Strecken herrschenden Monotonie der natürlichen Verhältnisse in Centralafrika sich die Mannichfaltigkeit der menschlichen Entwickelung, die Verschiedenheit der Sprache, ihrer Körperbeschaffenheit u. dgl. stets geltend macht. Während im Schilluklande über sechshundert Menschen die Quadratmeile bewohnen mögen, finden wir 180 Meilen weiter im Südwesten, im Bongolande, deren kaum zwölf auf der Quadratmeile, und unter dem fünften und ersten Grad nördlicher Breite finden sich in einem Abstand von 300 Meilen die grössten und kleinsten Rassen der

Welt, Bāri und Akkā, erstere den Patagoniern ebenbürtig an Körpergrösse, letztere den Eskimos gleich — Menschen von weniger als mittlerer Grösse.

Wenn bisher von Dörfern die Rede war, so bedarf dies eines Zusatzes, indem das ganze westliche Nilufer, soweit die Grenzen des Landes reichen, wie ein einziges Dorf erscheint, dessen einzelne Theile nur durch Zwischenräume von 500—1000 Schritt geschieden sind. Diese Hüttencomplexe sind mit erstaunlicher Regelmässigkeit gebaut und so eng zusammengedrängt, dass sie bei der Gestalt der einzelnen Hütten aus der Entfernung an einen Haufen wuchernder Pilze erinnern. Jedes Dorf hat seinen Vorsteher, und die Vorsteher von funfzig bis siebzig, manchmal auch hundert Dörfern sind einem Häuptling untergeordnet, welcher im District commandirt; solcher Districte soll es nahezu hundert geben, die alle durch Namen unterschieden werden. Ein Abkömmling der alten Könige befand sich in der vollen Gewalt des Gouverneurs, ein anderer machte dem letztern die Herrschaft im südlichen Theile des Landes zur Zeit meines ersten Besuchs noch streitig.

In der Mitte eines jeden Dorfes befindet sich ein runder freier Platz, auf welchem sich abends die Bewohner versammeln, wo dieselben, auf Thierhäuten ausgestreckt oder auf Stücken von Ambatsch niederkauernd, das mückenfeindliche Aroma unablässig angefeuerter Haufen trockenen Kuhmistes einathmen oder aus Pfeifen mit kolossalen Thonköpfen den Taback des Landes rauchen.

Auf solchen Plätzen ist gewöhnlich ein grosser Baumstamm errichtet, an welchem nach allgemein afrikanischem Gebrauch die Pauken hängen, um die ganze Ortschaft bei herannahender Gefahr zu alarmiren und die Kunde davon den Nachbarn mitzutheilen. Die meisten Negervölker unterscheiden sich in der Form ihrer Hütten; die der Schilluk sind durch höhere Thonwände von denen der Dinka verschieden und in der Regel von geringerm Umfang. Die

Kegeldächer laufen nicht in eine Spitze aus, sondern sind mehr kuppelförmig abgestutzt, daher erinnern die Häuser in so auffallender Weise an die Gestalt mancher Hutpilze. Die Dörfer sind nach aussen nicht umfriedigt, wol aber schliessen sich an die eng zusammengehäuften Hütten Strohmattenzäune, welche den Viehstand eines jeden Familienvaters beherbergen. Eigens errichtete Viehparks, welche gleichsam für sich grosse Dörfer bilden und den gesammten Viehbestand einer Gemeinde vereinigen, wie bei den Dinka, kennen die Schilluk nicht, da es ihrem Land an dem nöthigen Raum fehlt.

Obgleich nun diese Wilden Europas übertünchte Höflichkeit keineswegs kennen, so erscheinen sie dennoch über und über getüncht, d. h. mit Asche, zum Schutz gegen Insekten, und zwar grau, wenn letztere von Holz gewonnen, — das sind die Armen — oder rostroth, wie rothe Teufel, wenn sie aus Kuhmist erzielt wurde, — das sind die Besitzenden. Asche, Mist und Kuhharn sind ihre unentbehrlichen Toilettengegenstände. Das letztere berührt unangenehm die Nase des Fremden, wenn er von ihren Milchgefässen Gebrauch machen will, da diese nach weit verbreiteter, echt afrikanischer Sitte damit gewaschen zu werden pflegen, wahrscheinlich um das mangelnde Kochsalz zu ersetzen.

So ist denn die äussere Erscheinung des Schilluk eine keineswegs einnehmende, auch misfällt dem Beschauer der fast allen Negervölkern, welche die Flachländer des obern Nilgebietes bewohnen, eigene Mangel der untern Schneidezähne, die frühzeitig und ausnahmslos ausgebrochen werden. Die Gesichtsbildung bietet keinen ausgesprochenen Negertypus dar, wie man ihn beim tiefsten Braunschwarz, das ihrer Haut eigen ist, erwarten sollte. Nach ihrer Schädelbildung zu urtheilen, gehört dieses Volk zu den edlern Rassen Centralafrikas, da sie sich durch geringere Prognathie und minder ausgeprägte Schmalköpfigkeit vor andern nigritischen Stämmen auszeichnen. Eine Vergleichung der von mir gesammelten

Schillukschädel, mit solchen aus altägyptischen Gräbern sowol als auch mit den Köpfen der heutigen Fellachen, hat eine merkwürdige Uebereinstimmung an den Tag gelegt. Nach Prof. R. Hartmann beruht die Hauptähnlichkeit zwischen Aegyptern und Schilluk in dem beträchtlichen Hervorragen der Nasenbeine, welche durch eine tiefere Einsattelung von der Stirne abgegrenzt erscheinen, als den meisten typischen Negerrassen eigen zu sein scheint. Ohne auf directe Verwandtschaft von Aegyptern und Schilluk schliessen zu wollen, glaubt dieser Forscher darin doch wenigstens einen neuen Beweis für den unzweifelhaft afrikanischen Ursprung der letztern erblicken zu müssen.

Der an und für sich nicht unästhetisch gestaltete Körper, bei den Männern jeder Bekleidung bar, erhält durch die beständige Tünchung mit Asche einen wahrhaft diabolischen Ausdruck. Die knochigen, äusserst dürren Gliedmassen und die passive Ruhe aller ihrer Attituden verleihen den Schilluk nicht selten ein mumienartiges Aussehen. Der an ihren Anblick nicht gewöhnte Neuling kann sich der Täuschung kaum erwehren, in diesen aschgrauen Gestalten eher verschimmelte Cadaver als lebende Wesen zu erblicken. Die Statur der Schilluk ist eine mittlere und bleibt oft hinter den mit langen Beinen hoch aufgeschossenen Dinka weit zurück.

Wie die meisten der nackt oder fast nackt einhergehenden Afrikaner verwenden sie die grösste Sorgfalt auf das Arrangement ihres Haupthaars, an den übrigen Körpertheilen wird der Haarwuchs durch frühzeitiges Ausreissen sorgfältig entfernt. Wie schon erwähnt, wird bei den Männern durch Thon, Gummi oder Mist das Haar so lange in der gewünschten Form zusammengekittet, bis es von selbst bald eine helm- oder kammartige, bald eine schirmartige Gestalt annimmt. Eine grössere Anzahl Schillukmänner bietet in dieser Hinsicht viele Mannichfaltigkeit dar. Die grösste Mehrzahl trägt quer über den Scheitel einen handbreiten Kamm, der, gleich

einem massiven Heiligenschein von Blech, von einem Ohr zum andern sich erstreckt und nach hinten unter den Ohren in zwei runde Lappen ausläuft. Am seltsamsten nehmen sich aber solche Köpfe aus, die nicht genug an einem Haarkamm haben, sondern deren zahlreiche aufweisen, die parallel und in geringen Abständen wie Lamellen über den Kopf verlaufen. Sehr drollig erscheint eine dritte, nicht seltene Form, die man am passendsten mit dem Helm des Perlhuhns vergleichen kann, von welchem sie offenbar eine Nachahmung zu sein scheint, wie manche Haarmoden sich selbst bei uns sehr oft thierische Ideale zum Vorbild zu nehmen pflegen.

Aber auch ganz kurzhaarige, geschorene Köpfe kommen hier vor. War eine Krankheit, ein Misglücken der Haarkünstelung oder vielleicht ein jäher Sturz und infolge davon ein Abbrechen des massiven Kammes die Ursache, ich weiss es nicht, jedoch solche Köpfe schienen es zu fühlen, dass ihnen etwas mangelte, und zeigten sich selten anders als mit einer sich höchst drollig ausnehmenden Binde über der Stirn, welche, in Gestalt eines Augenschirms, aus der abgestutzten fuchsrothen Mähne der Giraffe hergestellt wird und die auch bei Kafferstämmen in Südafrika beobachtet worden ist. So viel von den Männern.

Was die Frauen anbelangt, so kamen mir nur solche zu Gesicht, deren kurzgeschorenes Haar wie getüpfelt von frisch sprossenden Wolllocken erschien, und nicht unähnlich dem Fell der neugeborenen Lämmlein, welche als „Astrachan“ in den Handel kommen. Sie pflegen nicht völlig nackt zu gehen, sondern die Schillukfrauen sind stets mit einem aus Kalbfell hergestellten Schurz bekleidet, der um die Lenden geschlagen wird und bis an die Knie reicht.

Nach Art der Dinka, denen die Schilluk, abgesehen von ihren Haarkämmen, in jedem Stück ihrer äussern Tracht völlig gleichen, führt gewöhnlich jeder Mann einen 2½ Fuss langen keulenförmigen Krückstock bei sich, der einen schweren rundlichen Knopf am obern Ende besitzt, nach unten zu aber

spitz zuläuft, sodass er wie ein riesiger Nagel erscheint. Lang zugespitzte Lanzen, deren Werth, nach den im Tausch dargebotenen Aequivalenten zu urtheilen, einem Mariatheresienthaler entspricht, sind ihre einzigen Waffen; Bogen und Pfeile sind ihnen ebenso unbekannt, wie ihren Nachbarn, den Dinka, dies sind dagegen bei den Nuër die Hauptwaffen.

Von Hausthieren züchten die Schilluk Rinder, Schafe und Ziegen derselben Rasse, wie wir sie später bei den Dinka betrachten wollen, ausserdem noch Hühner und Hunde. Alle übrigen sind ihnen fremd und würden auch hier nicht das Klima vertragen. Hunde gewahrt man im ganzen Lande in grosser Menge, sie gleichen an Gestalt einem etwas robusten Windspiel, erreichen aber selten die Grösse unsers Hühnerhundes. Sie sind fast ausnahmslos von fuchsrother Färbung und haben immer eine schwarze, stark verlängerte Schnauze, das Fell ist kurz und glatthaarig wie der lange, rattenartige Schwanz, die ziemlich langen Ohren sind an der obern Hälfte weich und lappig, werden daher zur Hälfte umgeschlagen getragen. Beispiellos ist ihre Gewandtheit im Springen und Laufen, sie überholen die Gazellen mit Leichtigkeit und dienen daher allenthalben zur Jagd; auf 10 Fuss hohe Erdmauern und Termitenhügel schwingen sie sich mit der Gewandtheit von Katzen, mit ihren schlanken Leibern die Distanz vom Drei- bis Vierfachen ihrer Länge überwindend. Ich besass selbst eine Anzahl echter Schillukhunde, die sich später im tiefern Innern vortrefflich hielten und stark vermehrten. Wie allen Hunden des Nilgebietes, vom ägyptischen Paria bis zum Dorfköter des Sudan, fehlt auch dieser Rasse die Afterklaue an den Hinterfüssen, welche unsere europäischen Hunde stets besitzen. Im allgemeinen unterscheidet sich der Schillukhund wenig von den Rassen der Beduinen Kordofans und Sennaars.

Die einzige Vorstellung, welche die Schilluk von einem höhern Wesen haben, beschränkt sich bei ihnen auf die Verehrung eines gewissen Heros, den sie den Vater ihres Stammes

nennen und der sie in das jetzt von ihnen bewohnte Land geführt haben soll. In Fällen der Noth oder um Regen und gute Ernten zu erzielen, wird er von ihnen beim Namen angerufen. Von den Verstorbenen nehmen sie an, dass sie unsichtbar stets in der Nähe der Lebenden weilen und sie begleiten. Wandersagen und Ahnencultus mögen auch bei ihnen, wie bei andern Naturkindern, die Stelle religiöser Mythen und der Moral vertreten.

Am 1. Februar verliessen wir spät abends Faschoda und trieben ohne Segel den grössten Theil der Nacht hindurch im Kanal am linken Ufer dahin. Mit Sonnenaufgang langten wir bei dem ägyptischen Lager an. Unter Sang und Klang und Trompetenschall empfangen, führte mich der Gouverneur in sein Zelt, wo ich, eine Pfeife nach der andern rauchend, ihm stundenlang vorerzählen musste von den neuesten Vorfällen in der politischen Welt, von den Nilquellen, von dem Feldzuge der Briten in Abyssinien und den Ereignissen des siebentägigen Kriegs; zum Dank dafür erhielt ich einen fetten Bullen nebst etlichen Ziegen und Schafen. Das Lager bestand aus einigen sehr leichtfertig gebauten Strohhütten, deren nachlässige Form einen sehr unvortheilhaften Eindruck angesichts der Regelmässigkeit und Symmetrie hervorrief, welche die Behausungen der Schilluk auszeichnen. Militärzelte und Sonnendächer von Schilf vervollständigten das Lagerdorf. Ein ganz gewöhnlicher Dornverhau mit zwei Lücken, in welchen je eine Feldkanone postirt war, umgab den hart am linken Flussufer befindlichen Platz.

In der Veranda des Mudirs lernte ich auch den angeblichen Häuptling der Schilluk kennen, welcher, auf Gnade und Ungnade der ägyptischen Regierung ergeben, nun, wie der Gouverneur sich ausdrückte, lernte vernünftig zu werden. Se. adamitische Majestät waren ohne jedwede Auszeichnung, wenn man dazu nicht einen elenden Lappen, den er um die Lenden geschlagen hatte, oder die ordinären Sandalen rechnen wollte, die er trug. Kurzgeschorenes Haar ohne Kopf-

bedeckung, sowie ein Halsband von grossen Glasperlen, mit welchem sich jedes Familienoberhaupt zu putzen pflegt, und die zwei Silbergroschen im Werth haben, war alles, was er an Schmuck an sich trug. Jetzt nur ein Schatten seiner Macht, hatte auch er bessere Tage gesehen, da er, noch umgeben vom hohen Rath der Aeltesten, sein patriarchalisches Scepter führte. Die Schilluk besassen von allen Negervölkern, welche das gesammte Nilgebiet bewohnen, die vollkommensten Staatseinrichtungen, und um sie kennen zu lernen, muss man auf die frühesten Berichte zurückgehen, welche die Begleiter der Mehmed-Ali'schen Nilexpeditionen von ihnen entworfen haben. Heutzutage hat sich leider längst alles verwischt, was zur Charakteristik dieses urwüchsigen, von keinem Nachbar beeinflussten Staatslebens dienen könnte.

Obgleich in der nächsten Umgebung des Lagers allgemeiner Landfriede herrschte, und die Schilluk sich daran gewöhnen, einer Regierung zu gehorchen, welche, statt schwerer Frohndienste, von ihnen als Abgabe nur einige Rinder und die für den Unterhalt der Truppen erforderliche Quantität Getreide verlangt, so stand dennoch der Gouverneur mit allen südlichen Schilluk in offener Fehde. Kaschgar, ein anderer Abkömmling der alten Königsfamilie, gebot daselbst noch als unumschränkter Herrscher und machte jenen Theil des Flusses im höchsten Grade für die Schiffahrt unsicher. Ab und zu unternahm der Gouverneur mit seiner gesammten Streitmacht, die nie über mehr als 600 Gewehre gebot, Kriegszüge dahin. Wie er mir selbst erzählte, kam es da nie zu einer eigentlichen Schlacht, da die Neger, auch wenn sie an die 20—30000 Bewaffnete zählten, bereits nach dem zweiten Kanonenschuss auseinanderlaufen und ihre Heerden im Stich lassen, welche alsdann von den berittenen Baggara-Arabern, die im Dienst der Regierung stehen, regelrecht mit Beschlag belegt werden. Im Viehfang entwickeln diese Nomaden grosse Gewandtheit und haben, wie erwähnt, von

alters her eine grosse Vorliebe für solche Art von Beschäftigung an den Tag gelegt.

Die Stellung der Regierung ist in diesem Gebiete insofern keine leichte, weil sie sowol die Schilluk, als auch die den Fluss hinauffahrenden Handelsgesellschaften zu Feinden hat. Nichts bezeichnet die Verhältnisse besser, als die Aeusserung eines der letzten Partei Angehörigen: „Der Mudir", so sprach er, „will den Schilluk nicht gehörig zu Leibe gehen und schützt sie, oder verlangt nur einiges Rindvieh, wir aber wollen sie ganz und gar vernichten, die Satansbrut!" — In der That wollte der Mudir, wie er sagte, nur das Beste der Schilluk. Letztere aber glauben, ihr Bestes seien die Rinder, und wollen es nicht hergeben. So trotzen sie, solange es angeht, und bis ihnen die Granaten und Raketen auf dem Pelz brennen. Für die Zukunft dieses reichgesegneten Landes verspreche ich mir nicht viel, da es dem Vicekönig, wenn er nicht überall Europäer als Gouverneure anstellen will, wie Munzinger in Massaua, unter seinen Beamten absolut an Capacitäten fehlt, die den Anforderungen gewachsen wären, welche die Verwaltung eines neuerworbenen Negerlandes erheischt. Die sichtbaren Rückschritte, welche der ägyptische Sudan in der Cultur macht, berechtigen zu diesem ungünstigen Prognostikon. Ismaïl-Pascha, der alle Hoffnung auf den belebenden Einfluss einer Eisenbahn stützt, die Chartum mit Aegypten verbinden soll, wird es zwar vielleicht noch erleben, dass der Handel daselbst zu ungeahnten Dimensionen anwächst, er wird aber Eins nicht verhindern können, die Entvölkerung des Schilluklandes. Da alle diese Länder der Colonisation durch Europäer verschlossen bleiben, der ägyptische Bauer aber in seinem eigenen Lande genug zu thun hat, um neuen Boden für den Ackerbau zu gewinnen, so lässt sich alles Heil für die Zukunft dieser Länder einzig und allein nur von einer massenhaften Einwanderung asiatischer Arbeiter erwarten.

Ich musste sehr bedauern, nicht mehr Zeit gewinnen

zu können, um den interessanten Mittheilungen zuzuhören, welche mir der Gouverneur, ein intelligenter Kurde, aus dem Leben der Schilluk machte, die er aus langjähriger Praxis genau kannte. Ich glaube um so mehr Gewicht darauf legen zu müssen, als mir so selten ein türkischer Beamter vorgekommen ist, welcher die Landessprache geläufig zu reden vermochte. Es verging keine Minute, wo er nicht Streitigkeiten der Eingeborenen zu schlichten hatte, die sogar bei den intimsten Angelegenheiten an seinen Richterspruch appellirten. Ein junges Mädchen, welches verschämt und kleinlaut in einer Ecke kauerte, wagte es, mit halberstickter Stimme an den Gewalthaber die Zumuthung zu stellen, er möchte, kraft seiner Autorität, die Hindernisse beiseite räumen, die ihre Aeltern der ehelichen Verbindung entgegenstellten, welche sie mit einem jungen Schilluk, Namens Jod, einzugehen wünschte. Diese Hindernisse bestanden lediglich in dem Rindermangel ihres Geliebten. Der Mudir fragte daher: „Hat denn Jod Kühe?“ worauf sie wörtlich erwiderte: „Er hat keine Kühe; er will mich aber haben, und ich will ihn.“ Obgleich sie ihre Bitte mehrmals wiederholte, der Mudir möge einen Kraftspruch thun, sein Wort würde die Aeltern zwingen, wies der Mudir sie zurück; das Mädchen sprach von Wollen und Mögen, der Mudir von Rindern, und dazwischen gab es keinen Ausweg. „So gehe denn hin und warte, bis Jod die nöthigen Rinder hat, welche die Eltern verlangen“, war der trostlose Bescheid des Richters, welcher mir erklärte, es sei stets sein Princip, die Landessitten anzuerkennen.

Um Briefe und Packete nach Europa zu besorgen, denn meine Sammlungen hatten sich während der Stromfahrt bedeutend vermehrt, nahm ich einen längern Aufenthalt von drei Tagen. Schöne Waldungen von Gummi-Akazien umgaben den Platz, soweit die endlos sich ausbreitenden Schillukdörfer Raum dazu boten, das gegenüberliegende Ufer dagegen prangte in ungefesselter Wildniss. In dieser Jahreszeit, wo

sich der Wasserstand seinem niedrigsten Niveau näherte, erschienen die Stromufer überall von zahlreichen Arten von Wasservögeln belebt. Enten und Gänse schienen nicht mehr dermassen vorwaltend wie in den nördlichen Gegenden, dagegen war unter allen der Kronenkranich der am massenhaftesten vertretene Vogel. Zu dichten Scharen an flachen Uferstellen zusammengeschart, fand er sich da zu Tausenden. Im Schutze des benachbarten Steppengrases heranschleichend, bot mir die Jagd wenig Schwierigkeiten, denn von der hohen Böschung der Ufer herab bewirkte eine Ladung grober Schrote Wunder der Vernichtung. Ausser den schwarzen und rosenrothen Störchen zeigte sich an mehrern Stellen auch der Storch unserer Heimat; in den tiefern Binnenländern habe ich mich stets vergeblich nach ihm umgesehen. Allverbreitet in Afrika sind äusserst freche Milane; hier spielten auch zierliche graue Falken eine grosse Rolle. Der auffallendste Raubvogel war aber der grosse weissgraue Adler (Haliaëtos vocifer), welcher einzeln auf Bäumen und Sträuchern in der Nähe des Wassers sitzt und den Vorüberziehenden durch sein sonderbares Geschrei erschreckt.

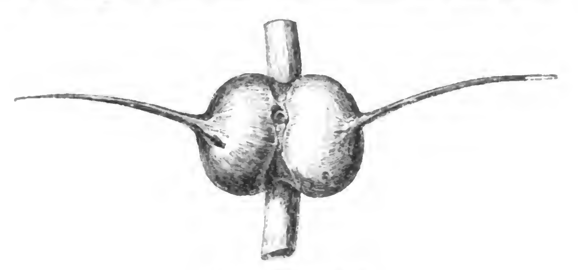
Die Stimmmittel dieses Vogels sind ohne Gleichen in der befiederten Welt; stets unerwartet ertönt sein Geschrei, welches die Wasserfläche des Stromes weithin trägt. Bald glaubt man die Stimmen in Furcht und Schrecken gesetzter Weiber zu vernehmen, bald einen Haufen übermüthiger Knaben, die sich unter Jauchzen und Schreien aus ihrem Versteck hervorstürzen. Die Täuschung ist so vollständig, dass ich mich stets überrascht nach dem Urheber des Geschreies umwenden musste, so oft ich auch im Verlauf der Jahre diesem Vogel zu begegnen Gelegenheit hatte. Da nun das Geschrei an ihm die Hauptsache zu sein scheint, so führt er bei den Sudanesen den bezeichnenden Namen Fakī, d. h. der Priester.

Unter den Vögeln, welche bewohnte Plätze lieben, ist der weissbrüstige Rabe Abyssiniens der häufigste, und alle

Baumstämme in der Umgegend von Faschoda sind dicht mit paarweise auf ihnen hockenden Massen dieser Art besetzt, zu welchen sich auch der Wüstenrabe gesellt. Der als Sinnbild der Aelternliebe von den alten Aegyptern und Hebräern gefeierte Rachama, welcher in Chartum noch in sehr zahlreicher Menge die Strassenpolizei besorgt und keiner Stadt Aegyptens und Nubiens fehlt, wird hier nirgends mehr angetroffen, er flieht die Wildniss und fühlt sich nur glücklich und behaglich an den Stätten der Cultur. Seine Stelle vertritt hier der kleine Aasgeier (Neophron pileatus), den die Sudanesen schlechtweg „Nisr" nennen, obgleich dies der arabische Gattungsbegriff für Adler ist. Die von vielem kleinen Buschwerk unterbrochene Steppe bietet trotz der dichten Bevölkerung dennoch der passenden Localitäten genug, um grosse Scharen von Perlhühnern beherbergen zu können. Das Gras der Steppe scheint ab und zu meilenweit verdrängt durch die Bamia (Hibiscus esculentus), deren Kapsel ein beliebtes Gemüse der Nubier ausmacht und die am Weissen Nil völlig wild wächst, während sie sich im Norden nur in Cultur findet.

Der Gummireichthum in den Akazienwaldungen dieser Gegend verdient im Interesse des Handels ganz besonders hervorgehoben zu werden. Mit Leichtigkeit vermöchte zur Winterszeit ein Mann täglich einen Centner dieses werthvollen Artikels zu sammeln; trotzdem sah ich niemand mit der Arbeit des Gummisammelns beschäftigt, obgleich die chartumer Kaufleute nicht Massen genug zu liefern im Stande sind, um dem Bedürfniss Europas zu genügen. Die Gummisorten, die von hier in den Handel gebracht werden könnten, sind die auf dem chartumer Markt Sennaari und Talch genannten, welche, zwar nur von mittlerer Qualität, dennoch einen Handelswerth besitzen, welcher die Ausbeute im grossen hier sehr gewinnbringend machen könnte. Unter den Akazien, deren Haine sich über Hunderte von Quadratmeilen am rechten Stromufer ausdehnen, spielt die merkwürdige A. fistula

eine Hauptrolle; sie ist gleichfalls reich an Gummiexcreten. Ich wählte diese Benennung nach der arabischen Bezeichnung Ssoffär (die Flöte oder Pfeife). Die weissen elfenbeinernen Dornen werden nämlich stets durch Insektenlarven, die sich in ihrem Innern entwickeln, monströs umgestaltet, und schwellen an der Basis zu kugeligen Blasen von der Grösse eines Kubikzolls an. Nachdem das räthselhafte Insekt vermittels eines kreisrunden Loches ausgeschlüpft ist, bildet dieser Dorn einen Resonanzboden, welcher im Spiel der Winde deuliche Flötentöne erzeugt; aus diesem Grunde nennen ihn die Sudanesen Pfeifenbaum. Er liefert einen Theil des auf



Stacheln des Flötenbaums.

den Märkten bekannten Gummi von Gedaref, welches oft in faustgrossen Stücken angetroffen wird, aber selten farblos erscheint und meist ins Bernsteinbraune spielt.

In den Wintermonaten gewährt der entlaubte Wald der Flötenakazie, das kreideweisse, gespenstige Astwerk, welches, mit den aufgeblasenen Stacheln bekleidet, wie von Schneeflocken bedeckt erscheint, einen sonderbaren Anblick. Das Flöten und Pfeifen von tausend Stimmen erhöht das eigenthümliche Aussehen eines solchen Waldes von Ssoffär.

Das Merkwürdigste ist, dass diese Eigenthümlichkeit einen hohen Grad von Erblichkeit verräth; denn aus dem Samen, den ich vor Jahren nach Kairo mitbrachte, haben sich daselbst bereits grosse Bäume entwickelt, welche an

allen Stacheln die krankhafte Anschwellung und Durchlöcherung durch ausschlüpfende Insekten darthun; im Park von Esbekieh zu Kairo und in andern Anlagen der Stadt sind sie zu sehen. Wie hat sich das Insekt, das die Veranlassung dazu gegeben, im Samen erhalten? oder wie hat es in Kairo seinen Baum wiedergefunden?

Am 5. Februar verliessen wir endlich den ägyptischen Lagerplatz, und unaufhaltsam ging es nun stromaufwärts in die Region des Papyrus. Nachdem wir die ganze Nacht hindurch gesegelt, hielten wir früh morgens kurz unterhalb der Sobatmündung am rechten Ufer an einer Waldstelle, um für die nächsten Tage, die durch unsicheres Gebiet führten, den Holzbedarf zu decken, da die Feindseligkeit der Schilluk an den meisten Stellen das Landen unrathsam erscheinen liess. Die für den Gazellenfluss bestimmten Barken waren, ausser einer einzigen, noch immer nicht eingetroffen; um uns Beistand zu gewähren, hatte der Mudir den Besitzer der letztern veranlasst, die meinige nicht im Stiche zu lassen. Dieser Umstand wurde bedeutungsvoll für den Erfolg meiner ganzen Reise, da er mich mit Mohammed Abu-Ssammat, dem Besitzer der Barke, zusammenführte, jener hochherzige Nubier, der so grossen Einfluss auf mein Unternehmen auszuüben bestimmt war, und der in der That mehr für dasselbe gethan hat, als alle Satrapen des Sudan vermochten. Während des Landganges machte ich zum ersten mal seine Bekanntschaft, und bereits hier war es, wo er mich aufforderte, ihn als seinen Gast bis zu den entferntesten Völkern zu begleiten, eine Aussicht, die mir das Blut in den Adern kochen machte. Er war ein geborener Kenner und in seiner Art ein kleiner Held, der mit dem Schwert in der Hand sich Länderstrecken erobert hatte, die an Umfang noch bis vor kurzem in Europa manchen kleinen Staat übertroffen hätten. Der unternehmende, keine Gefahren, Mühen und Opfer scheuende Kaufmann, der nach den Worten des Horaz „zu dem äussersten Innern wandert, um über Meere und Länder die Armuth zu fliehen“,

schien gleichsam die geistige Verwandtschaft zu ahnen, welche er mit dem Gelehrten theilte, der im Dienste der Wissenschaft ferne Länder durchreist, um die Wunder der Welt zu schauen.

Der Sobat stösst in flachen, soweit das Auge reicht von endlosen Steppen umgebenen Ufern zum Nil und hat an der Mündungsstelle etwa die halbe Breite des Hauptstromes. Die den Bergstrom kennzeichnenden, durch schwach milchige Trübung gefärbten Wässer stechen noch auf eine weite Strecke von den tiefschwarzen Fluten des Weissen Nils ab, dennoch wird das Sobatwasser dem des letztern weit vorgezogen, welches, zwar durchscheinend klar, nachdem es durch ein Filter von Gras gelaufen, aber dem Gaumen wegen seines faden, sumpfigen Nachgeschmacks durchaus nicht angenehm erscheint. Der Einfluss der Mischung der beiden Gewässer lässt sich deutlich bis Faschoda hinab verfolgen, dessen Bewohner daraus einen grossen Vorzug in sanitärischer Beziehung abzuleiten vermeinen.

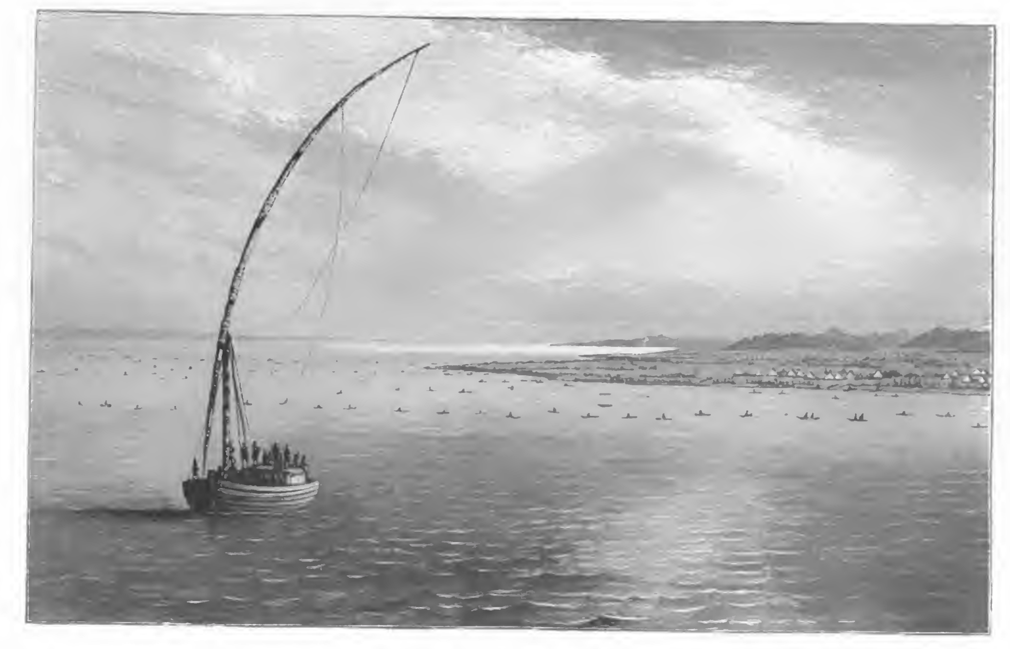
Wir hielten uns immer hart am rechten Ufer der unbewohnten Seite, befanden uns aber noch am nämlichen Tage, als eine Reparatur vorgenommen werden musste, in voller Flucht vor Tausenden von eingeborenen Schilluk, welche mit ihren leichten Ambatschkähnen zum Ufer eilten und in dichten Scharen auf das unserige überzusetzen sich anschickten. Das Unglück wollte, dass uns gerade vis-à-vis des gefürchtetsten Schillukstammes die Segelstange brechen musste, und wir deshalb genöthigt waren, zu landen. Es währte nicht lange, so ertönte der Ruf: „Sie kommen, sie kommen“, und in der That sah man mit unglaublicher Geschwindigkeit das Volk ameisenartig sich zusammenscharen und mit ihren Kähnen die Fluten durchschneiden. Kaum hatten wir wieder die Barke gewonnen und alles zur Abwehr gegen einen Angriff hergerichtet, als auch schon bereits die ersten Schilluk in voller Kriegsrüstung, d. h. mit grossen Lanzenbüscheln in den Händen, hart am soeben verlassenen

Ufer sich präsentirten. Sie kamen scheinbar in der Absicht, um einen Markt zu eröffnen, wir aber fürchteten die Danaer und stiessen ab.

Obgleich zusammen mit der Mannschaft Abu-Ssammat's über 80 Gewehre verfügend, mussten wir argwöhnen, dass die Wilden bei der schlimmen Lage, in welcher wir uns befunden hätten, sobald der heftige Nordost nachliess, mit dessen Hülfe die Barken auch ohne Segel den Strom hinauftreiben konnten, sich diesen Vortheil bei unserer ungenügenden Streitmacht leicht zu Nutze machen möchten.

In der That war diese Furcht keine unbegründete, denn nach einer ganz oberflächlichen Schätzung waren hier mindestens 10000 Schilluk auf den Beinen und an die 3000 Ambatschkähne auf dem Fluss in Bewegung. So trieben wir stromaufwärts und hatten nun Gelegenheit, aus sicherer Nähe gemüthlich die Schilluk zu beobachten. Ich unterstützte meine Neugierde mit dem Fernrohr: da sah ich Haufen heftig gesticulirender und miteinander streitender Männer, Weiber mit Körben beladen und voll flatternden Geflügels. Nach einiger Zeit begannen die Schilluk das verlassene Ufer enttäuscht wieder zu räumen, und auf dem Fluss gewahrte man nun eine doppelte Bewegung der Kähne, während gegenüber immer neue Scharen zuströmten; die Scene glich einer Völkerwanderung.

Seit den letzten drei Jahren pflegten die Barken in diesen Theilen des Stromes nur ungern und nur, wenn ihrer mehrere zusammen waren, ans Land zu gehen, denn hier war es, wo allein in einem Jahre fünf chartumer Kaufleuten gehörige Schiffe, als sie mit Elfenbein beladen von oben herabkamen, hinterlistig eines nach dem andern von den Schilluk überfallen wurden. Diese bedienten sich dabei der List, durch grossartige Eröffnung eines vielbesuchten Marktes der Schiffsmannschaft jeden Argwohn zu nehmen; auf ein gegebenes Zeichen fielen sie dann über die zerstreuten Nubier her und metzelten alles ohne Ausnahme nieder. Pulver,



I. FLUCHT VOR DEN SCHILLUK. S. 108.

Gewehre, das kostbare Elfenbein fiel in ihre Hände, die Barken verbrannten sie. Ghattas selbst, der Kaufmann auf dessen Barke ich fuhr, hat damals eine kostbare Ladung eingebüsst, und 80 Menschen fanden bei jener Gelegenheit den Tod. Nur der Reis und eine Sklavin konnten sich schwimmend nach Faschoda flüchten, indem sie sich bei zeiten den Fluten des Stromes anvertraut hatten und einige Haufen Wasserpflanzen geschickt zu benutzen wussten, um ihre Köpfe zu verbergen, bis sie die Strömung aus dem Bereich ihrer Feinde geführt hatte.

Am Morgen des folgenden Tages, nachdem wir die Mündung des Giraffenflusses passirt hatten, befanden wir uns, zu einer Flotille von sechs Barken angewachsen — wir zählten nun an 350 Mann Bewaffneter —, ausser aller Gefahr, um es wagen zu dürfen, einen Markt mit den Schilluk zu eröffnen. Der Kriegszustand des Landes veranlasste die letztern, da es ihnen an jeder Gelegenheit gebrach, Tauschwaaren zu erhandeln, ihm massenhaft zuzuströmen. In der Distanz einer Meile vom Ufer dehnten sich die von prachtvollen Hainen der Dompalme unterbrochenen Reihen aus, und auf der weiten Fläche eröffnete sich nun in kurzer Zeit ein grossartiges Bild des regsten Marktgewirres. Im Handumdrehen waren da ihrer Tausende wieder beisammen, allein das Fürchten war diesmal nicht auf unserer Seite.

Von nah und fern strömten die Eingeborenen herbei. Ganze Züge trugen Korn in Körben, Eier, Butter, Bohnen, Straussenfedern, andere boten büschelweise zusammengebundene Hühner feil; es war ein Marktgetümmel, wie es nur die grössten Städte aufweisen. Diese Scene war im weiten Umkreise von Bewaffneten eingerahmt, deren Lanzen wie ein Kornfeld zum Himmel starrten. Das Gefühl der Sicherheit rief unter dem leichtsinnigen Schiffsvolk eine allgemeine Ausgelassenheit hervor, und die Luft erschallte von den lustigen Liedern der Nubier. Zwei Stunden waren so verflossen, die nöthigen Einkäufe besorgt (die hier geltenden

Valuta sind Glasperlen, weisse und rothe der punktirten Art, welche in Chartum Genetōt genannt werden), als ein günstiger Wind sich einstellte. Ungeschwächt dauerte der Zuzug aus den Dörfern fort; in das wimmelnde Marktgewühl, in das Geschrei und Gesticuliren der sich nicht verstehenden Menschenmasse hinein ertönte plötzlich zur Abfahrt der Knall von Signalschüssen. Die Verwirrung, das Geschrei und Gerenne, welches nun erfolgte, spottet jeder Beschreibung. Jetzt geht es los, dachten die Schilluk, und mit Blitzesschnelle stoben sie nach allen Seiten auseinander. Der gute Wind hielt unsere Leute nicht davon ab, eine kurze Strecke oberhalb wieder ans Land zu stürzen, wo unvorsichtige Hirten vergeblich bemüht waren, eine Kuh unter dem dürren Grase zu verbergen. Piff, paff — da streckte sie die Beine; in wenigen Augenblicken war das Rind zerschnitten mit sammt seiner Haut, die Stücke auf den Barken vertheilt, in der Geschwindigkeit noch ein halbes Dutzend Ziegen und Hammel aufgegriffen und die Weiterreise angetreten. In den Augen der Leute galt solcher Raub als etwas wohl Erlaubtes, erstens, weil die Schilluk Ungläubige waren, zweitens, weil sie vor einigen Jahren fünf Barken verbrannten, drittens und hauptsächlich, weil Rind- und Hammelfleisch gut schmeckt, besonders wenn man lange Zeit nichts als Durrabrei gegessen hat. Meine braunen Begleiter wussten noch einen vierten Milderungsgrund für ihre Gewaltthat anzugeben, nämlich den, dass sie allein von dem Viehreichthum der Schwarzen einen richtigen Gebrauch zu machen verständen. In allen Negerländern des obern Nilgebiets, soweit die Viehzucht reicht, ist es ein allgemeiner Brauch, nie ein Rind zu schlachten, sondern nur die eines natürlichen Todes sanft entschlafenen zu verzehren, da die Eingeborenen den Besitz der lebenden als das Endziel ihres Daseins betrachten. Die Kühe sind ihre Guineen und Napoleons, sagten die Nubier, wir essen aber diese Guineen, die in den Händen der Heiden stets todtes Kapital bleiben.

Bald hatten wir die letzten Schillukdörfer hinter uns, und während sich das bewohnte Gebiet weiter vom Strom ab zu entfernen schien, blieben die eigentlichen Ufer desselben überall durch ein Gewirr von grasbewachsenen Kanälen zwischen zahlreichen Inseln vom Fahrwasser der Barken geschieden, und nur die fernen Waldstreifen hochstämmiger Akazien markirten zu beiden Seiten das feste Terrain. An diesem Tage stiessen wir auf die ersten Papyrusbüsche, für mich, den Botaniker, gestaltete sich diese Begegnung zu einem förmlichen Feste. Hier also, unter 9° 30′ nördl. Br. erst trifft man ihn wieder, den Vater des verewigten Gedankens. Vor Jahrhunderten war er in Aegypten wol ebenso häufig, als gegenwärtig an den Thoren der innersten Wildniss von Afrika. Ich war ganz versunken in andächtiger Betrachtung dieses grossartigen Gemäldes des Wasserflor, zu welchem der geheiligte Papyrus des Alterthums die Staffage abgab. Wie Gebilde aus einer andern Welt erscheinend, wirken die Papyrushorste magisch auf die Phantasie des Beschauers ein und fordern ihn unwillkürlich auf zur Verehrung der unsichtbaren Mächte. Tage und Wochen verstrichen mir im vertrauten Umgange mit dieser wunderbarsten Erscheinung der Nilflora, aber mein Auge vermochte nicht sich sattzusehen an den göttlichen Formen.

Die Hindernisse, welche sich der Schiffahrt durch die Wasservegetation entgegenstellten, wurden jetzt erst im hohen Grade Besorgniss erregend, und wir befanden uns tagelang in einem Gewirr von Kanälen und schwimmenden Grasmassen, Papyrus- und Ambatschdickichten, welche die ganze Breite des Hauptstromes gleich einem Teppich bedeckten und nur zum Schein denselben in Arme theilten. Es ist zu vermuthen, dass die vorherrschend östliche Richtung des Stromlaufs, zu welchem der Nil in dieser Gegend auf 60 Meilen gezwungen ist, durch die verzögerte Strömung die Hauptursache zu dieser Massenanhäufung von schwimmenden Wassergewächsen bildet. Weder der in einzelnen Jahren ausnahms-

weise stärker wechselnde Wasserstand, noch das ungleiche Mass der höchsten Nilschwelle überhaupt vermag irgendwelchen Einfluss auf das Wuchern dieser Vegetation auszuüben. Nicht einer Eisdecke vergleichbar, welche bricht und durch die Gewalt des Stromes in Stücke gerissen wird, ist diese Pflanzendecke, sondern einem wirklichen Gewebe von zähem Filz, welches sich wie ein Teppich über die ganze Wasserfläche ausbreitet. Hin und wieder bricht sich in engen Rissen die Gewalt des Wassers Bahn, aber diese Kanäle entsprechen nicht immer den Tiefenlinien des Strombettes, und sind daher nur selten für Barken passirbar. Ein beständiges Ziehen und Drängen der Massen verändert sie alljährlich in so hohem Grade, dass selbst der erfahrenste Schiffer sich in ihnen nicht zu orientiren weiss, und daher jede Winterfahrt sich aufs neue durch ein labyrinthisches Fahrwasser zu winden hat. Im Juli dagegen, wenn der Fluss seinen höchsten Stand erreicht hat, sind für die Thalfahrt alle jene Kanäle wohl zu benutzen, da ja alsdann auch die local so gewaltige Strömung nicht erst überwunden zu werden braucht, sondern die Barken unaufhaltsam ihrem Ziel entgegengeführt werden.

Dichte Massen einer auf den freien Stellen der Wasserfläche flottirenden Vegetation von kleinen Kräutern bilden einen grützeartigen Brei, welchen offenbar die Vereinigung der Grasmassen zu vollständigen Decken sehr erleichtert. Wie ein cementirender Kitt verstopft dieser Brei von Kräutern alle Spalten und Löcher zwischen den Gras- und Ambatschinseln, welche sich an den den Winden oder der Strömung minder zugänglichen Stellen der Hinterwasser anhäufen. Den Hauptantheil an solchen Bindemitteln nehmen in diesen Gewässern zwei Pflänzchen ein, unscheinbar in ihrem Aeussern. Das eine ein feingegliedertes Wasserfarrn (Azolla), das andere die jedem Besucher eines Victoriahauses wohlbekannte Pistia, welche in so hohem Grade an einen kleinen Salatkopf erinnert. Die Schiffer des Weissen Nils nennen sie Neger-

... wegen des zwerghaften Wuchses der ... in allen Negerländern. Auch unsere ... Lemna, von verschiedenen Arten Jussieua durch- ... und die afrikanischen Repräsentanten von den ... unserer gemeinsten Wasserpflanzen spielen da- ... grosse Rolle.

... eine auffallende Erscheinung, dass die meisten ... charakteristischen Wassergewächse ... fehlen, während sich strauchartige Uferpflanzen, ... eigentliche Heimat offenbar erst in der Nähe der ... haben, vorübergehend an vielen Stellen des ... ansiedeln. Selbst das merkwürdige Am- ... in Aegypten nicht einmal dem Namen nach ... Ereigniss ist es, wenn Stücke von Papyrus ... nördlichen Breiten hinabgetrieben werden. Alles ... der Strom mit sich führt, wird von den Be- ... Nilthales ans Land geschafft, und ... Stückchen entgeht den spähenden Augen ... Uferbewohner. Zur Zeit des Hoch- ... die Jagd auf Treibholz daselbst an der Tages- ... eine Lieblingsbeschäftigung der Knaben.

... begann der eigentliche Kampf mit dieser ... Den ganzen Tag verbrachten wir in einem ... der Barken durch die periodischen ... geriethen die Schiffsführer in Zweifel, ... sie zu folgen hätten, aus welchem Grunde ... von unserer Flotille trennten, um es zu ... nördlich von der unserigen gelegenen ... Hand durchzukommen. Von den Unserigen ... und Soldaten viele Stunden lang im ... ziehen, um eine Barke nach der andern ... dabei schritten sie selbst am Rande ... Grasdecken einher, welche ganze Rinder- ... vermochten, wie ich später zu sehen Ge- ...



S. 114.

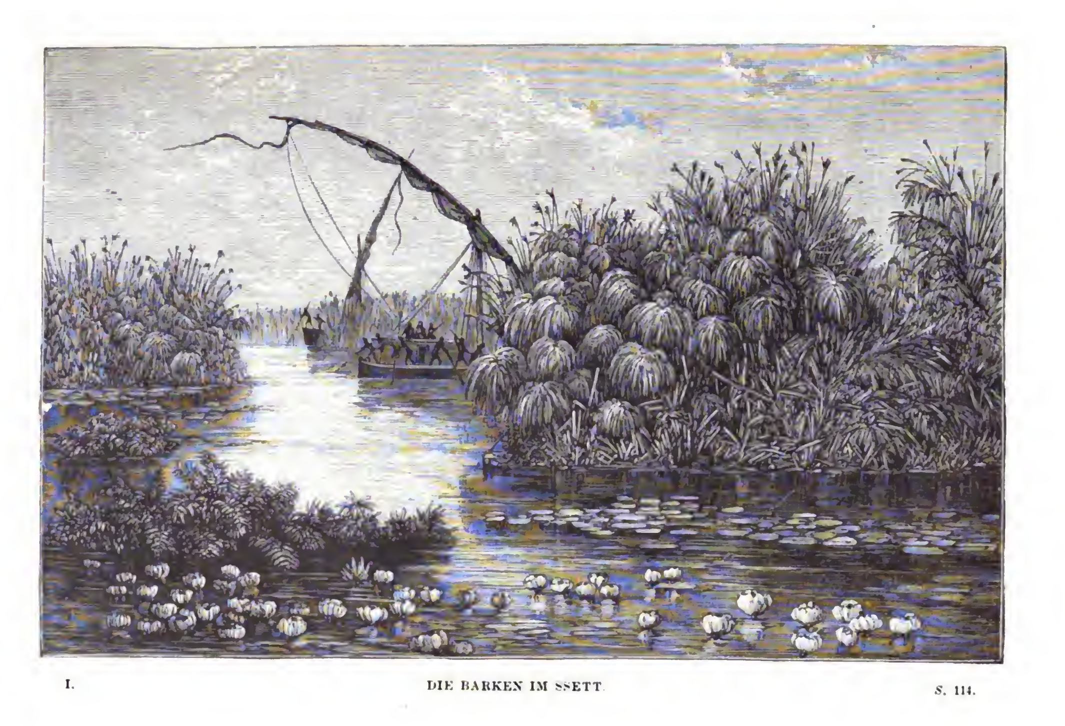
DIE BARKEN IM SSETT.

1.

Es war wol ein eigenthümliches Schauspiel, die Barken wie eingewachsen in diesen Dschungels von 15 Fuss hohem Papyrus zu erblicken, dazu die nackten Bronzegestalten der schwarzbraunen Nubier, welche von dem freudigen Grün der Umgebung lebhaft abstachen. Das Geschrei und Gejauchze, mit welchem sie sich die Arbeit zu erleichtern glaubten, liess meilenweit die Lüfte widerhallen. Selbst den Nilpferden schien das nicht zu gefallen, wie in Verzweiflung steckten sie bald hier, bald dort schnaubend ihre Köpfe aus dem Wasser, an flachen Stellen, wo sie sich an die trockene Luft gesetzt sehen, ein erschreckliches Geplätscher verursachend. Die Schiffer, in Besorgniss gerathen, sie möchten Lecke einbrechen mit der Wucht ihrer Leiber, was allerdings schon vorgekommen ist, entfesselten da zur Abwehr die volle Kraft ihrer Kehlen. Dieser Höllenlärm war in der That die einzige Waffe, die ihnen zu Gebote stand, da in diesem Getümmel, wo man überall Menschen und Schiffe um sich hatte, an Schiessen nicht gedacht werden konnte.

Hier hatte sich im Jahre 1863, zur Zeit der Expedition des Fräulein Tinne, die merkwürdige Grasbarre gebildet, welche noch im Sommer des Jahres 1872 in ihrer vollen Stärke angetroffen wurde, und hier war der Schiffahrt wiederholt ein für Monate unüberwindlicher Damm gezogen, ein Umstand, welcher die Mannschaften, nachdem die Vorräthe verzehrt waren, der grössten Noth preiszugeben drohte. Die grossartige Expedition Samuel Baker's 1870 und 1871 erlitt hier wiederholte Verzögerungen, da die Maschinen erst erfunden werden müssen, welche zur Durchbrechung der Grasdecken verwendbar wären, Dampfschiffe aber dagegen weniger vermögen als Barken. Ein Esel, der von Menschenhänden durch den Sumpf getragen werden muss, wie man auf Landpartien in Aegypten so häufig erlebt, veranschaulicht den mislingenden Wettstreit zwischen vulkanischen und äolischen Bewegungsmitteln in diesen Gewässern.

So arbeiteten wir uns mühsam mehrere Tage vorwärts.



I. DIE BARKEN IM SSETT. S. 114.

Durch einen vom verstopften Hauptarm sich abzweigenden Seitenarm allein war man im Stande, zur Mündung des Gazellenstromes vorzudringen. Dieses Hinterwasser nennen die Schiffer „Maia Signora“, da der Zugang zu ihm angeblich erst von den Schiffsführern des Fräulein Tinne entdeckt worden ist. Zum Flusse von Godokoro, dem Bachr-el-Gebel, ist jedoch seit der Zeit, wo sich die Strombarre (el Ssett) gebildet hat, der Zutritt nur auf dem gleichfalls arg verstopften Giraffenfluss möglich, welcher einen langen Mündungsarm desselben darstellt. Im allgemeinen waren wir glücklicher als unsere Vorgänger in den letzten Jahren, da die Fahrt in eine der fünf- bis zehnjährigen Stillstandsperioden der Ambatschvegetation fiel, sodass von den drei Factoren des Hindernisses, als welche man, ausser der Strömung und den Untiefen, Gras, Papyrus und Ambatsch aufzählen kann, ein wichtiger in Wegfall kam. Nach den grossen Anstrengungen des ersten Tags gewannen wir erst bei einbrechender Nacht das feste, angeblich zu einer Strominsel gehörige Ufer der rechten südlichen Seite, wo ein neues Schauspiel in seiner Art, ein prachtvoller Wald von 70 Fuss hohen Akazien (A. verugera), an Gestalt den Pinien ausserordentlich ähnlich, aus dem nächtlichen Dunkel hervortrat, grell beleuchtet von dem taghellen Scheine riesiger Warnungsfeuer, welche die Schilluk am gegenüberliegenden Ufer durch Anzünden der Steppe hervorbrachten, und die nun die hohen Stämme weit über ihr natürliches Mass gigantisch erscheinen liessen.

An diesem Halteplatz wurde am 9. Februar verweilt, und da es die letzte Waldstelle war, auf die wir bis zur Mündung des Bachr-el-Arab zu rechnen hatten, so sollten hier die gebrochenen Segelstangen geflickt und zusammengenäht werden. Wir waren jetzt auf dem Gebiete der Nuër, und in den Steppen hinter dem Walde sah man Scharen derselben beóbachtend sich hin- und herbewegen. Sie blieben in respectvoller Entfernung und schienen keine Lust zu

haben, sich in einen Verkehr mit den Schiffern einzulassen. Fährten und Losungen verschiedener Art bewiesen, dass diese Gegend häufig der Tummelplatz von Elefanten, Giraffen, wilden Büffeln und Hyänen sei; sehr häufig waren Marabustörche zu sehen, die sich oft an das lebhafte Menschengewimmel heranwagen, sobald sie sich aber beobachtet sehen, stets die Schussweite zu beobachten pflegen. Die Anzahl der von mir erlegten Vögel dieser Art war im Verlauf der Flussschiffahrt sehr gross und das Ergebniss eine ansehnliche Quantität kostbarer Federn, welche, nach Europa geschickt, auf einem Bazar zum Besten der Verwundeten hohe Preise erzielten. Marabufedern sind merkwürdigerweise, obgleich sie einen höhern Werth besitzen als Straussenfedern, vom chartumer Handel gänzlich ausgeschlossen.

Die Temperatur der letzten Tage war auffallend frisch, und infolge dessen auch die Mückenplage, von welcher frühere Reisende häufig an dieser Stelle viel auszustehen hatten, kaum wahrnehmbar, dessenungeachtet war an Bord alles bereit, auch dieser Calamität sorglos die Stirn bieten zu können. Bis tief in die Nacht erschallen nach solchen Tagen der Anstrengung die Gesänge der Nubier, und die Kürbisschale mit Merissa macht eifrig die Runde unter den heimischen Klängen Berbers und Dongolas. Das mir unverständliche Dongolanisch, dessen sich die Nubier immer noch im intimern Verkehr bedienen, obgleich sie ebenso häufig Arabisch zu sprechen pflegen, verhüllt mir immer den Sinn dieser Lieder. Ab und zu lausche ich ihnen und lasse mir einzelnes erklären; diese Leutseligkeit entzückt alle Welt, und ich höre wiederholt, wie einer zum andern hinter meinem Rücken sagt: „Schade um den Mann, dass er nicht ein Moslem und wenigstens ein Türke ist, dann wäre er sehr gut!“ worauf jener erwidert: „Ach was, Türke! Bekümmert sich wol je ein Türke um unsere Lieder? Die Franken sind tausendmal besser als alle Türken!“ Durch das mir geschenkte Wohlwollen ermuthigt, halte ich nun meinen Leute eine ernste

Moralpredigt. (Ich fühlte mich wie ein Cäsar unter den Piraten.) „Ihr Halunken und Kuhdiebe", hub ich an, „wisst ihr auch, was euere Vorfahren waren, die alten Aethiopier von Meroë? Unsere ältesten Dichter haben sie besungen in ihren Liedern, um ihre Tugend zu preisen. Wenn der oberste der Götter, denn wir glaubten damals noch an viele, nicht anzutreffen war im Himmel, dann hiess es immer, er weilt bei seinen Lieblingen im fernen Aethiopien." — „Jetzt haben wir Allah", erwiderten die Nubier, „und nach keinem andern brauchen wir zu fragen." — „Gut", sagte ich, „aber kein Dichter besingt mehr seine Liebe zu euch, denn ihr seid unverbesserliche Kuhdiebe. Deshalb nehmt euch in Zukunft zusammen und erweist euch würdig euerer grossen Vorfahren."

Der nächstfolgende Tag verging wieder in unausgesetzten Anstrengungen, um in grasverengten Kanälen durchzukommen. Die Papyrushorste werden immer häufiger und ausgedehnter und nach langer Unterbrechung trifft man auch wieder einmal wirkliches Nilschilf, das Ssuf der alten Aegypter (jam soof — das Schilfmeer der Bibel), welches indess immer feste Ufer verräth. Sonderbarerweise wird das allverbreitete Wassergras der obern Gewässer, die Vossia procera, von dem fast auf jeder Seite die Rede war, auf arabisch Om-Ssuf genannt, d. h. Mutter der Wolle, wegen der eigenthümlichen Behaarung der Blattscheiden, welche die unangenehme Eigenschaft besitzt, den Körper der im Grase sich durcharbeitenden Leute mit einem dichten Flaum stechender Borsten zu bekleiden; auch seine Schärfe und die häufigen Schnittwunden vermehren die Unannehmlichkeit des tagtäglichen Kampfes gegen die Grasbarre, und doch könnte diese endlose Prairie, unter welcher die Fluten des majestätischen Flusses dahinrauschen, als eine unerschöpfliche Weide dienen, um Rinder, Schafe und Pferde zu füttern. Von allen wird das Om-Ssuf-Gras gern gefressen. Gegen Abend erreichten wir wieder offenes Fahrwasser und hielten am linken Ufer, welches eine baumlose Steppe darstellte.

Mit Sonnenaufgang ging es mit dem Segeln bei mässigem Winde und offenem Fahrwasser glücklich weiter, allein dieser Vortheil währte nicht lange, denn der Hauptarm verzweigte sich von neuem zu einem Labyrinth von Kanälen, die den Schiffer jeder Vorstellung von der eigentlichen Richtung des Stromes beraubten. Die Spitzen der eigentlichen Grasinseln erscheinen stets von riesigen Boskets des Papyrus gekrönt; er tritt immer in gesonderten Massen auf, wahrscheinlich weil er ein mehr ruhiges Wasser bedarf, nicht in Gestalt eines imposanten zusammenhängenden Ufersaumes, wie an den obern Ufern des Gazellenflusses, denn der Strom quillt, der vielen Grasverstopfungen wegen, mit ausserordentlicher Gewalt aus den verengten Kanälen hervor. Die Stärke des Stromes macht auch öfters das Seilziehen unmöglich, und die Mannschaft hat Mühe, schwimmend die grössern Papyrusbüsche zu gewinnen, um an den soliden Rhizomen derselben die Taue zu befestigen, welche von den Barken aus angezogen werden. Solchergestalt bewältigten wir mit genauer Noth den Widerstand der Strömung. Die Wassertiefe war hinreichend für den Tiefgang unserer Barken, der nicht viel über 3 Fuss betrug, allein die Enge der Fahrstrasse nahm immer mehr zu, bis wir bei Sonnenuntergang, an Papyrus befestigt, vor Anker gingen, ohne Aussicht auf ein Durchdringen in dieser Richtung.

Es war eine jener wunderbaren Nächte, welche, in grossen Zügen die Hauptetapen der weiten Reise bezeichnend, sich dem Gedächtniss des Wanderers für immer einprägen. Umgeben von dem lebhaften Funkeln der Glühwürmchen, welche wie ein Gruss aus der fernen Heimat, aber hier in zahlloser Menge, auf den thautriefenden Halmen der schwimmenden Prairie erglänzten, sassen fest eingekeilt die Barken, wie Nordpolfahrer im Packeise. Rauschend brachen sich die eingepressten Fluten an ihren Wandungen, aber gewaltiger war das Geplätscher unmittelbar in unserer Nähe auftauchender Nilpferde, welche, von den Fahrzeugen in die Enge getrieben,

weder ein noch aus wussten, wie wir selbst. Bis zum Grauen des Morgens dauerte ihre Unruhe, immer neue kamen ins Gedränge und unerschöpflich erschien ihre Menge. Schon im Laufe des Nachmittags hatte sich uns ein wahrhaft imposantes Schauspiel der Art dargeboten. Als die Hälfte der Mannschaft, noch mit dem Ziehen am Seil beschäftigt, im Wasser der Untiefe stand, war ein Haufe von sechs Hippopotami von uns völlig umzingelt gewesen, man sah ihre riesigen fleischroth- und braungescheckten Leiber hoch aus dem Wasser hervorragen, ein seltener Anblick. Kreuzfeuer von verschiedenen Barken wurden auf sie erfolglos eröffnet; meine eigenen Elefantengewehre konnte ich nicht gebrauchen, da die 200 Ziehenden sich stets vor mir in Schusslinie befanden. Wild bäumten sich unter Schnauben und Brüllen die plumpen Dickhäuter, vergebens suchten sie sich übereinander wegzuschnellen, in ihrer äussersten Angst brachen sie sich Bahn durch das Gras, die Wucht ihrer Massen zerstampfte den dichten Filz der schwimmenden Decke, und hoch empor spritzte das Wasser.

Am 12. Februar, es war bereits am vierten Tage des Ziehens und Durchzwängens, und nach erneuten nutzlosen Versuchen, auf der angebahnten Strasse vorzudringen, machten schliesslich alle Barken kehrt und die Anstrengungen des gestrigen Tages rückgängig, um ihr Heil auf einem andern, nach Norden zu sich öffnenden Kanalsystem zu versuchen. Am fünften Tage hatten wir mit Mühe und Noth ein grosses offenes Bassin des gestauten Stromes erreicht und nur noch eine Strecke von 200 Fuss zu überwinden, um den Sammelplatz sämmtlicher Gewässer im obern Nil zu gewinnen, welcher auf den Karten als No-See sich eingebürgert hat, der aber von den Schiffern Magrĕn-el-Bohūr (die Mündung der Ströme) genannt wird. Es war aber auch das böseste aller Hindernisse, welches uns die Graswelt entgegenstellte, für diese Stelle vorbehalten, denn die breiten Bäuche der mit Korn belasteten und aus dem schwersten Holz so ungemein

massiv gezimmerten Barken mussten buchstäblich über das plattgedrückte Gras geschleift werden. Indess gelang es den vereinigten Anstrengungen aller, im Verlauf des Tages die Passage zu erzwingen, einerseits durch Heben und Schieben der Grasmassen selbst, andererseits durch Anstemmen mit dem Rücken gegen die Wände der Barken, um ihr Gewicht zu verringern. Ich blieb der einzige an Bord zurück, da ich mich aus Furcht vor Erkältung und Fieber nicht ins Wasser wagte.

Was die Karten No-See nennen, ist nur die verbreiterte Mündung der Gewässer, an deren scheinbaren Gestaden, welche von vorgebauten Papyrushorsten gebildet werden, sich die Strömung hinzieht, welche von Süden aus dem Bachr-el-Gebel hinzutritt; um in den Gazellenfluss einzulaufen, durchfährt man gen Westen das sich allmählich verengernde Seebecken. Dieses Mündungsgewässer hat zu allen Jahreszeiten eine geringe Tiefe, selbst zur Zeit des Hochwassers blieben wir hier auf der Rückreise an mehrern Stellen sitzen. Schwimmende Papyrusinseln von grosser Ausdehnung haften bald hier, bald dort und unterbrechen den weiten Wasserspiegel.

Das Fahrwasser, das in den Gazellenfluss führt, hat zwar die ausgeprägte Beschaffenheit eines Stromlaufs, obgleich der Strom selbst im Winter kaum bemerkbar ist; dennoch erscheint dieser Fluss von einem derartig verworrenen System von Alt- und Hinterwassern umgeben, dass die von ihm vereinigte Wassermasse einer so grossen Anzahl bedeutender Ströme, die ich durch Hunderte von Meilen des innern Afrika ihm zufliessen sah, sich nicht durch diesen Kanal allein entleeren kann. Wenn Petherick im Jahre 1863 die in der Secunde fortbewegte Wassermasse an der Mündung des Gazellenflusses zur Zeit seines niedrigsten Standes (27. April) auf nur 3042 Kubikfuss berechnete, so hat er eben nur den schiffbaren Mündungsarm messen können, ohne behaupten zu wollen, dass dieses Resultat auf die gesammte Wassermasse Bezug habe.

Es bleibt immerhin zu entscheiden, welcher von den beiden Quellflüssen hier als Hauptstrom zu betrachten wäre, da nach der Analogie, wie sich der Blaue Nil zum Sobat verhält, auch der Bachr-el-Gebel als charakteristischer Bergstrom in ein ähnliches Verhältniss zum Bachr-el-Abiad zu treten scheint, wie der Blaue Nil zum Nil Aegyptens.

Meine Reise hatte in geographischer Beziehung zur Aufgabe, die Bedeutung der westlichen Nilzuflüsse, welche der Gazellenstrom vereinigt, festzustellen, und ich habe den Nachweis geliefert, dass sein gesammtes Stromgebiet mindestens 150000 Quadratmeilen umfasst. Wenn ich dem gegenüber erwähne, dass Speke noch 1863 den Gazellenfluss einen unbedeutenden Arm nannte*), und auch Baker mit grosser Unterschätzung seiner Wassermenge gesprochen, so möchte ich doch nur auf das in der Geschichte der geographischen Entdeckungen interessante Factum hinweisen, dass vor nunmehr gerade hundert Jahren Bruce, nachdem er in Abyssinien die Quellen des Nils entdeckt zu haben glaubte, wo sie als solche, d. h. des Blauen Nils, bereits seit hundert Jahren auf portugiesischen Karten verzeichnet standen, auf der seinigen unter dem Namen Bachr-el-Abiad einen unbedeutenden Arm bei Halfaya in den Nil treten lässt (Chartum existirte damals noch nicht). Da er auf der Rückreise von Senaar nach Berber seinen Weg auf dem linken Ufer des Blauen Nils fortsetzte und beim heutigen Chartum kurz vor seiner Mündung diesen Fluss passirte, so kann ihm unmöglich verborgen geblieben sein, dass nahe im Rücken ein Riesenstrom seine Fluten wälzte, dessen Breite den Blauen Nil um mehr als das Doppelte übertraf. An der betreffenden Stelle seines Reiseberichts ist des Weissen Nils mit keiner Silbe gedacht; er übersah den Weissen Nil und überhörte ihn, weil dieser den Blauen Nil, den er erkundet hatte, in den Schatten ge-

*) S. 609: „We found only a small piece of water resembling a duck-pond buried in a sea of rushes.“

stellt haben würde.*) Ismaël Pascha hatte um so mehr Recht, zu behaupten, dass jeder Afrikareisende seine Privat-Nilquelle besässe, und ich schäme mich nicht, zu gestehen, dass ich sie nicht gefunden habe.

Mit gutem Winde ging es nun rasch stromaufwärts, solange die nordwestliche Richtung des Fahrwassers anhielt. Allein der immer mehr sich verschmälernde Hauptkanal beschrieb ausserordentlich häufige und kurzabgebrochene Mäandrinen, welche durch Stossen und Schieben vermittels Stangen überwunden werden mussten. Die scheinbaren Ufer bestehen auch hier aus schwimmenden Grasdecken, weiter landeinwärts dagegen verrathen weidende Heerden der Dinka das Festlandsterrain. Der Waldsaum am Horizont deutet die fernen Grenzen des Inundationsgebiets an. Nördlich von der Mündung des Gazellenflusses stossen die Grenzen der Schilluk und Dinka zusammen, den ganzen mittlern Lauf desselben haben dagegen die Nuēr inne.

Ich betrat die Grasdecke an Stellen, wo gezogen wurde, um zu botanisiren, und fischte aus den zahlreichen Wasserlöchern eine Menge interessanter Gewächse heraus. Der Gazellenfluss ist namentlich durch die Pracht seiner Teichrosen (Nymphaea stellata und N. Lotus) ausgezeichnet, welche, mit weissen, azurblauen und karminrothen Blüten variirend, fast an jeder Stelle seinen Wasserspiegel schmücken. In grosser Tiefe wurzelnd, liessen sie aus den Löchern ihre langgestielten Blüten und Blätter hervortreten, wie Fische zur Winterszeit aus Eislöchern nach Luft schnappen. Hascht man nun nach einer solchen und packt nicht sicher zu, so kann es geschehen, dass die ganze Pflanze, elastisch zurückschnellend, unter der Grasdecke verschwindet. Nachmittags

*) Der berühmte Forscher sagt in seiner Schilderung des Stromlaufs wörtlich: „Von Sennaar läuft er durch viele ansehnliche Dörfer, die sämmtlich von weissen Arabern bewohnt sind. Er passirt hierauf bei Gerri (jetzt Chartum) und läuft nordostwärts, um sich mit dem Tacazze zu vereinigen“ (Bruce, VI. Buch, Kap. 14).

war der Curs Nordwest und Westnordwest, die Durchschnittsrichtung der untern Hälfte des Gazellenflusses. Der Strom wurde wieder breiter und die Ufer bildeten ein undurchdringliches Grasmeer. Ein seltsamer schwarzer Schwimmvogel (Plotus melanogaster) trat in grossen Scharen am Ufer auf, wo er der Jagd auf kleine Fische obliegt; wie zuwartend sieht man ihn auf den kleinen Büschen hart am Ufer sitzen, ab und zu fällt es ihm ein, in den Fluss zu tauchen, um einen Moment darauf mit kleinen Fischchen im Schnabel seinen alten Sitz einzunehmen. Der Name, den dieser Vogel bei den Chartumern führt, Ghattas*), wandte demselben mein ganzes Interesse zu, denn er war der Namensvetter meines zeitigen Protectors.

Seit den letzten Tagen pflegten, sobald die Sonne ihrem Untergang nahe war, Massen von winzig kleinen grasgrünen Fliegen zu erscheinen, welche, zwar unschädlich für den Menschen, nur durch das Gesumme und den durch ihre Menge bewirkten Hustenreiz unangenehm wurden, kurz nach Einbruch der Dunkelheit aber wieder verschwanden, um in den frühen Morgenstunden wiederzukehren. Länger hielten die punktirtbeinigen Mücken an, welche von nun an uns quälten, wenn nicht die Kühle nach Mitternacht auch sie verscheuchte. Alle Leute auf unserer Barke hatten sich aus Baumwollenzeug Säcke gemacht, in welchen sie schliefen; es muss ein gehöriges Schwitzbad gewesen sein, bei einer Durchschnittstemperatur von 30° C. Durch geringeres Gesumme um so gefährlicher, sind ihre Stiche nicht von so lange währendem Jucken begleitet, wie die ihrer nordischen Schwestern, dagegen erscheint die Leichtigkeit, mit welcher sie ihren Rüssel durch die dicksten Baumwollenstoffe hindurch in die Haut zu senken wissen, als ein Uebel, gegen welches nur Muskitonetze zu schützen vermögen. Im allgemeinen halte ich diese Plage nicht der Berücksichtigung eines Reisenden werth, der

*) Ghattas arabisch: tauchen.

in den mückenreichen Sümpfen des hohen Nordens aufgewachsen ist.

Der Bachr-el-Ghasal hat sein Analogon in Europa, denn die Havel zwischen Potsdam und Brandenburg gewährt mit ihrer Unmasse schwimmender Vegetation, welche die Mehrzahl ihrer Pflanzengattungen mit dem afrikanischen Fluss gemein hat, eine sehr gute Vorstellung von ihm. Sehr häufig beträgt die Breite des offenen Wassers nur die einer Barkenlänge, die grosse, von den längsten Stangen nicht erreichte Tiefe indess verräth den riesenhaften Wasserreichthum, den rechts und links ein paar hundert Schritte weit die Grasdecke verbirgt. Zur Zeit des Hochwassers dagegen ist alles, was jetzt als Land erscheint, ein unermesslicher See. Das Auge zwar reicht bei der grenzenlos flachen Beschaffenheit des Landes nicht weit, aber ich brauchte nur auf die Cabine meiner Barke zu steigen, um aus den Abständen der beiden Waldsäume die wirkliche Breite des eigentlichen Flussthals ersehen zu können. Sie erreichte nirgends die Ausdehnung des ägyptischen Nilthals, d. h. 8—9 Meilen Breite. Mit der Ansicht früherer Reisenden, als gleiche der Fluss einem unbegrenzten See oder Sumpf ohne feste Ufer, kann ich mich daher nicht ohne weiteres einverstanden erklären.

Krokodile und Hippopotami wurden nirgends mehr wahrgenommen, der Mangel an festen Ufern verbannt die erstern aus den Gewässern des obern Nils, und das gänzliche Fehlen der Sandbänke entspricht nicht den Lebensgewohnheiten der Nilpferde, häufig sind sie dagegen in den kleinern Flüssen des Binnenlandes. Am zweiten Tage unserer Fahrt auf diesem Flusse hatten wir die von Nuër bewohnten Gegenden erreicht. Ihre Rinder und Schafe weideten ungestört bei ihren am Fluss erbauten Hütten; sie legten dabei keine besondere Furcht an den Tag und wurden mir überhaupt als verständige Leute geschildert, welche, wohl wissend, was sie gewinnen und was sie zu befürchten hatten, einen friedlichen Verkehr mit den Chartumern vorziehen. Diese enthalten sich aus

dem gleichen Grunde jeder Gewaltthat in ihrem Gebiete. Zwei und ein halb Jahr später war dieses Verhältniss leider ein anderes, und wir durften während der Rückfahrt nirgends ans Land gehen.

Die meisten Nuërdörfer liegen an einer Stelle, wo der Gazellenfluss, von der nordöstlichen in die südwestliche Richtung übergehend, ein Knie macht. Während wir nun zwischen den Gehöften dahinfuhren, welche zu beiden Seiten des Stromes über das Land zerstreut liegen, wurde ich durch den unerwarteten Anblick einer Anzahl der merkwürdigsten Vögel von Afrika überrascht, die am Ufer umherstolzirten, um mit ihrem breiten Schnabel im Schlamm des Ufersaumes zu fischen; es war der Balaeniceps Rex, eine Seltenheit ersten Ranges, den die Schiffer Abu-Markūb (d. h. Urbild des Pantoffels) seiner seltsamen Schnabelform halber nennen, und welcher den systematischen Namen der unproportionirten Grösse seines Kopfes verdankt. Im Jahre 1850 gelangten die ersten Bälge nach Europa. Allen Naturforschern erschien es wunderbar, dass ein 4 Fuss hoher Vogel von derart auffälliger Gestalt so lange unbekannt bleiben konnte, sie wussten aber nicht, dass die Heimat desselben sich auf ein engbegrenztes Gebiet beschränkt, welches er nie zu überschreiten scheint. Nur der Gazellenfluss und der mittlere Lauf des Bachr-el-Gebel beherbergt die Brutplätze des Balaeniceps.

Ich war so glücklich, das erste Exemplar, welches sich mir präsentirte, nur wenig verletzt durch einen Kugelschuss in den Rücken zu erlegen; seine Flügel klafterten 2,62 Meter. Ein zweiter, ebenfalls getroffener Abu-Markūb konnte von den zu seiner Verfolgung ans Land springenden Nubiern nicht erwischt werden. Gewöhnlich gewahrt man die Vögel vereinzelt in beschaulicher Stellung, den breiten Schnabel auf den Kropf gelegt, im Grase stehen, und in der eigenthümlichen Stellung, welche die beigefügte Zeichnung darthut, selten auf den Termitenhügeln, welche dasselbe um einige Fuss überragen. Der kolossale Kopf, von den Gras-

spitzen kaum verdeckt, verräth sofort den Standort des Vogels. Die allgemeinen Merkmale stellen ihn im System zwischen die Pelikane und Reiher; die Beine gleichen vollkommen denen des Marabu. Der Balaeniceps knackt mit dem Schnabel



Balaeniceps Rex.

und kann klappern wie ein Storch. Nicht alles, was die Natur schafft, ist praktisch im teleologischen Sinne, das sieht man deutlich am Balaeniceps; ausgewachsene Exemplare haben nie einen symmetrisch gebauten Schnabel, die beiden Hälften klaffen, werden infolge beständigen Klapperns schief,

wie die Kinnladen einer alten Frau, und passen nie aufeinander. Die Färbung seines Kleides ist zur Winterszeit ein einförmiges Graubraun, die Schwingen sind schwarz; im Fluge erscheint er schwerfällig und trägt den unförmigen Kopf auf angezogenem Halse, wie ein Reiher. Sie nisten zur Regenzeit, und zwar immer in der Nähe des offenen Wassers, wo sie sich grosse Nester aus zusammengehäuften Ambatschschäften formen.

Bei der nächsten Gruppe von Hütten wurde gehalten und ein Tauschhandel mit den Nuēr eingeleitet, welche Schafe und Ziegen zum Kauf anboten. Hier im Mittelpunkte der Nuēr-Bevölkerung, der District wurde Nieng genannt, blieben wir bis zum 16. Februar, und ich benutzte den Aufenthalt, um den ganzen Tag auf meinem Ambatschkahn am Ufer umherzufahren und die Gewächse im Wasser zu sammeln.

Die Nuēr sind ein kriegerisches, von den Dinka wohlgefürchtetes Volk, welches in seinen gegenwärtigen Sitzen um die Mündungen der beiden Quellzuflüsse des Weissen Nils herum offenbar von feindlichen Nachbarn zusammengedrängt erscheint. Obgleich sie die Mehrzahl ihrer Sitten mit den Schilluk und Dinka theilen, sind sie doch durch ihre Sprache von beiden sehr verschieden. Auch sie sind ein Volk von Rinderhirten. Der Reisende, welcher alle ihre Seltsamkeiten schildern wollte, müsste manches wiederholen, was er von den Schilluk und Dinka bereits erzählt hat. Es genügt zur Charakteristik ihrer Tracht zu sagen: die Männer sind nackt, die Weiber züchtig geschürzt, die Mädchen mit einem Schurz von Grasfransen umgürtet. Die Haare, oft rostroth gefärbt vermittels einer vierzehntägigen Compresse von Asche und Kuhmist, finden sich hin und wieder kurzgeschoren. Aus Baumwollenfäden flechten sie sich Perrüken, welche, mit Eisenocker gefärbt, den von der Natur minder Bevorzugten einen Haarschmuck ersetzen. Die Hütten sind wie die der Dinka; ein gestampfter Fussboden umgibt die stets reingehaltenen Behausungen. Die Schlafstelle ist

im Hause von aus Kuhmist gewonnener Asche von tadelloser Weisse, wärmer und besser als jede Moustiquaire.

Nirgends in der Welt scheint sich das Gesetz der Natur, demzufolge gleiche Existenzbedingungen analoge Formen unter den verschiedensten Klassen des Thierreichs hervorzurufen vermögen, mehr zu bewahrheiten als hier. Dass Menschen und Thiere in vielen Gebieten, deren physikalische Beschaffenheit sie in grellen Gegensatz zu den Nachbarländern stellt, etwas Gemeinschaftliches in der Summe ihrer Merkmale darbieten, und dass sie eine gewisse Harmonie in ihrem Charakter darbieten, lässt sich nicht bezweifeln. Einen der frappantesten Belege für derartigen Parallelismus bieten, im Gegensatz zu dem steinigen und felsigen Innern des Gebietes, die Völker, welche an diesen sumpfigen Flussniederungen ansässig sind, Schilluk, Nuër und Dinka. „Als Menschen", sagt mein Vorgänger Heuglin, „machen sie den Eindruck der Flamingo als Vögel im Vergleich zu ihren andern geflügelten Verwandten", und gewiss, er hat Recht; es sind Sumpfmenschen, die vielleicht auch eine Andeutung von Schwimmhaut zwischen den Zehen zeigen würden, erschiene diese nicht durch den Plattfuss ersetzt, und die ebenso bezeichnende Verlängerung der Ferse. Dazu kommt noch ihre sonderbare Gewohnheit, nach Art der Sumpfvögel auf einem Bein zu stehen und das andere mit dem Knie zu unterstützen. So pflegen sie in dieser Stellung bewegungslos stundenlang zu verharren. Ihr gemessener langer Schritt im hohen Schilf ist dem des Storches zu vergleichen. Dürre und langschüssige Gliedmassen, ein ebenso verlängerter dürrer Hals, auf dem ein kleiner und schmaler Kopf ruht, vervollständigen diese Uebereinstimmung.

Die letzten Wohnsitze der Nuër im Rücken lassend, erreichten wir am folgenden Tage nach kurzem Segeln die erste Waldstelle, welche an den Ufern des Gazellenflusses wahrgenommen wird. Termitenbauten von über 10 Fuss Höhe sind auch hier überall zerstreut und bilden die einzigen

Unebenheiten des unbegrenzten Flachlandes. Oft befinden sie sich im Centrum eines Buschdickichts, denn ursprünglich diente ein Baumstamm als Achse eines solchen Thongebildes. Abgestorben und verwittert, sprosste er um so kräftiger aus den Wurzeln, soweit diese von den Gängen der Termiten unberührt geblieben waren. An ihnen nimmt man auch die Flutmarken wahr, welche ein Mittel zwischen 3—4 Fuss als die ganze Differenz zwischen dem niedrigsten und höchsten Stand der Gewässer darthun. Der Fluss schlängelt sich, umgeben von reizender Waldscenerie, in steten Mäandrinen durch die dicht herantretenden, mit rothen Winden (Ipomoea) reich geschmückten Gesträuche, aus denen hie und da eine gewaltige Tamarinde hervorragt. Ein neues Charaktergewächs für die Flora Centralafrikas begegnete mir hier in der baumartigen Candelaber-Euphorbie, welche von jener des abyssinischen Hochlandes, die wir im ersten Kapitel kennen lernten, durch ein beispielloses Astgewirre verschieden ist, und welche die bizarren Gestalten der ausschliesslich amerikanischen Cactusgewächse für Afrika ersetzt. Auch sie dient, wie der mexicanische Cereus, zur Umfriedigung von Gehöften, da abgeschnittene Zweigstücke leicht im Boden wurzeln. Die Jagdausbeute war hier wieder sehr ergiebig an Witwenenten, die sich in vielfachen Schwärmen in den Papyrusbuchten zusammengeschart fanden und wo auf jeden Schrotschuss stets eine grosse Anzahl für die Küche erworben wurde. Die vorzüglichen Schwimmer, welche ausnahmslos meine Begleitung zusammensetzten, fischten die Getroffenen, im Spiel sich gegenseitig die Beute abjagend, aus den Fluten, ein solches Intermezzo hemmte nicht einmal die Bewegung unsers Fahrzeuges.

Durch unpassenden Wind in ein Grasgewirre am Ufer verstrickt, erlitten die Barken am nächsten Tage einigen Aufenthalt, den ich dazu benutzte, gemächlich unter den Wasserpflanzen zu fischen. Die Pracht der Teichrosen überstieg jede Vorstellung und könnte jedem Victorienhause vor-

bildlich sein; leider gelang es mir nicht, die stolze Königin der Wassergewächse selbst in diese Gewässer zu übertragen. Die Victoria-Samen, die ich zu diesem Zweck mitgenommen hatte, wollten in den an Bord aufgestellten Kübeln durchaus nicht keimen, da sie wahrscheinlich, obgleich in Wasser aufbewahrt, durch Hitze während der langen Reise ihre Lebensfähigkeit eingebüsst hatten. Ich kann mich nur rühmen, zwei Pflanzen in diesen Theil von Centralafrika eingebürgert zu haben, als Sinnbilder europäischer Cultur: die Sonnenblume und den Liebesapfel. Der Fluss, der gewöhnlich eine Breite von 300 Fuss besass, war ausserdem von dicht flutenden Massen von Potamogeton, Wassernuss und gelbblütigen Ottelia erfüllt; die dem Sesam ziemlich ähnlichen Samen der letztern, gleich denen der Nymphaeen in eine schleimig gelatinöse Masse eingebettet, werden nebst diesen von den Uferbewohnern gesammelt, getrocknet und zu einer Art Brotteig zerstampft, dessen Geschmack und Heilkraft für den kranken Magen mir von den chartumer Schiffern ganz besonders gerühmt wurde. Um so mehr wunderte es mich, von den Dinka zu erfahren, dass ihnen die Essbarkeit der Wassernuss (Trapa), die in solcher Menge im Gazellenfluss flutete, bisher unbekannt geblieben war.

Dicht unter der Mündung des Bachr-el-Arab wurde bei einbrechender Dunkelheit am linken Ufer im hochstämmigen Walde gelandet, wo die westafrikanische Stephegyne ihre östliche Verbreitungsgrenze zu finden scheint. Das Holz dieser Rubiacee ist zwar weich und leicht, aber ihre Zweige lieferten Bootsstangen von einer Geradheit und Länge, wie kein zweites Gewächs dieser an Zimmerhölzern so armen Länder. Da, wo der Bachr-el-Arab mündet, hat der Fluss die ungewöhnliche Breite von 1000 Fuss, und gleich oberhalb der Mündung, die nicht viel schmäler ist, verändert sich die Beschaffenheit des Gazellenstromes derart, dass es jedem Schiffer in die Augen springen muss, welch eine grosse Rolle der erstgenannte Fluss in diesem ganzen Stromgebiet spielt.

Das, was die Schiffer Bachr-el-Ghasal nennen, bezeichnet nur die Wasserstrasse bis zum Ende ihrer Schiffbarkeit, nicht einen Strom im hydrographischen Sinne, denn diesen müsste man eher Bachr-el-Arab oder Bachr-el-Djur nennen, da diese beiden zu seiner Entstehung Veranlassung geben. Mit der Mündung des Bachr-el-Arab beginnt erst eine messbare Strömung sich bemerkbar zu machen, und das bis dahin nirgends über 15 Fuss tiefe Fahrwasser sinkt von da ab nie wieder unter das Doppelte dieser Tiefe. Ich betrachte den Bachr-el-Arab nach den im fernsten Westen eingezogenen Erkundigungen für den Hauptstrom, denn noch 300 Meilen oberhalb und in einem Abstande von der Mündung, welchen die Quelle des Djur von der seinigen gar nicht einmal erreicht, zeigt er sich als ein Strom, der zu jeder Jahreszeit nur mit Booten passirt werden kann. Die einförmigen Flachländer, welche der Gazellenfluss durchströmt, lassen auf den ersten Blick die wahren Grenzen seines Inundationsgebietes nicht leicht erkennen, wer aber mit dem Vegetationscharakter des Landes vertraut ist, findet leicht Anhaltspunkte, um dieselbe richtig taxiren zu können. So habe ich während meiner Rückreise im Juni 1871 ausreichende Beweise gesammelt, dass der Bachr-el-Ghasăl, als Fortsetzung des mit dem Djur vereinigten Bachr-el-Arab, ein Fluss sei, wie jeder andere, der ähnliche Flachländer durchströmt. Das Gefälle des Wassers im Gazellenfluss wird nur durch den aus Süden und Westen nachdrängenden Wasserschwall erzeugt und möchte kaum messbar sein, da der ganze Niveauunterschied zwischen Chartum und der Meschera am Endpunkt der Schifffahrt nicht einmal 100 Fuss beträgt.

Auf der nun folgenden Strecke trat eine bedeutende Veränderung in der landschaftlichen Scenerie der Ufergegenden ein, denn die seeartig verbreiterte Wasserfläche liess den Bachr-el-Ghasal in der That auf den ersten Blick eben nur als eine ununterbrochene Seenkette voller Hinterwässer erscheinen. Gerade oberhalb der Mündung eines so bedeutenden

Stromes, wie der Bachr-el-Arab, musste dieser Wasserreichthum, selbst in dieser Jahreszeit seines niedrigsten Standes, die bereits bei der Einfahrt in den Gazellenstrom geäusserte Vermuthung bestätigen, dass das enge Fahrwasser, welches wir im Gebiete der Nuër beschifften, unmöglich der ganze Fluss sein könne; gewiss mögen nördlich desselben noch beträchtliche Arme existiren, welche des dichten Graswuchses wegen eben nicht zugänglich sind. Beständig zwischen schwimmenden Inseln, die zum Theil mit buntgefärbten Blüten geziert, zum Theil mit einem üppigen Schmuck prachtvoller Farrn überladen erschienen, ging nun die Fahrt ohne nennenswerthe Hindernisse vorwärts. Die Bootsstangen reichten aus, um sich der flottirenden Vegetation, als handle es sich um Eisschollen, erwehren zu können. An verschiedenen Stellen gaben letztere zu erkennen, dass sich das Wasser, wenn auch nur äusserst schwach, doch constant nach Osten hinbewegte.

Bei einer gleichmässigen Tiefe von blos 8—14 Fuss bot der Grund des Strombettes den Augen des Beschauers eine ununterbrochene Wiese dar, auf welcher kleine, prachtvoll glänzende und kastanienbraune Aroo-Schildkröten ihren Weidegang halten. Der unterseeische Rasen wird ausschliesslich von der äthiopischen Valisneria gebildet, und auf dem Wasserspiegel wiegen sich an schraubenförmig aufgeringelten und klafterlangen Stielen befestigt die weiblichen Blüten dieser in ihrem sexuellen Leben so wunderbaren Pflanze, deren nordische Schwester den Gewässern des Po und des Rhône einen für den Kenner hochpoetischen Stempel aufprägt. Die Mysterien dieses Pflänzleins sind von Delille in schwungvollen Strophen besungen worden. Wie mit unzähligen Fäden durchzogen erschienen überall die Fluten des Gazellenstromes.

Weit ausserhalb der verschwommenen Grenze des graserfüllten Flussbettes zeigen sich weiterhin auf einem Abstand von jederseits 1—2 Stunden ausgedehnte und scheinbar zusammenhängende Waldungen; denn noch diesseit der unter

dem Horizont verschwindenden Waldlisière sieht man die wuchtigen Leiber von Elefanten gemessenen Schrittes sich hin- und herbewegen, offenbar noch auf völlig festem Terrain. Das Fahrwasser, welches wir bei günstigem Winde mit grosser Schnelligkeit durchfuhren, wird schliesslich immer breiter und die Ufer des Flusses scheinen, je mehr man sich seiner Quelle nähert, desto mehr auseinander zu rücken. Fischer auf Kähnen, die aus zwei miteinander verbundenen hohlen Baumstämmen bestehen, verriethen die Nähe der ersten Uferplätze, welche Dinka bewohnen, und bald zeigten sich auch grosse Rinderhürden, umgeben von niedern Strohhütten zur Linken, gen Süden. — Indem wir nun ausschliesslich nach Süden und Südosten segelten, näherten wir uns mit Windeseile dem Ziele unserer Stromfahrt. Ein furchtbares Krachen über uns in den Lüften gab Kunde von einem nochmaligen, aber nun letzten Brechen der Segelstange, und nur mit Hülfe von Ziehen und Stossen waren wir im Stande, am vorletzten Tage ein grosses Dinkadorf zu erreichen, welches am westlichen Ufer des nach Süden umbiegenden äussersten Zipfels des Stromes gelegen ist. Dies war die Sackgasse, welche die Dinka mit dem Namen Kitt bezeichnen. Kurz vorher hatten wir die Mündung des Djur passirt, welche sich in mehrere Arme aufzulösen scheint, und die ich, ohne von dem Reis darauf aufmerksam gemacht worden zu sein, sicherlich übersehen haben würde bei der unbeschreiblichen Einförmigkeit dieser Wasserlandschaften. In unserer Freude, die Fahrt auf dem Gazellenflusse immerhin leicht und schnell beendet zu haben, wurde die Nacht mit Schlachten und Schmausen verbracht.

Der letzte Rest der Fahrt war bald überwunden und in den Morgenstunden des 22. Februar langten wir bereits bei dem Halteplatz aller Bachr-el-Ghasal-Fahrer, der sogenannten Meschera an, dem Port-Reck der Karten, so genannt, weil die Reck, ein benachbarter Dinkatribus, die ersten Verbündeten waren, welche in frühern Jahren die fremden Ankömmlinge

unter den Eingeborenen erworben hatten und die sie mit Trägern zu versehen pflegten, zu einer Zeit, als die chartumer Kaufleute noch keine Niederlassungen im tiefern Innern besassen. Es hatte also unsere Barke, diejenigen Tage abgerechnet, an welchen überhaupt nicht gefahren wurde, 30 Tage gebraucht, um von Chartum nach der Meschera zu gelangen, eine Strecke, welche, wenn es nicht in meinem Interesse gelegen hätte, häufig das Uferland in Augenschein zu nehmen, unter den gegebenen Verhältnissen sehr leicht auch in 20 Tagen zurückzulegen gewesen wäre.

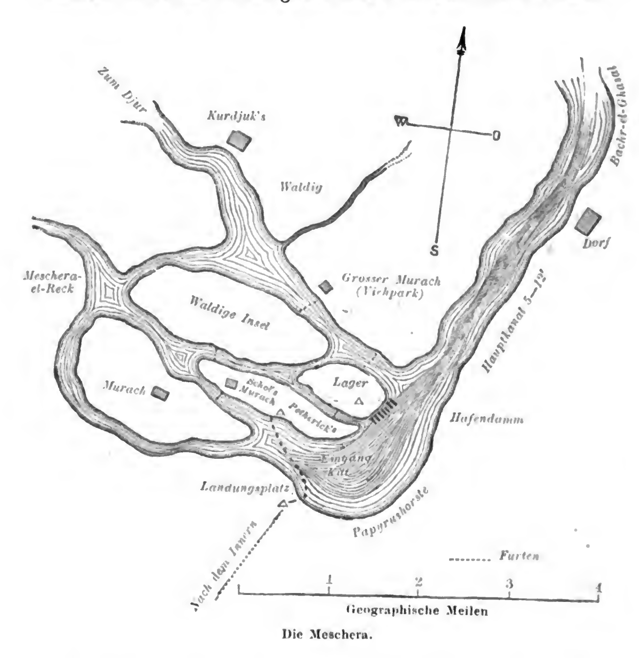
Oberhalb der ausserordentlich schwer zugänglichen Djurmündung setzt sich das tiefe Fahrwasser noch auf eine Strecke von 16 Meilen fort, indem es die erwähnte Sackgasse bildet; hier wird selbst zur Zeit des Steigens aller Gewässer nicht die geringste Strömung, im März und April aber stellenweise eine retrograde wahrgenommen. Es ist offenbar ein altes Bett des Djur oder eines andern Flusses, welcher seine Richtung im Lauf der Zeit verändert hat. So erschien, und ich möchte nochmals darauf hinweisen, der räthselhafte Strom als die schiffbare Rinne eines binnenländischen Limans, d. h. das vereinigte Aestuarium einer Anzahl bedeutender Ströme, vergleichbar etwa der Mündung des Cantonflusses, verflacht, verwachsen und aufs Binnenland übertragen gedacht. Die gleichmässige Tiefe des Fahrwassers, gleichsam wie eine zufällige Willkür der Bodengestaltung oder vielmehr der wuchernden Grasvegetation erscheinend, welche bald hier, bald da an gewisse Grenzen gebundene Lücken offen liess, ist vielleicht nur als ein Bild zu betrachten, welches uns ein überdauernder Rest von dem ehemaligen, vor undenklichen Zeiten gewiss in bestimmtere Ufer eingezwängten Lauf des Hauptstroms vorführt.

Recapituliren wir also die gewonnenen Eindrücke. Im Hinblick auf die von ihm zum Nil geführte Wassermenge ist der Bachr-el-Ghasal zur Zeit noch ein ungelöstes Problem, und er scheint vor der Hand als gleichberechtigt um den

Rang der Erstgeburt unter den Kindern des göttlichen Stromriesen mit dem Bachr-el-Gebel streitend, zu letzterm in ähnlichem Verhältniss zu stehen, wie der Weisse Nil zum Blauen. Bei Hochwasser scheinbar ein Fluss von unbegrenztem Inundationsgebiet und während seines tiefsten Standes im März und April im obern Theil aus einer Reihe seeartiger Erweiterungen mit fast stagnirenden Gewässern, im untern aus engen und trägen Kanälen gebildet, welche, überwachsen von einem dichten Rasenfilz ununterbrochen wuchernder Sumpfgräser, in ihren beträchtlichen Tiefen einen Wasservorrath verrathen, der, versteckt durch jene Decke oder gebunden an den Brei der unergründlich tiefen Marschmasse, sich jeder Berechnung entzieht, — so scheint der Gazellenfluss den langsamen Fluten des Weissen Nils die Nachhaltigkeit ihrer Bewegungen zu verleihen, während der Bachr-el-Gebel als mächtiger Factor zum schnellen Steigen derselben auftritt, und die richtige Würdigung aller dieser Factoren, welche bei ihrem Entstehen cooperiren, wird diese Frage in einem ganz andern Licht erscheinen lassen. Vorläufig berechtigen zwei Flüsse, wie der Djur und Bachr-el-Arab, von denen jeder für sich bedeutender ist als irgendein bekannter Zufluss des Bachr-el-Gebel, sie reiflich in Erwägung zu ziehen.

Hat man die seeartigen Stromerweiterungen im Westen der Bachr-el-Arab-Mündung, deren eigentliche Begrenzung bei ihrer endlosen Gliederung auf den vorhandenen Karten nur in ihren rohesten Umrissen angedeutet erscheint (die von Lejean entworfene bietet endloses Detail, aber nicht ebenso unbeschränktes Zutrauen, denn Papier ist geduldig) —, hat man sie also durchfurcht, so gelangt man alsbald oberhalb der Djurmündungen an jenen, von festen Ufern umgebenen, etwas gewundenen und seitwärts gerichteten Kanal, den Kitt, wo ausser dem Treiben abgerissener Papyrusgruppen, welche der Wind bald an dem einen, bald an dem andern Ufer anhäuft, nur eine verticale Bewegung wahrgenommen

wird, entsprechend dem Regime der Jahreszeiten. An seinem Endpunkte erweitert sich der Kitt zu einem papyrusbestandenen Bassin, welches, jetzt offen, noch im Jahre 1863 vollständig mit Ambatsch erfüllt war. Heuglin erkannte damals bereits an den ausgewachsenen Schäften dieser Pflanze



Die Meschera.

das nahende Ende einer Ambatschperiode, 1869—71 war keine Spur mehr von ihr wahrzunehmen. Nach Westen zu eröffnen sich in der geschlossenen Papyrusmasse verschiedene Wasserspalten, welche ein Labyrinth von kleinen bewaldeten Inseln umschliessen. Der beiliegende Plan sucht dieses Gewirre zu veranschaulichen. Auf der einen dieser Inseln ist

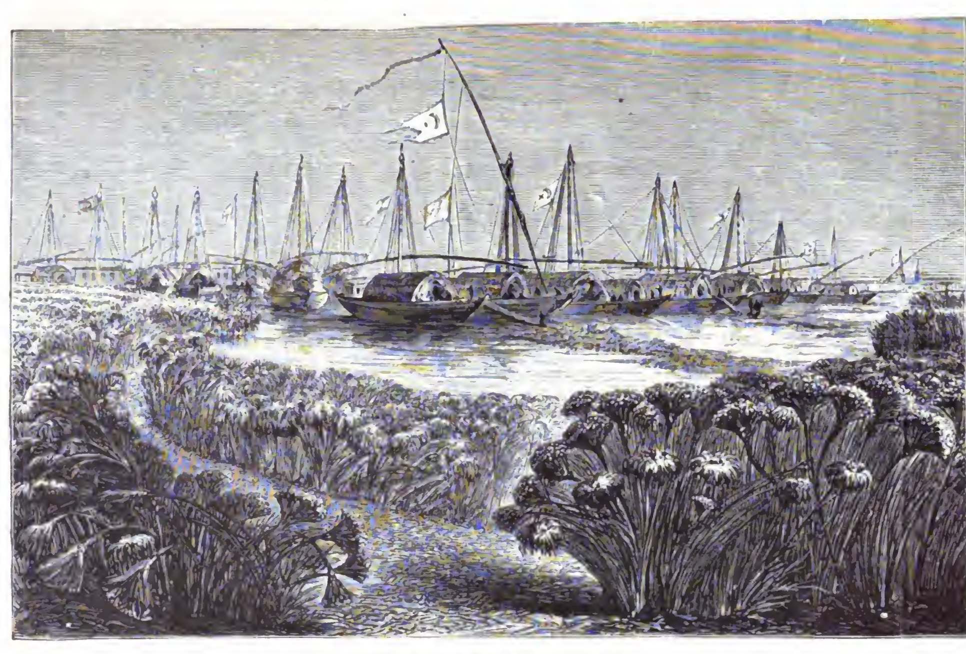
der Halteplatz der Barken, in dessen Nähe die Ankommenden ihren provisorischen Lagerplatz haben. Allseitig vom Wasser umgeben, sind sie geschützt vor feindlichen Ueberfällen. Die eigentliche Landungsstelle ist am südlichen Ufer des Bassins, von wo aus die Züge nach dem Innern angetreten werden.

So beschaffen war die Fahrstrasse, welche die Barken von den frühesten Versuchen an, die bis auf die Centurionen Nero's hinaufzureichen scheinen, deren Seneca gedenkt, bis zu den mercantilen Entdeckungsfahrten der letzten Jahrzehnte, stets in jene Sackgasse geführt hat, welche die nubischen Schiffer ihre Meschera zu nennen pflegen. Die erste Barke, welche den Gazellenstrom betrat, war die eines chartumer Kaufmanns, Namens Habeschi, im Jahre 1854, und zwei Jahre später folgte Consul Petherick, der zuerst mit den Stämmen des tiefern Innern Handelsbeziehungen anknüpfte. Damals, als man noch nichts vom Djur und Bachr-el-Arab wusste, muss das Erstaunen der ersten Besucher kein geringes gewesen sein, einen so grossen Strom plötzlich in ein Kanallabyrinth von kleinen Inseln, ohne irgendeinen schiffbaren Zufluss, enden zu sehen. Nur mit Hülfe eines eingeborenen Piloten war eine solche Entdeckung zu ermöglichen.

Den Rest des Februar und den grössten Theil des März musste ich mich, um die Ankunft der Träger zu erwarten, welche mich nach der Seriba des Ghattas befördern sollten, im Zeltlager auf der kleinen Insel gedulden; die schädlichen Einflüsse eines fortgesetzten Aufenthalts in diesen ungesunden Flussniederungen scheine ich durch einen prophylactischen Gebrauch von Chinin erfolgreich von mir ferngehalten zu haben, obgleich ich bei meinen täglichen Beschäftigungen, botanisirend in Sümpfen und die Papyrushorste beständig durchwatend, ihnen mehr ausgesetzt gewesen bin als mancher andere. Ich verschluckte täglich in drei Dosen zu 8—9 Gran das zu diesem Behufe in Gelatinekapseln eingeschlossene Chinin; diese Methode ist jedem Reisenden sehr anzuempfehlen,

da die intensive Bitterkeit des Medicaments bei anhaltendem Gebrauch in gewöhnlicher Form einen unüberwindlichen Ekel hervorruft, von welchem ich nicht bezweifle, dass er das Seinige zur Heraufbeschwörung von Fieberattaken beizutragen vermag. Dieses Verfahren setzte ich ohne schädliche Folgen für meine Constitution fort, bis mich die reinere Luft des Binnenlandes davon dispensirte. Ich vermuthe, da dies nicht eine allgemeine Erfahrung ist, dass die Wirkungen des Alkaloids bei den verschiedenen Menschen ungleiche sind; und daher thäte jeder wohl daran, zuvor seine individuelle Disposition zu prüfen.

Es ist bekannt, wie viel Opfer bereits dieses tückische Sumpfklima gefordert hat, und ohne es zu übertreiben, kann man behaupten, dass die Hälfte aller Reisenden, die sich in dasselbe hineinwagten, dem Fieber erlag. Die grösste Sterblichkeit haben die nunmehr längst aufgegebenen österreichischen Missionsniederlassungen zu Godokoro und Heiligenkreuz erfahren. Die Tinne'sche Expedition von 1863 hatte unter den neun europäischen Theilnehmern allein fünf Verluste zu beklagen, darunter mein unglücklicher Vorgänger in der botanischen Erforschung dieser Gegenden, Dr. Steudner, der bereits beim Beginn der Reise plötzlich verstarb. Heuglin verlor den grössten Theil seiner kostbaren Zeit unter beständigen Fieberrückfällen. Zu solchem Elend war der Grund in den Miasmen gelegt, welche die Reisenden während eines verzögerten Aufenthaltes in der Meschera nur allzu reich eingesogen hatten. Die neueste Hiobspost, die mich am meisten erschüttert hatte, war mir gleich bei meiner Einschiffung in Triest zugegangen. Die französische geographische Gesellschaft hatte wenige Monate vorher den Marineoffizier Le Saint zu einer Forschungsreise ausgesandt, welche dasselbe Gebiet als ich, die Niamniamländer, zum Ziel hatte. Er war schon auf der Hinreise, die sich durch die Grasverstopfung des Giraffenstroms sehr in die Länge gezogen hatte, erlegen, ehe er überhaupt das Land betreten konnte, von welchem



I. ANSICHT DER MESCHERA (PORT RECK). S. 139.

seine weiten Wanderungen ihren Ausgangspunkt nehmen sollten.

Bevor wir die Meschera, die einzige Ausschiffungsstelle aller vom Gazellenfluss ihren Ursprung nehmenden Expeditionen, verlassen, will ich einige allgemeine Betrachtungen über den Naturcharakter und die landschaftliche Physiognomie und die Bewohner der Umgegend dieser eigenthümlichen Inselwelt vorausschicken.

In jenem Jahr war die Meschera von achtzehn verschiedenen chartumer Kaufleuten gehörigen Barken besucht, die nun, halb vergraben im Schlamm und Thon, fest eingekeilt lagen in den Uferdschungels von Papyrus. Jeder neue Ankömmling konnte nur mit grosser Anstrengung sich daselbst ein eigenes Ruheplätzchen erwerben. Zu diesem Zweck wurde folgende Procedur vorgenommen. Die Barken gingen etwas ins freie Wasser zurück und ankerten; alsdann, wenn der Wind vom Lande abtrieb, wurde ein Tau an dem starken Wurzelgeflecht der Papyrus befestigt und die sich beim Ziehen ablösende Scholle so weit hinaus ins Freie bugsirt, bis der Wind die Insel weiterführte und am gegenüberliegenden Ufer des Bassins absetzte. So schafft man ein Delos nach dem andern und für sich den Zutritt zum Ufer, welcher indess an den schlammigen Ufertiefen noch von einem breiten Kranze dicht- und festgewachsener Papyri verwehrt wird. Man sucht nun vermittels Feuer und Hackmesser sich Strassen zu bahnen und häuft auf die elastischen Rasen der Papyrusstoppeln so lange grosse Wurzelmassen dieser Pflanze, bis ein einigermassen solider und trockener Damm hergestellt ist.

Hübsche Buschgruppen und lichte Haine von grössern Bäumen zierten noch die meisten Inseln, jedoch die Axt des Fremden reducirte mit jedem Jahre diesen Bestand. Trotz aller Einförmigkeit der hohen Papyrushorste und ungeachtet des verbrannten und dürren Aussehens des Steppengrases fehlte es selbst im sommerlichen Winter dieser kleinen Insel-

welt nicht an landschaftlichen Reizen. Immer grünende dunkle Tamarindenkronen heben sich grell ab von den entlaubten, barock verzweigten Akazien in ihrem grauen Winterkleide, dazwischen die bizarren Gestalten der von dichtem Schlingwerk umrankten Candelaber-Euphorbien begrenzen in jeder Richtung den Horizont und bilden, so oft der Blick über die Nachbarinseln schweift, Farbenabstufungen von unendlich feiner Nuancirung, besonders in den frühen Morgenstunden, wenn bei schnell steigender Sonne ein träger Nebel noch auf diesen feuchten Niederungen lastet und bald hier, bald dort den Blicken Schranken setzt, welche jeder Landschaft einen gewissen Reiz verleihen. Geschützt durch endlos verzweigte Sümpfe vor den gefährlichen Vierfüsslern des festen Landes, hätte hier der Fremdling nur das grösste aller Raubthiere, den Menschen selbst, zu fürchten, wenn nicht die Gunst der Verhältnisse und ein kaum anderswo in diesem dem Raub und der Willkür preisgegebenen Theile von Afrika sich wiederfindendes Gleichgewicht gegenseitiger Boshaftigkeiten, das mustergültig erschien, für die grösste Ruhe und Sicherheit sorgten, die man sich in der Fremde nur wünschen konnte. Die Eingeborenen, welche im weiten Umkreis von der Meschera alles Land innehaben, bilden einen Theil der grossen Dinkafamilie, deren äusserste Vorposten sich im Osten bis an die ägyptischen Grenzen des obern Sennaars erstrecken und deren Stämme an die Hundert zählen.

Eine der einflussreichsten Personen des benachbarten Stammes, der Lāo, war eine bereits bejahrte Frau, Namens Schol, welche in der Meschera eine Art Häuptlingsrolle spielte, wie sich dies beim patriarchalischen Zuschnitt des Lebens von Hirtenvölkern stets an Reichthum zu knüpfen pflegt. Unermesslich reich an Rindern, würde sie längst eine Beute der in diesen Ländern hauptsächlich auf Viehraub angewiesenen Nubier geworden sein, hätte nicht auf der andern Seite die Nothwendigkeit eines gesicherten Landungsplatzes die verlockende Beute in den Schatten gestellt und

die fremden Eindringlinge gezwungen, sich in der Schol eine warme Freundin zu erhalten. So konnten einzelne Barken, auch nachdem die übrigen abgefahren, allein in der Meschera die ganze Regenzeit über verweilen, ohne von den Eingeborenen bedroht zu werden. Die Schiffer respectiren daher auch die von den Heerden der Schol belebten Ufer des Stroms, und ihrerseits bot die Schol allen ihren Einfluss auf, die Stammesgenossen in friedlichem Einvernehmen mit den Fremden zu erhalten. Der geringste Conflict konnte ja für sie die gänzliche Einbusse ihres Viehreichthums zur Folge haben.

Die alte Schol versäumte nicht, am ersten Tage bereits auf meine Barke zu kommen, um den Bruder der Signora (Mlle. Tinne) zu sehen, für den mich meiner Hautfarbe wegen die Nubier ausgaben. Worte reichen nicht aus, um ihre Hässlichkeit zu schildern: ein nacktes, von runzlich zäher Negerhaut umhülltes, wackelndes und geknicktes Beingerüst, zahnlos, mit dünnen, schmierigen, fettgetränkten Haarsträngen, um die Lenden einen Schurz von gleichfalls fettgetränktem Schafleder, dessen Kanten mit weissen Glasperlen und Eisenringen umsäumt waren, an Hand- und Fussgelenken ein Arsenal von Eisen-, Kupfer- und Messingringen, stark genug, um Verbrecher damit an die Mauer ihres Gefängnisses zu schmieden, um den Hals schliesslich Ketten von Eisen, Lederstränge, Schnüre mit Holzkugeln und Gott weiss welchem Plunder aus alten Rumpelkammern — das war die alte Schol.

Ein ehemaliger Dinkasklave, nun Soldat, spielte den Dolmetscher. Um mir einen richtigen Begriff von der hohen Ehre ihres Besuchs beizubringen, begann er Trinkgeld-hoffnungsvoll, das Lob der Schol anzustimmen und ihrer Rinder Menge zu preisen: „Hast du die Hürden gesehen, deren Rauchwolken vom südlichen Ufer aus dem Schiffer gastlich entgegenwinken? Das sind die Murah der Schol; und hier am westlichen Arme die Reihen von Viehparks, wem gehören

sie? der alten Schol; und östlich und westlich, und südlich und nördlich nichts als Murahs der Schol; wahrlich, wahrlich, ich sage dir, es sind ihrer mindestens 30000 Rinder in diesen Murahs; und dann solltest du sehen die Menge des in ihren Kammern lagernden Eisens und Kupfers, die Ringe und Ketten, die sie ihr eigen nennt.“ — Nach dieser Einleitung kam zunächst das Gespräch auf Mademoiselle Tinne, welche



Die alte Schol.

allen im Lande unvergesslich geblieben war, da ihre Freigebigkeit an Perlenschätzen sie wie „das Mädchen aus der Fremde“ erscheinen liess, die jedem eine Gabe brachte. Sehr überrascht war die Schol, zu erfahren, dass Fräulein Tinne immer noch keinen Mann mit ihrer Hand beglückt hatte, denn die Afrikaner können nicht begreifen, wie reiche Leute im Stande wären, ehelos ihr Leben zu verbringen.

Höchst eigenthümlich waren die häuslichen und Familienangelegenheiten dieser Person im Verhältniss zu ihrer öffentlichen Stellung, ihrem Einfluss und dem von Niemand bestrittenen Reichthum. Nach dem Tode ihres frühern Mannes hatte sie einen Sohn des letztern aus anderer Ehe zum Prinzgemahl erhoben, der viel jünger war als sie selbst. Am zweiten Tage erhielt ich auch den Besuch des letztern, der Kurdjuk hiess. Er sprach ziemlich verständlich Arabisch, dessen Kenntniss er im Verkehr mit den Barken erworben. Auch er wusste des Lobes der Tinne nicht genug zu sagen; ein Mägdlein, welches eine seiner Nebenfrauen ihm kürzlich geboren, war von ihm Fräulein Tinne zu Ehren „Signora“ genannt worden. Beweist das nicht Empfänglichkeit für Fortschritt und europäische Gesittung? Möge er es nur nicht beim Namen allein bewenden lassen. Obgleich arm an Rindern seiner Frau gegenüber und, was den Einfluss über die Stammgenossen anbelangte, eine Null, masste er sich dennoch einen Terrorismus über die erstere an, welcher bei uns unter gleichen Verhältnissen unerhört gewesen wäre. Er prügelte und behandelte seine Frau und Stiefmutter auf das brutalste, sie, die selbst gleichsam zum Zeichen ihrer Würde nie anders als mit einer Art Knute oder neunschwänzigen Katze in der Hand auszugehen pflegte.

Mit Ausflügen in die Umgegend und Empfangen von Besuchen seitens der Eingeborenen verstrichen mir angenehm die Tage. Am Festlandsufer gen Norden befanden sich mehrere grössere Dörfer mit stabilen Wohnplätzen und ausgedehnte Viehparks; öfters besuchte ich diese Localitäten, wo mich der Anblick grosser Menschenmassen, die sich neugierig um mich drängten, und ohne die geringste Frechheit zur Schau zu tragen, keinerlei Furcht noch Scheu gegen den Fremden verriethen, im höchsten Grade ergötzte. Der Wasser- und Futtermangel der trockenen Jahreszeit hatte die Schol selbst auf eine Insel des Landungsplatzes gebannt, wo sie in der Nähe der Barken inmitten einer Anzahl Rinder in

elenden Hütten campirte. Ich besuchte sie daselbst häufig, um in die Geheimnisse ihrer Milchwirthschaft einzudringen.

Am 26. Februar erschien die alte Schol im Zelt, das ich auf der Insel bewohnte, da sie erfahren hatte, dass die für sie bestimmten königlichen Geschenke bei mir bereit lägen. Sie trug diesmal ein völlig verändertes Costüm, d. h. sie hatte aus ihrem unerschöpflichen Arsenal von Ringen, Ketten und Stricken lauter neue Gegenstände hervorgesucht, um sich zu schmücken. Ich hatte alles zum festlichen Empfange hergerichtet, um auch bei ihr eine so vortheilhafte Erinnerung zu hinterlassen wie Fräulein Tinne: da sind Perlen, wie grosse Eier, noch nie gesehen in diesen Landen, da schwere Steinkugeln, grüne und blaue aus Indiens mythischen Gefilden, für wen sind sie? für die Schol! da eine Stahlkette, wem wird sie gehören? der Schol! dieser königliche Stuhl von Strohgeflecht, wer wird auf ihm thronen? die Schol! und nun die Krone von allem, dieses Riesenmedaillon von Bronze, an güldener Messingkette um den Hals zu tragen (vom Jubiläum eines deutschen Professors herrührend), mit dem Bildniss des mächtigen Frankenkaisers, den Palmen und dem Wunsche, in ihrem Schatten aufzuerstehen, — alles für die alte Schol! Sie war in der That gerührt, besonders machte das Medaillon, von allen Schiffern und Soldaten bewundert, einen tiefen Eindruck auf ihr Herz. Als Gegengeschenk erhielt ich eine Calebasse voll Butter, eine Ziege, ein Schaf und einen prachtvollen Bullen von einer sonderbaren, völlig hornlosen Rasse.

Das merkwürdigste Gewächs auf den Inseln der Meschera ist eine rankende Passifloree, die Adenia venenata, deren lebhaft grün gefärbte Blätter von den Eingeborenen dieses ganzen Theils von Centralafrika als blasenziehendes Mittel angewendet werden, die aber ein gefährliches Gift enthalten, welches den von der Natur mit schwachem Geruchsvermögen begabten Kamelen, die alles ohne Unterschied fressen, was grün aussieht, immer verhängnissvoll geworden ist, so oft

man sie hier nutzlosen Acclimatisationsversuchen zu unterziehen versuchte. Es ist die nämliche Pflanze, welche Baker's Lastesel in Latuka hinwegraffte. Das Merkwürdigste an dieser Pflanze ist die kolossale Entwickelung des halbunterirdischen Stammes, welcher einen konisch verdickten Knollen vom Volumen mehrerer Kubikfuss darstellt. An der Spitze treibt dieser Stamm viele klafterlange kletternde Stengel, welche bis zu den Kronen der Bäume hinaufranken. Ein solches Stammgebilde wurde von mir, einfach in Leinwand verpackt, nach Berlin geschickt; es langte nach einer Reise von elf Monaten bei voller Lebenskraft an und entwickelte rasch im Palmenhause eine Menge neuer Triebe.

Die Gewässer verrathen einen Ueberfluss an Fischen, unter welchen der ägyptische Panzerfisch (Polypterus Bichir) am häufigsten auftritt, dessen Abbildung in einem spätern Kapitel gegeben werden soll; das eigenthümlichste Wasserthier aber ist der Fischmolch des Gambia, Lepidosiren, der bei völliger Fischgestalt einem Meerwolf, dem vier fadenförmige Extremitäten als Tastorgane angesetzt sind, nicht unähnlich sieht. Ich sah Exemplare von 3—4 Fuss Länge. Sein schleimig-weichliches Fleisch wurde von allen Nubiern verschmäht, obgleich Baker, der das Thier auch im Albert-Nyanza fand, den Wohlgeschmack desselben nicht genug zu rühmen weiss. Die ganze Abtheilung der Siluroiden ist hier durch die meisten aus andern Theilen der Nilgewässer her bekannten Arten vertreten. Viele theilen mit dem Fischmolch die Gewohnheit, sich im Thonschlamm der Ufer zu vergraben, um in trockener Zelle das nächste Steigen des Flusses abzuwarten. Dieser vermag nach Art der Aale sich durch den dicken Schlamm und selbst über trockenen Boden wegzuschnellen.

Auffallend mannichfaltig entwickelt sich auf diesem beschränkten Terrain die Vogelwelt, denn meinen flüchtigen Blicken boten sich allein auf den vier oder fünf kleinen Strominseln über sechzig verschiedene Arten dar. Die zier-

lichste Erscheinung bleibt immer die Parra africana, welche, nach Art der Wasserhühner, mit ihren weitgespreizten Zehen wie auf einem Gestell von Drähten über den Teppich von Teichrosenblättern umherstolzirt. Auch der Anklänge an unsere nordische Heimat gab es viele, denn nicht fehlte es an wandernden Fremdlingen gleich mir. Myriaden von Sperlingsvögeln belebten die Papyrushorste, wo sie ihre Abendruhe zu halten pflegten. Doch das alles ist aus den Schilderungen meiner ornithologischen Vorgänger zu bekannt, um hier noch einmal vorgebracht zu werden.

VIERTES KAPITEL.

Aufbruch nach dem Innern. Fahnen der Chartumer. Bequemes Reisen mit Trägern. Ueber Nutzbarmachung des afrikanischen Elefanten. Abschied von der Schol und Kurdjuk. Ekelhafte Brunnen im District der Lao. Weite Sandflächen. Dorf des Tekh. Selbsttödtung eines Nubiers. Arabisches Protokoll. Rast bei Kudj. Schilderung des Volks der Dinka. Rasseneigenthümlichkeiten. Färbung des Kopfhaars mit Kuhharn, Mist und Asche. Nacktheit. „Das Weib des Türken." Eisernes Zeitalter. Waffen der Dinka. „Die Leute mit dem Stock." Seltsame Schilde gegen Keulen. Reinlichkeit in den Häusern. Gewählte Küche. Bewirthung von Damen. Schlangen in allen Häusern. Leidenschaftliches Tabackrauchen. Bauart der Hütten. Rassen der Schafe, Ziegen und Hunde. Rinderverehrung. Degeneration der Viehrasse. Eingeweidewürmer, Fett- und Milcharmuth des Rindviehs. Riesige Viehparks. Fähigkeiten der Dinka. Kriegerischer Geist. Asylrecht und rührendes Beispiel von Kindesliebe. Das Waldgebiet Al-Uadj. Ankunft in der grossen Seriba Ghattas'.

Erst am achtzehnten Tage unserer Ankunft in der Meschera langte die zweite Barke des Kaufmanns Ghattas mit dem Rest der neuangeworbenen Söldner und den Vorräthen an, welche die Jahresbedürfnisse seiner Seriben decken sollten. Der die zweite Barke begleitende Agent, welcher die zu meinem Fortkommen erforderlichen Träger aus dem Innern herbeischaffen sollte, stellte indess pünktlich nach Verlauf von weitern elf Tagen, der kürzesten Frist, um die Hauptseriba erreichen und wieder zur Meschera zurückkehren zu können, 70 Träger zu meiner Verfügung, und ich konnte von Glück sagen, zeitig genug und noch vor Anbruch der Regenzeit nach dem Innern aufbrechen zu können.

10*

Am 25. März war alles bereit, um endlich den Marsch nach dem Innern anzutreten und der dumpfen Sumpfluft des Flusses mit ihrer nächtlichen Mückenplage den Rücken zu kehren. Die Karavane, mit der ich reiste, zählte an die 500 Köpfe, da sich dem Ghattas'schen Zuge noch verschiedene kleinere Gesellschaften angeschlossen hatten. An Bewaffneten zählten die langen, im Gänsemarsch einherschreitenden Colonnen allein gegen 200, eine Macht, mit welcher man unangefochten die grössten Staaten Centralafrikas hätte durchziehen können. Da uns sechs Marschtage durch fast ununterbrochen feindliches Gebiet bevorstanden, war eine solche Bedeckung nothwendig, überhaupt erforderte eine Marschkette von über ein Kilometer Länge Ordnung und besondere Vorsicht. Die einzelnen Abtheilungen hatten ihre Fahnen, und jeder war ihre Stellung als Glied im langen Zuge zugewiesen. Die einzelnen Compagnien der chartumer Kaufleute unterscheiden sich durch die Farbe ihrer Fahnen, welche indess stets den Stern und Halbmond des Islam führen. Nur Ghattas als Christ hatte statt des Sterns ein Andreaskrenz, und seine Farbe war die weisse. Dieser Compromiss zwischen Kreuz und Halbmond schloss indess die Koransprüche nicht aus, welche auf die Besiegung der Ungläubigen Bezug haben und keiner Fahne der Chartumer fehlen dürfen. Meine schönen Schiffsflaggen lagen nun friedlich eingerollt im Koffer. Obgleich mir nichts daran gelegen war, ein solches Zeichen unter Wilden zu entfalten, wo man seine Bedeutung nicht kannte, hätte es auch nichts genützt; meine Nubier (ich erfuhr das auf Umwegen) wären unter keiner Bedingung einer Fahne ohne den Halbmond und Koransprüche gefolgt. Die Barken auf den Gewässern des Nils verschmähen zwar nicht den Schutz der europäischen Flaggen, wenn sie Europäer an Bord haben oder Europäern gehören, nicht so im Innern der Negerländer, wo es keine ägyptischen Behörden gibt und die europäischen Flaggen infolge davon werthlos erscheinen. Das Banner des Islam ist in ihren Augen ein Talisman, und

als eine Blasphemie würden sie es auffassen, wollte man dasselbe durch die Farben christlicher Länder ersetzen. Selbst die in früherer Zeit betriebenen Handelszüge europäischer Kaufleute aus Chartum machten hiervon keine Ausnahme, wie ich mich selbst bei den letzten Niederlassungen, welche die Gebrüder Poncet am Rohl-Flusse unterhielten, zu überzeugen Gelegenheit fand.

Dem reisenden Naturforscher erscheint die Benutzung des Menschen als Transportmittel wie das Ideal von Reisebequemlichkeit. Abgesehen von der Schnelligkeit und Präcision des Aufbruchs und dem gleichmässigen ununterbrochenen Fortmarsch, bietet ihm auch die Leichtigkeit unberechenbare Vortheile dar, mit welcher er in jeden beliebigen Moment zu seinem Gepäck gelangen kann, um Koffer und Säcke schnell öffnen und wieder verschliessen zu können. Wer die täglich wiederkehrende Misère des Kameltransports erfahren, begrüsst einen solchen Fortschritt mit um so grösserm Danke. Obgleich einige Esel die Karavane begleiteten und der Verwalter der Ghattas'schen Seriba so höflich gewesen war, mir seinen eigenen Reitesel entgegenzuschicken, zog ich es doch vor, mich auf die wohlbewährte Ausdauer meiner eigenen Füsse zu verlassen, denn der Ritt auf einem schlechtgesattelten Esel hat für mich immer etwas unendlich mehr Ermüdendes, als alle Anstrengungen beim forcirten Marsche der leichtfüssigen Nubier. Ausserdem kam es bei meinem Marsche nicht allein auf das Gehen an, sondern ich hatte auch zu beobachten und zu notiren, was sich unterwegs meinen Blicken darbot, Pflanzen aufzugreifen und andere Dinge. So begann ich die Wanderungen, welche sich im Laufe von $2^1/_4$ Jahren auf eine Ausdehnung von über 2000 Meilen erstreckten, ausschliesslich zu Fuss. In jenen Ländern gab es weder Kamele noch Esel, weder Maulthiere noch Pferde, kein Ochsengespann und keine Sänftenträger. Das einzige Thier, das mit Erfolg nutzbar gemacht und mit dessen Hülfe allein Centralafrika der Cultur erschlossen werden

könnte, der Elefant, wird ausgerottet „mit Feuer und Schwert“, und das nur zu dem Zwecke, um uns Culturmenschen einen Artikel zu verschaffen, aus welchem wir nutzloses Spielzeug anfertigen; und Europäer kommen noch, den Wilden mit bösem Beispiel voranzugehen.

Der Nachweis ist hinlänglich dafür geführt worden, dass der afrikanische Elefant, welcher heutzutage den indischen an unbändiger Wildheit ebenso sehr zu überragen scheint, als an Grösse, in alten Zeiten abgerichtet wurde wie jener letztere. Die aus dem Alterthum auf uns überkommenen bildlichen Darstellungen der verschiedensten Art, welche die immense Grösse des Ohrs aufs deutlichste zeigen, stellen die Benutzung des afrikanischen Elefanten als Hausthier ausser Zweifel. Die passive Ruhe, zu welcher seit dem Untergange des römischen Reichs alle Völker der nördlichen Hälfte Afrikas verdammt wurden, erklärt es uns zur Genüge, wie die Verwerthung dieses begabten Thieres in Vergessenheit gerathen konnte. Wie wollte man von Türken und Arabern, die jetzt dort herrschen, erwarten, dass sie sich mit der zeitraubenden und mühsamen Abrichtung eines Thieres befassen könnten, dessen körperliche Entwickelung allein eine Zeitdauer beansprucht, in welcher wir Säuglinge zu vollwüchsigen Männern heranwachsen sehen; Türken, welche kaum die Frucht eines Jahres zu erwarten im Stande sind, und welche, wäre die Welt nach ihren Wünschen geschaffen, ihre Guineen womöglich schon geprägt auf den Bergen finden müssten.

Es wäre ein grosses Glück für Afrika, falls ein Theil der Philanthropen Europas, welche nutzlos eine Menge homöopathischer Mittel für die Beglückung der Neger verschwenden, sich des klägliches Loses erbarmten, welches dem Elefanten zutheil geworden ist „Diese Thiere können dem Menschen nutzbar gemacht werden“, sagt Burton, „und scheinen mehr Urtheilskraft zu besitzen, als viele Eingeborene

Afrikas und andere Zweifüssler, welche seine ungastlichen Gestade betreten“ (Nile basin).

Sauer allerdings wurden mir die ersten Marschstunden, die uns bereits nach eingebrochener Dunkelheit zum ersten Halteplatz im Dorfe der Schol brachten; nachdem ich monatelang auf das Deck der Barke und die kurzen Uferexcursionen beschränkt geblieben, sah ich mich jetzt bei dem raschen Tempo des Negerschrittes zu einer Ausdauer gezwungen, zu welcher bei uns nur Alpentouristen ersten Ranges befähigt erscheinen. Nach zweistündigem Marsche waren wir bei den Hütten der Schol angelangt, wo einige riesige Kigelien im vollen Flor ihrer purpurnen Tulpenblüten prangten und die noch heute als wahre Landmarke den Platz bezeichnen, nachdem die alte Schol längst das Zeitliche gesegnet hat und die letzten Reste ihrer verbrannten Hütten verschwunden sind. Diese Kigelia ist allverbreitet in Afrika und durch die merkwürdigen 2 Fuss langen Früchte ausgezeichnet, welche wie Würste an ellenlangen Stricken von den Zweigen herunterhängen. Bäume von derartig ausgesprochener Eigenartigkeit prägen sich dem Gedächtniss eines jeden Wanderers im äquatorialen Afrika mit Leichtigkeit ein. Das Laub erinnert an unsere Nussbäume, der gesammte Habitus dieser prächtigen Bäume verleiht ihnen dabei das robuste Aussehen gewaltiger Eichen.

Die Schol war zum Abschied eigens von ihrer Insel herbeigekommen, um unsere Karavane mit Brot und Getränken zu bewirthen. Wir durchzogen nun in vorwaltend südsüdwestlicher Richtung den westlichen Flügel des ausgedehnten Gebietes der stets unbezwungenen Dinka, rastend in den verlassenen Dörfern oder bei den leeren Viehhürden der vor unserm Heranrücken das Weite suchenden Eingeborenen. Durch den fortgesetzten Viehraub der Nubier sind fast alle Dinkastämme die erbitterten Feinde der fremden Eindringlinge. Die Verbindung zwischen den Niederlassungen im Bongo- und Djurlande, welche durch die Dinkagebiete vom

Flusse getrennt sind, kann daher nur unter Aufwand einer ausreichend bewaffneten Macht zur Bedeckung der Träger unterhalten werden.

Die Dinka sind hier vorzugsweise Rinderhirten, auch besitzen sie grosse Mengen von Schafen und Ziegen. Ackerbau wird nur nebensächlich, aber in nicht unvollkommenem Grade betrieben. Der Rinderreichthum des Landes ist erstaunlich und scheint unerschöpflich zu sein, wenn man bedenkt, dass alljährlich Tausende von den Nubiern geraubt werden. Eine Vorstellung davon liefern die Tagereisen weit abgegrasten Strecken und die wie Dörfer in Deutschland über das ganze Land zerstreuten Murachs, von denen einzelne bis an die 10000 Stück Rinder beherbergen, nach meiner eigenen Zählung, vorgenommen an den zum Anbinden dienenden Pflöcken.

Bevor ich mich von meiner alten Freundin trennte, hatte ich noch einen Tribut der Dankbarkeit für die genossene Gastfreundschaft zurückzulassen; dieser bestand in einem Amulet, welches ich auf Kurdjuk's Verlangen abfassen musste. Ich schrieb ihm eine Recommandation für etwaige spätere Besucher des Landes. Die Nubier und die echten Araber (in Aegypten ist es nicht Mode) tragen am Arm und Hals oft eine Menge zierlicher Lederetuis, welche Koransprüche enthalten; fragt man sie, was darin sei, so sagen sie: „Es ist der Name Gottes." Solche Amulete werden selbst Pferden und werthvollen Eseln um den Hals gebunden. Nie wird es einem Nubier einfallen, einen Franken um solch ein Amulet anzugehen, dazu haben sie ihre Faki, die daraus ein Gewerbe machen. Kurdjuk war aber kein Mohammedaner, sondern noch ein echter, unverfälschter Heide, und als solcher theilte sein Aberglaube nicht die mohammedanischen Vorurtheile, in seinen Augen musste der weisse Mann sichtbar ein Wesen höherer Art, auch auf die unsichtbaren Schicksalsmächte grössern Einfluss auszuüben im Stande sein, als die dunkelgefärbten Priester des Islam.

Wir durchschritten nun das von einer Menge zerstreuter Gehöfte bedeckte Land und kreuzten wiederholt ausgedehnte Stoppelfelder von Sorghum. Die 15 Fuss langen Halme, welche noch überall am Boden umherlagen, erschwerten nicht wenig das Fortkommen, denn das hier gebaute Korn ist die grösste Form dieser Culturpflanze; sie bedarf neun volle Monate bis zur Reife und bildet infolge dessen ein stark verholztes Rohr, das ebenso wenig Stroh genannt werden kann, als die Stoppelfelder an die unserigen erinnern. Im übrigen bot das Terrain zu dieser Jahreszeit keine Schwierigkeiten dar, die thonigen Sumpfstellen waren getrocknet und steinhart; der hohe Graswuchs der Steppe von Vieh und Menschen niedergetreten; die Waldungen, durchweg licht wie im südlichen Nubien, bestanden aus einem Wechsel von isolirten Strauchboskets und zerstreuten Bäumen von geringer Höhe.

Erspriesslicher für geographische Zwecke wäre in diesem Lande allerdings eine Reise zur Regenzeit gewesen, weil nur alsdann die Begrenzung und Bedeutung der periodischen Wasserzüge abzuschätzen ist. Periodisch, dieser sehr häufig gebrauchte Ausdruck bei der Besprechung der hydrographischen Verhältnisse in Afrika, ist insofern keine zutreffende Bezeichnung, da die Bäche, Flüsse und Ströme, welche in der regenlosen Zeit ganz oder theilweise versiegen, mit ebenso grosser Regelmässigkeit an der Gestaltung der Erdoberfläche arbeiten, als unsere perpetuell fliessenden Gewässer, auf Bahnen beschränkt, welche ihnen die Natur für immer zugewiesen. Vielen der kleinen Wasserzüge in diesem ausgedehnten Flachlande fehlt ein wahrnehmbares Bett, denn in dem Grade, als die Wassermenge sich verringert, bedeckt sich ein solches schrittweise mit Graswuchs, indem die Rasen theils neu an dem sich erweiternden Ufer zuwachsen, theils befähigt erscheinen, monatelang die Last des Stromes zu tragen, ohne zu faulen oder abzusterben. Hieraus erklärt sich mit Leichtigkeit die Täuschung, deren Opfer mancher Reisende in trockener

Zeit zu werden pflegt, indem er an vielen Stellen über die Strombetten selbst bedeutender Bäche zu schreiten vermag, ohne in ihnen etwas anderes zu erblicken, als gewöhnliche Undulationen des Terrains, denn seinen Blicken bietet sich immer derselbe gleichmässige Graswuchs dar, dieselben verdorrten Stoppeln oder verbrannten, niedergetretenen Halme.

Zehn Meilen von der Meschera erreichten wir den ersten Tränkeplatz im Centrum des Lao-Districts, eine mehrere Quadratmeilen umfassende offene Culturfläche mit zahlreichen Weilern und Gehöften. Zwei riesig grosse Sykomoren winkten von weitem zu diesem ersehnten Platze. Das Wasser musste aus 15 Fuss tiefen Brunnenlöchern geschöpft werden, die einen übelriechenden und abscheulich unreinen Brei enthielten. Diese Brunnen sind Ueberreste grosser Wasserlachen, die sich zur Regenzeit bilden und welche alsdann einen bewunderungswürdigen Reichthum an animalischem Leben entwickeln, indess keinerlei culinarisch berechtigte Existenzen zu beherbergen scheinen. Kolossale Wasserskorpione (Belostoma), Schwimmkäfer und anderes Gethier und Gewürm, das sich nur in stinkenden Lachen wohl fühlt, tummelten sich in diesen trüben Fluten. An solchen Plätzen erneuern sich wahrscheinlich die Dinkarinder und Schafe ihren jährlichen Vorrath an Magenwürmern (Amphistoma) und Cercarien, welche sich daselbst gleichsam auf Lager befinden. So beschaffen war das Trinkwasser von Lao!

Beim Weitermarsch durch die nächsten Gehöfte sah man alt und jung in die Dickichte eilen, denn unser Aufbruch war unerwartet gekommen. Die Eingeborenen hatten vermuthet, dass wir die Nacht bei dem Brunnen liegen bleiben würden, doch wir wollten die Kühle der Luft benutzen, um den Wassermangel der vorliegenden Strecke durch einen forcirten Nachtmarsch zu überwinden. Da war mancher Kochtopf verlassen und fiel dampfend in die Hand der gierigen Träger von denjenigen Compagnien, welche hier die Nacht verbringen wollten, während die unserigen ohne Aufenthalt

vorwärts ziehen mussten. Südlich von hier bestand der Boden auf eine Strecke von 10 Meilen ausschliesslich in sandigen Flächen ohne Graswuchs, welche aber durch buschartig gehäuftes Gesträuch und einzelne schöne Bäume in ihrer Art auf das anmuthigste geziert erschienen. Wir marschirten fünf volle Stunden im Dunkel der Nacht über den vom Mondschein erhellten Sandboden; ein Terrain von idealer Beschaffenheit für den Fussgänger. Diese Region erinnerte mich lebhaft an die Akazienwälder von Taka und Gedaref in Südnubien, welche den Uebergang zu den Waldgebieten am Fusse des abyssinischen Hochlandes darstellen. Hier schloss sich der Vegetationscharakter demjenigen Kordofans an. Die häufigsten Bäume sind Segalakazien, Hegelig, Tamarinden, Christusdornbäume, Kapperngesträuche und der merkwürdige Dornbaum Randia, das Modell und Urbild der Stachellanzen, welche die Bewohner Centralafrikas nach ihren Zweigen gebildet haben. Ein mittelgrosser Baum des südlichen Kordofan findet in diesen Buschwäldern seine südlichste Verbreitung, die Albizzia sericocephala, deren feingegliederte mimosenartige Blätter aus 5—6000 Theilchen bestehen; eine dichte Blütenmenge auf ihren Zweigen leuchtete wie Schnee im Dunkel der Nacht, und die Luft war von den balsamischen Düften derselben erfüllt; so wanderten wir wie durch einen wohlgepflegten Garten auf schön geglätteten Kieswegen. Wir erreichten schliesslich ein grosses Dorf und lagerten uns auf dem leerstehenden Platz eines riesigen Viehparks. Ein plötzlicher Regenguss, welcher unsere Karavane in die grösste Verwirrung brachte, zwang mich, mit meinem Bettzeug in eine der schlechten Hütten zu retiriren, welche nicht als Wohnung, sondern nur als Nachtaufenthalt für die Viehhüter dienen. In die fusstiefe feine weisse Asche gebettet und in eine Wolke von Aschenstaub gehüllt, verbrachte ich den Rest der Nacht schlaflos unter Husten und Niesen.

Am folgenden Tage hatten wir, ohne einen Trunk zu uns zu nehmen, fünf Stunden zu marschiren, bis sich uns

in einem Dorfe des Tehk ein gastliches Asyl eröffnete. Wir waren jetzt im Gebiete der Rek, dem ehemaligen Knotenpunkte des Verkehrs mit den Eingeborenen, bevor Petherick nach Süden Bahn brach durch Djur und Bongo und den Niamniamhandel begründete. Tehk war ein alter Freund und Bundesgenosse der Chartumer und hatte sich zur Feier des Tages ein buntes Zitzhemd umgeworfen, ohne Rücksicht auf das Vorurtheil seiner Stammgenossen, welche jede Körperbedeckung als weibisch verschmähen. In der Nähe dieses Dorfes befand sich bis 1858 ein vorübergehendes Etablissement, von welchem aus die Gebrüder Poncet ihre Elefantenjagden im Dinkagebiet betrieben. Sie nannten diesen Platz Mirakok, aber sowol Mirakok wie die Elefanten sind jetzt unbekannte Grössen in diesem Lande der Vergänglichkeit, wo vorübergehend, wie die gesonderten Einzelwesen der Natur, auch das Leben und die Thaten der Menschen schnell vergessen werden, im Lande ohne Kalk und Steine, aus denen solide Wohnsitze zu schaffen wären, und unter Völkern ohne Oberhaupt, ohne Schrift und Geschichte. Einzelne 100 Fuss hohe Fächerpalmen (Borassus) bezeichnen in Ermangelung von etwas Dauernderm den Wohnsitz des Tehk, eine Herberge, welche für die Reisenden nicht ohne trübe Erinnerung bleiben sollte.

Der Fahnenträger des Ghattas, und unter allen Dongolanern der muthigste und beste Schütze, tödtete sich selbst auf einer Jagdexcursion, welche er mit mir und meinem Diener angetreten hatte. Ich hatte mich mit einem Vorrath ausgezeichnet fetter Papageitauben begnügt, er aber wollte noch Perlhühner holen und drang zu dem Zweck in ein Buschdickicht ein, wo er sich beim Laden die Brust mit grobem Schrot durchbohrte. Das passirte demjenigen in unserer Bande, dem man noch das meiste Verständniss in der Behandlung der Waffe zugemuthet hätte; was liess sich da von den übrigen erwarten? Ueberhaupt waren Selbstverwundungen an der Tagesordnung, und der Reisende, der mit

diesen sogenannten Soldaten des Wegs einherzuziehen hat, ist in keinem Lande mehr als hier der Gefahr ausgesetzt, von einer zufällig dahersausenden Kugel getödtet zu werden. Im Laufe der Zeit schwebte mir diese Gefahr unablässig vor Augen, die einzige, von der ich sagen konnte, dass sie wiederholt mein Leben ernstlich bedrohte. Solche Fälle wiederholten sich so häufig, dass ich den Leser ermüden würde, wenn ich sie alle aufzählen wollte.

Das war das Ereigniss des Tages, dessen Opfer derselbe Soliman wurde, welcher bei jener Affaire mit dem wilden Büffel meinen Mohammed rettete, und schon am andern Tage zerschmetterte sich ein anderer den Oberarm, als er sein Gewehr beim Aufbruch unvorsichtig aus einem Strauchwerk hervorzog, in welchem er es abgestellt hatte.

Das halbe Lager eilte zur Unglücksstätte, um von der Selbsttödtung des Soliman zeugen zu können. So lautlos war er zusammengestürzt, dass selbst mein Diener Osman, der sich in seiner Nähe befand, nur durch Zufall auf den todt Daliegenden stiess; ein schwarzer Schatten von Pulverrauch am Eingang der breiten Wunde bewies, dass sich das Gewehr in seinen eigenen Händen entladen hatte. Die Freunde und Landsleute umstanden den Todten weinend und schluchzend; diese grausamen Viehräuber waren doch nicht aller menschlichen Rührung bar. Am trostlosesten geberdete sich einer von ihnen, weshalb, das erfuhr ich erst später. Soliman hatte an den letztern eine Schuld zu entrichten und behauptete, sie schon berichtigt zu haben; erst am Tage vorher hatte er seine Aussage heilig beschworen, der Kläger hatte ihm darauf im Zorn den üblichen Fluch zugerufen: „Die Hunde sollen dich fressen.“ So war es nun eine sichtliche Strafe des Himmels, und gern hätte er den Fluch unterlassen, aber der Tod liess sich nicht versöhnen.

Wir verliessen den verhängnissvollen Ort und begaben uns zu dem nur zwei Meilen entfernten Dorfe des Kudj, gleichfalls eines alten Freundes der Türken; so lassen sich

nämlich die Chartumer von den Eingeborenen allerorten nennen. Hier wurde wieder halt gemacht, um den Tag unter Schlachten und Schmausen von Rindern und Ziegen zu verbringen und die vielen Träger mit Korn zu versorgen.

Jetzt wurde auch der gestrige Todesfall zu Protokoll genommen, ganz nach den Regeln des Islam, um in Chartum, wo der Verstorbene Weib und Kind zurückgelassen hatte, den Vorfall zur legitimen Anzeige bringen zu können. Die Hauptrolle bei diesem wichtigen Act spielten die Faki, welche die Compagnien als Privatsklavenhändler und zugleich in ihrer Eigenschaft als Schreiber begleiteten. Nachdem das Protokoll aufgesetzt war, wurde es von den anwesenden Agenten nach orientalischem Brauch untersiegelt. Dabei ging es ohne Weitschweifigkeiten und umständliche Debatten nicht ab; am originellsten nahmen sich die einleitenden Worte aus: „Osman, der Agent, richtet an Osman, den Diener des Herrn Musju, die Frage: Wo ist Soliman?" und nun musste dieser über den Vorfall Rechenschaft ablegen: „Wir waren auf der Jagd im Dickicht, da hörte ich einen Schuss u. s. w." Es sollte kein Vorwurf sein, wie ihn Hamlet erhielt, als ihn der König nach Laërtes fragte, so schlimm war es nicht gemeint, aber der Form musste genügt werden.

Bei Kudj fand sich schöne Gelegenheit, die Studien über das Volk der Dinka, welche ich bereits mit grossem Eifer während des langen Aufenthalts in der Meschera betrieben hatte, fortzusetzen und zu vervollständigen. Meine Beziehungen zu diesem seltsamen Hirtenvolke waren auch im Verlauf der im tiefern Innern verlebten zwei Jahre nur selten unterbrochen; Dinka waren meine Kuhhirten, Dinka versorgten mich mit den nöthigen Küchenbedürfnissen, solange ich die Seriba Ghattas' bewohnte, und noch im fernsten Osten und Westen meiner Routen trat ich mit ihnen häufig in Verkehr. Ich kenne nur die westlichsten Stämme dieses über ein Areal von 60—70000 Quadratmeilen und über eine Längenausdehnung von nahezu 400 Meilen ausgebreiteten Volks aus

eigener Anschauung, diesen Theil aber hinreichend genau, um zu den vielen Schilderungen, welche andere Reisende vor mir von den Dinka entworfen haben, auch in meinen eigenen Beobachtungen manches Neue darbieten zu können.

Obgleich einzelne Dinkastämme an Körpergrösse in der Scala der Menschenrassen obenan zu stehen kommen, so übersteigen doch die Masse des in Rede stehenden westlichen Theils dieses Volkes nur wenig eine mittlere Körperhöhe. Von 26 gemessenen Individuen war die Durchschnittshöhe 1,74 Meter. Hiernach würden die Dinka an Körpergrösse dem Durchschnittsmass der Kaffern nachstehen, die Engländer und Tscherkessen aber übertreffen.

In ihrer Statur tragen sie als Sumpfmenschen, wenn dieser Ausdruck nach Analogie der befiederten Welt zulässig erscheint, dieselbe Langschüssigkeit der Gliedmassen zur Schau, durch welche wir bereits die Schilluk und Nuër in so hohem Grade gekennzeichnet sehen. Der Oberkörper erscheint mehr verkürzt als bei den um einige Schatten lichter gefärbten und robustern Völkern, welche die felsigen Hügelländer des Innern bewohnen. Am auffälligsten prägten sich die knochigen, sehnigen Körperlinien in den horizontal gestellten und eckig abfallenden Schultern aus; ein langer, an der Basis etwas verschmälerter Hals entspricht dem stets in einem spitzen Hinterkopf gipfelnden Haupte, das, im allgemeinen flach, einen hohen Grad von Schmalköpfigkeit darthut, verbunden mit stark entwickelter Prognathie. In der äussern Erscheinung stimmen alle Theile so harmonisch zum Ganzen, dass der vorwitzige Verstand des europäischen Beobachters leicht in Versuchung geräth, darin einen Zweck zu erkennen, den die Natur bei der Züchtung dieser Menschenrasse verfolgte. Die Dinka zählen zu den am dunkelsten gefärbten Rassen, aber die tiefe Schwärze der Haut lässt einen deutlichen braunen Ton erkennen, sobald sie von Asche gesäubert ist, mit welcher sich die Dinka so gern einreiben. Wenn sie sich mit Oel gesalbt haben oder nach einem Bade

schimmert ihre Haut wie braunschwarze Bronze. Der matte Schimmer der Tafelchocolade, welcher für hellere Töne so bezeichnend erscheint, tritt selbst an den von Asche gesäuberten Individuen nur selten zu Tage, da die stattgehabte Entfettung der abgestorbenen Hautschuppen einen gräulichen Schimmer zur Folge hat. Der angeblich bläuliche Schimmer der Negerhaut beruht auf Einbildung und ist lediglich als Reflex des blauen Himmels zu betrachten, das kann man mit gutem Gewissen sagen. Die Wirkung eines solchen Licht-



Dinka-Profile.

reflexes wird man am deutlichsten gewahr, wenn ein glänzender tiefschwarzer Körper am Eingang einer dunkeln Hütte zu stehen kommt, welche nur durch die Thür Licht empfängt.

Die Einförmigkeit der Physiognomie beruht mehr auf einer Täuschung des an schwarze Gestalten ungewohnten Auges, als auf Gleichartigkeit der Züge. Die beigegebenen drei Profile zeigen die grossen Schwankungen, welchen innerhalb der Dinkarasse die Nasenform unterworfen ist. Im allgemeinen sind indess nach unsern ästhetischen Begriffen die Männer meist wohlgestalteter als die Frauen gleichen Alters. Einigermassen einnehmende Gesichtszüge, um nicht zu sagen menschliche, sind selten; unaussprechlich hässliche

Fratzen, gehoben durch ein Grimassenspiel, bei welchem die kurzen Augenbrauen häufig mitwirken und den an und für sich geringen Raum zwischen ihnen und dem Haarwuchsbeginn auf ein Minimum reduciren, verleihen der grossen Mehrzahl einen affenartigen Ausdruck der Physiognomie;



Dinka mit aufgelöstem und rothgefärbtem Haar.

doch fehlt es auch nicht an Ausnahmen, welche im Hinblick auf die Gesammtheit eine tadellose Regelmässigkeit der Züge zu erkennen geben.

Das Haar der Dinka ist mit wenigen Ausnahmen von beschränktem Wuchs und erscheint meist kurzgeschoren, indem man auf der Höhe des Scheitels einen Schopf stehen lässt, der gern mit Straussenfedern geziert wird, um den

Reihertypus nachzuahmen. Stets fehlen die helmartigen Filzkämme der Schilluk, aber troddelförmige Schaflocken sind beliebt, und in seltenern Fällen findet sich sogar das Haupthaar zu feinen Strängen geflochten, welche über den Scheitel parallel verlaufen. Auch die Frauen tragen das Haar so kurz wie möglich oder total geschoren.

Das beigegebene Porträt stellt einen Dinkastutzer dar, den ausnahmsweise ein minder beschränkter Haarwuchs auszeichnet. Derselbe gehörte zugleich zu den wohlgestalteten und schönern Männern seiner Rasse, die mir begegneten. Durch fortgesetztes Streichen und Kämmen vermittels der Haarnadel vermindert sich die feine Kräuselung des Negerhaares. Dies war hier der Fall; das sechszöllige Haar schien nun zu flammenförmigen Zipfeln aufgerichtet, diese starrten nach allen Seiten umher und verliehen dem Manne ein ganz fremdartiges, wahrhaft satanisches Aussehen, denn sie waren fuchsroth gefärbt.

Eine solche Färbung ist das Resultat fortgesetzter Waschungen mit Kuhharn, in einzelnen Fällen soll eine Compresse von Mist und Asche, welcher sich der Betreffende vierzehn Tage lang unterzieht, ein gleiches Resultat erzielen. Der Bartwuchs ist zu unentwickelt, um irgendwie in Betracht zu kommen. Ihre Schermesser sind primitivster Art und bestehen einfach aus sorgfältig geschliffenen Lanzenspitzen.

Beide Geschlechter brechen sich die untern Schneidezähne aus, eine Sitte, welche mit den Dinka die meisten Bewohner des Bachr-el-Ghasal-Gebiets theilen. Was diese hässliche Verstümmelung bezwecken soll, ist schwer zu erkennen; als die nächste Folge davon erscheint uns ihre unartikulirte Sprache, deren Laute wir, ich glaube, nur dann nachzuahmen vermöchten, wenn wir uns gleichfalls die Zähne ausbrechen wollten. Andere Völker in Afrika feilen die Schneidezähne spitz, andere, wie z. B. die Batoka am obern Zambesi, brechen die obern Schneidezähne aus. Das erstere erscheint selbstverständlich, um die Wehrhaftigkeit im Einzel-

kampfe zu erhöhen, das letztere, um den vergötterten Wiederkäuern nachzuahmen; der Grund der Dinkasitte aber verschliesst sich unserer Erkenntniss. Da die afrikanischen Rassen durch prächtige Zahnbildung ausgezeichnet sind, schien es mir auffällig, dass gerade bei diesem Volke häufig schlechte Zähne wahrgenommen wurden. Ekelhaft erschienen alte Leute auch dadurch, dass ihre stehengebliebenen obern Schneidezähne durch den mangelnden Widerstand von unten zum Munde herausragten und sich gespreizt ausnahmen, wie die Finger einer ausgestreckten Hand; solche Leute nennen die Nubier „Abu-Senūn", d. h. Vater Raffzahn.

Männer und Frauen durchlöchern sich mehrfach die Ohrränder, um eiserne Ringelchen und mit Eisen beschlagene Stäbchen hindurchzustecken. Die Frauen durchbohren sich auch wol die Oberlippe, um einen eisernen Stift und ein cylindrisches Stück Glasperle einzufügen, eine Sitte, welche auch die Nuēr kennzeichnet. Tätowirung ist nur bei Männern gebräuchlich und besteht immer in etwa zehn radialen Schnitten, welche über Stirn und Schläfe verlaufen und zum Mittelpunkt die Glabella oder die Nasenwurzel haben; hieran erkennt man den Dinka sofort.

Wenn Barth (Bd. II, S. 475) sagt: „Ich habe jedoch zu bemerken, dass viele heidnische Stämme eine Kleidung für den Mann für nothwendiger erachten, als für die Frau", so findet dies keine Anwendung auf die Dinka und die andern Bewohner der Flussniederungen; denn nur dem Weibe geziemt nach ihrer Auffassung eine Hülle, selbst die bescheidenste ist eines Mannes unwürdig. Die Nubier, welche sich überall Türken nennen lassen, gehören durchaus nicht zu den am sorgfältigsten gekleideten Menschen, dennoch heissen die Dinka sie Weiber, eine Bezeichnung, die in diesem Sinne weit in Afrika verbreitet ist. Mich, der ich immer bis auf Handschuhe und Maske total gekleidet erschien, aber nannten sie „das Weib der Türken".

Um so sorgfältiger bekleidet erschienen die Frauen, mit

zwei enthaarten Fellschürzen angethan (denn Ledergerben ist unbekannt), welche vorn und hinten von den Hüften bis an die Knöchel reichen und an den Rändern mit Reihen von Glasperlen oder zahllosen kleinen Eisenringen, Schellen und Glöckchen geziert zu sein pflegen. Gegenwärtig waren erbsengrosse weisse mit blauen Tüpfeln gezeichnete Glasperlen (auf dem chartumer Markt „Genetōt Adah" genannt) und grosse opalfarbige, von einem Zoll im Durchmesser (Berred, d. h. Hagelkörner), welche vorzugsweise von den Männern als Halsschnüre getragen werden, die herrschende Mode, alle übrigen wurden hartnäckig verschmäht. Im Laufe weniger Jahre wechseln indess die Perlmoden, und die Speicher der chartumer Seriben sind mit veralteten, jetzt völlig entwertheten überfüllt.

Die Dinka leben so recht im eisernen Zeitalter, d. h. in einer Zeit, in welcher das Eisen noch hohen Werth hat; das Kupfer wird dem entsprechend nicht so hoch geschätzt. Die Frauen der Reichen sind oft in dem Masse mit Eisen überladen, dass ich, ohne zu übertreiben, behaupten kann, deren etliche gesehen zu haben, welche nahezu einen halben Centner davon an Ringen und Zierathen mit sich trugen. Die schweren Ringe, mit welchen sich die Weiber, an Hand- und Fussgelenken übereinandergehäuft, belasten, verursachen beim Gehen ein Geräusch, welches beständig an das Klirren von Sklavenketten erinnert. Ein solches Klirren liegt hier in der Luft, aber dennoch verschmäht der unbändige Freiheitsdrang dieses Volkes nicht die Fesseln der Mode. Die Lieblingszierde der Männer sind Elfenbeinringe von gewaltiger Massivität, welche am Oberarm getragen werden, der Unterarm ist bei den Reichen mit einem förmlichen Schienenbeschlag von Ringen eng umgürtet, ein Ring neben dem andern, vom Elnbogen bis zum Handgelenk. Einen minder ritterlichen Schmuck bilden die aus Ledersträngen geflochtenen Stricke um den Hals, die aus Hippopotamushaut geschnittenen Armringe und vollends die Kuh- und Ziegenschwänze, mit denen sich jeder

Dinkastutzer umhängt, oder mit denen er seine Waffen schmückt. Da der Dinka mit seinem erbärmlichen Haarwuchs nicht viel anzufangen weiss, verlegt er sich auf Mützen und Perrüken. Auch dies wiederholt sich bei einer Menge afrikanischer Völker. Bei Kudj sah man häufig jene sonderbaren Kappen, welche, von der Gestalt circassischer Kettenhelme, ausschliesslich aus den grossen weissen Cylinderperlen zusammengestickt waren, die man in Chartum Muria nennt. Dieser Putz ist namentlich bei den Nuër häufig; in Wood's „Natural History of Man" („Afrika", S. 522) findet sich davon eine getreue Abbildung. Aus Straussenfedern wird eine Art Mütze zusammengefügt, welche einen ebenso leichten als sichern Schutz gegen die Sonnenstrahlen gewährt.

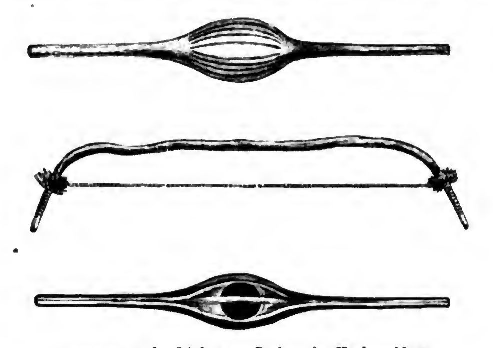
Als Zeichen der Trauer trägt der Dinka nach weitverbreiteter afrikanischer Sitte einen Strick um den Hals; bei andern Völkern werden wir andere Trachten kennen lernen, um der Trauer über den Verlust eines Familienmitgliedes Ausdruck zu verleihen.

Da die Dinka in dem von Alluvialflächen eingenommenen westlichen Theile ihres Gebiets nirgends eisenhaltiges Terrain innehaben, welches weiter nach Süden allverbreitet ist, konnte sich auch die Eisenindustrie bei ihnen nicht zu so hoher Vollkommenheit entwickeln, wie wir es bei andern Völkern im Laufe der Reisebeschreibung kennen lernen werden. Vor dem ersten Erscheinen der Chartumer hatten die Djur, welche sich bereits auf dem Felsboden von Raseneisenstein Wohnsitze innerhalb der Grenzgebiete von Bongo und Dinka gegründet hatten, den Dinka alle Schmiedearbeiten geliefert. Sie scheinen in jener Zeit einen grossen Theil dieses versprengten Volksstammes in ein ähnliches Leibeigenschaftsverhältniss zu sich gebracht zu haben, wie wir jetzt die Djur als Knechte der Nubier kennen lernen; die gleichfalls Eisen producirenden Bongo waren den Dinka zu volkreiche und zu feindselige Nachbarn, um ihnen dieses Metall auf dem

Wege eines friedlichen Handelsverkehrs in ausreichender Menge zu liefern.

Die Dinka selbst, ausschliesslich mit der Pflege ihrer Kühe beschäftigt, finden wenig Zeit zum Betrieb des mühsamen Schmiedehandwerks. So zahlreich und vielgestaltig auch ihre eisernen Zierathen erscheinen mögen, geben sie doch sammt und sonders eine sehr primitive Kunststufe zu erkennen.

Die Hauptwaffe der Dinka ist die Lanze. Fremd ist ihnen der Gebrauch von Bogen und Pfeilen; das, was einige



Instrumente der Dinka zum Pariren der Keulenschläge.

Reisende für Bogen gehalten haben, sind nur Schutzwaffen zum Pariren der Keulenschläge. Keulen und Stöcke sind eigentlich ihre Lieblingswaffen, sie schnitzen dieselben aus dem harten Holze des Hegelig (Balanites), oder aus dem Ebenholze des Landes (Diospyrus mespiliformis). Eine solche Bewaffnung scheint andern Völkern lächerlich, daher heissen auch die Dinka bei den Niamniam, welche sie als Begleiter der von Chartumern angeführten Elfenbein-Expeditionen kennen zu lernen Gelegenheit hatten, A-Tagbondo, d. h. die Leute mit dem Stock.

Gleiche Lebensverhältnisse müssen auch in verschiedenen

Gegenden und selbst bei ungleichen Rassen ähnliche Gebräuche und Einrichtungen zur Folge haben. Dies sehen wir in zahlreichen Anklängen ausgesprochen, mit welchen die Dinkasitten an die der Kaffern erinnern. Dieselbe Vorliebe für Keulen und Stöcke und dieselben Schilde von langovaler Gestalt, aus Büffelhaut geschnitten und zum festern Halt der Länge nach mit einem Stock durchzogen, welcher durch Einschnitte in der dicken Haut festgehalten wird, haben beide miteinander gemein. Eigenthümlich hingegen sind den Dinka die zum Pariren der Keulen- und Stockhiebe dienenden Schutzwaffen, wie solche auf der beigegebenen Abbildung dargestellt sind. Auf diese sonderbaren Geräthe hat meines Wissens noch kein Reisender aufmerksam gemacht. Sie sind zweierlei Art, die einen bestehen aus einem zierlich geschnittenen Holze von 1 Meter Länge, welches in der Mitte eine ausgehöhlte Vertiefung besitzt, um den Handgriff zu schützen, diese heissen Kuerr; die andern sind die „Dang" genannten Bogen, von welchen soeben die Rede war und deren derbe Sehnen vorzüglich geeignet erscheinen, die Wucht der Hiebe zu brechen.

Reinlichkeit in der Behausung und Sorgfalt verwandt auf Bereitung der Speisen sind in allen Ländern unbezweifelte Anzeichen einer höhern Stufe der äussern Cultur, welcher naturgemäss intellectuelle Vorzüge entsprechen müssen. Auf meinen Reisen durch den Continent von Europa, wo der Wechsel der äussern Lebensverhältnisse bei den verschiedenen Völkern so gross ist, wie nirgends in der Welt, habe ich mich zur Genüge von der Bedeutung dieser beiden Culturfactoren zu überzeugen Gelegenheit gefunden. Nicht die Grösse der Häuser oder die Weite der Fensteröffnungen, denn beides schien vom Klima beeinflusst, nicht die Kleidung, denn Sarden, Dalmatiner und Albanesen gehören unstreitig zu den minder civilisirten Bewohnern Europas und sind doch schöner und prächtiger gekleidet als alle andern, wol aber Sauberkeit und Auswahl des Essbaren verräth sofort nicht

nur einen wesentlichen Unterschied im Leben ganzer Völker, sondern innerhalb derselben sogar die detaillirtesten Culturstufen einzelner Provinzen und Districte. Beides findet sich bei den Dinka in so eminentem Grade, wie bei keinem andern Volke Afrikas. Besprechen wir zunächst ihre Speisen.

In culinarischer Hinsicht nehme ich keinen Anstand, die Dinka über Araber und Aegypter zu stellen, der Bewohner Nubiens gar nicht zu gedenken. Die Mehl- und Milchspeisen stehen den gekünstelten Producten unserer Kochkunst nicht nach. Das Schroten und Entkleien des Korns von Sorghum und Penicillaria (Durra oder Duchn der Araber), das Sichten des Mehls und das Körneln desselben nach Art des Sago bringen nur Dinkasklavinnen zu einem gleich hohen Grade von Vollkommenheit. Ihre Küchentalente führten sie in Hungerjahren und zur Zeit der Noth auch auf die Entdeckung von mancherlei als Speise Verwendbarem. Wie die Indier und auch andere afrikanische Völker, z. B. die Bewohner von Baghirmi, die Musgu und Adamauaner, bereiten sie aus den stärkemehlhaltigen Keimen der Borassuspalme ein feines schneeweisses Mehl, nachdem dieselben durch Brühen und Auslaugen ihrer Bitterkeit beraubt worden sind. Keimende Borassuskerne geben in diesem Zustande eine Substanz zu erkennen, die deutlich an Veilchenwurz der Officinen erinnert. In ähnlicher Weise werden die Knollen von Nymphäen geniessbar gemacht.

Der gewählten Küche entsprechen auch bei Tische, wenn von einem solchen die Rede sein kann, gewählte Umgangsformen, und in dem Punkte sind diese Wilden uns ähnlicher als alle Orientalen. Die Dinka greifen nämlich bei gemeinschaftlichem Mahl nicht mit den Händen in eine und dieselbe Schüssel, wie Türken und Araber, sondern beobachten dabei folgenden Modus: Eine grosse Schüssel Brei oder Grütze wird auf den Boden hingestellt, und um dieselbe herum lagern sich die Gäste, jeder hat seine Kürbisflasche mit Milch zur Seite. Wenn sich der erste sattgegessen hat, wobei er

die Milch nur auf die von ihm in Angriff genommene Stelle schüttet (bei Vornehmen ist es Butter), langt er die Schüssel dem Nächstfolgenden, und so isst einer nach dem andern, aber ein jeder allein für sich. So strafen die Dinka die orientalische Vorstellung Lügen, dass neidische Blicke im Stande sein könnten, die Speisen in Gift zu verwandeln, sie fürchten eben nicht den „bösen Blick“.

Zuweilen gewährte es mir viel Unterhaltung, in meinem Zelte Dinkadamen von Rang zu bewirthen, um ihnen einen Tribut meiner Bewunderung für ihre Perfection in culinarischen Dingen zu Füssen legen zu können. Ich servirte ihnen auf meinem Feldtische einige europäisch zubereitete Gerichte, und sie sassen auf meinen Stühlen. Mein grösstes Erstaunen erweckte die Gewandtheit, mit welcher sie sich unsers Essbestecks bedienten, denn sie griffen zu Gabeln und Löffeln, als verstände sich das von selbst, und was noch mehr sagen will, sie legten nach geschehenem Gebrauch alles sorgfältig gewaschen wieder an Ort und Stelle.

Im Innern ihrer Wohnungen sind die Dinka reinlich, wie die Schilluk, mit welchen sie die Vorliebe für Asche theilen, um sich darin des Nachts zu betten. Hervorgehoben zu werden verdient, dass hier Ungeziefer jeder Art fehlt, überhaupt scheint in diesem Theil von Afrika der Reisende weder von Läusen noch von Flöhen belästigt zu werden, welche sonst überall den Spuren des Islam gefolgt sind, wie die Wüste und die Sklaverei. Unerträglich schildern die Reisenden die nächtlichen Qualen im westlichen Sudan, nicht minder gesegnet daran sind die Behausungen der Hottentotten, nichts von alledem bei den Dinka. Das einzige, was in den Dinkabehausungen den Fremdling beunruhigt, ist das Getümmel von Schlangen, welche hoch über dem geängsteten Haupte des Schlafenden im Stroh des Daches rasseln. Schlangen sind die einzigen Thiere, welchen von den Dinka sowol wie von den Schilluk eine Art göttlicher Verehrung gezollt wird. Die Dinka nennen sie „ihre Brüder“ und betrachten die

Tödtung derselben als ein Verbrechen. Verschiedene Gewährsmänner, die ich um Auskunft anging, betheuerten sogar, dass einzelne Schlangen persönlich dem Hausbesitzer bekannt seien, dass er sie beim Namen nenne und dass er mit ihnen wie mit Hausthieren verkehre. Immerhin auffällig erschien mir die Häufigkeit der Schlangen im Dinkalande. Bei den Bongo hatte ich sechs Monate verbracht, ehe ich der ersten Schlange überhaupt ansichtig zu werden vermochte. Bekanntlich sind die Schlangen im tropischen Afrika überhaupt nicht häufig, eine der häufigsten ist die Riesenschlange (Python Sebae). Diejenigen, welche die Dinkahütten bewohnen, sind übrigens, soweit ich sie kennen lernte, nicht giftig; zum Beweis ihrer Unschuld führe ich die systematischen Namen der drei eingesammelten Arten an: Psamophis punctatus Dun., Ps. sibilans L., Ahaetuella irregularis Leach.

Weit wählerischer als alle andern Völker in Hinsicht auf das von animalischen Stoffen als essbar Erlaubte, erfüllt den Dinka alles kriechende Gewürm mit Ekel, aber Bongo und Niamniam verschmähten es nicht. Krokodile, Leguane, Frösche, Krabben, Mäuse sind nicht küchenfähig, nur die Schildkröte wird als Suppe verkocht; sie wissen, was gut schmeckt. Ich brauche kaum darauf aufmerksam zu machen, dass die Berichte über die Kannibalenmahlzeiten der Niamniam bei den Dinka ebenso viel Abscheu und Ekel erregen, wie bei uns. Nicht minder widerwärtig erscheint ihnen der Genuss von Hundefleisch, welcher uns bei den Mittuvölkern zu der Vermuthung berechtigt, dass sie zum Kannibalismus hinneigen. Dinka sowol wie Bongo erklärten mir auf das entschiedenste, dass sie eher im Stande wären, Hungers zu sterben, als das Fleisch von Hunden zu verzehren. Ein feines Wild in ihren Augen ist jedoch, wie überall in Afrika, die Katze, die wilde Katze der Steppen, welche die Urmutter der unserigen ist und von derselben sich weniger unterscheidet, als der schwarze Mensch vom Europäer. Als das feinste Wild aber von allen wird der Hase hochgeschätzt,

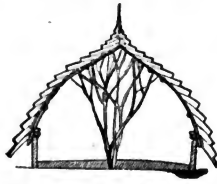
und um mir die Schmackhaftigkeit dieses Wildprets zu illustriren, bediente sich ein Dinka, den ich darum befragte, folgender Redewendung: „Weisst du, was ein Dinka thut, wenn er in der Steppe mit geschicktem Keulenwurf einen Hasen erlegt? — Er macht ein Feuer an, bratet und verschmaust die Beute im stillen; zu Hause sagt er dann nichts davon.“

Leidenschaftliches Tabackrauchen hat sich seit alten Zeiten, als noch kein Verkehr mit den Ländern des Islam herrschte, eingebürgert, und die Dinka bedienen sich derselben kolossalen Pfeifenköpfe, deren wir bei den Schilluk erwähnten. Ein gewaltiges Rohr mündet in einen kleinen Flaschenkürbis, welcher als Mundstück dient und mit feinzertheiltem Bast gefüllt wird, um die narkotischen Oele aufzufangen. Was wir Denicotinisirung nennen, ist also eine altafrikanische Erfindung, die sich in der That bei allen Völkern wiederholt; hier aber, wo der Taback nur kümmerlich gedeiht, dient sie zu einem doppelten Zweck. Die Spitze lässt sich nämlich abnehmen und der mit Tabacksöl gesättigte Bast wird nachträglich gekaut; die monumentale Massivität eines solchen Rauchapparates zwingt jeden, der sich diesem Genuss hingibt, zu einer sitzenden Stellung.

Die Dinkawohnungen finden sich zu Weilern und Gehöften von wenigen Hütten zerstreut über die vom Bodenbau in Angriff genommenen Flächen. Dörfer gibt es nicht, der Viehstand der einzelnen Districte dagegen findet sich vereinigt in einem grossen Park, den die Chartumer Murach nennen (von Rach, die Ruhe, Merach, die Viehrast, und Menach, Rastplatz von Kamelen). Das beigegebene Bild veranschaulicht ein Dinkagehöft, das von Sorghumfeldern umgeben ist; man sieht drei Hütten, in der Mitte mit einem doppelten Vorbau versehen: die für den Familienvater bestimmte Wohnung; links ein Haus für die Weiber, zur Rechten die grösste und schönste Hütte, dazu bestimmt, um kranke Kühe zu pflegen, da man ihnen im Gedränge von Tausenden auf dem Murach

nicht die nöthige Sorgfalt widmen kann. Unter einem Sonnendach in der Mitte der Hütten befindet sich der Feuerplatz zum Kochen, der hinter einem halbkreisförmigen Windschirm von Thon gelegen ist. Ein kleiner Dornverhau beherbergt die Ziegen, um den täglichen Milchbedarf stets zur Hand haben zu können.

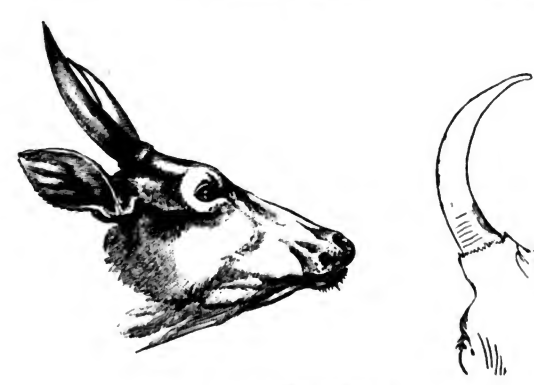
Die Hütten der Dinka sind in der Regel umfangreicher und mehr auf die Dauer berechnet, als die der andern Völker, bei denen die Kegelconstruction üblich ist. Grosse Hütten haben 40 Fuss im Durchmesser; der Unterbau ist aus einem Gemisch von Lehm und Häcksel, der Dachstuhl aus den Aesten von Akazien und andern harten Hölzern zusammengesetzt; um diesen zu stützen, begnügen sich die Dinka nicht mit einem einzigen centralen Pfahl, sondern sie pflanzen einen vielverzweigten grossen Baumstamm in die Mitte der Hütte (s. Fig.). Die Deckung des Daches besteht aus terrassenförmig gestutzten Schichten von Stroh. Ein solches Gebäude erhält sich an 8—10 Jahre, bis es infolge von Wurmfrass gänzlich zusammenbricht. Die leichtgebauten Bongohütten von Bambus haben kaum eine Dauer von drei Jahren.


Construction der Dinkahütten im Längsdurchschnitt.

Die hauptsächlichsten Culturpflanzen in diesem Theil des Dinkalandes sind Sorghum und Penicillaria, drei Arten Bohnen, Erdnüsse und Erderbsen (Arachis und Voandzeia subterranea), Sesam, Yams und virginischer Taback, doch werden wir sie besser bei den Bongo kennen lernen, welche dieselben Pflanzen cultiviren.

Die Hausthiere sind Rinder, Schafe, Ziegen und Hunde; Hühner wurden nirgends wahrgenommen, die Ursache ihres Fehlens ist unerklärbar. Die Rinder gehören zur Zeburasse und sind von kleinerer Statur als die der Baggara und

Hassaniē, ziemlich hochgestellt mit antilopenartigem Vorwiegen der vordern Körperhälfte, lang und schlankhörnig, der grossen Mehrzahl nach mit weisslichem Fell und stets deutlicher Entwickelung eines Fetthöckers. Einfarbig lederbraune, schwarzweiss gescheckte und graubraune mit tigerartigen Streifen sieht man häufig. Für alle Farbenabstufungen der Rasse haben die Dinka eigene Ausdrücke, wie denn auch ihre Terminologie für alles, was auf Rinder und Rinderzucht

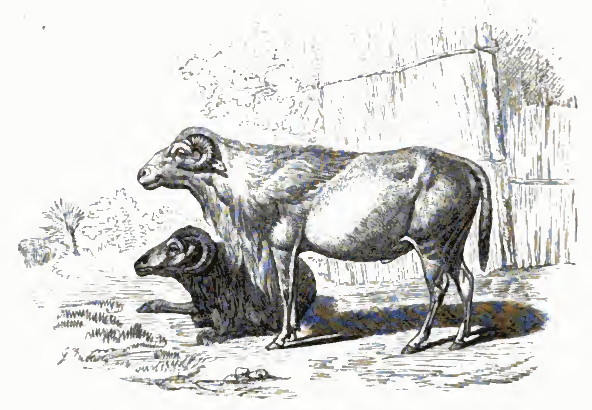


Porträt eines Dinkastiers.

Bezug hat, sich reichhaltiger gestaltet, als in europäischen Sprachen.

Die Schafe gehören einer eigenen Rasse an, die sich nur bei den Dinka, Nuēr und Schilluk findet; tiefer hinein in das äquatoriale Afrika ist das Schaf ein nicht einmal dem Namen nach bekanntes Thier. Die Haupteigenthümlichkeit des Dinkaschafs besteht in einem mähnenartigen Besatze der Schultern, der Brust- und Halsgegend, während der Rest des Körpers kurzhaarig bleibt, wie auch der dürre Schwanz. Dieser Haarmantel gibt dem Dinkaschaf nicht selten das Aussehen kleiner Büffel, eine Aehnlichkeit, bei welcher die

plumpe Leibesbeschaffenheit in Verbindung mit kurzen Beinen hauptsächlich mitwirkt. Sie sind meist reinweiss, seltener braun oder schwarzweiss gescheckt, in vereinzelten Fällen auch von rothbrauner Färbung. Die beigegebene Zeichnung gibt eine Ansicht dieses Mähnenschafs, welches indess nicht mit dem wilden Mähnenschaf von Marokko zu verwechseln ist. Wie die südafrikanischen Hirtenvölker verstehen sich auch die Dinka auf die Kunst, vermittels Spaltung der jung-



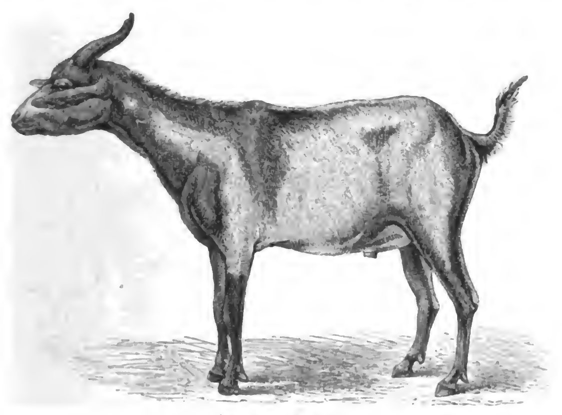
Schafrasse der Dinka und Schilluk.

sprossenden Hörner die Anzahl derselben beim erwachsenen Thier beliebig zu vermehren.

Das stets nasse Grasfutter der Regenzeit begünstigt besonders in diesem Lande die Entwickelung ekelhafter Eingeweidewürmer, und die Wassertümpel der trockenen Monate werden zu wahren Brutstätten der Cercarien von Distoma, welche die Leber und die Gallengänge des Dinkaschafs nicht selten buchstäblich erfüllen. Ich beobachtete häufig an diesen Thieren die Leberegel-Seuche. Distoma, welches ein wahrer

Kosmopolit aller Zonen ist und deren Verbreitung bis nach Grönland hinauf reicht, fanden sich da von Zolllänge.

Die Ziegenrasse, welche die Dinka pflegen, scheint von der äthiopischen Form nicht verschieden, die wir bei den Beduinenstämmen des ägyptischen Reichs im ersten Kapitel besprochen haben, sie ist nur durch eine weit grössere, mehr hochgestellte Statur ausgezeichnet, ihr Aussehen ist stets ein auffallend dürres, ihre vorwaltende Färbung die junger Grau-



Ziegenrasse der Dinka.

schimmel, übrigens sind kohlschwarze Schecken und Zeichnungen aller Art nicht ungewöhnlich.

Der Dinkahund schliesst sich den Formen des gemeinen Dorfköters von Nubien am nächsten an, welcher ein Mittelglied zwischen der Windhundgestalt der nubischen Steppen und dem Pariahunde auf den Gassen Kairos darstellt. Die meisten Hunde sind hier ledergelb gefärbt, schwarzbraune sieht man seltener.

Alles Dichten und Trachten der Dinka dreht sich jedoch um Rinderbesitz und Rindererwerb; ja diesen Thieren wird

in gewisser Hinsicht ein förmlicher Cultus gewidmet, und alles, was vom Rind kommt, gilt für rein und edel; der Mist, zu Asche gebrannt, um darauf zu schlafen oder um sich weiss anzutünchen, und der Harn als Waschwasser und zum Ersatz für das in allen diesen Theilen Afrikas den Negern fehlende Kochsalz sind ihre täglichen Bedürfnisse. Der letzterwähnte Umstand entschuldigt den in unsern Augen mit dem Begriff von Reinlichkeit schwer zusammenzureimenden Volksgebrauch. Nie wird ein Rind geschlachtet; kranke pflegt man mit Sorgfalt in eigens dazu errichteten grossen Hütten; nur die gefallenen und verunglückten Thiere werden verspeist. Wem diese Gebräuche, die sich bei der Mehrzahl afrikanischer Hirtenvölker wiederholen, dazu angethan erscheinen, auf einen in seinen bestimmten Formen längst erstorbenen Rindercultus hinzuweisen, welcher, wie die Viehrasse selbst, unwiderruflich nach Indien hindeutet oder vice versa, — dem möchte ich zu bedenken geben, dass die Dinka keineswegs abgeneigt erscheinen, theilzunehmen an irgendwelchem statthabenden Schmause von Rinderfleisch, das Rind, welches geschlachtet wird, darf nur nicht das ihrige sein. Es ist also mehr die Freude am materiellen Besitz, welche das Rind ihnen zum Gegenstand derartiger Huldigungen gestaltet. Unbeschreiblich ist aber auch der Gram und das tiefe Leid, welches derjenige empfindet, den der Tod oder hartherzige Fremdlinge seiner Rinder beraubten; in solcher Lage ist der Dinka bereit, den Wiederbesitz des Verlorenen mit den schwersten Opfern zu erkaufen, denn die Kühe sind ihm theuerer als Weib und Kind. Das gefallene Rind wird indess nicht nutzlos vergraben, dazu ist der Neger nicht sentimental genug; von den Unbetheiligten wird ein solcher Fall als freudiges Ereigniss begrüsst und die Nachbarn veranstalten einen Schmaus, der epochemachend in das einförmige Leben der Dinka eingreift; aber nur die Nachbarn, der Betroffene selbst ist durch den Verlust zu sehr erschüttert, um es über das Herz bringen zu können, Hand anzulegen

an die theuere Hülle der Verschiedenen. Nicht selten gewahrt man solche Leute schweigsam und verstört in ihrem Gram viele Tage zubringen; solches Unglück erscheint ihnen kaum zu ertragen.

Das einzige Hausthier, welches von ihnen überhaupt geschlachtet wird, ist die Ziege, welche kaum den dreissigsten Theil vom Werth einer Kuh darstellt. (Die Färsen oder Queenen haben den dreifachen Werth eines Bullen, Kühe, die gekalbt haben, den doppelten.) Beim Schlachten verfahren sie sehr eigenthümlich, und die übrigen Völker in diesem Theil von Afrika pflegen eine gleiche Methode zu befolgen, so oft sich ihnen Gelegenheit darbietet, Vieh zu schlachten. Ein kräftiger Lanzenstich in das Genick führt den sofortigen Tod herbei, darin besteht die ganze Mühe.

Es ist wol begreiflich, wie Menschen blos am Besitze eines wohlgedeihenden Viehstandes ihre Freude haben können, unverständlich aber muss uns das Zwecklose der von den Dinka geübten Castration bleiben, wenn wir sehen, wie diese Hirten Bullen und Böcke nur in der Absicht verschneiden, um ihre Augen an einer Fettentwickelung zu weiden, die für den Magen stets unverwerthet bleiben soll. Fast der dritte Theil der Bullen wird verschnitten, ebenso Ziegen und Schafböcke, ja selbst Hunde, letztere angeblich um sie gewandter, ausdauernder und für die Jagd tauglicher zu machen; dies ist auch der Grund, wenn man ihnen die Ohren und den Schwanz kappt. Wenn ich Dinka befragte, was nützen euch Ochsen, was sollen sie bezwecken? erhielt ich stets zur Antwort: es geschieht, damit sie recht fett werden und schön aussehen! So äussert sich ihr Stolz und ihre Freude am Besitz. Den castrirten Böcken fehlt übrigens der Bart, und das fordert zu vielem Nachdenken auf.

Ungeachtet der grossen Sorgfalt und Pflege, welche die Dinka ihren Rindern angedeihen lassen, ist eine Degeneration der Rasse nicht zu verkennen. Ich vermag mir dieselbe nur wegen Mangel an Kreuzung und durch den Ausschluss hete-

rogener Rassen zu erklären. Kaum ein Procent der Bestände halte ich befähigt, als Last- oder Zugvieh zu dienen, eine Anwendung, die auch die übrigen Neger im obern Nilgebiet nicht kennen. Am auffallendsten ist der Fettmangel, denn nicht nur die sonst fettreichern Fleischtheile (selbst vom Ochsen sind nur einige Pfund reines Fett zu erhalten), auch das Rückenmark ist durchweg so dürr, dass es in der Pfanne eiweissartig gerinnt, ohne einen Tropfen Fett auszusondern. Nicht castrirte Schafe und Ziegenböcke sind völlig fettlos, das gekochte Fleisch hat einen seifenartigen Geschmack und ist durchweg geschmackloser als der schlechteste Antilopenbraten.

Wie mir Augenzeugen versichert haben, war Fräulein Tinne während ihres Aufenthalts im Lande nie im Stande, sich einen frischen Vorrath von Pommade zu verschaffen, so grosse Viehmengen ihr auch zu Gebote standen.

Nie wird dem Dinkarinde Salz, sei es in welcherlei Gestalt es wolle, geboten. Wahrscheinlich ist auch hierin eine Ursache geboten zur Degeneration. Allgemein verbreitet sind die Kjätt genannten Würmer, welche die Wandungen des Psaltermagens eines jeden Rindes ausnahmslos bedecken. Dieselben gehören der auch in Europa verbreiteten Gattung Amphistoma an, sind meist von sackartig ovaler Gestalt, werden bis 1 Centimeter lang und haben eine portrothe Färbung.



Magenwürmer (Amphistoma) der Dinkarinder.

In wie hohem Grade alle Gedanken und Empfindungen dieses Volkes auf Viehzucht gerichtet sind, geben die Dinkakinder deutlich zu erkennen, indem sie sich mit Modelliren von Ziegen und Rindern aus Thon belustigen. Das Nämliche berichten uns Reisende von den Kindern der Makololo. Ich hatte nicht selten meine Freude daran, weil diese ersten Versuche in der Plastik einzig in ihrer Art waren im



I. DINKA-MURACH. S. 179.

ganzen Lande; es gibt da weder Wandgemälde noch Götzenbilder.

Der beigegebene Holzschnitt soll ein Charakterbild aus dem täglichen Leben der Dinka anschaulich machen. Es stellt derselbe einen jener grossen Viehparks (Murach) dar, deren ich Hunderte gesehen habe. Im Vordergrunde gewahrt man die typischen Formen der Rinderrasse. Die Viehknechte sind beschäftigt, den im Laufe des Tages ausgebreiteten und an der Sonne getrockneten Mist zusammenzuhäufen. Wolken von Mistrauch umhüllen so den Murach die ganze Nacht hindurch und verscheuchen die lästigen Insekten. Diese Scene spielt gegen 5 Uhr nachmittags. Die Herden sind soeben eingetrieben worden und jedes Rind ist am Halse vermittels derber Lederstricke an den Holzpflock befestigt, der den stabilen Standplatz des Individuums kennzeichnet. Zur Linken auf einem Hügel von tiefer Asche (der ganze Murach erhöht sich im Laufe der Jahre durch die producirte Asche) sieht man die Herren sitzen, denen diese Abtheilung gehört. Die halbkugelförmigen Hütten, die auf den Hügeln errichtet sind, dienen den Viehbesitzern als Absteigequartier, so oft sie von ihren 2—3 Meilen entfernten Wohnsitzen zur Inspicirung im Murach sich einfinden, um ihre Augen am Anblick ihres Reichthums zu laben.

In den Morgenstunden werden die Kühe gemelkt. Der Ertrag ist miserabel, und selbst die besten Thiere liefern nicht so viel Milch wie bei uns eine mittelmässige Ziege. Auch der Milchmangel spricht für die Degeneration der Rasse; um ein Pfund Butter zu gewinnen bedarf es erstaunlicher Quantitäten. Erst wenn der nächtliche Thau zu schwinden anhebt, d. h. nicht vor 10 Uhr morgens, beginnt man mit dem Austreiben des Viehs. Selten enthalten die Murachs unter 2000 Stück und, wie erwähnt, habe ich solche kennen gelernt, die bis zu 3000 enthielten. Im Durchschnitt glaube ich annehmen zu dürfen, dass auf einen Kopf der Bevölkerung mindestens drei Rinder kommen. Es gibt natür-

lich auch hierzulande Arme und Besitzlose (immensus numerus), diese sind eben naturgemäss die Knechte der Reichen.

Die Dinka sind ein grosses Volk, und ihr Ländergebiet ist ein so immenses, dass ihre Fortexistenz in dem buntscheckigen Völkergewoge von Afrika noch für lange Zeit gesichert erscheint. Ihre nationale Einheit im Hinblick auf Rasse, Lebensweise und Sitten ist nicht zu bezweifeln, dennoch fehlt es ihnen an einem politisch nationalen Zusammenhange, indem sich die zahlreichen Stämme nicht nur oft untereinander bekriegen, sondern sich auch als Werkzeuge des Verraths zu Gunsten der fremden Eroberer gebrauchen lassen. Wenn daher die Chartumer bisher nicht im Stande waren, auf ihrem Gebiete dauernd festen Fuss zu fassen, so erklärt sich das eher durch den unbeugsamen Trotz gegen alles Fremde und aus einer schrankenlosen Freiheitsliebe, als aus der politischen Lage des Landes. In der That sind bisher alle Versuche fehlgeschlagen, die Dinka in einen Zustand von Leibeigenschaft zu bringen, wie es den Compagnien der Nubier bei den südlichen Völkern so leicht gelungen ist. Diese Völker waren aber vorwiegend Ackerbauer, der Mehrzahl nach friedliebend und ermangelten oft gänzlich eines nationalen Verbandes, welcher jeden der einzelnen Dinkastämme zu einer an Kriegermenge imposanten Streitmacht gestaltet.

Die ausgeprägte Eigenart dieses Volkes und das zähe Festhalten an ihren Sitten macht sie auch für den Sklavenhandel völlig werthlos. Obgleich bereits seit mehr als funfzehn Jahren die Chartumer ihr Land durchziehen, haben sie doch in keiner Weise Gebrauch von den Zeugen zu machen gewusst, welche ihnen im geregelten Handelsverkehr leicht zufliessen könnten.

Bongo und Niamniam greifen mit Begierde nach Kleidungsstücken, der Dinka verschmäht sie unter allen Umständen. Nur die Weiber spielen im chartumer Sklaven-

handel eine gewisse Rolle durch ihre Verwendbarkeit für den häuslichen Dienst, machen aber ihren Herren immer mehr zu schaffen, als Sklavinnen von anderer Rasse. Die in früherer Zeit auf den Razzien erbeuteten Männer wurden sammt und sonders vom Gouvernement unter die Soldaten gesteckt, und heute besteht die grosse Mehrzahl der schwarzen Truppen Aegyptens aus Dinkas. Die imposante Gestalt, ihr hoher Wuchs und eine angeborene Tapferkeit räumen ihnen nicht den geringsten Platz in der ägyptischen Armee ein. Der Generalissimus der Truppen im Sudan, Adam Pascha, welcher zur Zeit meines Besuchs daselbst commandirte, war selbst von Geburt ein Dinka.

Ich übergehe das schlüpfrige Gebiet der religiösen Vorstellungen eines Volkes, dessen Sprache ich mir nicht einmal anzueignen vermochte; einer Wüste gleich voller Mirages ist es jeder Deutung fähig und ein unbeschränkter Tummelplatz der Phantasie. Der Aberglaube der Dinka findet seinen hauptsächlichsten Ausdruck in dem Institut der Kogur: so heissen bei ihnen die Zauberer und Kunststückmacher von Profession. Andere Reisende haben Wunderdinge von ihnen berichtet, von ihren Taschenspieler- und Bauchrednerkünsten, von ihren Beschwörungen und dem Verkehr, den sie mit den Geistern der Abgestorbenen vermitteln. Ich werde darauf als Augenzeuge noch im Verlauf meiner Reisebeschreibung zurückkommen, wo von den Teufelaustreibungen die Rede sein wird.

Bevor wir die Dinka verlassen, wollen wir indess auch ihrer Tugenden und Vorzüge gedenken, um gerecht urtheilen zu können, wenn wir an einzelnen Stellen von ihrer kriegerischen Grausamkeit zu berichten haben werden. Die Dinka sind als grausam und unerbittlich im Kriege bekannt, auch kennen sie keinen Pardon, und um die Körper der Erschlagenen herum führen sie wilde Tänze auf. Das ganze Dorf betheiligt sich alsdann an der Orgie, welche einer seiner Mitbürger zur Verherrlichung des ersten Opfers veranstaltet.

welches unter seinen Lanzen- oder Keulenstreichen fiel. Allein es gibt auch Dinka, deren Gemüth empfänglich ist für Gnade und Barmherzigkeit. Aus eigener Erfahrung berichtete mir ein Bongo folgenden Vorfall. Schwerverwundet hatte er sich auf einem Raubzuge, den die Nubier, um sich mit Vieh zu versorgen, gegen die Dinka ausführten, bei einem Hause niedergelegt, da schützte ihn der Eigenthümer vor seinen Verfolgern, die sich wol berechtigt glaubten, an dem Mordbrenner im Gefolge der Türken Rache zu nehmen. Bis zu seiner gänzlichen Genesung pflegte er ihn nun in seiner Behausung, ja noch mehr, er gab ihm das Geleit bis an die Grenze des Gebiets und bis er ihn auf sicherm Grund und Boden und unter Landsleuten wusste. Wenn einzelne Reisende Fälle angeführt haben, welche die Hartherzigkeit und Gefühllosigkeit der Dinka gegeneinander beweisen sollen, so betrafen solche doch nie Personen, welche von der Natur dazu bestimmt sind, zusammenzuleben. Nie werden Geschwister und Aeltern und dergleichen sich gegenseitig im Stiche lassen, wo Hülfe nur muthmasslich ausführbar erscheint. Ungerechtfertigt ist daher die Annahme, dass es bei diesen Wilden eines Familienverbandes in unserm Sinne ermangele. Im Frühjahr 1871 erlebte ich Folgendes. Damals weilte ich in der Seriba Kurdschuk-Ali's am Djur, unter dem Volke gleichen Namens. Einer von den Dinkaträgern, die meine Vorräthe, welche aus Chartum angelangt waren, von der Meschera herbeigeschafft hatten, vermochte den Weg von dort aus nicht weiter fortzusetzen, um seine Heimat im Territorium des Ghattas zu erreichen, denn er lag am Guineawurm darnieder und war nicht im Stande, mit seinen geschwollenen Füssen auch nur einen Schritt vorwärts zu machen. Viele Tage sass er allein da; es herrschte Hungersnoth im Lande, und ab und zu erhielt er von mir eine Hand voll Durra, einige Knochen und andere Reste von unsern Mahlzeiten. Zur Noth vegetirte er also, befand sich auf gesichertem Boden und es bedurfte nur der Geduld, um

die Familie wieder zu erreichen. Dessenungeachtet währte es nicht lange, und sein eigener alter Vater stellte sich ein, um ihn abzuhohlen, nicht etwa mit einem Einspänner oder mit einem Esel, nein, um ihn 15 — 16 Stunden weit auf seinen eigenen Schultern heimzutragen, ihn, den 6 Schuh hohen Lümmel. Dieser Fall wurde durchaus nicht als etwas Ungewöhnliches betrachtet, sondern die übrigen Eingeborenen sahen das als etwas Selbstverständliches an.

In der gegebenen Schilderung glaube ich die wichtigsten und charakteristischsten Züge aus dem Leben der Dinka genügend hervorgehoben zu haben, um in der Folge die vielseitigen Beziehungen, welche wir zwischen den Ansiedelungen der Chartumer und diesem kriegerischen Hirtenvolke kennen lernen werden, richtig in Erwägung ziehen zu können.

Unsere Karavane befand sich also bei Kudj, ungefähr auf der halben Strecke dieser Wanderung, welche nach sorgfältiger Messung 149,5 Kilometer oder 27½ Wegstunden betrug. Wir setzten am 28. März nachmittags unsern Weitermarsch zur Seriba Ghattas' fort, nach dem erwähnten Zwischenfalle einer abermaligen Selbstverletzung eines der Soldaten durch ein unvermuthet losgehendes Gewehr. Die durch den vollen Magen der Träger verzögerte Marschgeschwindigkeit liess uns bereits nach drei Stunden an einem 20 Fuss tiefen Brunnen Namens Pamog für die Nacht das Lager beziehen. Am andern Tage ging es durch geschlossene Waldungen weiter und wir betraten das Gebiet des Al-Uadj genannten Stammes. Die Bewohner waren uns feindlich und hatten ihre Wohnungen verlassen, sie schwärmten wie scheues Wild mit Bogen und Pfeil in den Wäldern der Nachbarschaft umher. Nach den Aussagen unserer Dinkadolmetscher gehören die Al-Uadj nicht zum Dinkastamme, sondern bilden eine Enclave von nicht nachweisbarer Provenienz. Als auf einer botanischen Rundtour durch den Wald häufig vor unsern Schritten einzelne der Wilden aufgescheucht wurden, geriethen meine Begleiter in nicht geringe Besorgniss und befürchteten, es

müssten aus jedem Bosket, an welchem ich mir zu schaffen machte, um Pflanzen zu sammeln, unsichtbare Pfeile hervorgleiten. Bereits zum Raubgebiete des Ghattas gehörig hatten die Eingeborenen wahrlich keinen Grund, ihren Bedrückern gastfrei entgegenzukommen.

Wir hätten weit rascher vorwärts zu gelangen vermocht, wäre nicht die erste Sorge der Führer nach jedem Halt darauf gerichtet gewesen, für eine so grosse Menschenmenge die nöthigen Kornvorräthe herbeizuschaffen. Zu diesem Zwecke mussten immer ganze Compagnieen Träger ausgesendet werden, und Stunden gingen im Absuchen der verödeten Gehöfte verloren. Das Al-Uadj-Gebiet bildet ein fast ununterbrochenes Walddickicht inmitten des meist offenen Flachlandes. Zur Regenzeit ist der Boden eine fast ununterbrochene Pfütze. Hier stösst man zu jeder Jahreszeit auf Elefanten, und Spuren frischen Datums wurden häufig gekreuzt.

Bald rechts bald links vom Wege sah man Giraffen mit ihren wackeligen Köpfen über die holperigen Grassteppen eilen. Die Giraffe im Laufen gewährt einen sonderbaren Anblick, namentlich wenn die gigantischen Gestalten in der düstern Nebelluft des Morgens wie gespenstische Schatten aus dem einförmigen Grau der Steppe auftauchen. Das Komische einer solchen Begegnung veranschaulicht am besten ein Besuch von Theatern niedern Ranges. Wer erinnert sich nicht der unfreiwilligen Verbeugungen, welche eine mangelhafte Maschinerie die Geistergestalten, Heroen oder Könige gegen das Publikum auszuführen zwingt, wenn sie im Hintergrunde der Scene über die Breter geschoben werden; mit solchen Höflichkeitsbezeugungen nun begrüsst die Giraffe den Reisenden in Afrika.

Nachdem wir von dem Weiler der Al-Uadj noch drei Stunden durch Wald gezogen waren, befanden wir uns wieder auf der grossen Steppenfläche und hatten am Mittag des nächsten Tages eine weite baumlose Thonfläche erreicht, den District von Djuhar. Die Chartumer, die keinen ein-

geborenen Namen richtig auszusprechen verstehen, nennen ihn Djerauil. Die grossen Dörfer des offenen baumlosen Landes standen jetzt leer, da der Wasser- und Futtermangel die Einwohner gen Westen in die Ufernähe der Gewässer geführt hatte. Nach zweimaliger Unterbrechung der Nachtruhe erreichten wir in angestrengtem Marsche früh morgens vor Sonnenaufgang die ersten felsigen Unebenheiten des Bodens. Zugleich machte sich ein deutliches Ansteigen des Terrains bemerkbar. Buschwald trat an Stelle der bisher nur von Boskets unterbrochenen Steppenfläche, und eine ungewohnte Laubfülle gab eine der auffallendsten Vegetationsgrenzen zu erkennen, die sonst auf dem Festlande von Afrika so selten in die Augen fallen. Drei Stunden weiter im Westsüdwesten von dieser interessanten Localität hatte ich das vorläufige Ziel meiner 3600 Meilen langen Reise von Berlin aus erreicht und war nun in der Hauptseriba des Ghattas, wo ich für mehrere Monate mein Standquartier zu nehmen beabsichtigte.

FÜNFTES KAPITEL.

Einzug und Empfang. Bevölkerung der Seriba. Fruchtbarkeit. Grössere Salubrität. Geringe Rentabilität der Seriben. Betrieb des Geschäfts. Schlechte Aussichten für die Monopolisirung des Elfenbeins. Rückschritte des Handels europäischer Firmen in Chartum. Idris, der Oberverwalter. Wie ich mich häuslich einrichtete. Frühlingszauber beim Beginn der Regen. Die Filialseriba Gir. Ein Stückchen Urwald. Giraffenjagd. Bambus-Dschungel. Negerfeste und Zukunftsmusik. Wanderung zum Djur und Wau. Weglaufen der Träger zum Vortheil des Reisenden. Gute Bewirthung. Ein alter Diener Petherick's. Antinori und Vayssière. Hornblendeschiefer. Wasserstand des Djur. Apostrophe an den Fluss. Fatales Quidproquo auf der Jagd. Eine Musterseriba. Erste Bekanntschaft mit Niamniam. Ein verkappter Afrikareisender. Der Waufluss. Seriba Agad am Wau. Essbare Früchte des Landes. Wilde Büffel. Unstetigkeit der Wohnsitze. Caama- und Leucotis-Antilopen. Menge der Schmetterlinge. Bärenpaviane und Schweine. Die Pharaonenpalme. Schilderungen aus dem Leben und Treiben der Djur. Ihre Rasse. Eisenindustrie. Hüttenbau. Idylle des Dorflebens. Jagd mit Fallen. Weiberarbeit. Gräber. Aeltern- und Kindesliebe.

Von der Bauart und den Einrichtungen, sowie von dem ganzen Zuschnitt des Lebens in den chartumer Niederlassungen, den Seriben, hatte ich mir aus den mündlichen Erzählungen nur unklare Vorstellungen zu machen vermocht, meine Neugierde stieg daher auf das höchste, als sich unsere Karavane der Seriba Ghattas' näherte. Eine halbe Stunde von dem Platze entfernt, machten wir halt, um die üblichen Schüsse zur Bewillkommnung abzugeben, dann setzten wir

uns wieder in Bewegung, indem ich an der Tête des Zugs, umgeben von meinen Dienern, auf einem Esel einherritt. Aus der weiten Ebene, welche von ausgedehnten Culturen im Umkreis der Niederlassung eingenommen wurde und wo die Aussicht nur durch die vereinzelten prächtigen Bäume hier und dort gehemmt erschien, die, im Gegensatz zu dem freudlosen Grau der verdorrten Steppen, uns durch ihr sommerliches Grün entzückten, sah man endlich die zahllosen Kegelspitzen der Hütten hervorragen, welche den ganzen Gesichtskreis einnahmen. Vergebens spähte mein Auge nach den Festungswerken, mit welchen meine Phantasie eine chartumer Seriba umgeben zu müssen glaubte, — Wälle, Bastionen, Wartthürme — nichts von alledem war zu erblicken, nichts, was sich von den über weite Culturflächen zerstreuten Dinkaweilern wesentlich unterschieden hätte.

Trotzdem bot ein bunter Menschenhaufe, aus welchem vielfarbige Gewänder lebhaft hervorleuchteten, einen Anblick dar, welchen die afrikanische Einförmigkeit der Landschaft nicht hätte vermuthen lassen. Da empfing uns ein knatterndes Gewehrfeuer wie aus tausend verrosteten Büchsen, jetzt war man am Ziel, um den feierlichen Act der Begrüssung in würdiger Weise zu begehen. Der Verwalter des Ghattas in einem morgenländischen Costüme von tadelloser Eleganz nahte sich mir mit ausgebreiteten Armen und geleitete mich zu den Hütten, die, bereits seit Wochen vollendet, meines Einzugs harrten. Jetzt erst wurde ich gewahr, dass der centrale Theil des vasten Hüttencomplexes von einem hohen Palissadenzaun in Gestalt eines Vierecks eingefriedigt war, und wir durchschritten mit gesenkter Fahne unter Trommel- und Paukenschlag die enge Thoröffnung.

Die grosse Seriba Ghattas', an welche sich im benachbarten Bongogebiete fünf kleinere und in entferntern Theilen des Landes noch vier andere anreihen, liegt mitten auf dem Grenzpunkte dreier Stämme, der Dinka, der Djur und der Bongo. Aus kleinen Anfängen wuchs sie im Laufe von

13 Jahren zu ihrer gegenwärtigen Bedeutung heran. Eine grosse Menge von sogenannten Gellaba, nubischen, zum Theil auch furanischen Händlern, welche hier ihre Sklaveneinkäufe machen, um sie über Darfur und Kordofan weiter zu führen, hatte sich in geräumigen Gehöften etablirt. Die fast ausschliesslich aus Dongolanern gebildete Besatzung, welche in ihrer Mitte nur wenig Scheigiëh und Kordofaner zählte, dann schiesslich die vielen Angestellten des Ghattas bringen die bewaffnete Macht, welche hier durchschnittlich versammelt ist, auf 250 Mann, dazu die Hunderte aufgestapelter Sklaven zum Verkauf oder unter die Soldaten als Hauptbestandtheil ihres Soldes vertheilt, Hunderte von dienenden Sklaven und Sklavinnen vermehren die Einwohnerschaft dieses Etablissements, welches einer kleinen Stadt gleicht, bis zu mindestens 1000 Seelen.

Zwei Meilen im Umkreis der Seriba ist alles Terrain mit Aeckern bedeckt. Umschlossen von dichten Buschwaldungen, welche nur selten Bäume von über 40 Fuss Höhe aufzuweisen haben, wird diese weite Ackerfläche von den in der Umgegend sesshaft gemachten Eingeborenen aufs sorgfältigste bestellt und deckt den grössten Theil der jährlichen Bedürfnisse an Sorghumkorn zum Unterhalt der Besatzung. Eine grosse Anzahl kleiner Dörfer der genannten drei Völker finden sich in der nächsten Umgebung über das Land zerstreut. Diese Niederlassung gewinnt durch eine Fruchtbarkeit, die in so hohem Grade der Boden nur an wenigen Stellen des Gebiets erreicht, einen besondern Werth. Die auf dem Raseneisenstein lagernde Ackerkrume hat in dortiger Gegend nämlich eine Dicke von 3—4 Fuss, und die unverwüstliche Regenerationsfähigkeit dieser üppigen Tropennatur findet ebenso sehr in der seit 13 Jahren, ohne eine andere Düngung als ausgeraufte Unkräuter darbieten, fortgesetzten Bestellung der Felder ihren Ausdruck, die nie ein Brachliegen erfahren haben, wie in dem unerschöpflichen Holzreichthum des Waldes, welcher Jahr aus Jahr ein die

Bedürfnisse an Brennmaterial für eine so grosse Menge Menschen aus unmittelbarer Nähe immer noch hinreichend zu decken vermag.

In der Regenzeit ist der Ort von zahllosen Teichen und Tümpeln umgeben, die im Winter spurlos verschwinden; an vielen Stellen bildet sich vorübergehend ein marschiger Boden, selbst ein Theil der Felder ist davon nicht ausgeschlossen, während in geringem Abstande meilenweite Steppenniederungen sich hinziehen, die ebenso gut Sümpfe genannt werden können. Die Seriba Ghattas' liegt höchstens 100 Fuss über dem mittlern Niveau des Gazellenflusses; trotz alledem ist die Salubrität des Platzes eine weit erfreulichere als in vielen Gegenden des ägyptischen Sudan. Es erklärt sich dies zum Theil aus dem Umstande, dass bei der geringen Menge der vorhandenen Hausthiere die Luft hier von Thiercadavern nur selten verpestet wird, wie dies zur Charakteristik der grossen Marktplätze des ägyptischen Sudan gehört. Kamele fehlen hier, wie gesagt, durchaus, Pferde und Maulthiere gehören zu den grössten Seltenheiten und dienen nur zur Entfaltung eines besondern Luxus seitens der Seribenverwalter; nur der Esel vermag als stiller Dulder in einer feindseligen Natur für einige Zeit dem Verhängniss zu trotzen, das hier jeden Acclimatisationsversuch bisher hat unerbittlich scheitern lassen. Fieber sind zwar sehr verbreitet, raffen indess nur wenige der neuen Ankömmlinge hin. Allerdings haben bisher nur wenige Weisse das Klima dieses Theils von Afrika erprobt; Türken und Aegypter waren bis zu meiner Ankunft ebenso selten im Lande erschienen, wie fränkische Reisende.

Das unmittelbare Gebiet, in welchem Ghattas seine Herrschaft behauptet, besitzt zwischen den sechs Seriben des nördlichen Bongolandes eine Ausdehnung von ungefähr 200 Quadratmeilen, von denen mindestens 45 Quadratmeilen Ackerland sind. Die Bevölkerung dieses Gebiets beträgt nach der Zahl der Hütten und der von den einzelnen Di-

stricten gestellten Träger zu urtheilen, gegen 13000 Seelen. Diese ausgedehnte Herrschaft, welche in Europa Millionen werth wäre, könnte man, ich glaube, jeder Zeit um 20000 Thaler vom Besitzer erstehen, sich zu Erb und Eigen. Ich führe dies nur an, um einen Beweis zu liefern, wie gering verhältnissmässig der Vortheil ist, den diese Niederlassungen, welche doch scheinbar einen so grossartigen Unternehmungsgeist bekunden, abzuwerfen im Stande sind. Ich kann durch Zahlen erhärten, dass der ganze Elfenbeinertrag einzelner Jahre weit hinter dem gehabten Kostenaufwand zu stehen kommt. Im ersten Jahre meiner Ankunft, welches ein mittleres genannt werden konnte, repräsentirte das nach Chartum spedirte Elfenbein daselbst einen Handelswerth von kaum 10000 Mariatheresienthalern; die Ausgaben zum Unterhalt von zwei bis drei stark bemannten Barken, welche den Verkehr mit Chartum herstellen, sind bedeutend, und von den Sklaven hat der Seribenbesitzer selbst gar keine Revenuen zu erwarten; die Verwalter müssen die Sklaven, welche in Kriegszeiten einen Nebenertrag der Elfenbeinexpeditionen ausmachen, an die Gelläba für Spottpreise ablassen gegen Baumwollenzeuge und ähnliche Artikel, um letztere den Söldlingen anrechnen zu können, wenn die eigenen Vorräthe, die aus Chartum anlangten, nicht mehr ausreichen.

Der Monatssold für die Soldaten beträgt in günstigen Fällen 5 Mariatheresienthaler. Eine Hauptaufgabe des Verwalters ist nun, den Kaufherren wenigstens die Ausgabe an baarer Münze zu ersparen, indem er den Söldnern die aus seinen Magazinen entnommenen Gegenstände zu Wucherpreisen in Anrechnung bringt, auf der andern Seite aber durch Antheil an der Ausbeutung der Sklaven und Vieh zu entschädigen sucht. Der Soldat verhandelt nun auf eigene Faust die erhaltenen Werthe weiter. Die Unterhändler sind die Sklavenhändler von Profession. Nur äusserst selten wissen besonders Verständige sich unabhängig vom Verwalter

in den Besitz aller ihrer Bedürfnisse zu setzen, um nach Verlauf einer Reihe von Jahren über ein erhebliches Sümmchen in Chartum verfügen zu können. Die grosse Mehrzahl ist, durch Vorschüsse verschuldet, zu fortgesetztem Dienste gezwungen, dem sie sich indessen nicht selten durch die Flucht entziehen, um sich der Compagnie eines Concurrenten ohne Kündigung anzuschliessen, welcher bei dem herrenlosen Zustande des Landes mit Schadenfreude alle Reclamationen misachtet. Dies gibt natürlich zu vielen Streitigkeiten unter den Seriben Veranlassung. Auch die jährlich zusammengeraubten Rinder reichen lange nicht aus, weder um als Lockspeise für den angestrengten Dienst eines nubischen Söldners, noch auch zur Belohnung der eingeborenen Träger, welche den Transport von den Niamniamländern hierher und nach dem Flusse vermitteln, dienen zu können. Kolossale Massen an Kupfer (in Stangen) und Glasperlen verschiedener Art, die durch den Zwischenhandel von Alexandrien vertheuert werden, sind für den Elfenbeinmarkt bei den Niamniam, sowie für den Unterhalt der Leute daselbst während der Expeditionen, die oft 6 — 7 Monate dauern, erforderlich, da in jenen entlegenen Gebieten aller Handel und Wandel auf völlig rechtlicher Grundlage betrieben werden muss. Die Träger sind zwar als Leibeigene den Massnahmen der Seribenverwalter auf Gnade und Ungnade ergeben, beanspruchen aber ungeachtet dessen zum Ansporn ihrer Leistungsfähigkeit Quantitäten der genannten Werthe, welche im Laufe des Jahres einen bedeutenden Bruchtheil des Kostenaufwandes darstellen.

So ungünstig erschienen schon damals die pecuniären Aussichten, welche der Handel am obern Nil gewährt, und das sah ich unter Verhältnissen sich äussern, welche auf Rinder- und Menschenraub im grossen Massstabe, sowie auf Abgaben an Korn und andern Lebensbedürfnissen basirt waren, welche regelmässig von den Eingeborenen erhoben wurden. Wollte man nun diesem Handel die einzige Grund-

lage entziehen, welche überhaupt noch einen bescheidenen Gewinn ermöglicht, nämlich die Betheiligung der nubischen Söldner, welche nur die Aussicht auf ein freies und ungebundenes Dasein, fern von den Bedrückungen der ägyptischen Herrschaft, in diese entlegenen Länder führt, so könnte weder eine Monopolisirung des Elfenbeinhandels seitens der Regierung selbst, unter Voraussetzung eines vollkommen gesetzmässigen Betriebes, einen Ersatz dafür bieten, noch der Einfluss europäischen Unternehmungsgeistes befruchtend auf diesen Handel wirken, um die immerhin noch für eine Reihe von Jahren unerschöpflichen Elfenbeinreichthümer jener Länder zu heben.

Man kann sich daher vorstellen, wie die wenigen Europäer, welche eigentlich den Verkehr mit diesen Ländern erst dem Handel eröffnet haben und die bei Bezahlung ihrer Leute in klingender Münze sich weder mit Sklavenhandel noch mit Viehraub abzugeben pflegten, sondern lediglich auf Ankauf von Elfenbein und auf die Elefantenjagd im Gebiet ihrer Niederlassungen selbst angewiesen waren, — wie bald sie sich von diesem Handel zurückziehen mussten, als einerseits das Elfenbein in ihrer Nähe verschwand und andererseits kein Stand mehr zu halten war gegen die Concurrenz von einheimischen Firmen, denen illegale Mittel der erwähnten Art zur Seite standen. Kein neuer Speculant hat es seitdem versucht, in ihre Fussstapfen zu treten, und wie der chartumer Handel selbst von Jahr zu Jahr mehr seiner europäischen Repräsentanten einbüsst, so wird voraussichtlich der Export durch europäische Hände überhaupt mit der Zeit ganz aufhören, wenn nicht inzwischen bedeutende Aenderungen in der Verwaltung der südlichen Provinzen des ägyptischen Reiches durchgesetzt werden. Unter solchen Auspicien hat Ismaël-Pascha den Bau einer Eisenbahn nach Chartum in Angriff genommen. Angesichts einer solchen Perspective, wie die erwähnten Thatsachen sie unsern Blicken entrollen, verdient der Muth zu der grossartigen Unter-

nehmung den ungeheuchelten Beifall aller derjenigen, die nicht an dem endlichen Sieg des Guten total verzweifeln wollen!

Der Ghattas'sche Oberverwalter Idris, daheim der Sklave seines Herrn, war hier selbst ein grosser Herr und ein unumschränkter Machthaber, welcher wie ein Gouverneur schaltete und waltete. Von Geburt selbst ein Neger, besass er deshalb keinen geringern Einfluss auf die Nubier als andere Verwalter, da der Islam nicht gestattet, die Standesunterschiede von Rassenhass beeinflussen zu lassen. Mit aller meinen mitgebrachten Ordres entsprechenden Zuvorkommenheit empfangen, sah ich mich in den ersten Tagen mit Geschenken an Victualien und Aufmerksamkeiten jeder Art förmlich überhäuft, meine Leute hatten einen vollen Monat freie Zehrung im Hofe des Idris. Zwei mittelgrosse Hütten waren innerhalb der Palissaden für mich errichtet; sie waren hübsch gebaut, reichten jedoch des vielen Gepäcks wegen zu meiner Bequemlichkeit lange nicht aus. Meine Diener mussten in andern Hütten untergebracht werden. Die eigentliche Seriba nämlich, welche etwa 200 Schritt im Geviert hatte, war so vollgepfropft mit Hütten, dass kein Platz ausfindig gemacht werden konnte, auf welchem man umfangreichere oder grössere Wohnungen hätte aufbauen können. Ausserhalb dagegen, wo die Gehöfte noch weit zwischen den Feldern zerstreut standen, wollte man mich nicht unterbringen; es könne geschehen, es sei geschehen, hiess es, dass sich nächtlicherweile Eingeborene herangeschlichen, um Schlafende zu ermorden. Ich musste es glauben, wollte oder wollte ich nicht, und mich vorläufig auf meine enge Behausung von 18 Fuss im Durchmesser beschränken.

Hierzulande werden die Hütten ganz von Bambus und Stroh gebaut, das Kegeldach ruht auf einem korbartigen Geflecht von Bambus, welches innen mit Thonerde verschmiert wird, die man den steinharten Termitenbauten entlehnt. Die heidnischen Negervölker verwenden durchweg

weit grössere Sorgfalt auf die Construction ihrer Hütten, als die mohammedanischen Bewohner des Sudans; diese verstehen ihren „Tokkuls“ bei weitem nicht einen so hohen Grad von Zierlichkeit und Symmetrie zu verleihen, selbst da, wo Bambus in Menge vorhanden ist. Hier versteht man die Kunst, sehr leichte und doch vollkommen wasserdichte Strohdächer zu decken, daher bedarf es keiner starken Pfosten, um die Wände zusammenzuhalten. Die Deckung des Daches wird in der Weise bewerkstelligt, dass man zunächst am Boden Streifen von erstaunlicher Länge zusammenflechtet, handvollweise die Halme nebeneinanderreihend und knotend; diese Streifen werden übereinandergelegt, wie die Volants an einem Damenkleide, ein Vergleich, der auch aus dem Grunde besonders zutreffend erscheint, weil der Dachstuhl vollständig die Gestalt eines Reifrocks hat.

Das Ausschmieren der Wände mit Thon wollte ich in demjenigen Tokkul, in welchem ich mich für gewöhnlich aufhalten sollte, nicht dulden, da ich es vorzog, in einem solchen luftigen Korbe zu sitzen und weil Licht für meine täglichen Arbeiten ein Hapterforderniss war. Dies hatte den grossen Vortheil, dass meine Effecten an trockenen Tagen schneller die aufgesogene Feuchtigkeit wieder von sich gaben, auch war die Rattenplage nicht so gross als in den geschlossenen Hütten. Bei Regen und Sturm allerdings hatte ich manche Unbill auszustehen. Durch Gestelle und Repositorien, die ich mir aus Bambus verfertigte, suchte ich den Raum zu erweitern, auch hatte ich mir eigens Tannenbreter aus Chartum mitgebracht, um kolossale Tische zu zimmern, deren ich zu meinen Arbeiten so nothwendig bedurfte. Aus Bambus, Rindshaut, Blasen und Thon kann sich der Reisende jedwedes Aequivalent für europäischen Comfort verschaffen.

Nun begannen meine täglichen Streifzüge in die Umgegend, und die Herrichtung des Eingesammelten nahm den grössten Theil meiner Zeit in Anspruch. Bei stets ungeschwächter Gesundheit verlebte ich so die ersten Wochen in

einem Taumel von Freude, wahrhaft ergriffen von den Schönheiten einer unvergleichlich zauberhaften Natur. Die ersten Regen hatten begonnen und kleideten die aus einem parkartigen Gemisch von Grasflächen, Gebüschen und Bäumen gebildete Landschaft in das zarte Grün unsers Frühlings. Wie bei uns Tulpen und Hyacinthen in den Gärten, entsprossten daselbst dem Boden in Fülle die prächtigsten Zwiebelgewächse, und Bäume von unglaublich verschiedenem Habitus mengten unter das frische Laub ihrer Zweige die volle Pracht lebhaft gefärbter Blüten. Die Regen im April waren noch selten, indess blühten alle Bäume und strauchartigen Gewächse, die Grasflächen glichen einem Rasen von tadelloser Reinheit; das Gras, welches im tropischen Afrika während der vollen Regenzeit weniger als eine Zierde der Landschaft zu betrachten ist, als vielmehr ein Uebel genannt werden muss, das dem Besucher die Freude am Naturgenuss trübt und verbittert, durch Hindernisse, die es bereitet, ist indess durch den Vorzug ausgezeichnet, dass es sich in der ersten Zeit der Regen ausserordentlich langsam entwickelt. Monate vergehen, bevor es seine Höhe erreicht, welche die zierlichen Kräuter und Zwiebelgewächse verdeckt, die in ihm wuchern.

Das Gebiet der Dinka umfasst ungefähr die gesammte Niederung, welche sich am untern Laufe der vom Gazellenfluss vereinigten Gewässer ausdehnt, eine weder durch Hügel noch durch anstehende Gesteine unterbrochene Ebene von schwarzem Alluvialthon, wo weitausgedehnte Steppenflächen das parkartige Aussehen der Landschaft (im Bongo- und Djurlande) überwiegen und zusammenhängende Waldungen nur auf kurze Strecken vorkommen. Gross ist daher der Wechsel, welchen der Landschaftscharakter beim Betreten der letztgenannten Gebiete zu erkennen gibt; bis an die Dinkagrenzen nämlich reicht ein Theil jener ungeheuern Platte von Raseneisenstein, welche, nur durch sanfte Hügelwellen differenzirt oder durchbrochen von vereinzelten inselartigen

Gneiserhebungen, allmählich nach der äquatorialen Ebene ansteigt und sich über den grössten Theil des afrikanischen Centralkerns zu erstrecken scheint, wahrscheinlich bis an die Gestade des Niger und bis Benguela. Zwischen dem 3. und 4. Grad noch, davon war ich selbst Augenzeuge, hatte die geognostische Beschaffenheit im allgemeinen ganz denselben Charakter aufzuweisen, als hier im Lande zwischen dem 7. und 8. Grad nördl. Br.

Nach 14 Tagen bereits machte ich einen Ausflug nach Südosten, um die einzelnen Seriben des Ghattas, welche in einem Abstande von 4 — 5 Stunden gelegen waren, zu besuchen. Auf dieser Tour lernte ich auch den Tondjfluss kennen, an welchem die Seriba Addai errichtet ist. Der Tondj floss jetzt zur Zeit seines niedrigsten Standes an dieser Stelle in einer Tiefe von 4—7 Fuss zwischen 15 Fuss hohen Uferabstürzen ziemlich rasch nach Nordosten ab, die Breite betrug 30 Fuss, in der Regenzeit aber setzt er eine nahezu 3 Meilen breite Steppenniederung unter Wasser und ist durch grossen Fischreichthum ausgezeichnet. Bevor er noch seine eigentliche Eintrittsstelle in den Gazellenfluss erreicht hat, welche im Gebiet der Nuēr gelegen sein soll, löst er sich in unregelmässig weithin überschwemmten Niederungen auf, wie ein Fluss ohne Ufer. In diese unzugänglichen Sümpfe flüchten die Dinka ihre Rinderherden, so oft sie von den aus den Seriben unternommenen Raubzügen heimgesucht werden.

Bei einer Stromentwickelung von fast gleicher Länge wie der Djurfluss, steht der Tondj diesem an Wassermenge dennoch weit nach, wie mehrern andern Flüsse dritten Ranges in diesem Gebiete, welche auf weiten Strecken ohne irgendeinen nennenswerthen Zuwachs zu erhalten in unveränderter Stärke hinströmen und bei den geringen Abständen, welche ihre Stromläufe voneinander haben, das Land in lange schmale Parcellen theilen, welche sich seltsam auf der Karte ausnehmen.

Eine zweite Seriba, die ich besuchte, Gir genannt, lag genau 4 Stunden im Süden der Hauptseriba von Bambus-Dschungeln umgeben in einer kornreichen Thalniederung, welche ein dem Tondj tributärer Bach durchschlängelt. Hier waren bereits Bongo angesiedelt, in 800 Hütten. Der Weg nach Gir führt zum grossen Theil auf festem Felsboden und durch dichte Buschwaldungen, in denen es von Warzenschweinen (Phacochoerus) wimmelte.

Dreiviertel Stunden von der Hauptseriba gelangt man zu einem von Regenbetten durchfurchten dichten und hochstämmigen Park, welcher, einem Erlenbusche nicht unähnlich, von niedern Sumpfsteppen umgeben, während der Regenzeit vollständig unter Wasser steht. Ein erster Anklang an die Urwälder, die am Niamniamgebiete alle Fluss- und Bachniederungen anfüllen, wird dieser Park von 80 Fuss kohen Uncarien und Eugenien gebildet, welche ihre schattigen Kronen auf völlig geradem Stamme erheben. Die Leute in den Seriben pflegen diese von mir sehr häufig besuchte Localität „Genena“ (arabisch der Garten) zu nennen. Sie bildet vermöge ihres tiefen Walddunkels, in dessen Schutze dichte Staudenmassen rothblühender Melastomaceen wuchern, zwischen riesigen Aroideen (Amorphophallus) und neben Lauben bildenden Lianengehängen, einen auffallenden Gegensatz zu den übrigen Waldungen des Gebiets, und erinnerte mich zum ersten male wieder an die heimatliche Pracht nordischer Wälder; eine Enclave der üppigen Flora der westafrikanischen Küste inmitten der Region des Buschwaldes und der Steppe.

Auf den darauffolgenden Steppenflächen gewahrte man häufig Giraffen zu ganzen Heerden versammelt. Die Verfolgung dieses prachtvollen Thieres bot wenig Schwierigkeiten dar, unbekümmert schritten sie von Busch zu Busch, um vom weichen Laube zu naschen, das ihnen die neuerwachte Natur in grosser Auswahl darbot. Ich musste staunen, dass es erst eines halben Dutzend Schüsse bedurfte, um eine ganze Heerde, die aus 20 Stück bestehen mochte, zum

Fortlaufen zu bringen. Einmal aufgescheucht, waren sie auch nicht mehr zu halten: in windschiefer Stellung sah man sie wie Schnellsegler am Horizonte verschwinden. Ich genoss an diesem Tage die seltene Delicatesse einer Giraffenzunge; doch die Teller zu einem solchen Gericht müssen erst erfunden werden, ich glaube die schlankesten Fischschüsseln würden nicht schmal genug sein, um sich einem solchen Leckerbissen anzupassen. Auch vom Fleisch kostete ich, es war mir bereits von Gallabat her bekannt. Giraffenbraten gehört zu den bessern Wildbraten, und ist dem Kalbfleisch vergleichbar. Da ich indess Rindfleisch in der Seribe vollauf hatte, kam der Fleischvorrath den Trägern zugute, die mich begleiteten.

Gir versorgt die ganze Gegend mit Bambus. Diese Art theilt nur habituell die Merkmale mit dem nutzbaren Gewächse der Tropen; die afrikanische Art (Bambusa? abyssinica) ist auf den untern Bergterrassen von Abyssinien und in den obern Nilgebieten auf felsigem Terrain überall verbreitet, wo der hinreichende Grad von Feuchtigkeit geboten ist; daher bevorzugt sie die Ufer der Bäche, vermeidet aber offene Steppenflächen.

Das Rohr erreicht 30—40 Fuss Höhe und besitzt an den stärksten Exemplaren, die ich sah, einen Durchmesser von 7 — 10 Centimeter. Es ist an den Knoten nicht so stark angeschwollen wie die chinesische und indische Art, bietet daher den grossen Vortheil einer leichtern Spaltbarkeit. Essbar fand ich die jungen Sprosse nicht, selbst nach wiederholtem Abbrühen.

In Gir tobten zwei Nächte hindurch und einen Tag in ununterbrochener Folge die wilden Orgien der Eingeborenen, die mir hier zum ersten male in ihrer naturwüchsigen Lustigkeit entgegentraten. Das Fest fand statt, um die soeben erfolgte Aussaat zu verherrlichen, und in der Hoffnung auf reichliche Regenmenge in der kommenden Zeit mussten die vorhandenen Kornvorräthe herhalten, zur Bierbereitung

nämlich, wenn auch dafür ein paar Monate mit Wurzelsuchen verbracht werden sollten, und im Erhaschen von allem Essbaren, was da kreucht und fleucht auf Erden: es kümmert sie nicht, das lustige Völklein der Bongo. Unglaubliche Mengen von „Legji“ wurden da vertilgt, um die Gesellschaft in jenen Grad von Extase zu versetzen, welcher zur Ausdauer im Toben befähigt. Ein Arsenal von musikalischen Instrumenten schien zur Verherrlichung dieses Festes ausgekramt zu sein; wir werden sie später genauer kennen lernen. Das Chaos der Töne, abgelauscht dem Toben der Elemente, versetzte mich im Geiste auf die Höhe der zukünftigsten aller Zukunftsmusik. Die Körper der Tanzenden trieften vom Oel des Butterbaumes, und die kautschukartigen Bewegungen derselben stimmten vortrefflich zu ihrer Guttaperchahaut; in der That glaubte man eher ein maschinenmässiges Puppenspiel vor sich zu haben, als eine Ergötzlichkeit vernünftiger Wesen.

Ende April war die Entwickelung der Vegetation so weit vorgeschritten, dass ich mir von einer weitern Tour im Lande grossen Gewinn versprechen durfte. Ich begab mich daher begleitet von meinen Dienern und einer kleinen Anzahl von Trägern nach Westen, um die Seriben Kurschuk Ali's und Agad's zu besuchen und den Djurfluss in Augenschein nehmen zu können. Meine Aufnahme war überall die gastlichste und so recht geeignet, mir Lust zu machen zu ähnlichen Streifzügen im Lande der Seriben. Mit meinen Empfehlungsbriefen an die Verwalter pflegte ich stets am zweiten Tage erst herauszurücken, um zu erfahren, ob man auch aus freiem Antrieb mir gastlich entgegenkommen würde. Ich hatte mich nie zu beklagen, denn die Verwalter behandelten mich überall mit der grössten Aufmerksamkeit, sorgten für gute Kost und stellten alles Verfügbare zu meiner Disposition. Ihre Aufmerksamkeit gegen mich ging so weit, dass sie mir ganz unnöthigerweise, da das Land völlig sicher erschien, Soldaten zur Begleitung mitgaben. Ausserdem mussten die Ortsvorsteher der Neger-

dörfer von einem Punkt zum andern meiner kleinen Karavane das Geleit geben. Ich fand das ganze Land im Abstand von 5—6 Stunden mit Niederlassungen der Chartumer, d. h. umpfählten Seriben besetzt. Zwanglos tauschten die Seriben untereinander Besuche aus, wie die Bewohner von Edelhöfen in Livland oder Polen.

Am dritten Tage waren alle meine Träger, die mir contractlich zu einem Tarif von 12 Piastern (= 25 Silbergroschen) der Mann und pro Tag zu stellen waren, davongelaufen, denn sie besorgten nicht ganz ohne Grund, das Heuzusammenraffen würde ihre Lasten mit jedem Tag verdoppeln. Mir war das recht, und sehr bedeutsam für den fernern Verlauf meiner Reise schien dieser kleine Zwischenfall, auf den ich vollkommen vorbereitet war. Nun erhielt ich Träger soviel ich wollte von einer Seriba zur andern, und umsonst! Für die Davongelaufenen hatte ich natürlich nichts zu zahlen, und das letztere wurde überhaupt für die Zukunft abgeschafft, nämlich das Zahlen für Träger. Ich hatte allen Grund, mindestens dasselbe Gastrecht zu beanspruchen, welches in den Seriben jeder chartumer Strolch genoss, um sein Gepäck von einem Ort zum andern schaffen zu lassen.

In den Seriben hatten meine Leute gute Tage. Da flossen Ströme von Hammelblut, selbst für meine Hunde wurde eigens geschlachtet; es war das Land, nicht nach den meinigen, wol aber nach den Begriffen meiner ausgehungerten Diener von Chartum, wo Milch und Honig strömte, und zwar im wörtlichen Sinne. Für mich speciell suchte man zusammen, was Centralafrika nur an Delicatessen aufzubieten vermochte vom Sour Pishamin (Carpodinus acidus) bis zur Pferdebohne (Canavalia) als Dessertobst und Gemüse, alles wurde da aufgetischt.

Diese Tour währte vom 27. April bis zum 13. Mai. Von der Hauptseriba des Ghattas wandten wir uns zunächst nach Nordwesten und erreichten in drei Stunden die Seriba,

welche Abderachman-Abu-Gurūn innehatte. Dieser Platz war 1860 vom Marquis Antinori besucht worden, welcher daselbst unter harten Entbehrungen aller Art eine Regenzeit durchzumachen hatte. Damals hatte dort ein französischer Jagdabenteurer, Alexandre Vayssière, unter dem Schutz des Djurhäuptlings Al-Ual, dessen Söhne ich kennen lernte, eine kleine Niederlassung gegründet. Vayssière, dessen gewandte Feder in der „Revue des deux Mondes" manchen schätzenswerthen Artikel über seine Erlebnisse in Centralafrika hinterlassen, erlag im nämlichen Jahre auf dem Gazellenflusse einem perniciösen Fieber. Abu-Gurūn (diesen Namen: „Vater der Hörner, Stier", führte er des weitverbreiteten Rufes seiner Kühnheit und Unternehmungslust wegen, da er unter den Händlern als erster Niamniamreisender galt) war ein früherer Diener Petherick's und ein treuer Begleiter dieses verdienstvollen Reisenden auf seinen ersten Unternehmungen im Lande der Bongo.

Alle Seribenverwalter und Anführer der nubischen Handelszüge bieten zweierlei Menschenklassen dar, die einen sind feige und scheinheilig, stets betend, aber dafür desto hartherziger gegen die Unterdrückten, die andern offene kühne Räuber. Die letztern sind natürlich die Bessern, da es ihnen selten an einem gewissen Anflug von Ritterlichkeit und Grossmuth fehlt, welche sie den Schwächern gegenüber bezeigen. Zu diesen gehörte auch Abu-Gurūn. Kurz vor seiner Seriba hatten wir den Molmulbach zu überschreiten, welcher bisher von den Kartographen als ein Arm des Djur aufgefasst wurde, von dem ich aber den Nachweis geliefert habe, dass er ein kleiner Nebenfluss desselben ist, der im südlichen Bongolande entspringt. Er besitzt zur Regenzeit eine Breite von 70 Fuss und ist alsdann nur schwimmend zu passiren, jetzt bestand er aus einer Kette von separirten Wasserlachen, zwischen denen Gneisplatten zu Tage traten.

Zehn Wegstunden im Westen von Abu Gurūn's Seriba fliesst der Djur. Ein unangenehmer Weg führte uns an-

fänglich $4^1/_2$ Stunden lang meist über baumlose Steppen, die nicht den geringsten Trunk darboten und deren holperige Thonklösse den Marsch erschwerten. In einer kleinen Seriba Agād's, Djur-Auet genannt, wurde genächtigt. Der Platz liegt auf der Höhe der Wasserscheide zwischen Molmul und Djur, wo sich eine weite Fernsicht auf die hügeligen Höhen im Westen des letztgenannten Flusses eröffnet. Ich war noch immer ein Neuling auf centralafrikanischen Märschen, zog es daher vor, um dem Sonnenbrand der Mittagszeit zu entgehen, die mondhelle Nacht zur Fortsetzung unsers Wegs nach dem Djur auszubeuten. Das Dunkel der Nacht führte indess meine schlecht berathenen Führer und Träger in ein Labyrinth unzählig sich kreuzender Pfade, bis wir uns genöthigt sahen, auf einer offenen Wiesensenkung zu rasten, um Kundschafter nach allen Richtungen auszusenden, die den Weg ausfindig machen sollten. Wir kamen schliesslich zu einigen Weilern des Djurältesten Dimo, dessen Hütten am Abfalle eines kleinen Höhenzuges von Hornblendeschiefer errichtet waren, dem einzigen Vorkommen dieser Felsart, das ich auf meinen Wanderungen im Süden des Gazellenflusses beobachtet habe, und erreichten endlich das rechte Ufer des Flusses, welcher in einer Steppenniederung von einer Stunde im Durchmesser sein jetzt im niedrigsten Stande befindliches Wasser langsam nach Norden zu bewegte.

Das sandige Flussbett war von 20—25 Fuss hohen Thonufern begrenzt, welche mir die Mächtigkeit der die Flussniederung bedeckenden Alluvialmasse vergegenwärtigten. Die Breite betrug an dieser Stelle wenig über 400 Fuss, das fliessende Wasser dagegen war 80 Fuss breit und zu 4 Fuss Tiefe reducirt. Ich erfuhr, dass der Fluss noch vor wenigen Tagen den Leuten bis an die Schultern gereicht hatte, und dass nun sein niedrigster Stand eingetreten sei. Als ich zehn Tage später den Fluss an einer dreiviertel Stunden südlich gelegenen Stelle überschritt, war sein ganzes Bett in derselben Breite wasservoll, ohne indess eine grössere Tiefe als 3—4

Fuss erreicht zu haben. Heuglin, welcher an einer Stelle den Strom überschritt, die ungefähr 20 Meilen nördlicher gelegen ist, fand am 8. April 1863 die Breite daselbst zu 300 Schritt, und die Tiefe zwischen 1—2 Fuss. Ueber das Régime des Djur werden in einem spätern Kapitel die nähern Angaben folgen. Dieser Fluss führt bei den Bongo sowol als auch bei den Djur den Namen „Geddi“, die Niamniam dagegen, welche die ganze obere Hälfte seines Stromlaufs innehaben, nennen ihn Ssué. Ich fand seine Quelle, die erste, welche überhaupt von einem bedeutendern Tributären des Weissen-Nil-Systems positiv nachgewiesen wurde, am Berge Baginse im östlichen Theile des Niamniamgebiets, unter 5° 35′ nördl. Br. und unter derselben Länge, wie seine Einmündung in den Gazellenfluss, bis zu welcher er, abgesehen von kleinern Krümmungen, eine Stromentwickelung von 350 Meilen aufweist.

Als wir eben die klaren Fluten des Djur durchwateten, befiel meinen Diener Mohammed Amin ein Anfall von sentimentalem Heimweh. Als gewesener Reis interessirte er sich mehr als andere für Stromsysteme und hydrographische Fragen, führte er doch auch den Beinamen „der Schwimmer“. Mitten im Flusse blieb er stehen, das Antlitz stromabwärts gerichtet, und wie im Nachsinnen versunken apostrophirte er die Gewässer mit den emphatischen Worten: „Dort liegt Chartum, dort strömt der Nil, ziehet hin in Frieden und grüsset mir den alten Bachr-el-Nil!“ Ein nüchterner Aegypter hätte das nie zu Wege gebracht.

Zahlreiche Rudel von Hartebeests und Leusotis-Antilopen belebten das Land der Buschwaldungen am jenseitigen Ufer. Ich eilte meiner Karavane voraus, um mich auf der Ebene einer mehrstündigen Jagd hinzugeben, welche indess nur Verirrung und masslose Erschöpfung zur Folge hatte. Erst um die volle Mittagszeit stiess ich wieder zu meinen Leuten in einem kleinen Dorfe der Djur. Unerfahren, wie ich war, hatte die Mittagshitze, das planlose Hin- und Her-

rennen, die beständige Angst mich zu verirren, mir alle Besonnenheit geraubt, und meine Verzweiflung stieg, je mehr die Menge der vor meinen Blicken auftauchenden Rudel, die nirgends Stand hielten, sich mehrten. Bereits hatte ich den Rückzug angetreten, als eine Ziegenheerde, erschreckt über den unerwarteten Anblick einer fremdartigen Menschengestalt, mich eben dazu verleiten wollte, einen letzten verzweifelten Schuss auf die harmlosen Thiere zu geben. Es waren Ziegen von röthlicher Haarfärbung; inmitten der Wildniss konnte man sie leicht mit jenen kleinen Buschantilopen (A. Madoqua) verwechseln, die hier so häufig sind. Indess wurde ich noch rechtzeitig meinen Irrthum gewahr und wie ich mein Abenteuer später zum Besten gab, ward mir als Anekdote von einem frühern Reisenden etwas ganz Aehnliches berichtet. Der hatte eine solche Ziege wirklich geschossen und wollte angesichts des Corpus delicti seinen Irrthum selbst dann nicht einsehen, als der empörte Eigenthümer auf eine Entschädigung bestand. Mein Gewährsmann, ein Augenzeuge dieses Vorfalls, schilderte mir lebhaft den Streit, der bei dieser Gelegenheit um die zoologischen Merkmale der unglücklichen Ziege entbrannte.

Eine gute Wegstunde vom Djur lag die neuerrichtete Hauptseriba Kurschuk Ali's, umgeben von dichtbewaldeten Hügelwellen in einer unregelmässig zum Fluss geneigten Thalniederung. Chalil, der bejahrte Verwalter, der mich mit grosser Liebenswürdigkeit empfing, hatte nach der gänzlichen Zerstörung des alten Etablissements durch eine Feuersbrunst die neue in Gestalt einer Art Musterseriba errichtet. Man erblickt sie im Hintergrunde des beigegebenen Blattes, dessen Vordergrund der majestätische Khayabaum einnimmt, welcher nach Jahren vielleicht das einzige Ueberbleibsel dieses Landschaftsbildes sein wird. Einige der wichtigsten Vegetationstypen sind auf diesem Bilde zur Schau gestellt: zur Linken die grosse Candelaber-Euphorbie und Borassuspalmen, zur Rechten die kleinen Gardeniabäumchen, deren



I. HAUPTSERIBA KURSCHUK ALI AM DJUR. S. 204.

Früchte an Holzbirnen oder wilde Aepfel erinnern, und ein paar abgelebte Termitenbauten.

An diesen Platz knüpfen sich mannichfaltige und liebe Erinnerungen aus meinem Leben in Afrika, denn hier war es, wo ich nach dem selbsterlebten Brandunglück zwei Jahr später gastfreie Aufnahme genoss und mehrere Monate der Jagd in der wildreichen Umgegend oblag.

Nirgends gewahrte ich bei andern Seriben planmässige Ordnung mit Reinlichkeit gepaart wie hier. Die Magazine allein und die Wohnung des Verwalters erhoben sich auf einem freien Platze inmitten des Palissadenraums, im geraumen Abstande umgeben von den Hütten der Soldaten und der andern Zugehörigen der Niederlassung. Die der Salubrität so nachtheilige Anhäufung einer Menge der liederlichsten Behausungen auf einem einzigen Platze, eine beständige drohende Feuersgefahr bei der Masse von Strohhütten, auch der Nachtheil, den der Mangel an freiem Terrain zur Vertheidigung bei einem Angriff der Eingeborenen in Aussicht stellte, alles bestimmte Chalīl zu dieser Neuerung.

Alsbald nach meiner Ankunft sah ich mich von einer ganzen Schar echter Niamniam umgeben, welche die soeben von einer Expedition in jene Gegenden zurückgekehrte Abtheilung in die Seribe geführt hatte. Mich und meine Sachen begafften sie mit ungleich grösserer Neugierde, als ich es von den stupiden Eingeborenen des Landes bisher erfahren. Während ich mich an ihren musikalischen Leistungen auf der Guitarre erfreute, konnten die Niamniam sich nicht genug an den dargebotenen Wundern sattsehen: eine Uhr, ein Hinterladergewehr, ein Revolver, die Kleider, selbst die Zündhölzchen mussten ihnen Stück für Stück erklärt werden. Nichts dem Aehnliches hatten sie bisher bei den Nubiern wahrzunehmen Gelegenheit gefunden, ich erschien ihnen daher, auch von meiner Hautfarbe, von meinem fremdartigen Aeussern abgesehen, wie ein Wesen aus einer andern Welt.

Unter den interessanten Bekanntschaften, die ich hier

machte, muss auch die eines Sklavenhändlers aus Tunis genannt werden, welcher über Darfur die weite Speculationsreise unternommen hatte, und zwar bereits zum zweiten male. Er sprach etwas französisch und las zum grössten Erstaunen der Anwesenden die Namen auf meinen Karten ab. Der feinste und anständigste seines Gelichters, der mir je vorgekommen, tauchte er hier vor meinen erstaunten Blicken auf, wie ein Deus ex machina. So oft ich ihn sah, konnte ich mich des Gedankens nicht erwehren, einen verkappten Entdeckungsreisenden vor mir zu haben, eine Art Burton oder Rohlfs; Hautfarbe und Weltkenntniss liessen uns einander wie Landsleute betrachten, die sich in weiter Ferne begegnen. In einem unbewachten Moment ergriff ich ihn bei der Hand und führte ihn abseits, um ihn unter vier Augen dazu aufzufordern, mir die Wahrheit zu gestehen, wer er sei, wie sein Name, wo seine Heimat. Völlig unvorbereitet auf diese ihm unerklärliche Interpellation brach er in ein lautes Gelächter aus, und meine freudig gespannte Erwartung wich einer gründlichen Enttäuschung.

Das erwähnte Factum, dass ich an diesem entlegenen Platze einen Sklavenhändler aus Tunis getroffen, wirft ein charakteristisches Streiflicht auf die in ihrer vollen Bedeutung noch lange nicht von uns geahnte Ausdehnung, welche zur Zeit noch der Sklavenhandel in Afrika besitzt. Ganz anders als jener glatte Tuneser dagegen erschienen die Landstreicher und Händler aus Darfur oder Kordofan. Die Mehrzahl derselben ihres Standes Priester und Lehrer (Fakis), die ausnahmslos eine Scheinheiligkeit zur Schau tragen, welche bei ihrem abscheulichen Gewerbe, dessen schlimmste Seite noch lange nicht der Handel mit lebendigem Ebenholz ausmacht, wahrhaft empörend erscheint; nirgends in der Welt lässt sich ein roheres und verruchteres Gesindel finden!

Doch wenden wir uns von menschlichen Erbärmlichkeiten zurück zur reinen Gottesnatur dieser Wildnisse, welche ein Paradies sind, bewohnt von menschlichen Teufeln. Zwei

Stunden führten uns weiter gen Westen zu dem reizenden Wau, einem Fluss dritten Ranges, der, umstellt von dichtem, über die felsigen Ufergehänge herabfallendem Laubwerk, das hier und da von gewaltigen Bäumen überragt wird, sich in bezaubernden Mäandrinen gen Norden dahinschlängelt. Wenige Meilen nördlich von dieser Stelle vereinigt sich der Wau mit dem Djur, dem er ungefähr ein Drittel seiner Wassermenge zuführt. Das 150 Fuss breite Bett zeigte am 1. Mai nur zwei kleine Wassergräben, die munter auf grobsandigem Grunde dahinrieselten; zu dieser wasserarmen Jahreszeit erschien er im Verhältniss zu seinen Dimensionen weit wasserärmer als der Djur. Er kommt tief aus dem Niamniamgebiet heraus, wo er den Namen Nomatilla führt. Die Bongo, deren Gebiet er im mittlern Lauf durchströmt, nennen ihn Here; Njenäm heisst er bei den Djur, auf deren Territorium er sich mit dem Flusse gleichen Namens vereinigt.

Unter einem jener majestätischen Uferbäume ausgestreckt, deren Alter weit über das Mass der den Eingeborenen überkommenen Traditionen hinausreicht, genoss ich der Mittagsruhe, während die Hunde, die mich begleiteten, nicht müde wurden, stundenlang mit dem Echo des Waldes zu spielen, das den Namen des Flusses in tausendfältigem Widerhall zurückschallen liess. Leute, die zu meiner Begrüssung von der nahen Seriba Agad's gekommen waren, mahnten mich schliesslich zum Aufbruch.

Der Waufluss scheidet die Djurstämme Gonj und Wau. Anderthalb Stunden vom Flusse im Westen erreichten wir die Hauptseriba des Agad, welche schlechtweg Wau genannt wird. Die Territorien, welche die Compagnie Agad in diesem Gebiet innehat, liegen weit zerstreut über das Land und durch die Besitzungen anderer Kaufleute voneinander geschieden. Die von der Hauptseriba aus verwalteten Handelsniederlassungen erstrecken sich bis zum fernen Westen im Lande der Kredj, und die westlichsten Gebiete der Niamniam sind das Ziel ihrer Elfenbeinexpeditionen.

Je weiter man vom Djur aus gen Westen vordringt, desto schneller nimmt die Differenzirung des Terrains zu; eine wechselnde Steigung deutet an, dass man sich aus dem Becken des Gazellenflusses dem centralen Hochlande nähert. Die Seriba Wau nahm die Mitte einer nach Westen streichenden sanften Thalsenkung ein, deren Grund zur Zeit meines Besuchs von einem sumpfigen Wiesenstreifen durchzogen war, der während der vollen Regenzeit einen zum Wau strömenden Bach bildet. Ein steiler Abfall von 100 Fuss Höhe begrenzt nach Südwesten das Thal. Hier trat mir die erstaunliche Fülle und Vielartigkeit des Laubwerks so recht vor die Augen; eine Haupteigenthümlichkeit der Flora dieses Theils von Afrika, wo mindestens der zehnte Theil aller Gewächse Holz bildend und strauch- oder baumartig sich entwickelt.

Von den häufigsten Bäumen an diesen Felsgehängen will ich nur im Folgenden solche nennen, welche in ihren Früchten besondere Eigenthümlichkeiten erkennen lassen: der Göll der Bongo, dessen Hülsen im Aussehen und Geschmack dem Johannisbrot nicht unähnlich sind, daher von den Nubiern, welche seine Rinde als Lohe verwenden, Karub genannt wird; das palissanderartige Holz dient den Eingeborenen zum Schnitzen ihrer hübschen Schemel und Bänkchen; Oncoba, deren Früchte zierliche runde Tabacksdosen liefern, die weit im arabischen Handel des Rothen Meeres verbreitet sind; Strychnos edulis, dessen essbaren Fruchtbrei enthaltende Granatäpfel von einer brüchig holzigen Schale umgeben sind; Ximenia, ein kleiner Strauch, dessen Blüten sich durch einen zarten Orangeduft leicht verrathen und der über die Tropenländer beider Hemisphären verbreitet ist, trägt kirschförmige und kirschgrosse gelbe Steinfrüchte, welche hier unter den sauern Geschenken Pomomas unstreitig den ersten Rang einnehmen. Im Geschmack gleichen sie vollkommen der Citrone, und man isst den haselnussartigen, dünnschaligen Kern mitsammt der saftigen Fruchthülle.

Mehrere Sykomorenarten tragen essbare Feigen wie die ägyptische Art, ihr Geschmack ist indess nur schlecht und fade. Die grosse Liane Carpodinus, die in Guinea einen im Handel verbreiteten Kautschuk liefert und dessen grosse Kugelfrucht ein schleimig faseriges Fleisch enthält, in welches grosse Kerne eingebettet sind, dient zur Bereitung einer erfrischenden Limonade; die scharfe Säure dieser Frucht (Sour Pichamin der Colonisten) ist intensiver als die der Citrone. Sarcocephalus, die wilde Stammart der in Guinea cultivirten Gartenfrucht, erreicht hier nur die Grösse eines Pfirsich, ihr zusammengesetzter Bau wie die rothe Färbung legt den Vergleich mit einer Erdbeere nahe, der Geschmack erinnert an Aepfel; bei übermässigem Genuss aber erregt sie Erbrechen; die weissen Blütenköpfe dieser Rubiacee duften wie Orangenblüten. Cordyla enthält in der Fruchthülle einen grünen Honigbrei, Detarium microcarpum ein süssliches gelbes Pulver. Mehrere Arten Vitex tragen olivenartige Früchte von ranzig-süssem Geschmack. Spondias spendet grosse, verführerisch schimmernde hellgelbe Pflaumen, die aber einen kratzend sauern Geschmack im Schlunde hinterlassen. Die weitverbreitete Vangueria zeitigt Beeren von pfefferkuchenartigem Geschmack, und diese Bezeichnung gilt in gewissem Sinne für die Mehrzahl aller essbaren Früchte Centralafrikas; was nicht sauer oder adstringirend erscheint, wie unreife Stachelbeeren, erscheint süsslich und trocken auf der Zunge. Wenn wir die Bananen (Musa Sapientium) ausnehmen, welche mit Fug und Recht als urwüchsig im äquatorialen Afrika betrachtet werden können, so setzen alle übrigen Früchte durchweg die Zunge in die Alternative, entweder Säure zu erkaufen mit herbem und kratzendem Beigeschmack, oder Zucker mit widerlicher Trockenheit; die am meisten veredelten Formen nach beiden Richtungen hin bilden Sarcocephalus und die Dattel, dazwischen steht die Tamarinde.

Im Westen vom Djur hört die Viehzucht, angeblich der überhandnehmenden schädlichen Fliegen und Bremsen halber,

plötzlich gänzlich auf, und selbst in den Seriben gewahrt man nur noch vereinzelte Schafe und Ziegen. Dagegen kamen mir hier zuerst, seit wir das Gebiet des Gazellenflusses betraten, wieder wilde Büffel zu Gesicht, welche östlich vom Djur auf weite Strecken absolut zu fehlen scheinen. Ich begegnete ihnen erst wieder an den Südgrenzen des Bongogebiets. In diesem Theil von Centralafrika kennt man nur eine Art wilder Büffel, welche indessen in ihrer Hornbildung nach den Geschlechtern erstaunlich variirt; die Kuh und der Bulle sehen aus wie zwei ganz verschiedene Thierspecies, der Kuh nämlich ist nicht ein Uebergreifen der Hornbasis über die Stirnhöcker eigen, welche beim Bullen die ganze Stirn verdeckt, sondern die Hörner sind bei ihr fast durch die ganze Breite der Stirn voneinander geschieden. Die Lebensweise und Charaktereigenthümlichkeiten des Thieres müssen indess einen grossen Spielraum darbieten, da in diesen Gegenden die Büffeljagd durchaus nicht als etwas besonders Gefährliches betrachtet wird. Ich war erstaunt, meiner Nachfrage nach einem kundigen Führer zu diesem Behufe mit Freuden entsprochen zu sehen, denn die letzten Erlebnisse am Weissen Nil waren mir noch in frischer Erinnerung. Ich hatte einen ordentlichen Respect vor Büffeln; war doch mein Vorgänger, Herr von Harnier, das Opfer eines wilden Büffels geworden, der seinen Körper bis zur Unkenntlichkeit zerstampfte.

In den Morgenstunden des ersten Tags nach meiner Ankunft hatte ich das Glück, eine kleine Büffelheerde zu überraschen, die ohne Aufenthalt vor mir reissaus nahm, bis auf zwei, eine Kuh mit ihrem Kalb, die sich verwundert im Sumpfe nach dem Störenfried umsahen. Ich feuerte mit meinem Begleiter a tempo auf das Blatt, und wir hätten fast noch das gesäugte Kalb erwischt, wenn uns der Sumpf nicht im Wege gewesen wäre. Büffelfleisch, aus den besten Theilen des Körpers geschnitten, wetteifert mit dem von gemästeten Rindern an Güte des Geschmacks; es ist derber und grobfaseriger, aber ungeachtet des Fettmangels sehr

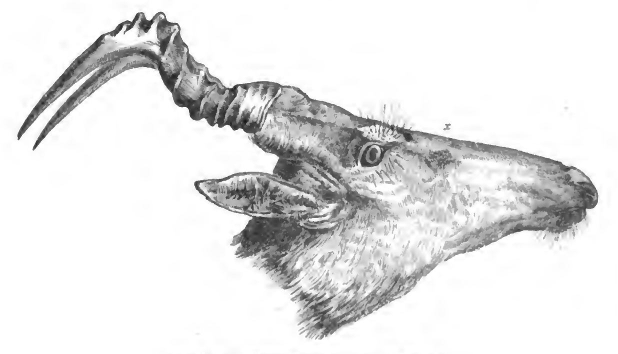
saftig und mundend; fast ungeniessbar dagegen und schlechter als Kamelfleisch ist das Fleisch der zahmen südeuropäischen Art.

Gern hätte ich meine Tour schon damals noch weiter westwärts zum Kosangaberge und zu den grossen Seriben Siber's und Biselli's u. s. w. ausgedehnt, auch hätte ich es leicht ausführen können, da meinen Planen die Gefälligkeit der Verwalter stets zur Seite stand; die stark anwachsenden Sammlungen jedoch und die Erschöpfung meiner Papiervorräthe nöthigten mich zum Rückzug. Auch mahnte mich die rasche Entwickelung der Vegetation beim Beginn der Regenzeit, das Standquartier in der Seriba Ghattas' wiederzugewinnen, um in dieser entscheidenden Jahreszeit auf jene meine ganze botanische Thätigkeit zu concentriren, die ja den eigentlichen Zweck der ganzen Reise ausmachte. So kehrte ich, nachdem ich alles in der Umgebung von Wau in Augenschein genommen, zu Kurschuk Ali's Seriba zurück, wo ich abermals einige Tage unausgesetzt auf Excursionen verwandte.

Chalil war tagtäglich damit beschäftigt, die noch von dichten Waldungen umgebene Niederlassung mit Hülfe des Feuers lichtzustellen, um Ackerland zu gewinnen. Die geringe Mächtigkeit der Ackerkrume, welche hier kaum einen Fuss beträgt, ist mit ein Hauptgrund der geringen Stabilität der Wohnsitze in diesem Lande, dazu kommen die leichtgebauten Hütten, welche in ihren untern Theilen von Termiten, in ihren obern von Holzwürmern zerstört werden. Wo man genöthigt ist, neu aufzubauen, zieht man es lieber gleich vor, neues Terrain und jungfräulichen Boden in Angriff zu nehmen. So wechseln beständig nicht nur die Weiler und Dörfer der Eingeborenen ihren Standort, sondern auch die Waffenplätze der Nubier. Der Name des Ortsältesten bezeichnet jeden Platz; sobald er gestorben, ist daher der frühere Ortsname schnell in Vergessenheit gerathen. Aus diesem Grunde hielt es schwer, Punkte auf der Karte zu

fixiren, welche für mehr als ein Decennium Gültigkeit besitzen, und nicht nur Punkte, sondern auch Namen. Das einzige Bleibende sind die für grosse Zeiträume unabänderlich von der Natur festgestellten Wasserwege, auf welchen der unablässig an seiner Umbildung thätige Erdkörper das Hohe zu erniedrigen sucht und das Niedrige erhöht.

In der Umgebung von Kurschuk Ali's Seriba wimmelte es noch von Wild jeglicher Art: Genetten, Civetten, Zebra-Ichneumons, Warzenschweine (Phacochoerus) und Wild-



Porträt des centralafrikanischen Hartebeest.
(Bei x die Secrete der Thränendrüse.)

schweine, Katzen, Luchse, Servals und Caracals und die grosse Familie der Antilopen, alle hatten da ihre Weidegründe. Ich erlegte hier das erste Hartebeest und eine Leucotis-Antilope.

Das Hartebeest (Antilope Caama) ist über den grössten Theil des Continents verbreitet und variirt in Gestalt, Haarfärbung und Hornbildung ausserordentlich nach Alter, Geschlecht und Vorkommen. In zoologischen Gärten sieht man kaum zwei Individuen, die völlig identisch erscheinen. Ich hielt es daher nicht für überflüssig, ein genaues Porträt von

einem alten Bock*) der centralafrikanischen Form hier beizufügen. Von den Bongo Karia, von den Niamniam Ssongoro genannt, ist das Hartebeest in diesem Gebiet das verbreitetste Grosswild. Am häufigsten stösst man auf seine Rudel von 5—10 Stück in den unbewohnten Grenzwildnissen. In den Culturgegenden bevorzugt es den lichten Buschwald in der Nachbarschaft der Flussniederungen, ohne diese selbst zu betreten. Es hat die Gewohnheit, um die Mittagszeit an Baumstämmen oder an hellbeschienenen Termitenhügeln stehenden Fusses zu rasten, und entzieht sich alsdann durch



Porträt des Kala-Bocks (Antilope leucotis).

seine beharrliche Ruhe und die bevorzugte Wahl eines völlig gleichfarbigen Hintergrundes oft lange den Blicken des Spähenden. Im Sommer der Regenzeit ist seine Färbung ein helles gleichmässiges Ledergelb mit weisslicher Bauchseite, in den regenlosen Wintermonaten dagegen variirt dieselbe ins Rehgraue. Das Fleisch liefert nächst der Leucotis-Antilope den trefflichsten Wildbraten des Landes. Die letztgenannte Antilope, von welcher ich die Köpfe beider Geschlechter auf diesem Blatt dargestellt habe, ist diejenige

*) Auch das Weibchen ist gehörnt.

Art, welche sich innerhalb des bereisten Gebiets zu der grössten Anzahl von Individuen zusammenrottet. In den Flussniederungen begegnet man zur trockenen Jahreszeit sehr häufig grossen Heerden von 100—300 Stück. Während der Regenzeit bevorzugen sie die höhergelegenen Buschwaldungen, und sondern sich alsdann, ihrer Paarung nachgehend, zu kleinern Trupps ab. Eine Haupteigenthümlichkeit dieses graziösen Thiers ist das Springen nach Art der südafrikanischen Springböcke. Mit ausgespreizten Extremitäten sieht man sie im vollen Laufe einer gedrängten Heerde sich



Porträt des Kala-Weibchens (Antilope leucotis).

bis zu 4—5 Fuss Höhe emporschnellen und übereinander wegsetzen.

Das hornlose Weibchen kann man von demjenigen des gleichgrossen und ähnlich gefärbten Jalo (A. arundinacea) leicht an der stets schwarzen Behaarung des Mittelfussgliedes erkennen, welche bei letzterer Art eine graue Färbung besitzt.

Die besprochene Gegend war reich an völlig nackten Felsflächen von Raseneisenstein, welche nur während der vollen Regenzeit durch einen leichten Graswuchs verdeckt erscheinen, der im Vergleich zur üppigen Vegetation der niedern und nässern Ebenen sich wie ein schwacher Flaum ausnahm, nach unsern Begriffen freilich eher wogenden Grasfluren entsprechend. Auf diesem Plateau beginnt das Regen-

wasser im April und Mai zahlreiche Gruben und Löcher zu füllen, und diese Tümpel enthalten eine Fülle der interessantesten Wassergewächse, die während der trockenen Zeit spurlos verschwinden. Rosenrothe Blütenmassen von Capparideen zieren den rothen Felsen, wo er im übrigen nackt erscheint. Es ist die Dianthera, welche hier auf dem frischsprossenden Grasteppich die Stelle von Pechnelken und rothen Kukuksblumen vertritt, und nirgends erinnert die üppige Tropennatur mit ihrer übertriebenen Saftfülle lebhafter an die harmonische Frische unserer Landschaften, als an solchen Stellen, wo sich am Rande der von tiefdunkelm Laubwerk verdeckten Abstürze und umgeben vom lachenden Grün des Rasens die rothen Streifen von Dianthera hinziehen. Stellenweise ist das nackte Gestein von kleinen Waldpartien bedeckt, die alles, was ich früher gesehen, an malerischer Gruppirung weit hinter sich lassen. Die kleinen Gardenienbäume erfüllen die Waldluft mit dem intensiven Duft blühender Orangengärten und Jasminlauben.

In diesem Monat, der hier so gut wie in Europa der blütenreiche Monat Mai genannt werden kann, entwickelt auch die Schmetterlingswelt die grösste Pracht ihres ephemeren Daseins. Sie waren nicht grösser als die unserigen, im allgemeinen auch nicht besonders mannichfaltiger an Farbe und Zeichnung, aber die Art und Weise, wie sie sich hier den Blicken des Beschauers darboten, war entzückend. Ueberall, wo der letzte Regen eine Pfütze oder auch nur einen feuchten Fleck auf dem Boden zurückgelassen hatte, sah man die reizenden Gebilde bunt untereinander zu dichten Massen geschart; die lieblichen Geschöpfe hatten sich an ihren Tränkeplätzen versammelt, denn nicht genügte ihnen der Thau der Nacht, in vollen Zügen sogen sie hier das kostbare Nass. Mit einem wohlgeführten Schwung des Insektennetzes konnte man ihrer Hunderte leicht erhaschen. Dieser liebliche Anblick währte bis zum Beginn des Juli. Stellenweise fand ich sie auch auf dem Laub gewisser Ge-

wächse, die sich auf diese Weise wie mit abenteuerlichen Blüten bedeckten; durch ihren Zauber gestalteten sich selbst nackte Felsen zu blumigen Fluren und doch war kein grünes Blatt auf ihnen zu erblicken. Eine solche Fülle von Schmetterlingen bildet einen auffallenden Unterschied zwischen diesem Gebiet und den nördlichern Strichen des Continents innerhalb der Regenzone.

Die Brandstätte der frühern Hauptseriba, zwei Stunden im Süden der neuen Anlage, hatte wenig Spuren ihrer Existenz hinterlassen. Die Natur verwischt hier schnell die letzten Reste, die das Feuer zurückgelassen. Nur in Gestalt einer schönen Bananenpflanzung, welche vortrefflich gedieh, fand sich eine Erinnerung an den Aufenthalt von Menschen. Die Indolenz und Arbeitsscheu der Nubier, deren arme Heimat den Genuss von Früchten und Gemüsen nicht zum Bedürfniss des Menschen macht, pflegt sonst überall die Anlage von Gärten zu vernachlässigen. Wie ich aber selbst erprobt habe, lässt sich mit geringer Anstrengung hier alles erzielen, was nur der Gartenbau in südlichen Ländern darzubieten vermag. Die Bananen (Musa sapientium) waren aus dem Niamniamlande eingeführt worden und bedurften einer Zeit von 18 Monaten vom frischsprossenden Keim bis zu ihrer vollen Fruchtreife.

Ein tiefer und wasserreicher Fluss fliesst an dieser Stelle, von prachtvollen Bäumen beschattet (Afzelia, Filaea und Syzygium), undurchdringliche Bambus-Dschungels dehnen sich zu beiden Seiten aus. Hier war der Wohnort einer grossen Familie von Bärenpavianen. Vergebens verfolgte ich die schwarzbraunen bellenden Unholde einige Stunden lang, denn sobald sie meiner gewahr wurden, verliessen diese schlauen Thiere ihre exponirten Sitze auf den Baumzweigen, um sich im tiefen Ufergras mit bestem Erfolg zu verstecken. In den Dschungels wimmelte es förmlich von gewaltigen Warzenschweinen (Phacochoerus), deren Jagd mich wenig reizte, seitdem ich mich von der Ungeniessbarkeit ihres

Fleisches überzeugt hatte. Diese Thiere sind hier so gemein und ebenso unausrottbar, wie die Wildschweine in Europa.

Auf dem Wege nach der Seriba Ghattas' machte ich einen kleinen Abstecher nach Norden und besuchte das Dorf des Djurältesten Okēl, das östlich vom Djur an einem Bach gelegen ist, der von einem jener prachtvollen Uferwälder beschattet wird, in welchen sich die volle Majestät der Niamniamwildniss ausprägt. Es war eine Enclave der südlichen Waldvegetation, weit vorgeschoben in die Region des nördlichen Buschwaldes. Hier sollte ich die merkwürdige Palme finden, von der mir die Chartumer unter der Benennung Nechl-el-Pharaon (d. h. Pharaons-Dattelpalme) bereits Wunderdinge erzählt hatten. Ich überzeugte mich davon, dass sie die Raphia vinifera gemeint hatten, welche im tropischen Afrika eine so weite Verbreitung hat und an diesem Platze wahrscheinlich die Nordgrenze derselben im östlichen Theil des Continents bezeichnet. Eine ganze Anzahl der die Niamniamwälder charakterisirenden Gewächse bot sich hier meinen Blicken dar, unter anderm auch die Blippo-Gardenia, mit deren Tintensaft sich die Niamniam und Mombutta bemalen.

Ueberall, wo uns der Weg durch Dörfer oder Weiler führte, empfingen mich die Ortsvorsteher in ihrem vollen Staate. Die Amtstracht bestand überall aus einem langen Hemd von geblümtem Zitz. In ihren glänzenden Augen leuchtete die Freude wider, die sie beim Anblick einer so seltsamen Gestalt erfüllte, als welche ich ihnen erscheinen musste; bereitwillig machten sie mich mit den geheimsten Winkeln ihrer Häuslichkeit bekannt, aus welcher ich eine Merkwürdigkeit nach der andern ans Tageslicht zog, um meine ethnographische Sammlung, oder im Falle eines zu grossen Volumens der Gegenstände meine Zeichenmappe zu bereichern.

Auf dieser dreiwöchentlichen Tour hatte ich das Gebiet der Djur nicht überschritten, ich machte daher mit diesem

Stamme näher Bekanntschaft und gebe in Folgendem das Resultat meiner Wahrnehmungen.

Djur ist ein von den Dinka ertheilter Name und bedeutet soviel als Waldmenschen oder Wilde. Diese verächtliche Bezeichnung soll die Besitzlosigkeit ausdrücken, in welcher nach den Vorstellungen der Dinka die Djur ihre nur auf Ackerbau und einige Ziegen und Hühner angewiesene Existenz hinbringen, indem sie der Rindviehzucht durchaus ermangeln. Sich selbst nennen die Djur Luoh. Sie sprechen die Schillukspráche noch unverändert, wenn man von einigen Dinkaausdrücken absehen will, die sich bei ihnen eingebürgert haben, und wissen selbst anzugeben, dass ihre Vorfahren von Norden her in das Land eingewandert sind. Die Stammältern nennen sie O-Schuohla (Schilluk). Ihr Areal ist klein und die Seelenzahl kann kaum 20000 übersteigen.

Ihnen schliessen sich im Norden die zahlreichern Dembo und kleinere Stämme von gleicher Abstammung an, und 80 Meilen südlich von den Djur haben die Belanda ihre Sitze, welche noch immer trotz grosser Verschiedenheit der Sitten, die sich offenbar infolge ihrer Beeinflussung durch die Bongo modificiren, die Schillukspráche ziemlich unverändert beibehalten haben. Die Belanda, deren Gebiet zum Theil dem Niamniamfürsten Solongo, zum Theil den Chartumern zinspflichtig ist, werden durch die ganze Breite des Bongolandes von den Djur getrennt.

Das buntscheckige Bild der Völkerkarte in diesem Theil von Afrika fordert denjenigen zu vielem Nachdenken auf, welcher sich über die Ursachen Aufschluss zu verschaffen sucht, die einen Fortschritt in Afrika und die Erreichung einer höhern Culturstufe aus dem Programm der Geschichte dieses Continents völlig gestrichen zu haben scheinen. Bei fast gänzlichem Mangel eines Verkehrs zwischen benachbarten Stämmen von verschiedener Zunge — denn auf eine halbe Stunde allein auf fremdes Gebiet hinübergehen, wäre ein Wagstück, welches der einzelne gewöhnlich mit seinem

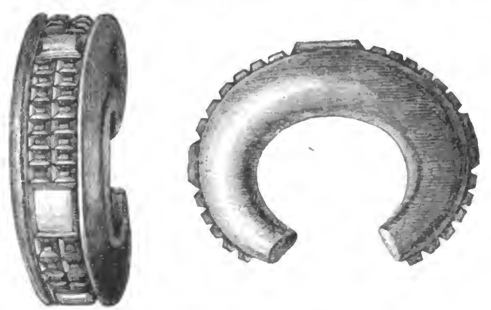
Leben bezahlen müsste — begegnet uns bald die Uebervölkerung einzelner besonders gesegneter Striche, welche Auswanderung und einen totalen Wechsel der Lebensweise im Gefolge hatte, indem Hirtenvölker zu Ackerbauern oder Ackerbauer zu Hirtenvölkern sich umgestalteten; bald der aussterbende Rest eines zu Grunde gerichteten Volkes, welcher verzweifelten Widerstand gegen die Vergewaltigung der ihn umringenden Uebermacht leistet; dort werden kleine abgezweigte Stämme unterjocht und zum Frondienst herangezogen und so fort, — immer sind es dieselben Winke, die uns an die Hand gegeben werden, um sich das beispiellose Völkergewirr, das unaufhörliche Hin- und Herwogen der Rassen- und Sprachenbildung in Innerafrika zu erklären.

Bereits frühern Reisenden, die bis zu dem Gebiete der Djur vorgedrungen waren, ohne sich über die Abkunft derselben zu unterrichten, war die Beobachtung nicht entgangen, dass dieser Volksstamm im Durchschnitt um einen Schatten heller gefärbt erschien, als die Dinka. Ich kann dies bestätigen, während es wiederum andererseits durch nichts gerechtfertigt erscheinen würde, in diesem Merkmale einen Unterschied zwischen Schilluk und Dinka zu suchen. Wenn ich auch nicht ohne weiteres behaupten möchte, die Djur hätten als Bewohner einer Gegend von Buschwaldung von der Tiefe ihrer Hautfärbung etwas eingebüsst, jedenfalls kommen meteorologische oder Bodenverhältnisse hierbei in Betracht, die sich unserer Beurtheilung entziehen.

Trotz ihres langjährigen Verkehrs mit den Dinka und ihrer theilweisen Abhängigkeit von ihnen haben sie in ihrer Tracht doch noch die Mehrzahl der Schilluksitten beibehalten; beide Geschlechter erscheinen daher nie tätowirt (die radialen Stirnschnitte der Dinka pflegen nur in den Grenzdistricten einige Männer nachzuahmen). Ebenso wenig lassen sich die Djur, obgleich sie tagtäglich mit den Nubiern und den Bongo zu thun haben, bei hartnäckiger Verweigerung jeder Schambedeckung von ihnen beeinflussen. Um so sorg-

fältiger bedecken sie die Gesässpartie mit einer kleinen Schürze von Fell, welche gewöhnlich den Schnitt von Frackschössen innehält. Hierzu dient ein Kalbfell, das nach hinten zu in zwei Lappen endet. Die Künstelung des Haarputzes, die wir bei den Schilluk und Dinka wiederholt zu bewundern Gelegenheit hatten, scheint hier völlig in Vergessenheit gerathen zu sein; Männer und Frauen tragen am liebsten das Haupthaar kurzgeschoren.

Die Lieblingszierathen der Männer sind dieselben wie bei den Dinka: ein Beschlag von Eisenringen am Unterarm



Messingring der Djur.

und ein massiver Elfenbeinring am Oberarm. Ein eigenthümlicher Schmuck der Männer, welcher sich nur bei diesem Volke vorfindet, besteht in schweren Ringen von gegossenem Messing, deren feine Zierathen aufs sorgfältigste eingemeiselt werden. Das Messing hält bei diesen Völkern, soweit das Metall überhaupt bekannt ist, den dreifachen Werth des Kupfers und wird Damara genannt. Lange bevor noch die Chartumer ins Land gekommen waren, ist es ihnen bereits auf Handelszügen über Land zugeführt worden. Die Dembo, welche als Grenznachbarn der Baggara-Araber einerseits den Verkehr zwischen Darfur und Kordofan, andererseits mit den nördlichen Negerländern bis an die Grenzen der Niamniam

hin vermittelten, brachten es hier in den Handel. Unsere Edelmetalle sind ihnen sammt und sonders bisher unbekannt geblieben.

Die Frauen sind in ihrer Erscheinung durch nichts von denen der Dinka zu unterscheiden, ihre Hand- und Fussgelenke sind stets mit einer Anzahl von Eisenringen belastet. Sehr häufig findet sich bei ihnen indess ein grosser Eisenring durch die Nase gezogen, die Durchlöcherung findet entweder an der Scheidewand, in der Mitte auf dem Rücken der Nase oder an beiden Nasenflügeln statt. Die Ränder der Ohren sind immer mit einer grossen Anzahl von Ringelchen besetzt. Unglaubliches in dieser Verunstaltung leisten die Belanda, die solche Ringe zu Dutzenden in der Nase tragen.

Ein sehr beliebter Eisenschmuck, der weithin durch Afrika von allgemeinstem Gebrauch ist, trat mir zuerst bei den Djur in grosser Menge entgegen; es waren Eisenperlen wie man sie nach Analogie der Glasperlen nennen kann, kleine geschmiedete Cylinderchen auf Fäden aufgereiht. Freilich stellt ein Vergleich, wie der soeben gemachte, die historische Entwickelung des Handels in Afrika auf den Kopf, denn die Glasperle muss erst in den Handel gebracht worden sein, nachdem man sich davon überzeugte, dass ein derartiger Schmuck, den sich die Wilden so mühsam aus hartem Metall erst Stück für Stück zu schmieden hatten, weit leichter aus Glasmasse hergestellt werden konnte. Ganz dasselbe ist von Ostasien zu constatiren, und die Japaner verrathen allein schon durch die Menge der von ihnen als Schmuck verwendeten Stahlperlen die lange Absperrung gegen allen Verkehr mit Europa. Im centralen Sudan werden solche Schnüre von Eisenperlen hauptsächlich in Wandala fabricirt, und Barth beobachtete sie besonders häufig bei den Marghi. Alle Völker landeinwärts vom Gazellenfluss, die ich kennen lernte, zeigen eine besondere Vorliebe für solche Eisenperlen.

Ihre Abstammung von einer edeln und wenig prognathen Negerrasse, wie es die Schilluk sind, verräth sich deutlich in den beigegebenen Porträts. Die sitzende Figur stellt einen meiner Träger vor, den ich mit Musse zu zeichnen Gelegenheit hatte, um die auffallende Schlankheit seiner Gliedmassen genau wiedergeben zu können, die trotzdem von einer



Djur.

ästhetischen Harmonie der Proportionen sind. Beim Anblick dieser Figur wird der Leser sich des wiederholt gebrauchten Ausdrucks „Sumpfmenschen“ entsinnen, und es wird ihm die Berechtigung zu einem solchen der Vogelwelt entlehnten Vergleiche dann einleuchten.

In neuerer Zeit hat sich vieles von ihren ursprünglichen

Sitten verloren. So ist z. B. der Gebrauch des gegenseitigen Anspeiens, welcher früher als Begrüssung allgemein verbreitet war, jetzt längst in Vergessenheit gerathen, und ich war während der ganzen Zeit meines Aufenthalts im Innern nur dreimal ein Zeuge davon. In diesem Falle drückte das Bespeien den höchsten Grad intimer Zuneigung aus, eine Art Schwur der Treue und Ergebenheit, wie denn die Afrikaner überhaupt in sonderbaren Gebräuchen und fremd-



Djur.

artigem Hokuspokus Grosses leisten, wo es sich darum handelt, einem Freundschaftsbündniss erst die rechte Weihe und einen feierlichen Ausdruck zu verleihen.

Der Landstrich, den die Djur innehaben, bildet die unterste Terrasse des eisenhaltigen Felsbodens, daher waren sie auch auf die Eisenindustrie von Hause aus am meisten angewiesen. Die Dinka, welche sich auf den Grenzterritorien wahrscheinlich infolge der unaufhörlichen Feindseligkeiten

seitens der Bongo nicht bleibend niederlassen wollten, hiessen sie willkommen, um durch sie die brachliegenden Eisenschätze heben zu können. Jeder Djur ist daher ein Schmied von Profession. Das Resultat seiner mühevollen Arbeit wandert aber nicht mehr in die Schatzgruben der Dinka, sondern in die Magazine der Chartumer.

Die gewöhnliche Form, in welcher das Rohmaterial hergerichtet wird, um einen Werth im Handel darzustellen, welcher unsern geprägten Münzen gleichkommt, ist bei den Djur eine Lanzenspitze von beigegebener Gestalt, welche in der Regel 60—70 Centimeter lang ist. Lanzen und Meloten (Spaten) dienen bei allen Völkern im gesammten Gebiete des obern Nils als gangbare Münze. Obgleich der Raseneisenstein in diesen Theilen von Afrika auf Hunderte von



Rohe Lanze des Handels (Djur).

Meilen überall dasselbe Aussehen verräth, so enthält er doch nur an einzelnen Localitäten eine Zusammenhäufung von Brauneisensteinaggregaten, welche allein bei dem rohen Röstungsprocesse, den diese Wilden befolgen, ausgiebig genug erscheinen. Eine dieser ausgiebigen Stellen befindet sich in der Nähe der Hauptseriba Kurschuk Ali's; die Eingeborenen hatten daselbst mit einer Beharrlichkeit, die ich ihnen sonst nicht zugemuthet hätte, ausgedehnte Gruben von 10 Fuss Tiefe angelegt, aus welchen sie ein Material zu Tage förderten, welches der bei uns Rogenstein genannten Varietät am meisten gleicht. Grosse Mengen von Eisenocker finden sich dazwischen überall eingesprengt; diesen werfen sie weg, da sie ihn bei ihrer Behandlungsmanier nicht zu verwerthen wissen.

Im Märzmonat, d. h. kurz vor Beginn der Aussaat, verlassen die Djur ihre Hütten, um theils zum Fischfang an

die Ufer des Flusses zu ziehen, theils um sich mit Erzschmelzen im Walde zu beschäftigen. Inmitten eines recht holzreichen Platzes formt man die Schmelzöfen aus reiner Thonerde und gruppirt sie nach der Zahl der sich betheiligenden Arbeiter bis zu einem Dutzend beieinander, an schattigen von Strauchheken und Dornumfriedigungen umgebenen Stellen. Weiber und Kinder folgen ihnen, alle bewegliche Habe mit sich führend; da sieht es fremdartig, bunt und wirr aus inmitten der sonst öden Wildniss; an den Baumstämmen lehnen Lanzen und Harpunen, hängen die derben Bögen zum Büffelfang, die Netze, Kescher, Reusen und verschiedene Fischkörbe, dazu der ganze Apparat der

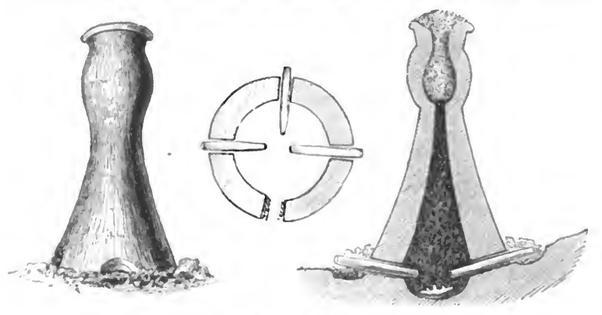


Ackergeräth der Djur zum Gäten u. s. w.

Hauswirthschaft, Kürbisschalen, Körbe, Stricke, gedörrte Fische, Krokodile, Wildpret, Hörner und Häute, am Boden überall Kohlen und Haufen zusammengetragenen Materials von Brauneisenstein, Eisenschlacken, zerbrochene Düsen (Thonröhren) u. dgl. Petherick, der Entdecker des Landes, hat bereits eine sehr zuverlässige Schilderung der von den Djur befolgten primitiven Methode des Eisenröstens gegeben („Egypt, the Sudan etc."), ich muss daher manches Bekannte wiederholen, manches aber auch in einem andern Lichte mich darzustellen bemühen.

Der Schmelzofen hat eine schlanke, geschweift konische Gestalt, die an der Spitze in eine becherartige Verdickung mündet, und erreicht nur 4 Fuss Höhe. Alle, die mir zu Gesicht kamen, hatten die nämliche Gestalt, alle waren sie

wie nach einem Modell gegossen. Ein Hinderniss für die Herstellung grösserer Schmelzöfen ist jedenfalls die Unmöglichkeit, die Thonmasse vor Rissen beim Eintrocknen zu bewahren. Der becherartig erweiterte obere Theil communicirt vermittels einer sehr kleinen Oeffnung mit dem innern Hohlraum, welcher ausschliesslich mit Kohlen gefüllt wird, während oben im Becher die zerklopften, etwa 1 Kubikzoll grossen Erzstücke aufgehäuft werden. Die untere Wölbung reicht unter den Boden, und daselbst sammelt sich die von oben durch die glühenden Kohlen durchträufelnde Eisenmasse



Schmelzofen der Djur.

an, mit Schlacken vermischt. An der Basis des Ofens befinden sich vier Oeffnungen, drei kleinere und eine grössere, letztere zum Herausschaffen der Schlacken; die übrigen dienen zur Aufnahme der Düsen, welche bis ins Centrum des „Bodens" reichen und einen beständigen Luftzug demselben zuführen, da die Oeffnungen allein, ohne die Röhren, bald von Schlackenmasse verstopft werden würden. Blasebälge kommen bei den Djur nicht in Anwendung, wie ich selbst von ihnen erfuhr, als ich wiederholt ein Zeuge ihres Verfahrens war. Der zu lebhafte Brand, sagten sie, sei schädlich, und viel Eisen ginge verloren. Anderthalb Tage oder 40 Stunden sind erforderlich, um den gewünschten Vorrath zu gewinnen.

Zuletzt ist der Brand so vollständig, dass man die Flamme hoch zur obern Oeffnung des Ofens durch die Erzmasse hindurchschlagen sieht.

Vollkommener ist der Bau des Schmelzofens bei den Bongo, welcher aus drei Abtheilungen besteht und durch Blasebälge reichliche Luftzufuhr erhält; auch wechseln die Erzlager bei den Bongo mit Kohlenschichten ab.

Die mit Kohlen vermengten Schlacken werden wiederholt erhitzt und die schwerern Partien, die sich in Form von Blättchen und Körnchen ausscheiden, dem Schmiedefeuer ausgesetzt in faustgrossen Thontiegeln. Dieses Eisenschrot, in einem rothglühenden Contact untereinander, wird mit grossen Steinen zu festen Klumpen gehämmert, und durch das viele Schmieden wird der letzte Schmuz aus ihnen entfernt; solchergestalt besteht das Eisen im Lande, von dem weit mehr als die Hälfte durch den Brand verloren geht, nur aus zahllosen kleinen Partikelchen, die der Fleiss der Eingeborenen zusammenschweisste. An Homogenität und Plasticität der Masse erreicht das derart gewonnene Metall unsere besten Sorten von Schmiedeeisen.

Auf Kohlenbrennen verstehen sich die Djur ebenso wenig als die Bongo, weder wissen sie den Brand unter Abschluss der Luft in Gruben, noch in regelrechten Meilern zu bewerkstelligen; ihr ganzes Verfahren besteht darin, kleingehauene Stücke schnell in Brand zu stecken und in vollen Flammen auseinanderzuwerfen, bis das Feuer erstickt, oder sie dämpfen das Feuer nur durch Aufgiessen von Wasser; das werden dann ihre Kohlen. Mir ist nicht bekannt, ob andere Negervölker hinter die Geheimnisse der Kohlenbrennerei gelangt sind. Sollte das von den Djur Gesagte für ganz Afrika gelten, so könnte man hierin leicht eine Erklärung finden für die merkwürdige Erscheinung, dass das Eisen trotz seiner ungeheuern Massenhaftigkeit in Afrika bisher noch von keinem Volke daselbst im grossen gewonnen wurde. Allerdings fehlt es an Kalk, um steinerne Bauten aufführen zu können.

Im Verhältniss zu andern Werthen des täglichen Lebens beansprucht das Eisen in Afrika überall einen Werth, der mindestens demjenigen des Kupfers bei uns gleichzuachten wäre, das Kupfer daselbst würde an Werth unserm Silber entsprechen.

Funfzehn Jahre sind jetzt die Nubier im Lande, und sie haben den Eingeborenen weder das Ziegelbrennen, noch die rationelle Gewinnung von Holzkohlen beigebracht; nicht nur zu faul und träge, selbst Hand anzulegen an die Hebung der von der Natur so freigebig gebotenen Schätze, sind sie nicht einmal im Stande, eine so geringe Energie zu entfalten, als ausreichen würde, um ihre Untergebenen zu solcher Thätigkeit anzuhalten. Im kleinen führen diese Verhältnisse dem Beobachter so recht das Bild vor die Augen, welches der Islam im grossen und ganzen bei seiner Beeinflussung anderer Völker in retrograder Culturrichtung zu erkennen gibt.

Nirgends in Centralafrika ist mir ein Volk begegnet, das nicht in der Bauart seiner Hütten, in der äussern Form sowol als auch in der innern Einrichtung derselben, eigenartige Merkmale verrathen hätte. So haben die Djur keineswegs den pilzförmigen Stil der Schillukhütten beibehalten, ebenso wenig wie sie den Dinkastil adoptirt haben, der sich durch Massivität, durch die Vorbauten und Vordächer am Eingange in die Hütten auszeichnet. Von den benachbarten Bongohütten unterscheiden sich die Behausungen der Djur auf den ersten Blick durch das Fehlen der von vorragenden Hölzern umgebenen Strohpolster auf der Spitze des Kegeldaches. Im allgemeinen sind sie einfacher und schmuckloser in der Form, aber nichtsdestoweniger mit einem Aufwand von Sorgfalt, Symmetrie und Nettigkeit construirt, wie bei allen heidnischen Negervölkern. Ein einfacher breiter Strohkegel, dessen Durchschnittsfläche ein gleichseitiges Dreieck ist, bildet das Dach, das in eine lange Spitze ausgezogen ist; der Unterbau ist ein im Innern mit Thon beworfenes Geflecht von Holz oder Bambus.



I. DJURDORF IM WINTER. S. 229.

Im Innern einer jeden Djurhütte befindet sich ein grosses Reservoir, das zur Aufnahme des den Hausbedarf deckenden Kornvorraths bestimmt ist und zum Schutze gegen die lästigen Ratten, die nirgends fehlen, aus einem mit Thon sorgfältig verschmierten Korbgeflecht von Gestalt einer breiten Flasche mit kurzem Halse hergestellt wird. Diese Kornreservoire nehmen einen grossen Theil des freien Raumes in Anspruch, welchen die kleine Djurhütte in ihrem Innern darbietet, und erreichen eine Höhe von 5 — 7 Fuss. Oft sind sie aus einem Gemisch von Häcksel und Thon geformt und bezeichnen, einem Backofen nicht unähnlich, noch lange den Platz der Niederlassung, wenn alles übrige längst verschwunden ist. Im Arabischen des Sudan nennt man ein derartiges Gefäss „Guga". Diese Einrichtung haben die Djur von den Dinka entlehnt; in den Hütten der Bongo und Niamniam findet sich nichts Aehnliches, da sie ihr Korn in eigenen Speicherhütten aufzuheben pflegen.

Das beigegebene Bild gibt eine Vorstellung von der ländlichen Idylle dieses friedlichen Völkleins. Es ist Winterzeit, und da kein Regen für mehrere Monate zu befürchten, erscheint das Arrangement um die Hütten herum von demjenigen ziemlich verschieden, welches sich vom April bis October den Blicken darbietet. Die hohen Gerüste bei den Hütten enthalten das zur Aussaat bestimmte Sorghumkorn, die Maiskolben, die Kürbise u. s. w.*), welche man lieber der Sonne aussetzt, als im Schatten der Hütten einer beständigen Gefahr, von Ratten oder Insekten gefressen zu werden. Unter diesen Gestellen sind die Ziegen angebunden, welche nächst Hunden und Hühnern die einzigen Hausthiere der Djur ausmachen.

Der freie Platz vor der Hütte wird von einem aufs sorgfältigste geglätteten und festgestampften Thonboden ein-

*) Die Culturpflanzen der Djur sind dieselben wie bei den Bongo, und werden bei den letztgenannten besprochen werden.

genommen, auf welchem man das Korn reinigt und der als gemeinsamer Tisch für alle häuslichen Verrichtungen dient. Von tadelloser Härte ist dieser Thonestrich im Innern der Hütten. Ein grosser Holzmörser, in welchem das Korn zerstampft wird, um nachträglich auf dem primitiven Mahlsteine Afrikas mit den Händen zu feinem Mehl gerieben zu werden, befindet sich vor der Hütte tief in den Boden eingesenkt. Auch die Dinka haben diese eingegrabenen Kornmörser, die aus einem Baumstamme von hartem Holz ausgehauen werden. Die Bongo und Niamniam besitzen dagegen transportable Mörser von geringerer Grösse.

Auf der rechten Seite des Bildes erblicken wir einen Mann, der Eisensteine zusammenträgt, daneben das Korbgeflecht, das zu einem Kornreservoir bestimmt ist. Grosse Pauken hängen an Pfosten zur Linken, dort hängen auch die massiven Bögen, deren Sehne durch einen Knebel mit grosser Gewalt gespannt wird, um als Falle zu dienen. Dieser Apparat findet bei mehrern Völkern des Gebiets Anwendung, um die Jagd auf wilde Büffel zu erleichtern. Riemenstricke der stärksten Art werden alsdann in das Hochgras der Steppenniederungen gelegt, da wo die Büffel ihre Wechsel haben. Man befestigt sie an dem nächsten Baum oder an festeingetriebenen Pflöcken, und bringt am andern Ende eine Schlinge derart mit dem Bogen in Zusammenhang, dass sie beim Auftreten durch den Rückschlag des Knebels gehoben und an den Beinen des Büffels hinaufgestreift wird; das erschreckte Thier macht einen Satz und ist in demselben Momente gefesselt. Diesen Moment benutzen nun die Jäger, welche auf der Lauer liegen, und stürzen sich mit ihren Lanzen auf die entweder gefesselte, zu Fall gebrachte oder mindestens durch den Bogen im hohen Grase am schnellen Laufen verhinderte Beute. Auf solche Art werden auch alle grössern Antilopen erlegt, namentlich das gewaltige Elenn, dem durch Kesseltreiben auf diesen weiten Sumpfebenen schwer beizukommen ist.

Jede Djurfamilie ist reich an Kindersegen, und wenn die Nubier nicht im Lande wären, die ihnen über die Hälfte des jährlichen Kornertrags der Felder wegnehmen, so wäre es längst nach Art ihrer Stammgenossen am Weissen Nil mit einer dichten Djurbevölkerung überdeckt. Auch haben sie sich die Vielseitigkeit der Schilluk im Erwerb von Subsistenzmitteln erhalten; mit Eifer liegen sie der Jagd und dem Fischfang ob, wo sich Gelegenheit dazu darbietet, bestellen sie den Boden mit vielem Fleiss und legen den grössten Werth auf den Besitz von Vieh, wenn ihnen auch dazu in der neuen Heimat nur magere Ziegen die Hand bieten. Ein stets gefüllter Hühnerhof, schliesslich der Hund, als Freund des Menschen, ist zur häuslichen Behäbigkeit einer Djurfamilie unentbehrlich. Die Thätigkeit der Männer concentrirt sich auf diejenigen Dinge, auf welche der grössere Kraftaufwand naturgemäss hinweist; sie jagen und fischen und üben sich in den edeln Künsten Tubalkains, falls sie nicht durch die Nubier zu Frondiensten als Lastträger oder Hüttenerbauer herangezogen werden. Die Felder werden von den Weibern bestellt, und diesen kommt ausser den vielen häuslichen Verrichtungen auch ein Haupttheil der Arbeit bei der Einrichtung der Häuser selbst zu; sie flechten und besorgen die Thonarbeit, das Stampfen sowol und das Kneten, als auch das Formen der Gefässe. Es ist bewunderungswürdig, sie aus freier Hand tonnengrosse Gefässe gestalten zu sehen, welche von so tadelloser Symmetrie erscheinen, dass ein Kenner bei ihrem Anblick in Zweifel geriethe, ob sie nicht in der That mit Hülfe der Drehscheibe hergestellt worden wären. Um einen festen risslosen Thonestrich herzustellen, bedienen sich die Djurweiber nicht der Methode des Stampfens, sondern sie gehen dabei in höchst origineller Weise zu Werke. Aus dem Walde werden breite, etwa 3 Fuss lange Stücke von zäher Baumrinde geholt, und mit diesen klatschen sie auf den Knien hockend so lange auf die ausgebreitete Thonmasse, bis letztere glatt und polirt aussieht, als wäre sie

gewalzt. Mit einem ähnlichen Thonestrich werden auch die Gräber versehen, welche neben den Wohnhütten angelegt zu sein pflegen. Ein kreisrunder, flacher, 3—4 Fuss über dem Boden erhabener Hügel bezeichnet die letzte Ruhestätte eines Djur für so lange Zeit, als die abspülende Kraft der Regengüsse es gestattet. In wenigen Jahren ist die letzte Spur eines solchen Grabes verschwunden.

Aeltern- und Kindesliebe scheint die Djur in weit vortheilhafterer Weise auszuzeichnen, als andere Völker Centralafrikas. Säuglinge setzt man in längliche Körbe, die als Wiege dienen; nirgends sah ich Aehnliches bei heidnischen Negervölkern. Bei ihnen sieht man jedoch nicht nur die Kleinen mit jener Zärtlichkeit gepflegt, welche das Thier in nicht geringerm Grade bekundet als der Mensch; — ich meine nicht blos jene Zärtlichkeit, die auf tiefern Stufen des menschlichen Naturzustandes selbst bis zum spätern Lebensalter ein geistiges Band flicht zwischen Mutter und Kind, von welchem aber der Vater fast gänzlich ausgeschlossen bleibt — bei den Djur steht auch das Alter in Ehren, und in den Weilern stösst man überall auf Leute mit weissem Haar.

SECHSTES KAPITEL.

Anlage eines Gartens nach europäischem Muster. Jagdabenteuer mit einem Bastard-Gemsbock. Arslan's Tod. Physiognomik der Gewächse. Terrainschilderung. Pflanzengeographisches. Zerstörung einer Seriba durch die Eingeborenen. Das „Seribenrecht". Razzien auf Vieh unter den Dinka. Rundtour durch die Ghattas'schen Seriben. Das geographische Gir. Fischarten im Tondj. Geisterfurcht in Kulongo. Die Höhle Gubbihi. Der Schakal Centralafrikas. Bambus in Blüte. Ein Triumph der Natur über ihre Schänder. Actienbrennerei in Gurfala. Trunksucht unter den Nubiern. Petherick's Mundo. Miserfolg auf der Jagd im Hochgrase. Zwei Buschböcke. Die Culturpflanzen des Gebiets. Cerealien. Kolossale Entwickelung von Sorghum. Hülsenfrüchte. Oelfrüchte. Knollengewächse. Gemüse. Taback. War das Rauchen in Afrika schon vor Columbus bekannt?

Seit dem 13. Mai war ich wieder in der Hauptseriba des Ghattas, wo das Erscheinen einer von den Niamniam zurückgekehrten Elfenbeinkaravane neues Leben hervorgerufen hatte. Bald war indess auch hier der gleichmässige Takt des alltäglichen Lebens wiedergewonnen und ein Tag verstrich mir nach dem andern im vertrauten Umgange mit der Natur. Die Seriba sollte nun, abgesehen von einigen Ausflügen in das benachbarte Bongoland, mein Standquartier für eine Reihe von Monaten werden; ich machte es mir so bequem wie möglich und installirte mich von neuem in einer grossen Hütte, die man mir eingeräumt hatte.

Die ersten Tage verwandte ich auf die Einrichtung eines grossen Gemüsegartens, bei welcher Arbeit ich alle meine

Diener beschäftigte und von einer ganzen Anzahl schwarzer Sklaven aus der Seriba unterstützt wurde. Ich hatte einen Vorrath von Hacken und Spaten mitgebracht und verfügte über ein reiches Sortiment vorzüglicher Sämereien; so vermochte ich, bisher noch nicht Dagewesenes zu leisten und den Eingeborenen ein Beispiel zu liefern von der beispiellosen Productivität ihres Bodens. Zunächst wurde der Platz, der fast 200 Schritt im Geviert hielt, mit einem hohen Strohzaun umgeben und über das ganze Carré liess ich parallele Beete verlaufen, die ich zum grössten Theil mit den vorzüglichsten Maissorten besäete, von denen ich mir Originalkolben aus Neujersey verschafft hatte. Am siebzigsten Tage nach der Aussaat konnte ich mich der ersten Früchte meines Fleisses erfreuen, und das Resultat übertraf nicht nur meine Hoffnungen, sondern auch bei weitem die Qualität des amerikanischen Saatkorns; vorzüglich waren besonders diejenigen Sorten gerathen, deren weisses Korn beim Trocknen ein hornartig durchschimmerndes Aussehen annimmt.

Taback aus Maryland gedieh zu riesiger Grösse, und ich erntete viele Centner davon. Es fehlte zwar nicht im Lande an Taback, wol aber an grossen Blättern, um sich selbst den nöthigen Vorrath an Cigarren drehen zu können. Schon in Aegypten bildet der virginische Taback kaum handgrosse Blätter, in den Negerländern bleibt das ganze Gewächs vollends zwerghaft. Die Neger säen den Taback unter einem Schattendach aus, bevor sie ihn verpflanzen, denn der Same verträgt in Centralafrika nicht die Sonnenglut der Mittagszeit und erstirbt unfehlbar infolge der vorübergehenden Ausdörrung an der Oberfläche des Bodens. Dieses Hinderniss hatte ich bei allen europäischen Gemüsen gleichfalls zu überwinden, namentlich wenn Perioden von fünf bis sechs regenlosen Tagen eintraten, wie das im Juli selbst sich mehrmals wiederholte. Da mussten Sklavinnen täglich zweimal Wasser herbeischaffen in grossen Krügen. Manche Gefahren waren den keimenden Pflanzen auch bereitet durch Wurmfrass, und als

eine besondere Plage erschienen hier die riesigen Tausendfüsse (Spirostreptus), welche von Fingerdicke und Länge überall den Boden durchwühlten. Besonders die Bohnen hatten von ihnen zu leiden, bis sie gekeimt waren.

Als vorzüglich applicabel für den schweren, fetten Boden erwähne ich von unsern Gemüsen die Gurken, den Kopfkohl, Kohlrabi und Rettig. Der europäische Rettig gedieh weit besser als der ägyptische, der einer sehr abweichenden Varietät angehört. Melonen und Wassermelonen kann man in diesem Theil von Afrika nur in den Wintermonaten vermittels künstlicher Bewässerung zur Fruchtreife bringen, in der Regenzeit werden die Früchte längst vor der Reife von Würmern angefressen und das Laub von Käfern zerstört. Hier war es auch, wo ich den Liebesapfel und die Sonnenblume zog, die sich nun für immer diesem Theil von Afrika eingebürgert haben werden. Wenn ich länger im Land geblieben wäre, so hätte ich mich auch auf den Anbau der Banane gelegt, von welchen es zwar in den Seriben hin und wieder einzelne Anpflanzungen gab, die aus dem Niamniamlande ihren Ursprung entlehnten, bei der Indolenz der Nubier aber und ihrer angeborenen Gleichgültigkeit gegen die Schätze Pomona's und die Früchte des Gartenbaues nur eine sporadische Existenz fristeten.

Nachdem die wichtigsten Gartenarbeiten erledigt waren, konnte ich mich ganz und mit vollem Herzen der Erforschung der Flora hingeben. Mit Sonnenaufgang pflegte ich, gewöhnlich von einigen Leuten begleitet, die mir Mappen und Gewehre nachtrugen, mich in den nahen Wald zu begeben; stundenlang streifte ich da in der sichern Umgebung der Seriba umher und kehrte um die Mittagszeit, mit Schätzen reich beladen, zu meiner Wohnung zurück, wo mich das damals für afrikanische Verhältnisse immer noch opulente Mahl gastlich erwartete. Oft sass ich auch blos im Schatten eines schönen Baumes, um die Pflanzen zu zergliedern, zu beschreiben und abzuzeichnen, die mir zufällig aufgestossen

waren, denn „Neues“ gab es hier immer in Afrika. Nachmittags eilte ich dann aufs neue hinaus in die Fluren, während meine Diener unterdess daheim beständig die Papiere zum Pflanzentrocknen zu wechseln und die Pressen zu erneuern hatten. Bei dieser fieberhaften Thätigkeit, welche sich selbst auf einen Theil der Nacht erstreckte, um das täglich Wahrgenommene zu Papier zu bringen, schwollen meine Sammlungen schnell zu bedeutendem Umfange an, und Ballen häufte sich auf Ballen, alles aufs sorgfältigste in Rindshäute genäht und der weiten Reise gewärtig, die sie über Wüsten und Meere hinführen sollte in die Speicher der Wissenschaft.

Einer dieser tagtäglichen Streifzüge durch Busch und Wald gestaltete sich wie spielend zu einem Jagdabenteuer unerhörter Art. So etwas kann man nur in Centralafrika erleben. Im tiefen Schatten eines Butterbaumes und versteckt von dem in seinem Schutz hochaufgeschossenen Grase hatte ich wol eine halbe Stunde lautlos zusammengekauert dagesessen, ganz versunken in die Zergliederung meiner Pflanzen. Die drei Begleiter schliefen wie gewöhnlich den Schlaf der Gerechten; weit im Umkreis herrschte die feierliche Stille der Waldeinsamkeit, dass man den Tritt einer jeden Ameise am Boden zu hören vermochte, ab und zu drang ein feines Geknister von dem rastlosen Getreibe in den Werkstätten der Termiten zu dem Ohr des Zeichnenden. Da schwankte ein riesiger Schatten an seinen Augen vorbei, und wie er den Blick erhob, stand ihm auf kaum Pistolenschussweite ein imposanter Antilopenbock gerade gegenüber. Die Schönheit eines noch nie gesehenen Thieres erhöhte meine Ueberraschung, und mit pochendem Herzen starrte ich auf das räthselhafte Bild, das gleichsam dem Erdboden entwachsen schien. Es war ein Bastard-Gemsbock (A. leucophaea) von hellgraubrauner Färbung, an der Brust mit langem Haar und weiss am Bauche. Von dem stolzgehobenen Kopfe mit seinen langen, spitzen Gehören und dem massiven Gehörn bis hinab zu den schwarzen Läufen mit den weissen Knöchel-

binden stand der Bock frei da vor meinen Blicken in voller Majestät, wie ein gewaltiger Büffel, der drohend nach allen Seiten äugt und sichert, bevor er sich zur Fortsetzung seines Weideganges anschickt. Eine rothbraune steife Mähne, welche vom gebogenen Nacken bis über den ganzen Widerrist sich erstreckt, gab seiner Erscheinung etwas unbeschreiblich Keckes und Herausforderndes. Rauschend legte sich das Gras vor seinen wuchtigen Tritten, — jetzt schwenkte es auf die Seite, mir die ganze Spiegelpartie zukehrend. Man konnte die



Porträt des Bastard-Gemsbocks von Centralafrika (Antilope leucophaea).

Fliegen erkennen, welche den hin- und herfuchtelnden Giraffenschweif umkreisten, durch welchen diese Antilopenart ausgezeichnet ist, einer Quaste von $^3/_4$ Fuss langen schwarzbraunen Haaren vergleichbar, die auf schlankem Stiel befestigt ist. Von meinen Leuten regte sich keiner, behutsam streckte ich daher die Hand aus nach der neben mir liegenden Büchse, ich schob die Sicherheit zurück, und bei der nächsten Körperwendung des Thiers fiel meine Kugel mitten aufs Blatt, ein Ziel von kaum 30 Schritt Distanz. Mit mächtigem Satze fuhr der Bock in die Höhe, dann stand er einen Augen-

blick still, die Läufe gespreizt und wie betäubt, mit etwas gesenktem Haupte. Eben wollte ich zur zweiten Büchse greifen, da gab es einen gewaltigen Krach, und sitzend hatte mir das Jagdglück die stolzeste Beute in den Schos geworfen; in den Schos, denn hätte es wol noch gefehlt, dass ein Bastard-Gemsbock mir auf die offene Zeichenmappe fiele?

Der Schuss hatte meine Leute kaum wach gemacht, hierzulande war ein einziger Schuss überhaupt des Blickes nicht werth, es bedurfte erst meines Triumphgeschreis, um sie schnell auf die Beine zu bringen. Nun wurden wie gewöhnlich einige Neger aus den nächsten Hütten herbeigeholt, die sich geschäftig an die Arbeit des Abhäutens und Zerwirkens machten. Der Kopf allein wog 35 Pfund. Ich erfuhr von den Eingeborenen, dass der Manja (so nennen die Bongo diese Antilopenart) zu den seltenern Thieren der Gegend gehört, obgleich er sich in allen Theilen des Gebietes wiederfindet, und dass derselbe für gewöhnlich einzeln oder weit abgesondert von seinesgleichen der Aesung nachgeht. Er soll die einzige von den grössern Arten sein, welche den Jäger annimmt und Wuthanfälle hat, wie ein wilder Büffel.

Mit grosser Traurigkeit erfüllte mich nach einiger Zeit der Verlust meines treuen Begleiters Arslan, welcher mir von Berlin an bis in diese entlegenen Waldwildnisse gefolgt war. Unter den Beschwerden der weiten Reise war er herangewachsen, hier, wo ich ihn allen Gefahren der Wüstenhitze und des Wassermangels überhoben glaubte, sollte ihn mir die Tücke des Klimas entreissen. So sah ich mich getrennt von dem letzten Freunde, der das Band mit der Heimat vermittelte, und die letzte Brücke hinter mir abgebrochen, die mich noch mit ihr verknüpfte. Was muss erst derjenige empfinden, dem der Tod fern von den Lieben daheim einen wirklichen Freund raubte, hier unter diesen teuflischen Menschen, wo schon eine arme Hundeseele so viel über das Herz des Vereinsamten vermag.

In allen Lagen des menschlichen Lebens ist die Natur

die beste Trösterin, und die stille Einsamkeit und Friedfertigkeit der Pflanzenwelt beruhigt die stürmisch bewegte Brust. So kehren auch wir wieder zurück zur Waldeseinsamkeit und betrachten, was sie uns darbietet.

Von der grossen Mannichfaltigkeit der Vegetation in meiner nächsten Umgebung zeugt am besten der Umstand, dass ich hier schon nach einem Aufenthalt von fünf Monaten nahe an 700 blühende Gewächse zusammenzuraffen vermochte, die ich sämmtlich diagnosticirt hatte. Bei uns in Europa liesse sich das während eines ganzen Jahres unmöglich herstellen, wollte man ausschliesslich auf die weitere Umgegend einer Stadt beschränkt bleiben. Aus eigener Erfahrung weiss ich, dass, so sehr auch Verkehrsmittel es daselbst erleichtern, in einer Saison kaum 500 Species die Frucht unablässigen Botanisirens sind, hauptsächlich wegen des grossen Wechsels von Standort und Blütezeit; hier im Djur- und Bongolande dagegen häuft die Flora ihre Blüten auf die ersten Monate der Regenzeit, ärmer lässt sie den Herbst ausgehen, wenn erst das Gras der Steppe verdorrt ist, und auch in der Mitte der vollen Regenzeit bietet sich wenig den Blicken dar, was nicht bereits beim Beginn derselben zu Tage getreten wäre.

Auch das Terrain wechselt entschieden weniger als in den einförmigsten Gegenden Deutschlands. Es gibt Wald und Steppe, niedergrasige Wiesen und Buschwaldungen, Aecker und Waldlichtungen, Sumpfwiesen und Regenteiche, nackte Felsflächen und etliche Felsgehänge, am wenigsten trifft man Sandstellen an, und diese fast nur in den trocken gelegten Flussbetten. Damit wäre die ganze Terrainverschiedenheit erschöpft.

Mannichfaltiger gruppirt sich der landschaftliche Charakter der Buschwaldungen, d. h. lichtgestellte Bäume, die mehr als 30—40 Fuss Höhe erreichen, wechseln mit Gebüschen und Unterholz ab, dazwischen Grasflächen oder hohe Staudendickichte; Aecker mit isolirt stehenden Bäumen, welche die Eingeborenen ihrer essbaren Früchte wegen absichtlich

zu schonen pflegen, oder Grasniederungen, welche in der vollen Regenzeit undurchdringlich werden und deren Halme weit über Mannshöhe erreichen, mit Wiesenflächen abwechselnd, die einen beschränkten Graswuchs zu erkennen geben, da die Erdkrume auf felsigem Grunde eine nur geringe Mächtigkeit erreicht. Auf den Wiesen: Gebüsche und undurchdringliche Boskets, die sich um isolirte Bäume scharen



Kosaria palmata.

oder um Termitenbauten wuchern, in deren Schatten die prachtvollsten Zwiebelgewächse (Haemanthus gloriosa, Chlorophytum), Aroideen, Erdorchideen und die wunderbare Kosaria ihre auffallenden Blüten zur Schau stellen; an den trockenern Stellen im Walde und wo die Thonerde sandreich erscheint, begegnet man Kräutern und Stauden, welche an die Flora der nördlichen Steppen erinnern, vor allem die das südliche Nubien charakterisirenden Capparideen, welche das Binde-

glied abgeben zwischen den Erzeugnissen zweierlei Zonen. Dann wieder stösst man auf die wilden Dickichte, die sich im Walde gebildet, in denen grosse Bäume von Carpodinus-Lianen umstrickt zu wundervollen Lauben umgestaltet werden, in welche nie ein Sonnenstrahl eindringt. Hier wuchern auch die wilden Reben mannichfaltiger Art, die Dioscoreen und Asclepiadeen, den Wirrwarr der Gehänge vermehrend.

Aus der Analogie, welche zwischen dem Habitus der häufigsten Bäume dieses Gebiets und denen unserer Zone zu Tage tritt, lässt sich manche Parallele mit heimatlichen Formen aufstellen, welche zur Charakteristik dieses lieblichen Waldgebiets beitragen könnte. Da gibt es Bäume, die auf den ersten Blick einen Vergleich mit unsern Eichen sehr nahe legen, zu diesen gehört namentlich die Terminalia und der Butterbaum (Bassia oder Butyrospermum). Die Frucht des letztern besteht aus einem kugelrunden ölreichen Kern, der einer Rosskastanie ausserordentlich ähnlich ist und welcher von einer fleischigen Hülle umgeben wird, das Ganze hat die Grösse einer Aprikose und ist grün von Farbe. Die Hülle wird durch Liegenlassen geniessbar gemacht, wie die Mispel, und ist ein vorzügliches Obst des Landes. Aus den Kernen des weit über die Länder des Tsad und des Negerbeckens verbreiteten Butterbaums wird ein Oel gewonnen, welches unter dem Namen „Butter von Galam“ eine gewisse Rolle im Handel am Gambia spielt; als Speiseöl ist es seines unangenehmen Geschmacks wegen, an den ich mich nie gewöhnen konnte, für uns von geringem Werth, die Haupteigenthümlichkeit besteht darin, dass dieses vegetabilische Fett schon bei + 20° R. fest wird, wie Lichttalg. Der schöne Baum ist durch eine Rinde ausgezeichnet, deren regelmässig polyëdrische Risse dazu beitragen, den Vergleich mit dem Eichentypus nahe zu legen.

Ein allverbreiteter Baum, der täuschend an unsere Weissbuchen erinnert, ist der kleinlaubige Anogeissus. Nussbäume sind hier vertreten durch Kigelia und Odina. Sehr verbreitet

ist der Habitus unserer Eschen, und zum Verwechseln der Rosskastanie ähnlich erscheint der Vitex Cienkowskii und einige andere Arten dieser Gattung, deren olivenartige süsse Früchte von den Eingeborenen mit ebenso vieler Ausdauer aufgesammelt werden, wie von den Warzenschweinen, die sich gern an solche Kost halten. Eine Lieblingsspeise derselben sind auch die essbaren Früchte des Diospyros mespiliformis. Als ein Abbild der Platane sowol hinsichtlich der Rinde als auch der Blattform und Belaubung erscheint die prächtige Sterculia tomentosa, die weithin durch das ganze tropische Afrika verbreitet ist. Weiden stehen da in Gestalt von Anaphrenium, und hundertmal glaubt man die Kugelakazie wiederzusehen. Ein imposanter Baum, der sich überall im tropischen Afrika wiederfindet, ist die Parkia. Das Laub erinnert an die Poinciana (Poincillade, auch Flamboyer genannt) und die feuerrothen Blüten hängen in Gestalt einer von einem Schopf gekrönten Kugel an langen Stielen herunter; daraus entwickeln sich ganze Bündel von fusslangen Hülsen, deren Samen in ein feines gelbes Mehl gehüllt sind, das süsslich von Geschmack, von den Bongo ebenso gut unter den Kornbrei gemischt wird, wie von den Peulhs in Futa-Dialon in Westafrika. Es gehört eine afrikanische Zunge dazu, um den widerlichen Geschmack eines solchen Gerichtes zu überwinden.

Allein auch völlig eigenthümliche Typen, denen bei uns nichts Gleichartiges gegenübersteht, spielen eine hervorragende Rolle in diesen Wäldern, welche im allgemeinen weniger durch eine überschwengliche Fülle und Majestät ihrer Formen ausgezeichnet sind, als vielmehr durch die ewige Frische und Lieblichkeit im ganzen Zuschnitt der Natur. Die Anona senegalensis mit ihrem blaugrünen, grossen Laube trägt nichts Europäisches an sich, die kleine Frucht, falls sie je zur Reife gelangt (denn so reichlich auch die Früchte angesetzt werden, sind sie doch stets eine Beute der Vögel, und der Reisende kann monatelang sich im Suchen abmühen, bis er

eine erlangt hat, die völlig entwickelt ist), enthält einen ziegelrothen aromatischen Brei und verräth bereits in dieser bescheidenen Urform die verführerische Lieblichkeit, welche ihre veredelte Verwandte in Peru, die Cherimolia, zur Königin aller Früchte erhebt.

Weit fremdartiger erscheinen die kolossalen Candelaber-Euphorbien, welche den Habitus der amerikanischen Cactus nachahmen. Palmen spielen in dieser Gegend eine zu unbedeutende Rolle, um besonders namhaft gemacht zu werden; der Borassus schart sich nur an Flussufern zu Hainen zusammen, und in den Sumpfsteppen wächst die Phoenix spinosa, die Urform der Dattelpalme. Dann kommen die lederblättrigen Feigenbäume mannichfaltiger Art, und unter ihnen die grössten Denkmäler afrikanischer Vegetation; die grossblättrigen Combreten und Rubiaceen, die Tamarinden mit ihren dichten cylindrischen Kronen, zwergartige krüppelige Sträucher der Gardenien u. s. w. An der Grenze ihrer Verbreitung nach Süden stehen hier die Akazien des Weissen Nils, und nur vereinzelt stösst man auf die Stämme von Balanites, welche hier als letzte Anklänge an die nubische Steppen- und Wüstenflora auftreten. Weiter hin nach Süden wird auch die Tamarinde seltener, und im Niamniamlande begegnete ich ihr nirgends mehr.

In ihrem Gesammtcharakter schliesst sich die Flora dieses Gebiets der bereits eingehender erforschten Vegetation des afrikanischen Tafellandes an. Im Gegensatz zu seinen niedern Terrassen, die einen schmalen Gürtel am Meere bilden und durch Ueppigkeit und Wildheit ausgezeichnet sind, durch welche der afrikanische Urwald einigermassen die Pracht der brasilianischen Schöpfung nachzuahmen strebt, ist der von Steppenstrichen unterbrochene Buschwald des tropischen Afrika, was Einförmigkeit seines Charakters anbetrifft, vielleicht das ausgedehnteste Gebiet, welches die Pflanzengeographie auf der Erdoberfläche nachzuweisen vermag. Jedenfalls einförmiger als das Waldgebiet des öst-

lichen Continents, das ihm an Flächenraum überlegen, dehnt es sich von Senegal bis zum Zambesi, und von Abyssinien bis nach Benguela hin aus, ohne eine andere Abwechselung zu gewähren, als der Dualismus zwischen Steppe und Buschwald auf der einen Seite, und Urwald im amerikanischen Sinne auf der andern darthun, an der Westküste zur Schau gestellt in einem jähen Gegensatze zwischen Tafelland und der untersten Küstenstrasse, im Innern zwischen Uferwald und der Vegetation der zwischen den Wasserfurchen gelegenen Flächen. Hier im Bongo- und Djurlande fehlt ein solcher Dualismus noch fast gänzlich wegen zu geringer Wasserfülle der Flüsse und Bäche; später im Niamniamlande wird er uns in um so grellerm Lichte entgegentreten.

Die beschränkte Ausbeute der wenigen Botaniker, welche in diesem immensen Gebiete gesammelt haben, berechtigt uns immerhin, den relativen Reichthum an Arten zu errathen, und wenn man die Ausbeute der Sammler in Brasilien und Java mit der Ausbeute der erstern vergleicht, so ergibt sich als gewiss, dass das ganze tropische Afrika an Zahl kaum die Hälfte der in jenen Ländern einheimischen Pflanzenarten sein eigen nennen kann.

An holzbildenden Gewächsen steht es den üppigsten Tropenstrichen des neuen Continents übrigens nicht im mindesten nach. Bäume und Sträucher bilden wenigstens den fünften Theil aller Arten, und selbst in den Wäldern des Bongolandes ist die Mannichfaltigkeit des Laubes an jeder Stelle erstaunlich. Bestände aus einer und derselben Art gebildet, wie in unsern nordischen Wäldern, gehören hier zu den grössten Seltenheiten und dehnen sich nur auf kurze Strecken aus. Diese Einförmigkeit des tropischen Afrika im Vergleich zu der ungeheuern Länderstrecke, die es darbietet, und wie sie sich am deutlichsten in dem auffälligen Mangel an pflanzengeographischen Provinzen auszuprägen scheint, ist einerseits die Folge der massigen und ganzrandigen Gestalt dieses Continents, andererseits aber auch beeinflusst von

einer Grenzsperre, welche in Gestalt von Meeresströmungen und Wüstengürteln, die es nach allen Seiten umgeben, gegen das Vordringen ausländischer Vegetationstypen abgeschlossen erhält. In der Richtung gen Arabien eröffnet sich diesem Gebiet eine Brücke nach dem indischen Osten, und in der That hat die indische Flora einen grossen Antheil an der Charakteristik seiner Vegetation. Die Mehrzahl der afrikanischen Culturgewächse, und fast alle Unkräuter, deren Existenz an sie gebunden ist, deuten unwiderruflich nach Indien, eine Vermuthung, die bereits Rob. Brown prophetisch ausgesprochen zu einer Zeit, als man von der Vegetation Centralafrikas noch wenig wusste.

Vorher schon hatte ich das Glück gepriesen, welches mir die Idylle eines afrikanischen Naturlebens, das langjährige Ziel meiner Wünsche, bei stets ungetrübter Gesundheit gewährte, nirgends hätte ich mich unbehinderter meinen Beschäftigungen hingeben können, als hier: was kümmerten mich die Leute um mich herum, für mich war ich ganz allein in diesem heiligen Tempel der Natur. Die Bosheit der Menschen und der sie begleitende Schmuz, indem sie den Contrast der reinen Naturwüchsigkeit erhöhte, vermochte nicht im mindesten die innere Ruhe dieses Stilllebens zu stören. Wer hier sich voller Gesundheit erfreut, um die Frische der Wildniss, — dem Kranken allerdings eine Quelle unvertilgbaren Heimwehs —, in vollen Zügen einsaugen zu können, dem muss sie auch für spätere Tage etwas mittheilen von ihrem ewigen Grün. So zaubert die Wildniss in der Erinnerung des Reisenden stille Paradiese, und die hier verbrachten Tage gestaltet die Phantasie zu den glücklichsten seines Lebens.

Im Juni kehrten die Leute nach der Seriba zurück, welche der Verwalter zur Abholung des Elfenbeins ausgeschickt hatte, das sich in der Ghattas'schen Niederlassung am Rohl aufgehäuft hatte, über 130 Meilen im Südwesten von meinem Standquartier gelegen. Jene Seriba am Rohl

haben, da sie vom Bachr-el-Gebel weniger entfernt sind als vom Gazellenflusse, am erstgenannten Flusse ihren Ausschiffungsplatz in der Meschera Abu Kuka und stehen unter der Leitung eines eigenen Verwalters. In diesem Jahr erlaubte aber die sehr feindselige Haltung der Eingeborenen daselbst nicht, den kürzern Weg zu wählen, man sah sich daher gezwungen, den weiten Transport zur Meschera des Gazellenflusses ins Werk zu setzen. Die Hauptseriba jener Territorien des Ghattas war nämlich im April desselben Jahres von den wenigen Zurückgebliebenen verlassen worden, nachdem auf einer Viehrazzia gegen den Dinkastamm Agär fast ihre ganze Besatzung, über hundert Mann, den Tod gefunden hatten. Die Zurückgebliebenen, welche von diesem Unglück durch befreundete Eingeborene benachrichtigt worden waren, geriethen selbst in sehr grosse Noth und mussten, da sie keine Aussicht hatten, sich mit Erfolg vertheidigen zu können, unter Preisgebung der gesammten Munitions- und Handelsvorräthe bei Nacht und Nebel nach einer Filialseriba flüchten. Das Hauptcorps der Truppen befand sich noch auf der Niamniamexpedition, und nur die Furcht vor ihrer baldigen Rückkehr lies die Agär von der Verfolgung des letzten Restes ihrer Feinde abstehen, nachdem sie die Hauptseriba vollständig geplündert und verbrannt hatten. Dieselbe ist nicht wieder hergestellt worden; früher gehörte sie den Gebrüdern Poncet, die indess nie diesen Platz besucht haben. Nur Petherick hat sie im Jahre 1862 auf seinem verzweifelten Marsche nach Gondokoro berührt und unter dem Namen „Adaël“ auf seiner Karte verzeichnet. Da in Chartum diese Hiobpost früher einging, als meine Briefe, so verursachte die unklare Schilderung von der Vernichtung einer Ghattas'schen Seriba durch die Eingeborenen den dortigen Freunden viele Besorgniss um mein Schicksal.

Auch in anderer Hinsicht lastete ein Unstern auf den diesjährigen Unternehmungen der Ghattas'schen Compagnie. Die Zeit war herangerückt, in welcher die Seribenverwalter

ihre jährlichen Raubzüge ins Dinkagebiet zu unternehmen pflegten, um sich mit frischen Viehvorräthen zu versehen. Da sich die verschiedenen Gesellschaften gegenseitig Concurrenz machen, so war man von Anfang an, um Zwistigkeiten zu vermeiden, über einige allgemeine Gesetze übereingekommen, eine Art Seribenrecht, welches in allen Gebieten das gleiche zu sein scheint. Die unmittelbar abhängigen Territorien sind hier ebenso scharf abgegrenzt, wie die Güter in Livland und Polen, und die Strassen, die zur Meschera führen, dürfen nur von denjenigen Compagnien begangen werden, welche darauf ein gewohnheitsmässiges Recht begründen können. Fast jede Seriba hat ihre eigene Strasse, auf welcher sie brandschatzt, und eine Strasse ohne Brandschatzen ist hierzulande keine Strasse. Wollen fremde Compagnien anderer Strasse benutzen, so müssen sie erst mit dem Seribenverwalter, welcher über sie gebietet, Rücksprache genommen haben. Die hin und wieder befreundeten Chefs, welche die Durchziehenden mit Lebensmitteln versehen, würden einer fremden Compagnie feindlich gegenübertreten, falls ihr die entsprechenden Führer und Dragomane nicht beigegeben wären.

Aehnlicher Art war das Abkommen, welches die Bewegungen der in das Niamniamgebiet unternommenen Expeditionen regelte. Jede einzelne Compagnie hat ihren eigenen Weg und die eigene Reihe kleiner Häuptlinge, welche für sie Elfenbein aufkaufen und den Markt vorbereiten. Da, wo schon von früher her Compagnien zu handeln gewohnt sind, darf keine neue sich eindrängen und den Markt verderben. Neue Märkte kann sich der einzelne nur durch weiteres Vordringen ins tiefere Innere des Landes eröffnen. Solche Entdeckungen werden wieder monopolosirt und die alleinige Berechtigung von allen respectirt. Wo das nicht der Fall ist, gibt es ernstliche Conflicte, und unter den nubischen Compagnien selbst sogar Mord und Todtschlag, solange nur schwarze Soldaten kämpfen gegen schwarze; die echten Nubier

versagen jedem Herrn den Gehorsam, sobald er ihnen zumuthet, auf ihre Brüder zu schiessen.

Am eifersüchtigsten aber überwachen die chartumer Compagnien ihre Gerechtsame auf Viehraub in diesem oder jenem Gebiet. So umfasst das Raubgebiet des Ghattas im Dinkagebiet den ganzen untern Lauf des Tondjflusses. Die vorjährige Beute der Compagnie des Ghattas sollte 8000 Stück Rinder ergeben haben, bei den diesjährigen Unternehmungen jedoch, obgleich dreimal wiederholt, war das Ergebniss ein so geringfügiges, dass es ihr den Spott der Nachbarn zuzog: 40 Stück Rindvieh. Benachbarte Compagnien, die im Raube erfolgreicher gewesen waren, verkauften nun gegen landesübliche Werthe (Sklaven, Kupferringe, Wechsel auf Chartum, letzteres namentlich ein beliebtes Auskunftsmittel der kleinern Leute) in der Seriba Ghattas' ihr überflüssiges Vieh: das ist die gegenseitige Aushülfe im Räuberleben. Vergebens hatte man die ganze Westseite des Tondj, umsonst das ganze Gebiet der Reck und Lao abgesucht, überall war man zu spät gekommen, und die wohlavisirten Dinka konnten noch zu rechter Zeit Vieh und Familien in jene unzugänglichen Sümpfe flüchten, wo ihre Uebermacht an Zahl stets im Vortheil ist, selbst gegen bedeutende Scharen von wohlarmirten Räubern. Im ganzen Dinkalande existirt keine einzige Flinte, die losgeht.

Das letzte mal zogen 140 Bewaffnete aus, und Hunderte treu ergebener Eingeborenen begleiteten sie, darunter Leute, welche für Viehheerden einen besonders guten „Riecher" haben. Mit solchem Tross nun zieht man derart des Wegs einher, als beabsichtige man diese oder jene Seriba zu erreichen, urplötzlich, hat man erst gute Witterung, wird bei Einbruch der Nacht seitwärts oder gar in entgegengesetzter Richtung aufgebrochen und ohne Unterlass marschirt, bis man beim Morgengrauen die zum Ueberfall erkorenen Viehparks durch eine Ueberrumpelung umringen kann; es entsteht ein plötzliches Kesseltreiben, und aus Furcht, sich gegen-

seitig in die Beine zu schiessen (das ist nämlich das gewöhnliche Ergebniss ihrer Schützenkunst), lassen die Soldaten die Luft widerhallen von einer Menge zielloser Schreckschüsse. Das reicht aus, um die Eingeborenen dermassen einzuschüchtern, dass sie gern von der Lücke Gebrauch machen, welche nun die Umzingelnden eröffnen, um die Männer hinauszulassen. Die Dinka, solange sie nicht alarmirt sind, haben, wie bereits erwähnt, bei ihren Heerden nur die zu ihrer Bedienung erforderliche Anzahl von Knechten. Weiber und Kinder bewohnen die entlegenen Hütten und fallen nur selten in die Hände der Räuber.

Mit Hülfe mitgebrachter Neger bemächtigt man sich nun schleunigst der Heerden und tritt, die Beute im Rücken durch bewaffnete Macht deckend, in Eilmärschen den Heimweg an. Um das Bedürfniss eines Jahres zu decken, muss das Ergebniss einer solchen Razzia mindestens 2000 Stück betragen. Zwei Drittel der Beute fällt der Verwaltung zu, ein Drittel wird den Soldaten zugewiesen, welche die Rinder nach Belieben verschachern. Die Anführer der Negerbanden, die Ortsvorsteher und Schechs erhalten auch ihren Antheil; das gibt dann grosse Freude. Die schändlichen Helfershelfer, Kuppler und Hehler dieses verbrecherischen Handels sind die Gellaba, die Sklavenhändler von Profession, die als Mitesser von den mühelos erworbenen Producten der Negerarbeit sich in allen Seriben einnisten, wie faule Drohnen vom Schweiss des Fleissigen sich ernährend. Abwechselnd handeln sie mit Baumwollenzeug, Seife und Mützen, mit Flinten, Spiegeln und gedörrten Zwiebeln à la Julienne, dann wieder mit Sklaven und Sklavinnen, jungen und alten, mit Kupferringen und Perlen, Koransprüchen und Amuleten, schliesslich mit Rindern, Ziegen und Schafen, je nach den Erfordernissen der sich darbietenden Chance. So war ihr Viehhandel in diesem Jahre auf Kosten der Ghattas'schen Leute ein sehr blühender. Von andern Compagnien, die glücklicher gewesen waren, hatten sie grosse Massen herbei-

geschafft und handelten nun dafür alle Dinge ein, die sie gut abzusetzen verstanden.

Räthselhaft bleibt mir, wie bei dem jahraus, jahrein fortgesetzten Viehraub im grossen und bei dem immensen Viehconsum Tausender hier auf eine Fleischkost angewiesener Nubier dennoch der Viehreichthum der Dinka nicht erschöpft zu werden vermag. Allerdings schlachten sie ihr Vieh niemals, allein die Fliegenplage decimirt beständig alle Heerden, und die Kühe haben die üble Eigenschaft, selten mehr als einmal zu kalben, viele bleiben ihr Leben lang Färsen. Derartige Daten geben uns wol Mittel an die Hand, um die sich sonst aller Berechnung entziehende Einwohnermenge taxiren zu können, da allein zur Beaufsichtigung und Wartung solcher Viehmengen eine grosse Menschenmasse gehört, welche den besitzlosen Klassen unserer Culturländer entspricht.

Vom 21. Juli bis zum 4. August besuchte ich auf einer Rundtour alle Filialseriben des Ghattas, und meine Landeskenntniss erfuhr dadurch eine bedeutende Erweiterung. Ein etwa vierstündiger Marsch führte mich auf einer für mich neuen, mehr westlichen Strasse nach Gir, wo bereits die Sesamfelder in voller Blüte standen. Der Sesam ist in diesem Theil von Afrika ausnahmslos durch reinweisse Blüten gekennzeichnet, während er im Nilthal rosablühende Varietäten aufweist. Ueberhaupt ist es eine Eigenthümlichkeit der Flora dieser Gegenden, dass eine Menge von Pflanzenarten, die in andern Tropenländern durch blaue oder rothe Blüten ausgezeichnet sind, hier durch weissblühende Formen ersetzt zu werden pflegen. Ich könnte eine lange Reihe von Pflanzen aufführen, die das bestätigen, ohne eine Erklärung der Erscheinung geben zu können.

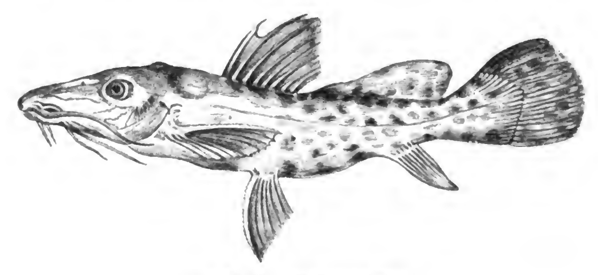
Ich brauche wol kaum zu erwähnen, dass ich diese Rundtour ganz zu Fuss machen musste, wie auf allen meinen Wanderzügen im Innern. Das Marschiren im hohen Grase, wo nur ein schmaler Spalt sich den Schritten des Wanderers öffnet, wird durch den rinnenförmigen Pfad, den die einwärts-

gehenden Neger genau in der Breite ihrer Sohlen, einem einzelnen Radgleis vergleichbar, austreten, sehr erschwert. Man muss sich zwingen, gleichfalls einwärts einherzuschreiten. Stellenweise verwandeln sich diese Rinnen in Wasserläufe, vermittels derer sich die anstossenden Steppenrasen entwässern. Allein der Genuss einer üppigen Naturfrische und der beständige Wechsel der schönsten Landschaftsbilder, wo die Formenfülle des Laubes am meisten die Bewunderung des Neulings auf sich zieht, entschädigt reichlich für diese kleinen Mühen. Ueberdies wurden sie mir mit jedem Tage leichter.

Diese Tour fiel für mich auch an andern Eindrücken mannichfaltigster Art reich aus. In Gir traf ich den Schreiber der von den Agār zerstörten Seriba Ghattas', der mir von den Abenteuern erzählte, welche die bedrängte Mannschaft auf der Flucht erlebt hatte. Mit einem Faki aus Darfur, der auch Bornu und den westlichen Sudan besucht hatte, führte ich ein längeres geographisches Disput, indem wir darüber stritten, ob der grosse Fluss von Monbuttu in den Tschad sich ergiesse oder dem Weltmeer zuströme. Der Furaner plaidirte mit Recht für den Schari, ich damals freilich noch für den Benuë. Ihn sowol als auch alle die andern andächtigen Zuhörer brachte ich in eine Ekstase der Bewunderung über meine Kenntniss von Gegenden, deren Existenz sie zum Theil nur vom Hörensagen oder kaum dem Namen nach kannten. Ich hatte ihnen nämlich alle Staaten der Reihe nach von Darfur bis an den Ocean aufgezählt. Zum hundertsten mal hatte ich hier wieder die Frage zu beantworten, wozu die Europäer das viele Elfenbein brauchten, eine erklärliche Neugierde, da dieser Artikel die Haupttriebfeder des ganzen Raubsystems der Nubier ausmacht: Stöcke und Sonnenschirme mit Elfenbeingriffen, Billardkugeln, Klaviertasten und hunderterlei dergleichen Tand war ihnen freilich noch nicht unter die Augen gekommen.

Ich verlasse das geographische Gir mit seinen handelspolitisch-culturhistorischen Fragen und komme nach Addai,

$1^1/_2$ Stunde entfernt davon, wo die ganze bewaffnete Macht sich aufs friedfertigste mit Schneiderei beschäftigte. In den meisten Ländern des Islam ist das Nähen vorzugsweise Sache der Männer. Von Addai erreichte ich die Seriba Kulongo, welche ebenfalls von dem erstgenannten Platze nur eine kleine Wegstunde entfernt liegt. Ein wasserreicher Bach, der von einer fast ununterbrochenen Kette der dichtesten Bambus-Dschungels eingefriedigt wird, fliesst bei Kulongo vorbei und mündet in der Nähe von Addai in den Tondj. Dieser Bach ist sehr fischreich, und die anwohnenden Bongo waren gerade damit beschäftigt, ihren Hauptfang zu besorgen,



Der Kilnoki, eine neue Art Wels.

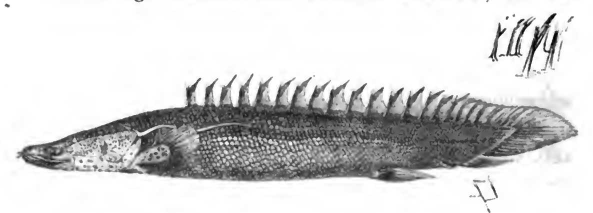
indem sie das Wasser durch Wehre ganz nach europäischer Art aufstauten und über die offen gelassenen Stellen reusenartige Körbe von bedeutender Grösse aufstellten. Zweimal im Jahre, am Anfang der Regenzeit und nach Rücktritt des Wassers, ist in diesen Gegenden die Hauptzeit des Fischfangs.

Die Mehrzahl der hier gefangenen Arten ist dieselbe wie in den untern Gewässern des Nils und in Aegypten; die obern Nilzuflüsse haben indess eine Reihe eigenthümlicher Formen, unter welchen der schon besprochene Fischmolch (Lepidosiren) und namentlich Welsarten als Charakteristicon afrikanischer Tropengewässer dienen. Von letztgenannten verdient der von den Bongo „Kilnoki“ genannte welsartige

Fisch ein besonderes Interesse. Derselbe erinnert am meisten an die Gattung Auchenipterus oder Synodontis, die sich aber von ihm beide durch die gegabelte Schwanzflosse unterscheiden. Einer der häufigsten Fische in diesen Gewässern ist der bekannte Bischir des Nils, den die Bongo „Gurr“ nennen. Die beigegebene Zeichnung veranschaulicht ein junges Exemplar von ¾ Fuss Länge, welches durch den langen fadenförmigen Hautzipfel am Kiemendeckel ausgezeichnet ist. Dieses Merkmal ist bereits an Exemplaren vom Senegal beobachtet worden und scheint nur dem Jugendzustand des Thiers eigen zu sein. Der schöne grossschuppige Heterotis niloticus, der „Goggöh“ der Bongo, hat ein Fleisch, welches durch Zartheit und vorzüglichen Wohlgeschmack ausgezeichnet ist. Die besten Speisefische dieser an wohlschmeckenden Arten nicht eben sehr reichen Gewässer gehören hauptsächlich der Abtheilung der Characini an, z. B. Hydrocyon Forskålii, der „Kjällo“ der Bongo, ein graugestreifter, perlmutterschimmernder Fisch von Lachsgestalt, mit rothen Flossen und einem ausdrucksvollen Hundskopf, dessen lange Kiefern mit ihren starken Kegelzähnen den systematischen Namen rechtfertigen. In diese Verwandtschaft gehört auch der „Racha“ (Ichtyborus microlepis), der durch einen langen Hechtkopf gekennzeichnet ist, ferner der kleinschuppige Distichodus rostratus, den die Bongo „Hilu“ nennen (eine andere Art nennen sie „Tonga“), schliesslich der „Kelo“ (Alestis) und der „Dologo“ (Citharinus). Von den Barsen, die im Nil eine so grosse Rolle spielen, war der silbergraue Lates niloticus (Golo) besonders häufig, noch häufiger der „Uarr“, ein fingerlanger Chromis, deren es hier einige Arten gibt. Der Uarr ist im frischen Zustande von dunkelgrüner Färbung und mit einer Anzahl schwärzlicher breiter Querbinden geziert. Die gemeinsten Fische von allen, die keiner der beim Zurücktreten der Gewässer in den Flussniederungen hinterlassenen Sumpflachen fehlen, sind die Welse der Gattung Clarias, deren weichliches Fleisch einen abscheulichen Sumpf-

geschmack verräth, der „Gigongo“ der Bongo, dessen Färbung im lebenden Zustande von dem braunen Schlamm, in welchen er sich einwühlt, nicht zu unterscheiden ist. Eine seltsam geformte Art dieser Abtheilung ist auch das „Benge“ genannte Fischchen von der Gattung Schilbe. Interessant als einziger Vertreter einer indischen Gattung in Afrika ist der graubraun gefleckte Ophiocephalus obscurus. Zu erwähnen sind noch von kleinern Arten der bläulichgrüne „Ndir“ (Ctenopoma Petherickii), von den Labyrinthici der „Marengo“ (Labeo Forskålii) und der „Möll“ (Mormyrus cyprinoides)*).

Die Bongo bedienen sich zweierlei Methoden, um das



Junger Polypterus (die Schlange des Flusses).

Fleisch der Fische zu conserviren. Kochsalz, das ihnen abgeht, ersetzen sie dabei nicht durch Aschensalz, sondern die Fische werden der Länge nach durchgeschnitten und einfach an der Sonne gedörrt, um später in die raucherfüllten Hütten gehängt zu werden. Andere zerstampft man, nachdem sie zerschnitten und gedörrt worden, im Mörser zu einem dicken Brei, aus welchem faustgrosse Kugeln geballt werden, deren bedeutendes Haut-goût als beliebte Zuthat zu den Suppen und Saucen dient, die aller schärfern Gewürze vollständig ermangeln.

In Kulongo wurde mir manches köstliche Märchen aufgetischt von den Wundern der Unterwelt und vom Hausen böser Geister in einer benachbarten Höhle, sodass ich vor Begierde brannte, selbst Augenzeuge davon zu sein. Niemand

*) Die Arten dieser Gattung führen in Chartum den bezeichnenden Namen „Chaschm el benat“, d. h. Mädchenmund.

von der nahen Seriba hatte es noch gewagt, jene Schauderstätte zu besuchen, und viel Spass machte mir die Furcht des Verwalters, welcher schliesslich, nachdem er stundenlang damit geprahlt, er wolle mich hineinführen, einem Untergebenen Bakschisch versprach, um an seiner Statt mit mir zu gehen; es wurde aber offenkundig, und er war es nun nothgedrungen seiner Ehre schuldig, mich selbst zu begleiten. Wir mussten über den 10 Fuss tiefen Bach setzen, und da der Furchtsame eines Fussleidens wegen zu Esel ritt, fand er den geeigneten Vorwand, sich den Rückweg zu sichern. Sein lieber Esel hätte sich infolge des kühlen Bades erkälten können. Sieben Leute gaben mir nun das Gefolge zum Ort des Schreckens, drei meiner Diener, zwei sogenannte Soldaten und zwei Eingeborene als Führer. Allein diese Streitmacht erschien den Leuten bei der grossen Gefahr noch nicht ausreichend, und als man bei der Höhle angekommen, wurden rasch von den benachbarten Feldern noch einige Neger als Extraführer gepresst.

Nordwestlich von Kulongo steigt das Land bedeutend an, und auf der Höhe hatten wir eine weite Ackerfläche vor uns, auf welcher sich ein grosses dicht geschlossenes Buschwerk von weitem als das Ziel unsers einstündigen Marsches den Blicken eröffnete. Wir befanden uns am Eingang in die Höhle, die durch einen mächtigen Erdsturz entstanden zu sein schien, offenbar durch Unterspülung der Raseneisensteinschicht von unterirdischen Quellen. Die Ränder waren so dicht von Strauchwerk umfriedigt, dass niemand dahinter den Eingang zu einer Grotte vermuthet haben würde.

Als vor 14—15 Jahren die ersten fremden Eindringlinge in diese Gegenden kamen, flüchteten, so erzählt die Fama, Hunderte von Eingeborenen, ihre Frauen, Kinder und alle Habseligkeiten an den unzugänglichen Ort dieser so wohlversteckten Höhle. Viele sollen durch Hunger daselbst ihren Tod gefunden haben und nun als böse Geister ihre letzte Zufluchtsstätte unsicher machen. Als wir uns eben anschickten,

in das Dickicht einzudringen, verfiel einer meiner Leute auf die unglückliche Idee, schlauer sein zu wollen als sein Herr, und versuchte es, da ich auf meinem Vorsatz bestand, die Bienen vom Weissen Nil heraufzubeschwören. „Bienen, Bienen!“ riefen da mehrere, und klitsch, klatsch sassen in demselben Augenblick die Bienen in Gestalt von derben Maulschellen auf ihren Wangen. Endlich ging es vorwärts; noch heute muss ich lachen, wenn ich mir das Bild vergegenwärtige, wie einer der gepressten Neger mit hochgeschwungener Lanze sich zuerst dazu anschickte, in das Dickicht einzudringen, fest entschlossen, jeden Geist, der ihm jetzt entgegengetreten wäre, seufzend zu durchbohren, ein zweiter folgte, und so gut es gehen wollte, suchte auch ich mir Bahn durch das gefährliche Dornwerk zu brechen. Im tiefsten Dunkel stiegen wir über gewaltige Steinklötze zu mehr als 100 Fuss Tiefe hinab, bis wir uns am Eingang einer weitgewölbten Grotte befanden, welche durch verschiedene niedere Spalten sich weit ins Innere erstreckte. Diese Grotte hätte Tausenden von Personen Platz gewährt.

Statt des herzzerreissenden Geschreies böser Geister vernahm man aus den unzugänglichen Tiefen nur das Schwirren von zahllosen Fledermäusen (Phyllorhina caffra). Da war nun freilich auf einmal der ganze märchenhafte Schleier zerrissen. Alle lagerten wir uns im kühlen Dunkel, und ich forderte meine Begleiter nun zu einer Beschwörungsscene auf, die sie selbst in Aussicht gestellt hatten: „Samiel, Samiel, Afrid (böser Geist) erscheine!“ rief ich mit lauter Stimme. Als nun alle Furcht von ihnen gewichen, suchten sie ihren Gespensterglauben mit der Angst vor Löwen zu bemänteln, als deren Schlupfwinkel jetzt auf einmal die Höhle gelten sollte. Ein feiner brauner Staub bedeckte locker den Boden der Grotte, als wäre er eben erst geharkt worden; ich fragte die Leute: „Wo sind die Löwenspuren?“ Aber man sah nur hin und wieder die schmalen Fährten des Stachelschweins, und einzelne Stacheln verriethen, dass hier

in der That auch andere Wesen hausten, als blos Geister und Fledermäuse. Der braune Staub am Boden war eine ungeheuere Guanomasse, und ihre Anhäufung hat den Boden der Höhle allmählich der Decke genähert. Ein einziger Sack, den ich von diesem Guano mitnahm, reichte aus, um in meinem Garten Wunder von Fruchtbarkeit zu bewirken und die Kohlköpfe zu seltener Vollendung zu gestalten.

Von Feuchtigkeit triefende Felswände, die, mit dichten Moospolstern bekleidet, zierliche Gruppen verschiedener feiner Farrn hervorsprossen liessen, gewährten hier einen überraschenden Anblick in der moosärmsten Gegend von Centralafrika. Undurchdringliches Flechtwerk von Bäumen mit massigen Lianen und stacheliches Strauchwerk erfüllte die Schlucht, in welche die weite Oeffnung der Höhle mündete, nirgends drang ein Sonnenstrahl in die geheimnissvolle Tiefe.

Diese Höhle nennen die Bongo „Gubbihi" (d. h. unter der Erde). Das Hineinkriechen in die Spalten musste ich bald aufgeben, da sie sich schnell verengten und abgesehen von den Hindernissen des Raums auch die Masse der mir ins Gesicht fliegenden Fledermäuse, schliesslich ein erstickender Ammoniakhauch es zur Unmöglichkeit machten. Durch Schüsse ins Innere hinein überzeugte ich mich indess von der grossen Ausdehnung dieser mit Guano bis auf wenige Zoll gefüllten Erdspalten.

Lustig kehrten wir nun zur Seriba zurück, und der Verwalter wurde gehörig wegen der vorgeschützten Schwächlichkeit seines Esels aufgezogen. Als ich ihn fragte, ob er wol um den Preis von hundert Thalern eine Nacht allein in der Höhle verbringen wolle, war er ebenso grossmäulig wie am Tage zuvor, allein ich beschwichtigte seinen Eifer damit, dass der Esel, der ihm vielleicht mehr werth sei als hundert Thaler, alsdann möglicherweise draufgehen könnte, wegen seiner allzu grossen Empfindlichkeit gegen Nässe, und so stand er von dem Vorhaben, eine Wette eingehen zu wollen, bald ab.

Solche Details zeigen uns, was für eine Sorte Helden diese Vieh- und Menschenräuber sind, auf welche das Wort Dante's buchstäblich passt, wo er von der kecken Rotte spricht, „die hinter den Fliehenden in Wuth geräth, doch wenn man Zähne zeigt, vielleicht auch nur die Börse, sich wie ein Lämmchen stellt". Es erklärt sich so der Uebermuth dieser Leute den feigen Negerstämmen gegenüber, und andererseits ihr Kleinmuth, wo sie auf Schilluk und Bari stossen.

In Kulongo waren weite Flächen mit Erdnüssen bestellt, und diese lockten die Schakals des Landes in Menge herbei, die sich die Mühe nicht verdriessen liessen, die Erdnüsse auszuscharren und mit den Zähnen aufzuknacken. Der Schakal in Nordostafrika (Baschohm der Nubier, Canis variegatus) ist eins der häufigsten Thiere des Bongolandes und gleicht an Statur einem mittelgrossen Fuchse; er ist hier wolfsfarben mit schwärzlichem Rücken und Schwanz. Sicher trifft man ihn in früher Morgenstunde auf den Feldern, und zwar in sitzender Stellung, gemüthlich sich die Nüsse knackend. Ich erlegte mehrere derselben auf leichte Art mit grobem Schrot und sammelte mir die Felle, die ein schönes Pelzwerk abgaben. Der Baschohm wird auch den Hühnern in allen Dörfern sehr gefährlich und stellt ihnen mehr nach als die Katze, die sich nicht leicht zu den Hütten heranwagt.

Von Kulongo wandte ich mich wieder zurück nach Gir, von dem es ebenso weit entfernt liegt wie von Adai. Eine halbe Stunde im Nordosten von dem Platze betritt man eine Stelle, wo eine seit vielen Jahren verlassene Seriba des Ghattas ihre kümmerlichen Ueberreste verräth. Ein überraschendes Bild bietet sich hier den Blicken dar, nachdem man Grasdickichte von unbeschreiblicher Ueppigkeit durchdrungen hat, darunter wildaufgeschossenes Sorghum, dessen Halme die erstaunliche Länge von 22 Fuss ergaben, unstreitig das grösste Getreide der Welt. Diese erstaunliche Vegetationsfülle schien durch die hier jahrelang aufgehäuften Abfälle von düngenden Substanzen hervorgerufen. Das Pfahlwerk

der Seriba, zum Theil noch erhalten, überragte in kaum wahrnehmbaren Dimensionen die Massen des Hochgrases, und dichte Massen verwilderter Kürbise, Flaschenkürbise und Luffa-Gurken überdeckten diese Reste zum Erdrücken. Die nackten Gestelle der zu Boden gesunkenen Kegeldächer boten wie riesige Reifröcke den wuchernden Kürbisranken einen erwünschten Anhalt dar und glichen in diesem Zustande dichten, schattigen Gartenlauben.

Diese grossartige Wildniss gewann etwas unheimlich Gespenstisches bei der tiefen Stille, welche hier Hunderte von verlassenen Wohnungen umgab. Keines Vogels Stimme, kein lustiges Insektengesumme war da zu vernehmen, es schien als jauchzte, als triumphirte die Natur in ausgelassener Wildheit über den Rückzug ihrer Schänder und Bedrücker, als laste eines Sängers Fluch über dieser Stätte des Raubes und der Gewaltthätigkeit.

Ende Juli stand der Bambus in Blüte. Die an Roggenkörner erinnernden Samen sind essbar und liefern den Eingeborenen in Jahren der Noth einen Ersatz für ihr aufgezehrtes Getreide. Während der Fruchtreife gewähren die vielverzweigten, lang überhängenden Rispen einen fremdartigen Anblick, indem die compacten Aehren zu faustgrossen Köpfen zusammengedrängt sind, welche die Gestalt eines vielstacheligen Morgensterns besitzen. Im allgemeinen indess sieht man den afrikanischen Bambus selten in Blüte, daher ist auch die Anwendung als Surrogat für Getreide eine äusserst seltene.

In gleicher Distanz (1½ Stunde) von Kulongo liegt Gurfala, von Gir im Nordwesten. Der Weg dahin führte durch Sümpfe und fiel des häufigen Durchwatens von tiefen Schlammmassen wegen ausserordentlich lästig, da ich wiederholt auf dieser kurzen Strecke gezwungen war, die Kleider zu wechseln. Die nackte Haut den Sümpfen auszusetzen, ist nicht nur wegen einer Anzahl theils schädlicher, theils verdächtiger Insekten und Würmer unrathsam, es ist auch, da fast alle

Gräser schneidend scharfe Ränder haben, mit unmittelbarem Schmerz verknüpft, und Verletzungen der Art heilen äusserst langsam, arten auch, namentlich bei den Nubiern, ausserordentlich oft in bösartige Geschwüre aus, die den Verlust des ganzen Fusses zur Folge haben können. Alle Seriben wimmeln von Leidenden der Art, und auch Baker hat unter seinen Leuten die Häufigkeit dieser Leiden beobachtet, die mit dem Klima zusammenhängen muss, da in Nubien selbst Aehnliches nicht constatirt worden ist. Auf lange Strecken eines derartigen schlüpfrigen Terrains kann der Rücken der Neger überhaupt nicht in Anspruch genommen werden, wegen der zunehmenden Unsicherheit im schwankenden Gange des Tragenden, andererseits bot ein solches Vehikel wenig Einladendes dar, da das Besteigen desselben für einen weissen Sommeranzug nicht minder verhängnissvoll werden konnte, als ein herzhaftes Hineintreten in die schwarze Sumpferde selbst; mit der Seife aber musste man haushälterisch umgehen, und nur alle zwei Monate fand grosse Wäsche statt.

Alle diese kleinen Seriben sind eigentlich blos dazu da, um die angesiedelten Bongo zu überwachen, und die Unterverwalter schweben in einer beständigen Angst vor plötzlicher Massenauswanderung ihrer Neger. In der That ereignet es sich häufig, dass ganze Dorfgemeinden der Bongo sich unversehens mit Sack und Pack aus dem Staube machen, um ihren Bedrückern zu entgehen und ihre Wohnstätten bei den benachbarten Dinka aufzuschlagen. Sie wollen eben ihr Korn für sich selbst bauen, wer könnte es ihnen verdenken?

Auch an Gurfala, wie es die Nubier nennen (der eigentliche Bongoname ist Ngūlfala und bezeichnet einen frühern Tribus dieses Volkes, welches überhaupt nicht mehr nach Stämmen eingetheilt wird), knüpften sich heitere Erinnerungen. War es in Kulongo die Gespensterfurcht, die zu seiner Denkwürdigkeit beigetragen, so übte Gurfala auf die andern Seribenbewohner hauptsächlich durch eine Branntweinbrennerei grosse Anziehungskraft aus, welche hier ein alter Aegypter, einer

der wenigen seines Stammes im Gebiet der Seriben, betrieb. Aus einem Ardeb Sorghum (gleich 3,25 preussischen Scheffeln) gewann er bei seinem rohen Verfahren 30 Flaschen wässerigen Alkohols. Der alte gelbe Aegypter, den der Genuss seines reinen Fuselschnapses ausgegerbt hatte wie Pergament, war gleichsam der Director einer Actiengesellschaft, an welcher sich die Ghattas'schen Agenten und Söldner betheiligt hatten. Diese waren die Actieninhaber, welche ihren Antheil an Durrakorn baar entrichtet hatten. Der Destillirapparat bestand aus einer Reihe übereinandergestülpter Thonkrüge mit Leitungsröhren von Bambus, das Betriebspersonal aus einer fettbäuchigen Schar brauner Sklavinnen, die das Korn auf dem Reibstein mühsam zerreiben mussten und infolge ihrer anstrengend maschinalen Bewegung, so oft sie sich, um einen Moment Athem zu schöpfen, gerade aufrichteten, unwillkürlich den Eindruck erschöpfter Cybelen machten; das verarbeitete Material war Sorghum, das Product Fusel.

Alle hier angesiedelten Nubier würden sich masslos dem Branntweingenuss ergeben, falls seine Darstellung leichter und vortheilhafter zu ermöglichen wäre und die Kornvorräthe im beständigen Ueberfluss zu Gebote ständen; dessenungeachtet lässt ihr Fanatismus nichts zu wünschen übrig, auch beobachten sie streng die Gebetsvorschriften, und mit besonderer Peinlichkeit die Fasten des Ramadan.

Sobald neue Vorräthe aus Chartum anlangen, füllen sich die Magazine zugleich mit ganzen Reihen grosser Spiritusballons (meist breslauer Fabrikat) in Originalverpackung, die über Alexandria und Chartum bis zu diesen äussersten Winkeln des Handelsverkehrs ihren Weg finden. Die Verwalter trinken den Spiritus rein, sie können ihn nicht stark genug haben, die übrigen giessen zwei Drittel Wasser dazu oder mischen ihn unter ihre Merissa. Bei stattfindenden Gelagen wurde ich mit Bitten überhäuft, aus meinem Garten von den scharfen Rettigen herzugeben, welche in solchen Fällen besonders mundeten. Was mich dabei am meisten

empörte, war der Umstand, dass diese Nubier mit Vorliebe die ersten Morgenstunden dazu auserkoren, um sich zu betrinken, indem sie alsdann für den ganzen Rest des Tags unausstehlich waren. Im trunkenen Zustand wird der Nubier so streitsüchtig wie der Deutsche, nur entfesselt sich dann die schrankenlose Wildheit des Südens, und Mord und Todschlag ist nicht selten der Ausgang.

Ich verliess am zweiten Tage den grossen Hüttencomplex von Gurfala, wo sich besonders viele Gellabas eingenistet, um die fünfte Ghattas'sche Filialseriba Dumukū zu erreichen, welche zwei kleine Wegstunden weiter nach Westen gelegen war. Der Weg führte uns abwechselnd über festen Felsboden, durch Buschwald und offene Steppen. Der Graswuchs der Felsflächen zeichnet sich durch seinen Bestand bildenden Charakter aus, und die ausschliessliche Massenhaftigkeit einer und derselben Art, welche weite Strecken bedeckt, erinnert nicht selten an die wogenden Aehrenmassen unserer Kornfelder. Während es in diesem Gebiet an Bestand bildenden Waldbäumen fast gänzlich zu fehlen scheint, ermangeln die Wiesenflächen Europas wiederum der Bestand bildenden Grasarten.

Auf halbem Wege kam man an einem Teich vorbei. den der Regen im Felsboden gebildet hatte, bevölkert von grossen rothköpfigen Gänsen und Witwenenten, die nur während der Regenzeit aus den grossen Nilgewässern in diese Binnenländer einzudringen pflegen. Zu Dumukū fand ich reges Leben in der Seriba, denn man schickte sich eben zu einer nach dem Gebel Higgu unternommenen Expedition an, welche, mit Abu Gurūn gemeinschaftlich bewerkstelligt, hundert streitbare Männer zusammenführte. Muchtār, der Anführer dieser Bande, versicherte wiederholt, dass er von seiner Seriba bis dahin in 4½ Tagemärschen gelangen könnte. Gern hätte ich mich angeschlossen, allein die Abfertigung meiner Correspondenz stand vor der Thür, und die letztere musste erst erledigt werden, um einen Vorrath von Briefen

für ein ganzes Jahr schreiben zu können. Die Berge Higgu und Schitēta (dies sind Namen, welche die Nubier eingeführt haben, ersterer bedeutet Schachtel oder Büchse, letzterer Cayennepfeffer) liegen im Süden von hier an der Grenze des Bongogebiets und nur wenige Stunden von den viel erwähnten Mundo Petherick's, ein Punkt, welcher bekanntlich auf allen Karten um ganze Breitengrade hin- und hergeschoben worden ist und ursprünglich von seinem angeblichen Besucher bis an den Aequator gerückt wurde. Mundo ist nämlich der Name, welchen die Bongo einem kleinen Volk zu ertheilen pflegen, welches sich selbst Babūckur nennt und das zwischen ihren Grenzen und denjenigen der Niamniam eingekeilt seine Wohnsitze hat. Die östlichen Bongo dagegen bezeichnen mit Mundo das eigentliche Volk der Niamniam. In die isolirten Berge dieses Grenzdistrictes hatte sich der Rest der unabhängigen Bongo zurückgezogen, und sie sollten nun durch die beabsichtigte Expedition den Chartumern zinsbar gemacht werden. In der That gründeten daselbst die dabei betheiligten Compagnien noch in demselben Jahre eine Anzahl fester Plätze. Diese vorgeschobenen Niederlassungen waren ihnen zur Sicherung der Handelsstrasse nach den Niamniamländern erforderlich, da sie bisher bei jedem Durchzuge von dem Widerstand der freien Bongo und Babūckur (Mundo) belästigt zu werden pflegten; diese mussten nun dafür büssen, und bei der nach allen Seiten hin bedrängten Lage wurde ihr Gebiet als ein Revier von den beiden Compagnien in Beschlag genommen, in welchem der Menschenraub monopolisirt werden sollte.

In einer mit grossartiger Grasvegetation erfüllten Steppenniederung im Süden der Seriba verbrachte ich einen ganzen Tag mit vergeblichen Anstrengungen, den grössern Antilopen anzukommen, welche auf diesem gesicherten Terrain ihrer gewohnheitsmässigen Weidegründe jeder Verfolgung spotteten. Ich lernte hier zum ersten mal eine ganze Reihe der verschiedensten Arten kennen, welche ich in der Folge wieder-

holt erbeutete. Hier waltete ein seltener Unstern über allen meinen Manövern, um das Anschleichen möglich zu machen. Oft sah ich grosse Heerden der Leucotis in langen Reihen aufgestellt in anscheinend sorgloser Ruhe ihrer Aesung nachgehen; allein meine Bewegungen waren so sehr an die Beschaffenheit des Terrains gebunden, und das Vordringen im hohen Grase mit so vielem Geräusch verknüpft, dass an ein regelrechtes Beschleichen nicht zu denken war. Glaubte man sich einer Gruppe vortheilhaft genähert zu haben, durch vereinzelte Gebüsche gedeckt, so wurde man durch die Unruhe der übrigen an den äussersten Flanken sofort verrathen. So war es mit der Jagd bestellt an den mehr trockenen Stellen am Rande der Niederungen, weit grösser waren die Hindernisse in ihren mittlern Theilen. Hier tauchten zu wiederholten malen ganze Rudel des stattlichen Abu-Maarif (A. nigra) auf, welche, wie riesige Ziegen mit steinbockartigem Gehörn und einer stolzen Nackenmähne geziert, sorglos durch das Gras zu schreiten schienen. Die stark gekrümmten schwarzen Hornspitzen als unbestimmtes Ziel vor Augen, indem sie ab und zu aus dem Grasmeer hervortauchten, hatte man beim Beschleichen auf dreierlei zugleich zu achten, auf das Wild, auf das Grasdickicht und auf die von Schritt zu Schritt vertheilten Sumpflöcher. Vermeinte man einen Vortheil gewonnen zu haben, so waren alle Errungenschaften sofort zunichte gemacht durch den Alarm beim Hineinstürzen bis an die Brust in solche Sumpflöcher. An einzelnen Stellen wurden allein schon die hoch über den Kopf des Beschleichenden hin- und herschwankenden Halme dem Wilde zum Signal einer heranrückenden Gefahr. Diese Details geben eine Vorstellung von der Unüberwindlichkeit der Chicanen, mit welchen die Jagd während der Regenzeit in diesem Lande verknüpft zu sein pflegt. Durchnässte und mit Sumpfmoder überdeckte Kleider, äusserste Ermattung und ein auf drei Beinen munter den Gefährten nachhüpfender Abu-Maarif waren die Errungenschaften dieses verfehlten Jagdzugs.

Der $4\frac{1}{2}$stündige Rückzug von Dumukū nach meinem Standquartier bot mannichfaltige Zerstreuung dar, indem hochgelegene trockene Felsplatten mit überschwemmten Niederungen abwechselten und aus dem lieblichen Waldschatten des Buschwaldes der Weg sich oft zu offenen Steppen hinabschlängelte. Hier gab es überall Wild in Menge. Man braucht sich nämlich nur eine Stunde von einer Niederlassung zu entfernen, so gewinnt man schon den Eindruck, als kümmere sich die Thierwelt nicht mehr viel um das Treiben der Menschen. Keiner der sogenannten Soldaten, die doch ihre Patronen bei hundert unnützen Gelegenheiten zu vergeuden pflegen, findet Lust und Freude am edeln Waidwerk, alle scheuen sie die Mühe, und wenn es ihnen auch an der nöthigen Ausdauer nicht fehlte, so sind sie zu schlechte Schützen, um sich mit Erfolg demselben hingeben zu können. Ausserdem ziehen sie auch ihr schlechtes Ziegenfleisch dem besten Antilopenbraten vor, theils gewohnheitsgemäss infolge der grossen Einförmigkeit ihrer täglichen Kost; theils aus religiösem Ekel gegen alles nicht vorschriftsmässig Geschlachtete, essen sie nur im Nothfall auf ihren Wanderzügen von dem erbeuteten Wilde.

Am häufigsten und von der grössten Verbreitung in diesem Gebiete sind zwei kleine Antilopenarten, welche den Buschwald zum Revier haben und daselbst zu Paaren umherstreifen, der Hegoleh (A. Madoqua), dessen Verbreitung von Abyssinien quer durch Afrika bis an den Gambia zu reichen scheint, und der Dilu (A. grimmia), welcher auch in Südafrika vorkommt. Es sind zierliche, lebhaft äugende Thierchen, deren Totallänge kaum 1 Meter beträgt, also ungefähr der eines kleinen Rehes (etwa eines Spiessbocks) entspricht.

Der Hegoleh ist einfarbig ledergelb, häufig mit einem Stich ins Graue und nicht so fuchsig als die Leucotis, der Dilu auf dem Oberkörper rehgrau mit einem Anflug von ledergelb nach vorn zu, die Unterseite ist weisslich, die Gelenke sind schwarz. Sehr ausdrucksvoll ist der Kopf, den

ein schwärzlicher Streifen der Länge nach durchzieht und an dem Scheitel in einen lederbraunen Schopf ausläuft, welcher namentlich dem hornlosen Weibchen ein possirliches Aussehen ertheilt, indem er wie ein etwas gedrehter Pinsel von 5—6 Centimeter Länge in die Höhe starrt; beim Männchen ist er durch die kurzen Hörnchen verdeckt. Beide Arten sind durch die eigenthümlichen Drüsen der Thränengruben ausgezeichnet, welche man auf den beigegebenen, nach genauen



Porträt des Madoqua.

Massen entworfenen Abbildungen wahrnimmt. Die Madoqua hat deren zwei Paare, die einen sitzen unter der Ohrwurzel und bilden ein Dreieck von ½ Quadratzoll Fläche, die andern bilden in der Thränengrube eine Art Tasche von 1 Zoll Länge, welche aus einer tiefen Hautfalte besteht, die wie die Ohrdrüse eine ätherisch riechende kleberige und farblose Masse absondert. Ueber der Thränendrüse in der Richtung des Nasenbeins zieht sich auf jeder Seite vom vordern Rande der Augengrube aus ein 3 Zoll langes dickes

Polster hin, welches aus Drüsengewebe besteht und wie eine Geschwulst erscheint. Aehnlich der Cervicapra öffnet die Thränendrüse im Affect sich wie beim schnaubenden Pferde die Nüstern. Der Dilu hat nur ein Drüsenpaar, welches horizontal in Form eines sehr schmalen zolllangen Streifens durch die tief concave Thränengrube gezogen ist. Beide Arten scheinen sich nie in die Flussniederungen hinunterzuwagen und bevorzugen steiniges, von dichtem Buschwerk bedecktes Terrain. Oft stecken sie im Innern eines Boskets und überraschen den Jäger durch plötzliches Hervorspringen,



Porträt des Dilu-Bocks (Antilope grimmia).

ganz in der Art des sogenannten Judenkindes oder Om-Digdig von Abyssinien (A. Hemprichiana). Das Fleisch der beiden centralafrikanischen Buschböcke ist im Vergleich zu dem der grössern Arten von sehr schlechtem Geschmack, besonders widerlich ist der Braten des Dilu durch ein eigenthümlich pikantes Aroma, welches an das Secret seiner Drüsen erinnert.

Gegen Ende August begann man mit der Sorghumernte der leichten viermonatlichen Varietät; die Aussaat war in der zweiten Hälfte des April begonnen worden, aber die völlige Reife der grossen, schweren Sorte, welche hier den Hauptertrag an Getreide liefert, war erst gegen Anfang

December, wenn die Regenzeit schon ihr Ende erreicht hatte, zu erwarten. Im Sennaar und in Taka bedarf das Sorghum von der Aussaat bis zur Ernte nur 5—6 Monate, hier dagegen war die völlige Entwickelung an einen Zeitraum von acht vollen Monaten gebunden. Die frühe Sorte erreicht wie die späte gewöhnlich eine Höhe von nahe an 15 Fuss, aber bei der letztern schreitet die Verholzung des rohrartigen Schaftes stärker vor, sodass man aus diesem Material alle Zäune zur Einfriedigung der Gehöfte herstellt. Die frühe Sorte bleibt im Schafte grün und einzelne Formen entwickeln einen Reichthum an Zucker, der dem der echten Zuckerhirse (S. saccharatum) in nichts nachsteht. Die letztgenannte Art ist auch den Negervölkern bekannt, die wie die Araber des Sudan das zum Kauen bestimmte Mark einernten. Die Bongo und Djur pressen den in Holzmörsern zerstampften Vorrath aus und verdicken den Saft durch Einkochen bis zu sirupartiger Consistenz. Ein solcher Sirup diente mir zur Erlangung eines weit schmackhaftern Alkohols, als man aus der Maische von Korn erzielen konnte.

Beide Varietäten der Sorghum vulgare *) werden hier

---

*) In allen Reisebeschreibungen herrscht grosse Verwirrung hinsichtlich der Trivialnamen dieser weitverbreiteten Culturpflanze, bald nennt man sie Kaffernkorn oder Negerhirse, bald Büschelmais, Mohrenhirse oder Durra. Das letztere ist der arabische Name, welcher in der Literatur bis auf das 10. Jahrhundert zurückgeführt werden kann. Die Etymologie des italienischen Wortes Sorgho ist unerklärlich und räthselhaft. Petrus de Crescentiis (um das Jahr 1300) ist der erste Schriftsteller, welcher die Getreideart mit Bestimmtheit unter diesem Namen in Italien erwähnt; ob sie Plinius meint oder ob er sie wirklich bereits gekannt habe, bleibt zweifelhaft. Die Deutschen Südtirols, welche die nur im bescheidenen Masse angebaute Culturpflanze kennen, haben diesen Ausdruck in „Sirch“ germanisirt, die Südslawen in „Sirek“. In Aegypten heisst Sorghum vulgare „Durra Beledi“, d. h. Durra des Landes; Mais dagegen „Durra Schami“, d. h. syrische Durra. In Syrien selbst, wo man Sorghum kaum kennt und nur selten anbaut, nennt man es schlechtweg Durra. Im ganzen Sudan schliesslich führt dieses Korn den Namen Ehsch, d. h. Brot.

in den verschiedensten Formen gezogen, welche sich durch Färbung, Gestalt und Grösse des Korns unterscheiden und ebenso mannichfaltig erscheinen als die Sorten des chartumer Getreidemarktes, die sich auf ungefähr ein Dutzend belaufen. Die geschätzteste derselben, die Feterīta, die ein schneeweisses dünnschaliges Korn liefert, wird auch in dem Gebiet der Seriben von den Negern gezogen.

Alle diejenigen Negervölker, deren Existenz hauptsächlich und in erster Linie auf den Ackerbau angewiesen ist, betrachten die Cultur des Sorghum als die wichtigste von allen. Zu diesen gehören in meinem Gebiet besonders die Bongo, die Djur und die Mittu; im südlichen Niamniamlande und bei den Monbuttu ist es völlig unbekannt.

Sehr erstaunlich ist die ausserordentliche Zeitdauer, welche die Mehrzahl der Sorten zu ihrer Reife in Anspruch nimmt. Auf manchen Feldern lässt man einen Theil der nicht gerauften Stoppeln absichtlich bis zur nächsten Saison im Boden, wo sie alsdann nach dem völligen Absterben beim ersten Regen wieder an den Wurzeln neue Knospen treiben; so erntet man von ihnen zum zweiten mal. Eine Auflockerung des Bodens findet nicht statt, und dies verzögert wahrscheinlich im hohen Grade das Wachsthum. Mit den kleinen Spaten, dessen Abbildung wir im vorigen Kapitel brachten, werden nach dem ersten Regen im Abstand von 2—3 Fuss seichte Löcher ausgestochen, in die man einige Körner wirft und sie mit dem Fuss zutritt. Nur während der ersten 2—3 Monate beschäftigt man sich mit der Pflege der Felder, um das üppig aufsprossende Unkraut zu entfernen, das man in grosse Haufen zusammenwirft, dem einzigen Dungmaterial im verschwenderischen Haushalt der Natur. Diese Arbeit, die hauptsächlich von Weibern und Kindern verrichtet wird, wiederholt sich höchstens zweimal, und dann sind die Saaten sich selbst überlassen bis zur Ernte. Wegen seiner riesigen Höhe, welche dieses Getreide erlangt, ist auch die seitliche Raumbeanspruchung eine so grosse, dass man auch bei sorg-

fältigerer Auflockerung des Bodens die Felder nicht dichter zu bestellen vermöchte. Künstliche Düngungsmittel bietet das Land überhaupt nicht dar, und wenn man auch bei grösserm Aufwand von Mühe den Ertrag der einzelnen Stauden verdoppeln könnte, so würde die Erschöpfung des Bodens, die sich schon jetzt an vielen Stellen bereits im zweiten Jahre zu erkennen gibt, noch schneller vorschreiten. Unter solchen Bedingungen müssen alle Illusionen schwinden, die man an Ameliorationen in unserm Sinne knüpfen möchte: diese Länder werden nie mehr Menschen ernähren, als gegenwärtig in ihnen leben.

In meinem Garten machte ich einige Versuche, Weizen auszusäen, indess ohne den geringsten Erfolg. Vielleicht wäre das Resultat ein befriedigerendes gewesen, wenn mir europäisches Saatkorn zur Verfügung gestanden hätte, da wahrscheinlich der Contrast in den Lebensbedingungen der Pflanze auf den stets unter Wasser gesetzten Feldern des Nilthals gegen den zur Regenzeit gleichmässig erweichten, vorübergehend auch unzulänglich durchnässten Boden dieser Gegenden sich für die chartumer Saat verhängnissvoll gestaltete.

Thörichterweise hat noch keiner der Seribenverwalter den Reisbau in diese Gegenden einzuführen versucht, zu welchem die wegen allzu grosser Nässe sonst unbenutzbaren grasfreiern Niederungen besonders geeignet erscheinen. Doch was lässt sich von Leuten für den ökonomischen Aufschwung dieser Gegenden erwarten, welche nicht einmal im Stande waren, den Eingeborenen ein rationelles Kohlenbrennen zu lehren? Ausserdem ist in ganz Nubien die Reiscultur unbekannt. Die von Zanzibar ihren Ursprung nehmenden Expeditionen ins Innere haben indess auf den Territorien ihrer Niederlassungen und bei einem Klima, welches dem des in Rede stehenden Gebietes vollkommen entspricht, den Reisbau im grossen Umfange eingeführt. Die Natur selbst weist hier den Menschen darauf hin, denn im ganzen Gebiet südlich vom Gazellenfluss wächst der wilde Reis des Senegal,

den ich schmackhafter fand, als die beste Sorte von Damiette. Der wilde Reis (Oryza punctata) umfriedigt zur Regenzeit alle Tümpel und Regenteiche mit einem prachtvollen rothschimmernden Kranze seiner Aehren, an solchen Stellen gedeiht er überall im Ueberfluss; allein die trägen Eingeborenen wissen nicht das leicht abfallende Korn über dem Wasser einzusammeln, nur die Baggara und die Einwohner von Darfur gewinnen ansehnliche Quantitäten, und auf diesem Wege erhielt ich davon einen kleinen Vorrath.

Indem wir die Culturpflanzen der ackerbautreibenden Völker dieses Gebietes der Reihe nach durchgehen wollen, wenden wir uns nun zu den drei übrigen Getreidearten desselben. Nächst Sorghum wird von den Bongo und Mittu auch die Penicillaria (arabisch Duchn) mit vielem Fleiss gebaut. Auch dieses Korn verlangt hierzulande eine weit längere Entwickelungsperiode als im nördlichen Sudan. Es wird noch später geerntet als das Sorghum, und etwas später ausgesäet als dieses. Ein schlechtes Korn, das eigentlich nur als Ersatz gebaut wird auf sonst nicht zu verwerthendem Terrain, und wo die Bodennässe eine andere Cultur ausschliesst, ist die Eleusine coracana, von den Arabern Telebūn, von den Abyssiniern Tokusso genannt. Das kleine meist schwärzliche Korn ist durch eine harte dicke Schale und widerlichen Geschmack ausgezeichnet, liefert auch einen miserabeln Brotbrei, dessen scharfe Säure bei der Gärung des Teiges darauf hinweist, dass es zur Bierbereitung passender erscheint als zur Brotbereitung; in der That gewinnen die Niamniam, deren hauptsächlichstes Getreide die Eleusine ausmacht, wie die Abyssinier aus derselben ein vorzügliches regelrecht gebrautes Bier. Von überall mittelmässiger Güte ist der Mais des Landes, der nur in beschränkter Menge gleichsam wie Gemüse im Umkreise der Hütten angebaut wird. Der Madistamm der Mittu allein baut ihn im grossen an, wie anderwärts Sorghum und Penicillaria.

Eine Eigenthümlichkeit, welche allen diesen Getreidearten der heissesten Tropenländer anhaftet, besteht darin, dass man aus dem von ihrem Korn gewonnenen Mehl nicht Brot backen kann in unserm Sinne; nur arabisches Brot in Gestalt von sogenannten „Kissere", d. h. lederartige zähe Scheiben oder Fladen, die wie Pfannenkuchen auf der Eisenplatte geröstet werden, vermag man aus dem fermentirten Teige zu gestalten. Im Backofen haften die einzelnen Theile nicht zusammen, wenn die Gärung einmal so weit vorgeschritten ist, als die Auflockerung zu einem schwammigen Brote erheischt, die ganze Masse zerfällt, oder im entgegengesetzten Falle wird daraus ein Klumpen Brei, sowie er die tägliche Kost der Eingeborenen bildet, die ihren Teig in Blätter gepackt und in Asche backen. Selbst der Weizen des obern Nilthals und zum Theil auch der grosskörnige Weizen von Abyssinien gibt bereits diese Erscheinung zu erkennen, welche wahrscheinlich in einer geringern Menge der löslichen Stärke ihren Grund hat, die den Stärkekörnern abzugehen scheint, welche in den Getreidearten der Tropenländer enthalten sind. Der Gehalt an Kleber ändert hierbei nichts an der Sache, denn die bessern Sorghumarten sind reicher an Gluten, als unser Weizen.

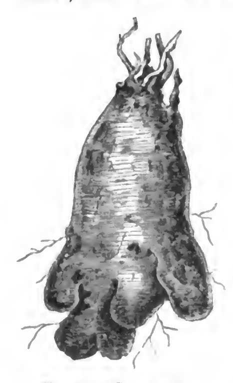
Nächst den aufgeführten Getreidearten spielen die Hülsengewächse im Haushalt der ackerbautreibenden Völker die grösste Rolle. Am häufigsten in der Cultur sind von den Dinka und Djur die Catjangbohnen (Vigna sinensis); im grössten Masstabe werden sie namentlich von den Schilluk gebaut. Die Bongo cultiviren mit Vorliebe die Mungobohne (Phaseolus Mungo) die sie „Boqqua" nennen. Letztere enthalten kleine harte Kerne, die dem schwarzen Pfeffer ähnlich sehen und ein schlechtes Essen abgeben, im Vergleich zur erstgenannten Art. Stellvertretende wilde Arten dieser beiden Culturbohnen finden sich weithin über Afrika verbreitet, um ihre Indigenität zu beweisen. Die vorzüglichste Hülsenfrucht aller dieser Länder ist aber der Ph. lunatus,

diese Bohne ist bald weiss, bald lederbraun oder gelblich von Farbe und erinnert in der Gestalt völlig an die unserigen, doch sind die Hülsen kurz und meist nur zweisamig. In besonderer Menge wird diese von den Mittu und Madi gebaut, aber auch Bongo und Dinka befleissigen sich ihrer Pflege. Weitverbreitet in allen diesen Ländern ist die Cultur zweier unterirdisch ihre Frucht reifender Hülsengewächse (indem die sich entwickelnde Frucht am niederliegenden Kraute sich in den Erdboden einsenkt), die erbsenartige buntgezeichnete Voandzeia und die Arachis oder Erdnuss. Beide haben, obgleich jetzt weit über alle Tropenländer verbreitet, höchst wahrscheinlich in Afrika ihre eigentliche Heimat. Die erstgenannte wird eigentlich nur bei den Bongo in grösserm Umfange angebaut, und der einzige erbsenartige Samen, den die Hülse enthält, ist mehlig, aber durch Kochen nur wenig zu erweichen und daher eine schwer verdauliche Speise, während die Erdnuss in der Landwirthschaft dieser Länder zu den Oelfrüchten gehört.

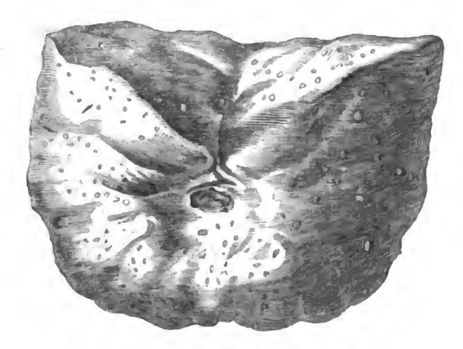
Die Erdnuss fehlt keinem Volke des ganzen Gebiets, dasselbe gilt vom Sesam, dessen Cultur die Bongo nebst der des Sorghumkorns den grössten Theil ihres Ackerlandes einräumen. Eine dritte Oelfrucht des Landes ist Hyptis spicigera, „Kindi“ der Bongo, welches überall unter die andern Culturpflanzen gesäet, im halbwilden Zustande als stattliche Staude zwischen den Stoppeln wuchert. Vor allem sind es die Bongo und Niamniam, welche grosse Quantitäten davon einheimsen. Die feinen, wie Mohnkörner erscheinenden Samen werden zu einem Brei gestampft, der eine beliebte Zugabe zu den Saucen und Brühen der Eingeborenen ausmacht, und der an Geschmack und Aussehen vollkommen an das Hanfmuss der Letten und Litauer erinnert. Wie im hohen Norden der Mohn und der Hanfsamen den slawischen Völkern, so erscheint hier Sesam und Hyptis den Negern als eine Frucht von so grossem und

naturwüchsigem Wohlgeschmack, dass sie ohne besondere Zubereitung wie das Korn der Guanchen nach Bocaccio's Ausdruck „more avium“ aus der hohlen Hand genossen werden kann.

Knollengewächse spielen bei denjenigen Völkern, welche dem Ackerbau eine grosse Aufmerksamkeit zuwenden, nur eine untergeordnete Rolle. Der Yams (Dioscorea alata) und verschiedene Varietäten des Luftknollenyams (D. oder Helmia bulbifera) finden sich in den Gehöften der Bongo und Dinka, und zwar von den Augen des Besitzers beaufsichtigt, hier und da in geringer Menge gebaut, wie der Mais; die Niamniam und Monbuttu, welche dem Anbau der Knollen mehr Fleiss widmen als dem der Cerealien, haben vor den erstgenannten Völkern noch die süssen Bataten, den Manioc und die Colocasia voraus, welche den nördlichen Völkern vollkommen unbekannt geblieben sind. Der Yams dieser Gegenden besteht durchweg aus einer und derselben Form, die den vollkommensten dieser Art zuzuzählen ist, welche die freigebige Natur dem Menschen, ohne grosse Mühe von ihm zu fordern, gespendet. Die Knollen sind hier von länglicher Gestalt und tragen am untern Ende eine Anzahl plumper fingerähnlicher Glieder. Dieser centralafrikanische Yams gleicht nicht selten einem menschlichen Fusse, aber noch häufiger einem Elefantenfusse, und das auch hinsichtlich der Grösse. Mir wurden Exemplare ins Haus gebracht, die ein Gewicht von 50—80 Pfund hatten. Die Knollenmasse, die sich leicht gar kochen lässt, ist locker, mehlig und etwas gekörnt, lockerer als unsere zartesten Kartoffelsorten und diesen an Geschmack entschieden vorzuziehen.


Yams von Centralafrika.

Der Luftknollenyams, der in der Achsel eines jeden Blattes an den hochhinaufwindenden Trieben Knollen bildet, deren Gestalt gleich der Para-Nuss (Brasil-nut) einen scharfkantigen, sphärisch-prismatischen Körper darstellt, entspricht mehr den Eigenschaften unserer Kartoffel, namentlich hinsichtlich des Geschmacks und der Masse, und entwickelt sich nie in so hohem Grade mehlartig wie der centralafrikanische Yams. Täuschend erinnert die Rinde dieser wunderbaren Luftgebilde



Nyitti, Luftknollen von Helmia.

an die Kartoffelschale, und es gibt Formen, deren Masse bald gelb, bald durch und durch blutroth erscheint, wie unsere Kartoffeln. Die nämliche Pflanze ist in vielen Tropenländern im wilden Zustande zu finden, sie entwickelt aber in der Wildniss nur kleine Knöllchen, welche von bitterm Geschmack sind und nach den Aussagen der Eingeborenen einen gefährlichen Giftstoff enthalten sollen. Eine ähnliche wildwachsende Art, deren Knollen zu hornartigen Formen auswachsen, werden wir später kennen lernen.

Kurz vor der Sorghumernte werden die Kürbisgewächse reif, welche den Eingeborenen alsdann zur Zeit einer be-

ständig wiederkehrenden Hungersnoth sehr erwünscht kommen. Sie verschlingen davon erstaunliche Quantitäten, und ich sah ganze Trägerkaravanen buchstäblich mit Kürbisen füttern. Von dem gewöhnlichen Kürbis (C. maxima) gedeihen überall zwei Formen, gelbe und weisse, von enormer Grösse. Die Djur und Dinka cultiviren eine Art Melone mit harter verholzender Rinde, welche im halbreifen Zustande gekocht wird und ein wohlschmeckendes Gemüse abgibt. Diese Art ist in der Regel von kurzcylindrischer Gestalt und wird einen Fuss lang. Als Pflanze reiht sich die Art den zahlreichen Formen der Cucumis Chate an, der



Kelch des Hibiscus Sabdariffa.
Suppengemüse der Bongo.

ägyptischen Kochgurke, welche dort als Adjur und Abdelaui bekannt sind. Dieselbe Art verräth durch eine Reihe wilder Formen ihre afrikanische Heimat. Kürbisblätter dienen überall als Gemüse und werden wie Kohl verkocht. Flaschenkürbise wachsen nirgends wild, finden sich aber bei allen Hütten zum Gebrauch des Menschen in Halbcultur; auch von essbaren Kürbisen können in diesen Ländern feste Gefässe erzielt werden.

Als eigentliche Gemüse bauen die Bongo nur die Bamia oder Uëhka der Araber (Hibiscus esculentus) und die Sabdariffa. Von der letztern werden die fleischigen, gelb, rosa oder purpurroth gefärbten und grossauswachsenden Kelche als Ersatz für Essig den Speisen zugethan. Die

Bamien, deren Kapseln unreif eingekocht werden, bilden hier eine grössere Varietät der weitverbreiteten Nutzpflanze des Orients.

Völlig unbekannt ist allen heidnischen Negervölkern der Anbau der Zwiebelgewächse; die Zwiebel selbst findet ihre Südgrenze in Kordofan und Darfur; ihrem Anbau scheinen im äquatorialen Afrika sich unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg zu stellen, und die Nubier, deren heimatliche Gartenzucht sich fast ausschliesslich auf die Pflege der Zwiebel beschränkt, haben trotz aller Anstrengung nicht vermocht, dieses ihnen so werthvolle Gemüse im Gebiet ihrer Seriben selbst zu erzielen. Unter den kosmopolitischen Gartengewächsen der wärmern Zonen ist die Tomate wol die auffälligste, die bis auf meine Ankunft ihren Weg zu diesen entferntesten Theilen von Afrika noch nicht gefunden hatte.

Als Faserstoff wird Hibiscus cannabinus überall gebaut, wie im Nilthal; die Bongo besitzen aber eine eigene Culturpflanze, aus der sie vortreffliche Stricke drehen; dies ist eine Crotalaria, die ich als eine veredelte Form der hier wilden Crotalaria intermedia betrachte.

Merkwürdig arm im Vergleich zu andern Gebieten von Afrika sind diese Länder an Gewürzen, deren sich der Mensch als Reizmittel bedient, um sich einen erwünschten Wechsel der Speisen zu sichern. Während die Abyssinier und alle Bewohner Nubiens Unglaubliches leisten im Verschlingen von rothen Pfefferbrühen, betrachtet der Neger Centralafrikas, speciell der Bongo, dieses Gewürz als ein gefährliches Gift. Dennoch fanden die ersten Ankömmlinge in ihren Gehöften überall den Cayennepfeffer vor, der sicherlich in Afrika indigen ist, allein die Bongo hüteten diese Stauden wie tückische Feinde an sorgfältig umfriedigten Stellen, damit nicht ihre Kinder ein Opfer der Versuchung würden, welche ihnen die rothen Beeren bereiten könnten. Zum grossen Erstaunen der Eingeborenen, welche mit Cayenne-

pfeffer ihre Pfeile vergifteten (einer der Beweise für meine Ansicht, dass in vielen Theilen Afrikas die Furcht vor Pfeilgift lediglich auf Humbug beruht), griffen die Nubier zu den Beeren und warfen sie in ihre Schüsseln. Gegen solche Leute, die das Pfeilgift mit Löffeln schluckten, war natürlich nicht mehr zu kämpfen, und bedingungslos unterwarf sich alles den Gewalthabern.

Von allen Culturpflanzen dieser wilden Völker beansprucht der Taback das grösste Interesse, fordert er am meisten zum Nachdenken auf über die wunderbaren Wechselwirkungen im unbewussten Contact ganzer Völkerreihen. Ueberall verbreitet ist die Cultur der zwei Arten, die auch bei uns aus der grossen Mannichfaltigkeit der Formen und Varietäten als gesonderte Begriffe hervorleuchten: der virginische Taback (Nicotiana Tabacum) und der Bauerntaback (N. rustica). Von der erstgenannten Art ist es so gut als gewiss, dass sie erst in den wenigen Jahrhunderten seit der Entdeckung Amerikas ihren Weg nach der Alten Welt gefunden hat. Kein Gewächs hat wie dieses alle Schranken zu überwinden gewusst, welche sich seiner Verbreitung entgegenstellten, und man muss staunen, dass selbst Afrika, dieser massige Koloss, trotz aller Verschlossenheit gegen Culturbestrebungen jeglicher Art, den virginischen Taback bis zu seinem innersten Centrum hat vordringen lassen.

Sehr bezeichnend für den fremdländischen Ursprung des virginischen Tabacks in Centralafrika ist der Umstand, dass fast alle Völker vom Niger bis zum Nil kein eigenes Wort in ihrer Sprache aufzuweisen haben, um diese Pflanze zu bezeichnen. In den von mir bereisten Gebieten sind die Niamniam die einzigen, welche hiervon eine Ausnahme machen, indem sie den Taback „Gundeh“ nennen, allein die Monbuttu, welche gleichfalls nur den virginischen Taback cultiviren und den Bauerntaback ebenso wenig zu kennen scheinen als die Niamniam, nennen ihn „E-Tobu“. Bei den

übrigen Völkern dieses Theils von Centralafrika drehen sich alle Namen um die Wurzelsilbe „Tab“, „Tabba“, „Tabdiht“, „Tom“. Eine Eigenthümlichkeit des virginischen Tabacks in diesen Ländern besteht in der geringern Höhe, die nur selten $1\frac{1}{2}$ Fuss übersteigt, seinen kaum spannenlangen Blättern und stets weissen Blüten.

Ob auch der Bauerntaback amerikanischen Ursprungs sei, erscheint mir zur Zeit noch als eine offene Frage, da mehrere Völker Centralafrikas diese Art mit einem eigenen Namen bezeichen. Bei den Bongo heisst er „Maschir“ im Gegensatz zum „Tabba“. Gleichfalls von geringerer Grösse als diese Art in Europa, ist er durch eine ausserordentliche Schärfe des Geschmacks und intensiv narkotische Eigenschaften ausgezeichnet, während andererseits in Persien, wo die Pflanze, welche zur Bedienung der Wasserpfeifen (Nargileh) in ausgedehnter Cultur sich befindet, einen schwunghaft betriebenen Export hat, der Bauerntaback durch eine grosse Milde und feines Arom sich empfiehlt. Schon Barth (Bd. 3, S. 215) hat die Vermuthung ausgesprochen, dass der Taback in Logane (Musgu) einheimisch sei. Jedenfalls haben die Afrikaner an Erfindungsgabe, die verschiedensten Rauchapparate zu construiren, von den einfachsten bis zu den zusammengesetztesten, alle übrigen Völker übertroffen, und so liegt die Vermuthung nahe, dass sie vielleicht nur aus dem Grunde die schnellere Verbreitung des ausländischen Gewächses begünstigten, weil ihnen, sei es der Bauerntaback, als indigenes Gewächs, sei es ein anderes Kraut, welches als Reizmittel diente, bereits in Form des Raucheinziehens zur Gewohnheit geworden war. Einer solchen Hypothese würde sich allerdings die wichtige Thatsache entgegenstellen, dass man auf den Denkmälern der alten Aegypter, die uns doch einen so klaren Einblick in das Detail ihres häuslichen Lebens gewähren, bis auf den heutigen Tag nicht die geringste Inschrift oder Abbildung gefunden hat, die eine

Deutung zuliesse, um einen solchen Gebrauch bei den damals bekannten Völkern für möglich zu halten. Zum Schlusse verdient noch bemerkt zu werden, dass die heidnischen Negervölker, sofern sie vom Islam noch völlig unberührt geblieben sind, den Taback rauchen, während die mohammedanischen das Kauen des Blattes häufig dem Pfeiferauchen vorziehen.

SIEBENTES KAPITEL.

Das Volk der Bongo. Areal, Grenzen und Bevölkerung des Landes. Unterwerfung der Bongo unter die Gewalt der Chartumer. Decimirung des Volks durch Sklavenhandel. Röthlicher Grundton der Hautfarbe. Breitköpfigkeit. Beschränkter Haarwuchs. Keine Dürre im Lande. Wilde Knollen als Nahrung. Ziegen- und Hunderassen. Jagdgeräthschaften. Dörfer und Hüttenbau. Schmelzöfen für Eisen. Das „as" der Bongo. Luxuswaffen. Holzschnitzerei. Penaten der Bongo. Musikalische Instrumente. Charakter der Bongomusik. Wohlbeleibtheit der Frauen. Laubumgürtete Amoretten. Steatopyga und Venus-Hottentotta. Ausbrechen der Zähne. Verunstaltung der Lippen. Pfeilgift der Bongo. Ländliche Spiele. Heirathspreise. Umsonst keine Frau. Naturwüchsige Moral. Gebräuche bei Bestattung der Todten. Kerbhölzer und Votivpfähle. Von Geistern ist nichts Gutes zu erwarten. Loma, ein vielseitiger Begriff. Furcht vor Geistern. Hexenglaube. Alle alten Leute sind Hexen. Heilmethoden. Eigenthümlichkeiten der Bongosprache. Einheit der Völker Centralafrikas. Ausrottung der Bongo.

Ich versuche die Schilderung eines kleinen, sichtbar dem Untergange geweihten Volkes, welches vermöge seiner ausgeprägten Eigenart und ausgezeichnet durch eine im Kreise der Nachbarn hervorragende Selbständigkeit von Rasse, Sprache und Sitten sich wol zu eingehenderer Betrachtung empfiehlt, um als ein Typus echt afrikanischen Lebens hingestellt werden zu können. Halb der Vergangenheit angehörig, ohne Staat und Geschichte, ohne Ueberlieferung irgendwelcher Art, verliert sich sein Dasein, wie die vergänglichen Thaten des Individuums, gleichsam spurlos in der

Langeweile der Jahrhunderte, ein verduftender Tropfen im Meere des Völkergewoges von Centralafrika. Wie aber der Memoirenschreiber sich mit der Geschichte einer kleinen Anzahl von Personen begnügt, um in ihren Vorstellungen und Leidenschaften, in ihren Fehlern und Tugenden diejenigen einer Epoche zu schildern, so wenden auch wir uns voll Interesse zu diesem Stückchen von Afrika, wie wir es noch gesehen und frisch mitgelebt haben; genug des Belehrenden wird sich uns da im Laufe der Betrachtung aufdrängen zum Verständniss des räthselhaften Welttheils; denn wie der Tropfen im Regen wiederkehrt, der die Flüsse speist und so dem Meere sein Verlust immer wieder von neuem ersetzt wird, so muss auch dieses Dasein einen Antheil haben an dem Process der unablässig sich vor unsern Augen vollziehenden Wanderungen und Wandlungen jener Völkergebilde, an der gleichsam von aller Zeit abstrahirenden Fortbildung des afrikanischen Urzustandes, und wol vermöchte es weitreichende Perspectiven in sein dunkles Innere zu eröffnen.

Dem Alterthumsforscher, in dessen Ressort diese Schilderung gewissermassen fällt, wird das dargebotene Material erwünscht sein. Die Erzeugnisse des Kunstfleisses kennzeichnen ein Volk auf der untersten Stufe seiner Entwickelung besser, als die oft nur localen Sitten und die von uns gar zu leicht falsch interpretirten Vorstellungen von Dingen, die seine kindliche Sprache nicht wiederzugeben vermag. Besässen wir mehr derartige Quellen, so würden dieselben zu einem weit richtigern Verständniss des Urzustandes von Völkern beitragen, welche sich gegenwärtig auf einer hohen Culturstufe befinden. Die Mehrzahl der in meiner nächsten Umgebung befindlichen Eingeborenen, und fast immer die Träger, welche mich auf meinen Wanderungen begleiteten, waren Bongo. Ausserdem habe ich in ihrem Lande den grössten Theil der im Innern verlebten Zeit zugebracht, so kam es, dass ich mit diesem Volke am meisten vertraut, auch am genauesten in seine Sitten eingeweiht wurde und

mir sogar seine Sprache bis zu einem gewissen Grade anzueignen vermochte*).

Am südwestlichen Rande des Tieflandes vom Bachr-el-Ghasal-Becken und auf der untersten Terrasse, mit welcher das Hügelgesenke der südlichen Gebiete einen Uebergang von der graduell gehobenen Raseneisensteinkruste zu den unergründlichen Alluvialflächen anzustreben scheint, welche der Unterlauf aller sich an der Bildung des Gazellenstroms betheiligenden Gewässer durchfurcht, liegen zwischen dem 6. und 8. Grad nördl. Br. die heutigen Sitze der Bongo, ein Land, an Flächenraum dem Königreich Belgien gleichkommend, hinsichtlich seiner Bevölkerungsdichtigkeit jedoch eher einer menschenleeren Wildniss vergleichbar, mit kaum 11,2 Seelen auf die Quadratmeile, entvölkerter als Sibirien und die nördlichsten Theile von Schweden und Norwegen. Dieses Land zieht sich von Südost nach Nordwest in einer Breite von wenig mehr als 40 Meilen gegen 175 Meilen lang hin, von den Ufern des Roāh bis zu denen des Pāngo, und nimmt den Mittellauf der Mehrzahl der das Becken des Gazellenflusses speisenden Flüsse ein. An der Nordgrenze des Bongogebietes zieht sich das schmale Ländchen der Djur hin, welches jenes von den Dinkaterritorien trennt; an der Nordostecke ihres Landes stossen die Bongo direct auf die Dinka. Die südöstliche Grenze bezeichnet am Roah das Gebiet der Mittu, die westliche am Pāngo ist das Land der Golo und Ssere. Im Süden von den Bongo breitet sich der östliche Flügel des grossen Landes der Niamniam aus, und dazwischen als Grenzvölker eingekeilt und von beiden Nachbarn hart bedrängt haben die Bellanda und Babuckur ihre Sitze.

Als vor nunmehr 18 Jahren die ersten Chartumer das Bongoland betraten, fanden sie das ganze Gebiet in eine Unzahl kleiner Districte und völlig voneinander unabhängiger

*) Vgl. Dr. G. Schweinfurth, „Linguistische Ergebnisse einer Reise nach Centralafrika“ (Berlin, Wiegand und Hempel, 1873).

Gemeinden getheilt, es herrschte daselbst die normale Anarchie afrikanischer Duodezrepubliken; ein Gemeinwesen, wie bei den Dinka, welches ganze Districte zu einem durch Kriegermenge imponirenden Stamm vereinigte, war nicht zu finden, in jedem Dorf war derjenige ein Haupt der Gemeinde, welcher durch überlegenen Besitzstand einen gewissen Einfluss auf die Einwohnerschaft auszuüben wusste. In seltenern Fällen unterstützte diesen Einfluss des Dorfältesten der mit seinem Namen verknüpfte Ruhm der Zauberei. An Stelle mächtiger, einheitlich geleiteter Stämme standen den Nubiern hier nur die einzelnen Districte, in welchen sie eingebrochen waren, feindlich gegenüber. Leicht wurde es daher den rohen Söldnerbanden, deren Religion jede Gewaltthat, an Heiden und Ungläubigen verübt, nicht nur entschuldigen liess, sondern sogar als etwas Verdienstliches in den Augen der Gottheit hinstellte, sich zu Herren des Landes aufzuwerfen und in wenigen Jahren das ganze Gebiet unter die wenigen Elfenbeinhändler von Chartum zu vertheilen, deren Unternehmungsgeist, durch die übertriebenen Berichte von den durch Europäer (welche die ersten Entdecker waren) am obern Nil errungenen Schätzen plötzlich wachgerufen, eine ungeahnte Thatkraft entwickelte. Die Einwohner wurden als leibeigen betrachtet und zu willkürlicher Verlegung ihrer Wohnsitze gezwungen, indem man sie zur bessern Beaufsichtigung und Ausbeutung um die im ganzen Lande errichteten Seriben sesshaft machte. Im Schutze dieser Art Zwingburgen fanden die chartumer Handelscompagnien alle Bedingungen zu einer dauernden Occupirung realisirt. Im Süden von den Niamniam, im Norden von den Dinka begrenzt, bot das Gebiet der Bongo den von Chartum ausgehenden Handelsunternehmungen gerade das erwünschte Terrain zur Gründung fester Niederlassungen, um mit möglichster Annäherung an den Endpunkt der Wasserstrasse zugleich eine weit ins Innere vorgeschobene Lage zu verbinden und Züge nach dem elfenbeinreichen Süden mit

grösserer Bequemlichkeit ins Werk setzen zu können. Die Dinka, von Anfang an unbezwungene und unversöhnliche Feinde der Fremden, boten dazu nicht die geringsten Chancen dar, während auf der andern Seite die Bongo als ausschliessliche Ackerbauer zum Unterhalt der Niederlassungen dieselben reichlichst gewährten. Sie waren gefügiger, und der kriegerische Widerstand der einzelnen scheiterte nur gar zu bald an der in vollem Masse von den fremden Bedrückern befolgten Maxime „divida et impera“. Das gleiche Schicksal theilten mit den Bongo die kleinern Nachbarvölker derselben, die Djur, die Golo, Mittu u. s. w., und eine Kette von mehr als achtzig Seriben entstand im Laufe eines Decenniums vom Rohl bis zum Biri. Kaum der Hälfte des Volks gelang es, sich durch Massenauswanderung der Sklaverei zu entziehen; ein Theil ging unter die Dinka nach Norden, ein anderer zog sich nach Süden an die Grenzen der Niamniam zurück, wo die durch zahlreiche isolirte Berge dargebotenen Terrainvortheile einen längern Widerstand gegen das Vordringen der Chartumer begünstigten; allein auch aus dieser Position wurden sie nach und nach verdrängt.

In den ersten Jahren der Eroberung müssen die Nubier im Lande schlimm gehaust haben, wie man das jetzt noch an den Spuren wahrnehmen kann, welche die ehemals weit ausgedehntern Culturflächen und die zahlreichen Dörfer in einem grossen Theil des Landes hinterlassen, um einer öden Wildniss Platz zu machen. Viele Tausende von Knaben und Mädchen wurden direct in die Sklaverei nach entlegenen Ländern geführt; der Parvenu, der sich plötzlich in den Besitz grosser Summen gesetzt sieht, glaubt an die Unerschöpflichkeit seines Reichthums, die Nubier hausten da wie ein Trupp übermüthiger Paviane in den Durrafeldern von Taka und Gedaref. Erst später haben sie es im Laufe der Zeit einsehen gelernt, dass der Werth ihrer Besitzungen hauptsächlich von der Menge der im Lande verfügbaren Menschenkräfte abhängig erscheint, von der Händezahl der

den Feldbau besorgenden Leibeigenen, wie von den Beinen der als Vehikel benutzten Lastträger. Inzwischen hat sich die Bevölkerung des Landes um mindestens zwei Drittel verringert, denn nach einer von mir sorgfältigst auf die Hüttenzahl der die verschiedenen Seriben umgebenden Dörfer, sowie auf die von den einzelnen Districten gestellte Menge der Träger basirten Schätzung habe ich die Einwohnerzahl auf höchstens 100000 Seelen berechnen können, über ein Areal von nahezu 9000 Quadratmeilen.

Da die Chartumer an dem Endpunkt ihrer Wasserstrasse zunächst mit den Dinka in Beziehungen traten und von diesen Träger, Führer und Dolmetscher zum weitern Vordringen ins Innere erlangen mussten, lernten sie aus ihrem Munde die Namen der verschiedenen Völkerschaften. Nun hat in Centralafrika jedes Volk für seine Nachbarn andere Namen, als diejenigen sind, welche letztere sich selbst ertheilen. Das Gleiche gilt für die Namen der Flüsse, welche ebenso mannichfaltig sich gestalten als die Völkerkarte des von ihnen durchströmten Gebiets. Auf diese Art bürgerten im Sprachgebrauche der im Lande ansässig gewordenen Nubier sich die Dinkanamen: Djur für Luoh, Niamniam für Sandeh, Dor für Bongo ein. Das in Rede stehende Volk nennt sich selbst Bongo, und seitdem die Chartumer den Schwerpunkt ihrer Niederlassungen auf dieses Gebiet geworfen, hat sich auch der eigentliche Volksname bei ihnen mehr Bahn gebrochen als das früher gebräuchliche „Dor“, von welchem nach arabischem Sprachgebrauch die Pluralform Derahn gebildet wird, wie sie das mit den Namen „Niamniam, Niamāniam“ gleichfalls zu thun pflegen.

Die Hautfarbe der Bongorasse entspricht der rothen Erde, auf welcher sie sich entwickelt, ihr Grundton ist ein erdiges Rothbraun; dem gegenüber erscheinen die Dinka so tiefschwarz wie der Alluvialboden, welchen sie bewohnen. Dieser Gegensatz, welcher an das im Thierreich so häufig beobachtete Maskirungsvermögen oder die schützende Aehn-

lichkeit Darwin's erinnert, ist hier ein zufälliger, verdient aber, um das Gedächtniss des Lesers zu unterstützen, immerhin Erwähnung. Wer von Norden her dem Lauf der beiden Quellzuflüsse des Weissen Nils folgend in die heidnischen Negerländer vordringt und zunächst nur Schilluk, Nuër und Dinka kennen gelernt hat, wird, bei den Bongo angelangt, leicht wahrnehmen können, dass sich ihm mit diesem Volke eine neue Rassenreihe nach Süden zu eröffnet. Wie die Gewächse Kinder des Bodens, dem sie entsprossen, so scheint in gewissem Sinne hier auch der Mensch, als Ausdruck der durch das rothe eisenhaltige Gestein geschaffenen Terrainverschiedenheit, sich seinem Aussehen anzupassen. Die Bewohner der schwarzerdigen Tiefebenen, die im tiefsten Schwarz der Negerrasse erglänzenden Schilluk, Nuër und Dinka, stehen denen der rothen Felserde gegenüber, welche bei aller sprachlichen Verschiedenheit, trotz abweichender Lebensbedingungen und einer ausgeprägten Eigenart der sie unterscheidenden Sitten ungeachtet sich als ein zusammenhängendes Ganze offenbaren. Die wichtigsten Völker in dieser Reihe sind die sämmtlich der Rindviehzucht entbehrenden Bongo, Mittu, Niamniam und Kredj. Alle sind sie durch den vorherrschend röthlichen Ton ihrer Haut gekennzeichnet, besonders sind es die Frauen, welche durch das lichte Pigment auffallen, und bei vielen derselben geht es völlig ins Kupferrothe über. Der rothbraune Grundton der Hautfarbe lässt sich allerdings auch bei den dunkelsten Individuen der genannten Völker des Tieflandes nirgends leugnen, indess ist der Unterschied von demjenigen, wie er bei den Bongo zu Tage tritt, ein so bedeutender, dass man ihn nur mit dem Wechsel des Grüns vergleichen kann, welchen beispielsweise ein Camellienblatt zu erkennen gibt, je nach Abstreifung der Epidermis oder in seiner natürlichen Gestalt.

Die Tiefe der Hautfarbe ist bei allen Rassen weit grössern individuellen Schwankungen unterworfen, als der Charakter des Grundtons der Färbung, und hierin erscheint ein zur

Unterscheidung ganzer Reihen von Völkern wohlverwendbares Merkmal dargeboten. Gustav Fritsch hat in seinem classischen Werke über die Völker Südafrikas diesem Gegenstand besondere Aufmerksamkeit geschenkt und, unterstützt durch eine ingeniöse Farbentafel, die im Grundton der Hautfarbe nachweisbaren Rasseneigenthümlichkeiten von Kaffern, Hottentotten und Buschmännern mit vieler Schärfe dargelegt. Unter den Bongo gibt es ebenso gut ebenholzschwarze wie kupferrothe Individuen, aber immer ist die Grundfarbe verschieden von derjenigen, welche die in noch höherm Grade, was hell oder dunkel anbelangt, variirenden Völker der echt äthiopischen Rasse zu erkennen geben, ein Unterschied, welcher, wie ich mich öfters davon zu überzeugen Gelegenheit fand, so durchgreifend ist, dass man ihn noch deutlich an der Färbung der zahlreichen Mischlinge zwischen Nubiern (in weiterm Sinne als Bewohner des heutigen Nubiens, incl. der Beduinenstämme) und Bongo, von denen die Seriben wimmeln, nachzuweisen vermag.

Wer einen Bongo in Oel malen will, muss, um den richtigen Farbenton herauszubekommen, zuerst grosse Quantitäten von sogenanntem pompejianischen Roth verschwenden. Während nun der Maler, und hiervon war ich in dem Atelier eines römischen Künstlers selbst Zeuge, das Porträt eines mit nach Europa gebrachten Bongo aus dem Rothbraun der Leberfarbe herauszuarbeiten bemüht war, hatte er bei Dongolanern, Berberinern und echten Arabern, selbst bei gleicher Tiefe der Hautfarbe, den Grundton derselben in einer mehr gelblichen Bronze zu suchen, nicht Roth, sondern Gelb war die Basis, und hierin schien ein gleichsam specifischer Unterschied dargeboten.

Wie die Niamniam, Mittu und Kredj sind auch die Bongo von meist mittlerer Körpergrösse und von den Dinka wie von den übrigen Völkern der Tiefebene in mehr als einer Hinsicht verschieden. Ein gedrungener Bau der Gliedmassen, eine schärfer ausgeprägte Muskulatur, vor allem

aber das Ueberwiegen der Länge des Oberkörpers verbunden mit einer breitern Schädelbildung sind die hauptsächlichsten Rassenmerkmale dieses Volks. Von 83 Männern, die ich gemessen, erreichte kein einziger eine Körperhöhe von 1,9 Meter, die durchschnittliche Höhe schien beim männlichen Geschlecht 1,7 Meter zu sein. Am auffälligsten verräth sich der Rassenunterschied zwischen Dinka und Bongo in der allgemeinen Schädelform, und die beiden Reihen von Völkern, welche sie bezeichnen, unterscheiden sich durch dieselben Merkmale, Hautfarbe, Statur und Schädelform. Ich erinnere mich nicht, je unter den Bongo eine so schmale und lange Schädelbildung wahrgenommen zu haben, wie sich mir eine solche bei den Dinka als Regel darbot. Viele von den gemessenen Bongo befanden sich bereits auf den untersten Stufen der Brachycephalie. Den Eingeborenen selbst schien dieses durchgreifende Rassenmerkmal wohlbekannt zu sein. Ich entsinne mich eines Falles, wo die Leute in Zweifel waren, ob ein kleiner Knabe, der noch nicht sprechen konnte, von Geburt Dinka oder Bongo sei. Einer der Dolmetscher entschied diese Frage, nachdem er den Kopf des Kleinen aufmerksam betrachtet hatte. Als ich zu wissen wünschte, welches Unterscheidungszeichen er am Kopfe wahrgenommen, erhielt ich zur Antwort, der Kleine sei ein Bongo, denn er habe einen breiten Kopf. „Unsere Frauen“, so sprach mein Gewährsmann, „beobachten die Sitte, gleich nach der Geburt den Kopf ihres Kindes von oben nach unten zu drücken, die Dinkaweiber drücken denselben von den Seiten her zusammen“; dabei machte er zur Erklärung die bezeichnende Handbewegung. Nun dürfte man schwerlich den Beweis wagen können, als hätte eine solche Manipulation der Mutter irgendwelchen bleibenden Einfluss auf die Schädelbildung des ganzen Volkes, wohl aber scheint mir hierin nur ein Beweis für den hohen Werth dargeboten, welchen die Eingeborenen selbst auf dieses Rassenmerkmal zu legen pflegen; denn unter den verschiedensten Völkern der Erde wiederholt

sich die Erfahrung, dass die Mütter immer bestrebt sind, einen vermeintlichen Rassenvorzug, der auch ohne ihr Zuthun sich Bahn brechen muss, durch äussere Mittel zu unterstützen, demselben gleichsam nachzuhelfen. Zu einem wirklichen Eingriff in die natürliche Schädelbildung, wie man solches bei mongolischen und indianischen Stämmen beobachtet hat, gelangt der Mensch erst durch fortgesetzte Gewaltmittel, vermittels Bandagen und Zusammenschnüren des Schädels im frühesten Alter.

Das Haar der Bongo bietet weder hinsichtlich der auf seine Pflege verwandten Sorgfalt, noch in Betreff sonstiger Eigenthümlichkeiten irgendwelches Interesse; es ist das kurze, krause Wollhaar, an welches sich in Ermangelung von etwas Besserm krampfhaft die Lehre von der Rassenselbständigkeit und Zusammengehörigkeit des sogenannten Negergeschlechts klammert. Entsprechend den grossen Schwankungen, welchen Hautfarbe und Schädelbildung der Bewohner dieses massigen Continents unterworfen sind, variirt auch der Haarwuchs innerhalb der ihm von der Natur gezogenen Grenzen. Nur die dichtgekräuselte Beschaffenheit des Haupthaars ist allen bekannten Völkern, welche auf afrikanischem Boden gefunden wurden, gemein; kaum nennenswerthe Ausnahme bilden einzelne Individuen der in Nubien eingewanderten Araberstämme (Scheigieh); das Haar der äthiopischen und nordafrikanischen Rassen ist zwar ungleich schwächer gekräuselt, es ist eher dicht- und krausgelockt als wollig zu nennen, aber schlicht wurde es noch nirgends angetroffen. Die Hauptunterschiede im Haar der centralafrikanischen Völker liegen in der Färbung und den Wachsthumsverhältnissen, es entwickelt sich nach den Rassen zu sehr ungleicher Länge; Bartbildung tritt bei den einen stark hervor, fehlt gänzlich bei den andern. Die Bongo, auch diejenigen, welche am meisten den rothen Grundton ihrer Körperfarbe durchscheinen lassen, haben immer kohlschwarzes Haar. Von den Niamniam unterscheidet sie in sehr charakteristischer Weise

das beschränkte Längenwachsthum des Haupthaars. Vergeblich mühen in den Grenzdistricten, wo die Niamniammoden nachgeahmt zu werden pflegen, die Bongo sich ab, aus ihrem Haar Zöpfe und Flechten zu bilden; solche Versuche misglücken beständig. Auch Bartwuchs an Kinn, Backen und Oberlippe findet sich nur ausserordentlich vereinzelt, und selbst in solchen Fällen erreicht das Haar kaum 1,5 Centimeter Länge.

Fünf ansehnliche Flüsse durchströmen als Tributäre des Gazellenstroms von Süden nach Norden das Land, und ausser diesen verbreiten eine grosse Anzahl kleinerer Bäche und Gräben, welche entweder eine beständige Strömung oder doch wenigstens streckenweise das ganze Jahr hindurch Wasserlachen darbieten, ausreichende Feuchtigkeit zur Belebung der Pflanzenwelt. Mangel an Trinkwasser ist an keinem Platze und zu keiner Jahreszeit im ganzen Lande vorhanden, obgleich in den Monaten November bis Ende März Regenfall nur ausnahmsweise und ganz vereinzelt einzutreten pflegt. Zum Nothbehelf dienen Wasserlöcher, welche man sich in kürzester Zeit und ohne Mühe in den allverbreiteten Sumpfniederungen, den Resten periodischer Wasserläufe, herzustellen vermag. Anhaltende Dürre als Ursache von Hungersnoth scheint in diesem Lande etwas Unerhörtes zu sein, nachweisbar wenigstens ist Derartiges während der letzten zehn Jahre nicht vorgekommen. Viel häufiger verdirbt die Ernte durch übergrosse Feuchtigkeit, und Hungersnoth ist zuweilen die Folge einer allgemeinen Ueberschwemmung. Wie leicht wäre es, in einem solchen Lande den Bergreis zu ziehen!

Die Bongo sind ein Volk von Ackerbauern und zu ihrem Unterhalt, abgesehen von den mehr zufälligen oder periodisch zu erzielenden Ergebnissen der Jagd und des Fischfangs, ausschliesslich auf die Bestellung ihrer Culturen angewiesen, welcher sie mit grossem Eifer obliegen, Männer und Weiber ohne Unterschied. Die Culturpflanzen haben wir bereits

eingehend im vorigen Kapitel besprochen. Die meiste Sorgfalt verwenden sie auf den Anbau des Sorghum. Wie viel Mühe sie sich nicht selten dabei geben, erhellt allein schon aus dem Umstand, dass sie gewöhnlich im Laufe der ersten 14 Tage die junge Saat umpflanzen und versetzen, wenn stellenweise die handvollweise in die Aussaatgrübchen geworfenen Körner in gar zu dichten Büscheln hervorgesprosst sind, wie man das auch beim Mais mit vielem Nutzen in Anwendung bringen kann. Da sich im Lande nur wenig Gemüsearten in Cultur befinden, so verwenden sie mancherlei wildwachsendes Kraut und Knollen als Zuspeise zu ihrem Mahle. Die Blätter der überall die menschlichen Wohnstätten in den Tropenländern begleitenden Gynandropsis, Corchorus und Gieseckia werden wie die Kürbisblätter zu Suppen und Saucen verwandt. Eine ähnliche Anwendung wie bei uns Spinat finden die fleischigen Blätter des Talinum roseum, ferner das derbe, aber durch Kochen sich leicht erweichende Laub des Tirna-Baums (Pterocarpus), das süss und mild von Geschmack erscheint. Auch die angenehm säuerlichen Früchte der Hymenocardia, welche denen des Ahorns nicht unähnlich sehen, werden zu Gemüse verkocht.

Mit besonderer Vorliebe sammeln die Bongo alle Hutpilze ein, welche das Land während der Regenzeit in grosser Mannichfaltigkeit hervorbringt. Die Pilze lässt man faulen, dann trocknen, um sie verstampft als Zuthat und wie Gewürz zu den Saucen zu benutzen, welche dadurch ein Hautgoût, wie von verdorbenen Fischen, erlangen. Mir ist keine Art Schwämme im Bongolande zu Gesicht gekommen, die man nicht hätte essen können; es gibt darunter einzelne von vorzüglichem Geschmack. Alle heissen bei den Bongo „kahūh", die grösste Art von allen aber führt den sonderbaren Namen „hegba mbodoh", und das ist das Nämliche wie im Plattdeutschen „Poggen-staul" oder im Englischen „toadstool"; hegba nennen die Bongo die kleinen Sitzschemel, welche sie sich schnitzen, mbodoh ist ein Generalname für

die Lurche oder Batrachier (speciell Bufo pandarinus Boj.). Der Hegba mbodoh, welcher in so verschiedenen Welttheilen zu demselben Bilde Veranlassung gab, ist hier eine riesige Art Polyporus, welche nicht selten Exemplare aufweist, die bei einem Durchmesser von 1 Fuss eine Höhe von ³/₄ Fuss haben und bis 50 Pfund schwer werden können. Sie sind in Form, Grösse und Färbung den grauen Thonbauten der Termes mordax nicht unähnlich, welche wir im Verlaufe der Reisebeschreibung kennen lernen werden. Am häufigsten von allen Pilzen des Landes und mit Vorliebe in Gebrauch sind Arten von Coprinus, Marasmius, Rhodosporus und die etwas lederartigen, aber sehr aromatischen Lentinus.

Es wurde bereits wiederholt auf den grossen Reichthum an essbaren, wenn auch durchaus nicht wohlschmeckenden Früchten hingewiesen, welchen die Bäume des Landes darbieten. Die Bongo, indem sie die Buschwaldungen, um neues Culturland zu gewinnen, ausroden, schonen absichtlich solche Exemplare. Diesem Umstande verdanken die ausgedehnten, sonst einförmigen Culturflächen ihren herrlichen Schmuck. Mit besonderer Vorliebe wird der Butterbaum und die Parkia gepflegt, zugleich die hervorragendste Zierde jener Landschaften. Es ist eine Haupteigenthümlichkeit der Flora in diesem Gebiete, dass bei der grossen Mehrzahl aller Arten, die nicht gerade strauch- und baumartig sich entwickeln, die unterirdischen Stammtheile und die Wurzeln eine vieljährige Dauer anstreben, infolge dessen sie sich meist knollig und zwiebelartig verdicken oder verholzen. Einjährige Kräuter spielen hier eine nur untergeordnete Rolle, alles erscheint darauf bedacht, dem verheerenden Einflusse des alljährlich wiederkehrenden Steppenbrandes Widerstand zu leisten und die Keime des Lebens für die nächste Vegetationsperiode sicherzustellen. Von solchen wilden Erdknollen nun beziehen die Bongo bei erschöpften Kornvorräthen, in Zeiten des Miswachses und während des Marsches durch viele Tagereisen weite Wildnisse, den haupt-

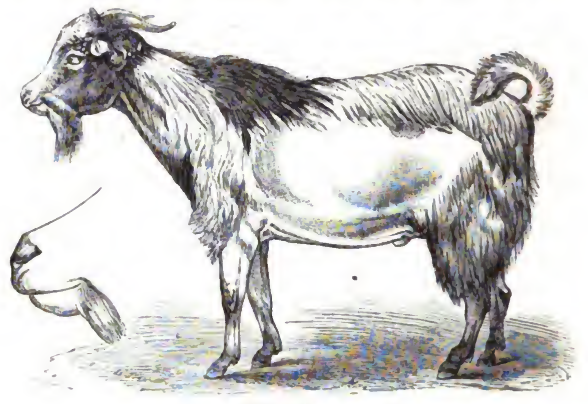
sächlichsten Vorrath ihrer Nahrung. Es ist unglaublich, was der Bongomagen alles zu verdauen im Stande ist. Die den meisten Knollen und Zwiebeln innewohnende Bitterkeit wird gewöhnlich durch wiederholtes Auslaugen in kochendem Wasser oder durch Rösten auf dem Feuer gemindert, doch nie bis zu dem Grade gehoben, dass unser eins im Stande wäre, davon auch nur ein Stückchen über die Lippen zu bringen. Unter den bittern Knollen, denen sie mit besonderer Vorliebe nachstellen, verdienen in erster Linie hervorgehoben zu werden: der überall verbreitete Mandibo, eine Art Coccinia, und der Moddo-bihi (d. i. Hundegummi), eine Eureiandra, beide jedenfalls Giftstoff enthaltende Cucurbitaceen. Von ebenso unverwüstlicher Bitterkeit erscheinen rübenartige Wurzeln der Asclepiadeen, die riesigen Knollen der Entada Wahlbergii, des Pachyrrhizus, sowie diejenigen mehrerer Vernoniaeen und Flemmingiaeen, welche fusstief ausgegraben werden müssen. Weit geringer ist der Gebrauch, den die Eingeborenen von den zahlreichen Zwiebelgewächsen des Landes zu machen vermögen, nur eine winzig kleine Drimia, welche mit ihren niedlichen rothen Blütenschäften kaum 2 Zoll aus dem Felsboden der mit Niedergras bedeckten Flächen hervorragt, liefert durch wiederholtes Auskochen essbar gemachte Zwiebeln.

Wenn man auf dem Marsche in der Wildniss rastet, so vertheilen sich die Träger alsbald, nachdem sie ihre Lasten niedergesetzt, in die nächsten Gebüsche und beginnen sich mit grosser Emsigkeit dem Geschäfte des Wurzelgrabens zu widmen. Ich war selbst Zeuge der unglaublich klingenden Thatsache, dass meine 30 Bongo, welche mich auf dem Rückmarsche von Ssabbi nach Norden begleiteten, sechs volle Tage ausschliesslich von solchen Wurzeln ihr Leben fristeten; ich selbst hatte einen kaum ausreichenden Kornvorrath, um mich vor bitterstem Hunger zu bewahren. Dessenungeachtet blieben meine Bongo kräftig, lustig und guter Dinge während des anstrengenden Marsches, ein Volk von

unverwüstlich kräftiger Natur, so recht dazu geschaffen, der stiefmütterlichen Misgunst seiner ungastlichen Heimat Trotz zu bieten.

Ich habe bereits wiederholt darauf hingewiesen, dass alle Einwohner im Gesammtgebiete des Gazellenflusses des Kochsalzes entbehren. Das überall in Gebrauch kommende Aschensalz wird durch Auslaugen von Holzasche der Grewia mollis gewonnen, ein Strauch, der im ganzen Bongolande allverbreitet ist und auch durch seinen lindenartigen Bast dem Menschen mannichfaltigen Nutzen darbietet. Taback ist den Bongo ein unentbehrliches Reizmittel und wird überall angebaut. Die Maschirr genannte Art (Nicotiana rustica) ist durch einen ausserordentlich scharfen Geschmack ausgezeichnet. Die kleinen dicken Blätter werden in Gestalt fester Kuchen im Mörser zusammengestampft, in Formen gepresst und getrocknet. Davon bröckelt man sich nach Belieben ab, zerreibt die Masse zwischen Steinen und raucht aus langrohrigen Pfeifen, deren Köpfe sehr zierlich aus Thon geformt werden. Ihre Leidenschaft im Rauchen geht häufig so weit, dass, ähnlich wie bei vielen Polarvölkern, nur eine völlig sinnlose Betäubung ihnen Genuss zu verschaffen scheint. Ein Fall, welcher sich während eines Marsches ereignete, bewies mir den hohen Grad einer derartigen Tabacksnarkose. Ein Bongo hatte solche Massen des scharfen Rauches eingesogen, dass er betäubt und durchaus gefühllos in das Lagerfeuer taumelte, aus welchem er schwerverletzt durch Brandwunden herausgezogen wurde, sodass ihn seine Kameraden den ganzen weiten Weg auf einer Bahre weiter zu schaffen hatten, bis das Ziel der Wanderung erreicht war. Die Art, wie die Bongo zu rauchen pflegen, ist noch weit unappetitlicher als wir es bei den Dinka besprochen haben. Auch hier geht die gemeinschaftliche Pfeife von Hand zu Hand, der Bastknäuel aber, welcher die scharfen Oele auffangen soll, wird nicht in das erweiterte Rohr der Pfeife, sondern einfach in die Mundhöhle des Rauchen-

den gesteckt; zusammen mit der Pfeife die Runde machend, wandert derselbe aus einem Munde in den andern. Die Bongo kauen auch leidenschaftlich Taback mit Asche vermischt, gerade so wie die mohammedanischen Bewohner Nubiens, und obgleich diese Gebrauchsweise des Narkoticons bei den heidnischen Negervölkern nur ausnahmsweise beobachtet worden ist, so berechtigt ihre Allgemeinheit in diesem Lande dennoch eher zu der Annahme, es handle sich hier um eine einheimische Sitte, als um eine von den

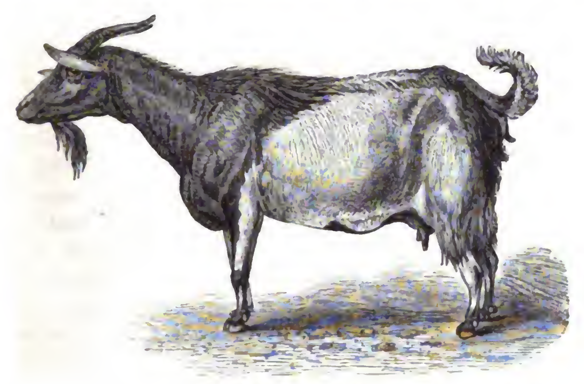


Bongoziege.

Fremden abgelernte Neuerung. Einen widerwärtigen Anblick gewährt das stets hinter das Ohr gesteckte Priemchen Kautaback.

Von jeher fremd der grossen Viehzucht, welche die Dinka betreiben, haben die Bongo diesem Umstande ihren Frieden mit den sogenannten „Türken", und letztere wieder die Widerstandslosigkeit ihrer Untergebenen zu verdanken. Die Hausthiere der Bongo sind Hühner, Hunde und Ziegen; Schafe fehlen, wie Rinder. Die Ziegen gehören einer eigenen, von derjenigen der Dinka verschiedenen Rasse an, welche

in diesem Theile von Centralafrika eine weite Verbreitung zu haben scheint, da ich sie nicht nur bei den Mittu und Madi, sondern auch bei den Babuckur und schliesslich im Lande der Monbuttu wiederfand, wo sie von den äquatorialen Völkern, welche von den letztgenannten schlechtweg Momvu genannt werden, herbeigetrieben worden waren. Diese Ziegenrasse ist durch einen mähnenartigen Besatz um Brust und Schultern, ganz nach Art des Dinkaschafs, gekennzeichnet, zugleich verläuft eine kurze aufrechte Mähne vom



Kurzleibige Bongoziege.

Nacken über den ganzen Rücken bis zum aufgerichteten kurzen Schweife. Der Schädel ist durch eine starke Wölbung der Stirn, die sich weit über die Basis der Nasenbeine aufwirft, und durch sehr kräftige, aber nur schwach gekrümmte Hörner ausgezeichnet. Die häufigste Färbung dieser schmucken Thiere ist ein Rehgrau oder Gemsbraun bei schwarzer Mähne.

Eine zweite Ziegenrasse fand ich hin und wieder im Besitze der Bongo, welche mir sonst nirgends begegnet ist. Diese, durch einen auffallend kurzgestellten und plumpen

Leib gekennzeichnet, erschien gewöhnlich von schwarzweisser Färbung. Auch war die Behaarung im allgemeinen eine längere, nur noch ungleicher vertheilt als bei der vorigen Rasse. Ausser dem mähnenartigen Besatze am Vorderkörper war auch die Hinterpartie mit langen zottigen Haaren behangen. Vielleicht wäre diese Rasse nur als das Product einer Kreuzung mit der Dinkaziege zu betrachten.

Die Hunde der Bongo halten hinsichtlich ihrer Grösse die Mitte zwischen der kleinen Niamniamrasse und den Dinkahunden, welche dem gemeinen Paria von Aegypten am meisten entsprechen. Die eigentliche Bongorasse findet sich indess infolge der häufigen Vermischung nur noch selten echt und rein erhalten; sie ist durch eine röthlich-ledergelbe Färbung, aufrechte steife Ohren und einen buschigen Fuchsschwanz ausgezeichnet. Eine Eigenthümlichkeit, durch welche mir der Bongohund besonders in die Augen fiel, bestand in dem hohen Grade der Sträubbarkeit seiner Rückenhaare. Bei jeder Attake sträubte sich die straffe Behaarung auf dem ganzen Rücken und stand aufrecht erhoben bis zum Nacken hinauf, wie man das nur selten an in Wuth gerathenen Katzen wahrzunehmen Gelegenheit findet. Der buschige Schweif unterscheidet die Rasse hinreichend von den mit kurzhaarigem Schwanze versehenen Hunden der Dinka, sowie von denen der Niamniam, wo der Schwanz sich stets spiralig aufrollt wie bei einem Ferkel. So wenig wählerisch sich auch die Bongo in der Auswahl des Essbaren zeigen, so standhaft verschmähen sie dennoch unter allen Umständen den Genuss von Hundefleisch, in welchem ihre südlichen und südöstlichen Nachbarn excelliren. Der Ekel vor demselben ist derselbe, welchen sie dem Genuss von Menschenfleisch gegenüber an den Tag legen. Ein eigenthümlicher Aberglaube knüpft sich an den Tod von Hunden.

Als ich einen meiner Hunde, der das Zeitliche gesegnet, begraben und in eine Grube werfen lassen wollte, kamen

Bongo auf mich zu, die mich beschworen, von solchem Vorhaben abzustehen, da es unfehlbar zur Folge haben würde, dass ihre Saaten ohne Regen blieben. Aus diesem Grunde werfen alle Bongo ihre verreckten Hunde stets einfach hinaus aufs offene Feld.

Zu gewissen Jahreszeiten, besonders nach Beendigung der Regenzeit, bietet auch die Jagd und der Fischfang eine reiche Quelle an Lebensmitteln für lange Zeit. Die Jagd ist bald eine gelegentlich zufällige des Einzelnen, bald eine in grossartigem Massstabe als Treibjagd betriebene, an welcher die männliche Einwohnerschaft ganzer Districte sich betheiligt. Ab und zu liefern die aufgestellten Fallen und Gruben reichen Ertrag. Der Fischfang ist hauptsächlich auf die Wintermonate beschränkt. Beim Kesseltreiben kommen überall Wildgarne in Anwendung, auf deren Herstellung die Bongo ebenso viel Sorgfalt verwenden, als auf das Flechten von Fischkörben und Reusen. Die Elefantenjagd gehört im Bongolande seit nachweisbar bereits zwölf Jahren ins Reich der Mythe, und nur die Aeltesten unter den Männern (wirklich Alte, Greise fehlen überhaupt in diesem Volke) wissen davon zu berichten. Die riesigen Lanzenspitzen, welche gegenwärtig nur noch als Luxuswaffen im Besitze der Reichen sind, oder wie sie hin und wieder noch bei der Büffeljagd Verwendung finden, sind die einzig übriggebliebenen Anzeichen eines ehemaligen Elfenbeinreichthums, von welchem uns noch Petherick als Augenzeuge eine charakteristische Schilderung hinterlassen hat. Die Fallen, deren sich die Bongo bedienen, um des kleinern Wildes habhaft zu werden, bestehen in der Regel aus einem durch Stricke in horizontal schwebender Lage gehaltenen Baumstamm.*) Man benutzt die vom Wilde begangenen Pfade und Wechsel zur Errichtung solcher Fallen, und zwingt durch Herstellung eines Dornverhaues oder einer Art Einzäunung zu beiden

*) Eine Abbildung des Apparats findet sich in J. Petherick's „Travels in Centralafrica“, I, 255.

Seiten des Pfades das Wild, gerade unter den Fallbereich des Stammes zu kommen; der versteckte Hebel, auf welchen es dabei treten muss, löst die Bande, welche den Baumstamm in der Schwebe erhalten, und unfehlbar zerquetscht derselbe beim Niederfallen das darunter hinwegschlüpfen wollende Thier. Die Häufigkeit dieses in den Buschdickichten des Bongolandes wahrgenommenen Fallenapparats beweist den lohnenden Ertrag, welchen er bieten muss; vor allem sind es die kleinen Antilopenarten, die Ichneumonen, Civetten, Genetten, Katzen, die Servals und die Caracalluchse, welche auf solche Weise erbeutet werden.

Die Jagd im kleinen ist auch Lieblingsbeschäftigung und ein Hauptgegenstand der täglichen Spiele bei den Kindern, welche dem Ratten- und Feldmäusefange mit grösstem Eifer obliegen. Sie flechten sich lange schmale röhrenartige Körbe, welche im Umkreise der Mäuselöcher flach auf den Boden gelegt werden. Nun beginnen die Kleinen nach allen Regeln der Kunst ein Kesseltreiben von allen Seiten; die im hohen Stoppelfelde aufgescheuchten Mäuse, indem sie zurück zu ihren Löchern zu fliehen trachten, gerathen alsdann leicht in die ausgelegten Fangkörbe und werden ohne Mühe gefangen, wie Fische in einem Reusenkorbe. Auf diese Weise verschaffen sich die Bongoknaben im Laufe des Tages grosse Mengen von Meriones, von Mus gentilis und Mus barbarus; zu Dutzenden binden sie dieselben an den Schwänzen zusammen, tauschen und handeln sie untereinander ein, als Leckerbissen von nicht zu verachtender Art. Das sind unsere Kühe, riefen sie jubelnd, wenn sie mir nach ergiebiger Jagdausbeute auf dem Wege begegneten. Mit Hülfe der eingefangenen Feldmäuse wissen sie sich auch den hochgepriesenen Leckerbissen eines Katzenbratens zu verschaffen, indem sie an den schmalen Pfaden, welche wie Spalte das Hochgras der Steppe durchschneiden, kleine Häuschen aus Rohr zusammengeflochten errichten, in deren Innerm Mäuse als Köder dienen, um die Katze in eine Schlinge zu locken.

Essbar erscheint den Bongo von animalischen Stoffen, mit Ausnahme von Hunde- und Menschenfleisch, fast alles, und gleichviel in welchem Zustande es sei. Die verwesenden Reste von Löwenmahlzeiten, welche das Dunkel des Waldes in reicher Menge zu bergen pflegt, dem Auge des Spähenden durch die in den Lüften darüber ihre Kreise ziehenden Milane und Geier sich alsbald verrathend, sind ihnen eine stets willkommene Beute; Haut-goût, sagen die Bongo, ist ein Zeichen, dass der Braten mürbe sei und schliesst die Zähigkeit des Fleisches aus, das macht stark und gibt mehr Kraft als frisches. Nach ihrer Meinung und den Erfahrungen ihres Magens wäre es auch leichter verdaulich, doch über Geschmäcke lässt sich nicht streiten, am wenigsten mit den Bongo, welche überhaupt vor den ekelhaftesten Dingen nicht zurückschrecken. So oft ich Rinder schlachten liess, sah ich die Träger gierig sich um den halbverdauten Mageninhalt streiten, wie Eskimos, deren einziges Gemüse in dem Magenbrei des Renthiers dargeboten erscheint; selbst die abscheulichen Amphistomawürmer, welche die Magenwände aller Rinder in diesen Gegenden förmlich auszukleiden pflegen, streiften sie immer frisch ab von ihren Sitzen und führten sie handvollweise roh in aller Gemüthsruhe zu Munde. So konnte es mich auch nicht wundernehmen, dass von den Bongo alles als Gegenstand der Jagd betrachtet wurde, was da auf Erden kreucht und fleucht, von den Ratten und Mäusen des Feldes bis zur Schlange, vom Aasgeier bis zur Hyäne im immer räudigen Pelz, vom fetten Riesenskorpion der Erde (Heterometrus palmatus) bis zu den Raupen und geflügelten Termiten mit ihren öligen, mehlwurmartigen Leibern.

Nachdem wir die äussern Existenzbedingungen des Bongovolks, soweit wir den Ackerbau, die Jagd und den Fischfang nicht bereits an anderer Stelle ausführlicher behandelt, kennen gelernt haben, führt uns die Betrachtung zu den Künsten, durch welche der Mensch auch auf dieser niedrigen Stufe

seiner Entwickelung sich das Leben bequem zu machen und zu verschönen sucht. Zunächst haben wir die Wohnstätten des Menschen, die ihn mehr oder minder an die Scholle fesseln, auf welcher er seine Subsistenzbedingungen realisirt findet, ins Auge zu fassen, das Heim und den Knotenpunkt der Familie, die Urzelle im System der Völkerbildung, von welcher der vielverzweigte Stammbaum des Menschengeschlechts seinen Ursprung nahm.

Zur Zeit als die Chartumer von ihrem Lande Besitz ergriffen, bewohnten die Bongo, im Gegensatze zu den andern Völkern des Gebiets, grosse Dörfer, welche nach Art der heutigen Seriben von hohen Pfahlumzäunungen eingefriedigt waren. Dörfer und Städte fehlen heutzutage, und die bewohnten Districte sind nur von zerstreuten Weilergruppen und kleinen Hüttencomplexen bedeckt, wie im Lande der Dinka und Niamniam. Selten wohnen gegenwärtig mehr als fünf bis sechs Familien nebeneinander, sodass die wenigen Hütten kaum den Namen eines kleinen Dorfs verdienen. Mit besonderer Vorliebe wurden die Wohnstätten einer Gemeinde um irgendwelchen grossen Baum, gewöhnlich um eine Tamarinde oder um einen alten Feigen- oder Butterbaum, geschart, wie man solche noch jetzt an allen verödeten Dorfstellen aus früherer Zeit wahrnehmen kann, deren einzig überlebende Zeugen sie ausmachen. Auch heute noch bevorzugen die Bongo solche Plätze, wo der weite Schatten einer imposanten Baumkrone ihnen ein natürliches Sonnendach gewährt, in dessen Schutz alle diejenigen häuslichen Verrichtungen vorgenommen werden können, zu welchen mehr Raum und Licht erforderlich ist, als ihnen bescheidene Behausungen darzubieten vermögen. Weit im Umkreise der Hütten wird das Erdreich wohl gesäubert und geglättet, denn die Erde ist der gemeinsame Arbeitstisch, auf welchem die Frauen ihren wirthschaftlichen Obliegenheiten nachkommen. Da wird das Korn zerklopft, gedroschen und gesichtet, zu Mehl in Holzmörsern gestampft oder auf dem

Mahlstein zerrieben; hier liegen Tabacksblätter zum Trocknen ausgebreitet, dort die Körbe mit Pilzen, Baumfrüchten, Wurzeln u. dgl. Hunde und Hühner beleben den im Schatten des herrlichen Baumes so zutraulich erscheinenden Ort, und die spielenden Kinder vervollständigen ein solches Bild afrikanischer Dorfidylle*).

Unter allen Völkern im Gebiete des Gazellenflusses verwenden die Bongo am meisten Sorgfalt auf den Bau ihrer Häuser. Sie sind ausnahmslos im Kegelstil errichtet, zeigen aber innerhalb gewisser Grenzen einen grossen Spielraum der Formen. Das Verfahren beim Bau haben wir bereits kennen gelernt. Gerade Baumäste, faschinenartiges Flechtwerk, Bambusrohr, Thon von den pilzförmigen Termitenbauten, dürres Gras und Bast von Grewia sind die Materialien, aus welchen derselbe hergestellt wird.

Die Wohnstätten halten selten über 20 Fuss im Durchmesser und ebenso viel in der Höhe. Das niedere Eingangsloch gestattet ein Betreten der Hütte nur in kriechender Stellung; als Thür dient ein Rohrgeflecht, welches sich zwischen zwei Pfosten hin- und her- und vorschieben lässt. Im Innern befindet sich ein wohlgeglätteter und bei Ausschluss von Nässe gegen Termiten gesicherter Thonestrich, welchen die Weiber vermittels Anklatschens von breiten Rindenstücken feststampfen. Die gemeinschaftliche Schlafstätte der Aeltern und der kleinern Kinder befindet sich zu ebener Erde. Häute, seltener Matten, auf deren Herstellung die Bongo wenig Werth legen, sind die Unterlage, und immer dient ein dicker, entrindeter glatter Baumstamm als Kopfkissen für alle.

Zu jeder Wohnstätte gehört ein Kornspeicher, „gắllotōh" genannt, welcher, in ganz ähnlicher Kegelform errichtet wie jene, von mehr oder minder hohen Pfählen getragen wird, um

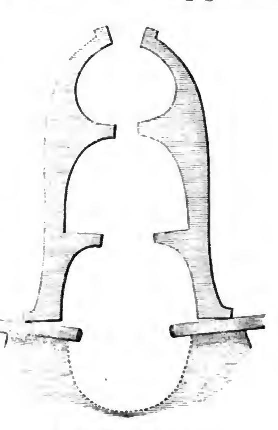
*) Ein Bild, wie das geschilderte, wird ein Holzschnitt im zweiten Bande illustriren.

die Vorräthe gegen Bodennässe, Ratten und Termitenfrass zu schützen. Solche Speicher oder Kornmagazine en miniature finden sich unter den verschiedensten Völkern von Afrika in Gebrauch, von den „rumbuh" in Damerghuh (im centralen Sudan) an bis zum Lande der Kaffern und Betschuanen. Alle Häuser und Hütten der Bongo sind durch ein Merkmal gekennzeichnet, welches dem allgemeinen Baustil ein eigenes nationales Gepräge aufdrückt. Die Spitze des Kegeldaches trägt nämlich stets ein wohlgeformtes rundes Strohpolster, das als Sitz dient, um von erhöhtem Standpunkte aus die meist durch hohe Kornfelder verdeckte Fernsicht über das flache Land zu gestatten. Dieser Sitz wird „gonj" genannt und ist von sechs bis acht geschweiften Hölzern umgeben, die wie Hörner die Dachspitze krönen, eine ausschliessliche Eigenthümlichkeit der Bongohütte.

Als Bewohner eines überall an Eisen überreichen Bodens concentrirt sich die ganze Kunstfertigkeit des Bongovolkes auf die Gewinnung und Bearbeitung dieses wichtigen Metalls, dessen Besitz ihnen eine gewisse Ueberlegenheit über die Dinka ertheilt zu haben scheint. Bei gänzlichem Mangel an Handwerkszeug nach unsern Begriffen legen sie ein wahrhaft bewundernswerthes Geschick an den Tag und übertreffen in dieser Kunst noch die Djur. Mit ihrem rohen Blasebalge und dem Steinhammer, der gewöhnlich nur aus einem runden Kiessteine, seltener aus einem vierkantig pyramidalen Eisenklotze besteht, dessen Stiel die nervige Hand des Schmiedes bildet, auf einem Amboss von Gneis oder Granit und allein unterstützt von einem kleinen Meissel oder Stemmeisen, dazu die Zange aus einfach gespaltenem grünen Holze, erzeugen sie Producte, welche Sachkenner*) mit der ziemlich guten Arbeit eines englischen Landschmiedes verglichen haben. Nach beendigter Ernte, wenn die Regenzeit völlig vorüber, werden die Eisenschmelzen in Betrieb gesetzt. Dem primi-

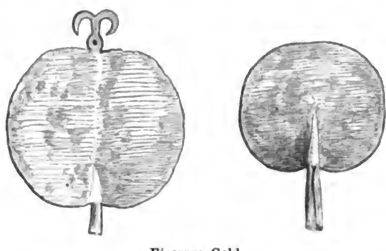
*) Petherick, „Egypt, the Soudan etc.", S. 395.

tiven Verfahren zur Gewinnung von Eisen haben wir bereits bei den Djur im fünften Kapitel unsere Aufmerksamkeit geschenkt. Die Bongo haben aber einen weit complicirtern Schmelzapparat ersonnen, welcher noch besonders beschrieben zu werden verdient. Der gleichfalls in Gestalt einer länglichen Glocke errichtete Thonbau erreicht auch hier kaum eine Höhe von 5 Fuss, enthält aber in seinem Innern drei gesonderte Abtheilungen, wie man auf der beigegebenen Zeichnung wahrnehmen kann, welche einen Schmelzofen im Längsdurchschnitt darstellt. Der innere Hohlraum ist in drei gleiche Theile getheilt, von denen nur der mittelste mit abwechselnden Schichten Holzkohle und Eisenmineral angefüllt wird. Von der untersten, „das Gestell" darstellenden Zelle ist dieser Raum durch eine ringartig vorspringende Verdickung abgegrenzt, welche als „Rost" dient; mit der obern kugelrunden communicirt derselbe nur vermittels einer engen Oeffnung. Die oberste und die unterste Zelle dienen allein zur Aufnahme der Kohle. In die vier Löcher an der Basis des Baues werden die Düsen eingeführt und ebenso viel Blaseapparate mit ihnen in Verbindung gebracht, um den Brand aufs lebhafteste zu entflammen. Eine fünfte, mit Thon nach Belieben zu schliessende Oeffnung gestattet das Herausschaffen der in die Grube unter dem „Gestell" durchsickernden Schlacken des halb tropfbar gewordenen Metalls.


Schmelzofen der Bongo.

Die wichtigsten Producte der Eisenindustrie sind für den Handel bestimmt, den die Bongo in frühern Zeiten auch

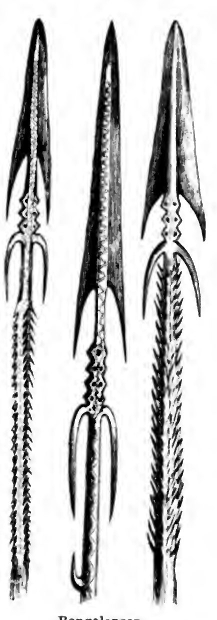
mit allen nördlichen Völkern der Tiefebene lebhaft betrieben. Das für den Handel bestimmte Roheisen ist immer von dreierlei Gestalt: 1) als „Mähi“, d. h. als einfache 1—2 Fuss lange Lanzenspitze, wie wir sie bei den Djur kennen lernten, 2) als „Loggo Kúlluti“, d. h. schwarzer (roher) Spaten, 3) als „Loggo“, der fertige Spaten, welcher als Melót im Handel längs des Flusslaufs am obern Nil eine so grosse Verbreitung gefunden. Der Loggo-Kúllutti ist das „As“ der Bongo, das einzige Aequivalent für unsere gemünzten Geldwerthe, welches Centralafrika kennt, und das einer schablo-



Eisernes Geld.
Der Loggo-Kúlluti. Der Loggo-melot.

nenhaften Form unterworfen, in der That die Rolle des Geldes spielt. Nach Major Denham, welcher 1824 den centralen Sudan bereiste, waren in Loggou am untern Schari zur Zeit seines Besuchs noch Eisenstücke als Umlaufsmittel in Gebrauch, welche ganz dem Bongogelde entsprachen, aber bereits zu Barth's Zeit war ihre Anwendung längst in Vergessenheit gerathen. Der Loggo-Kúlluti besteht aus einer flachen, kreisrunden und tellergrossen Eisenplatte von 0,25—0,3 Meter Durchmesser, an dem einen Rande ist ein kurzer Stiel, an dem andern ein ankerförmiger Fortsatz angebracht. In dieser Gestalt wurde das Eisen von den Reichen in grossen Mengen aufgespeichert, und noch heute dient es nebst Lanzenspitzen und Spaten als Geld und Conventionsmünze, um je-

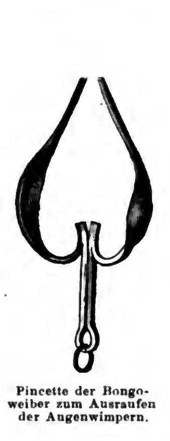
den Kauf zu effectuiren, oder als Hochzeitsgabe, welche der Freier zu entrichten verpflichtet ist. Das Beil der Bongo besteht aus einem flachen plumpen Eisenzapfen, der durch das verdickte Ende einer wuchtigen und knorrigen Handhabe gesteckt wird, und unterscheidet sich durch nichts von der bei fast allen Völkern Centralafrikas gebräuchlichen Form.


Bongolanzen.

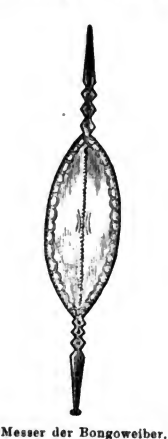
Ausser diesen rohen Gebilden ihrer Kunst verfertigen indess die Bongoschmiede auch Waffen, Geräthe und Schmuck von vollendeter Güte, und im Auftrage der Seribenverwalter die für den Sklavenhandel erforderlichen Fesseln und Handschellen. Am zierlichsten und kunstvollsten sind die Pfeil- und Lanzenspitzen gearbeitet, deren feine, fast grannenförmige Widerhaken und Stacheln für jeden, der ihren Mangel an Handwerkzeug kennt, etwas Räthselhaftes haben. Die Lanzen der Bongo sind leicht kenntlich durch ihre Form; sie zerfallen nach der Form in drei Klassen: 1) Mähi, die gewöhnliche Lanze in Lanzettform, 2) Gâlo, eine spiessförmige Lanze mit langen eisernen Widerhaken unter der Spitze und am Stiel, in welchem der Holzschaft steckt, 3) Makrigga, ein Spiess, dessen Stieltheil mit unzähligen, in symmetrischen Reihen gestellten feinen Stacheln und Grannen, die bald nach aufwärts, bald nach abwärts gerichtet sind, besetzt erscheint. Die Makrigga ist oft nur eine Luxuswaffe, und auf ihre Anfertigung concentrirt sich alle Kunst des Schmiedes. Der Name (Makrigga heisst die Ran-

dia dumetorum *), ein häufiger Dornstrauch der Gegend), deutet das aus der freien Natur gegriffene Modell an, ein neuer Beweis für die Ansicht, dass alle menschlichen Künste ursprünglich nur als Nachahmung in der Natur uns entgegentretender Ideale zu betrachten seien.

Nicht geringere Sorgfalt erfordert die Herstellung der eisernen oder kupfernen Zierathen und Utensilien, die bei den Frauen in Gebrauch sind. Zum Ausraufen der Wimpern



Pincette der Bongoweiber zum Ausraufen der Augenwimpern.

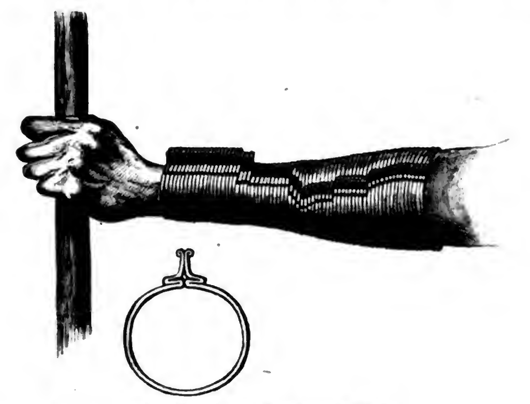


Messer der Bongoweiber.

und Augenbrauen bedienen sie sich kleiner Pincetten; die beigegebene Zeichnung stellt dieses „Pinoh“ genannte Instrument dar. Ausschliesslich bei den Frauen der Bongo finden sich die eigenthümlichen elliptischen Messerchen, Tibah genannt, welche oben und unten in einen Stiel auslaufend, an beiden Rändern geschärfte Schneiden haben und mit vielmusteriger Strichelung verziert sind. Solcher Messer

*) Petherick, „Travels“, I, 164, wo ein Ast dieses Strauchs als „ebony“ abgebildet ist.

bedienen sich die Bongofrauen bei allen wirthschaftlichen Arbeiten, namentlich dienen sie zum Schälen der Knollen, zum Zerschneiden der Kürbise, Gurken u. dgl. Ringe, Schellen, Glöckchen, Klammern und Knöpfe, welche in die durchlöcherten Lippen und Ohrränder gesteckt werden, ferner lanzettförmige Haarnadeln, welche zum Scheiteln und Abtheilen der Flechten nothwendig erscheinen, vervollständigen den Bijouteriekram der Bongofrauen. Der stolzeste Schmuck der Männer ist der sogenannte „Danga-Bor", d. h. „Ringe

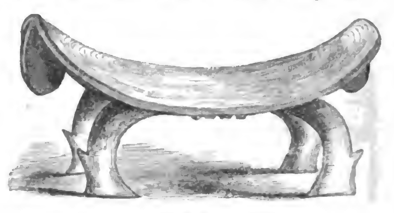


Der Danga-Bor und ein einzelner Ring.

nebeneinander". Die Dinka und Djur besitzen einen ähnlichen Ringbeschlag, welcher den ganzen Unterarm bedeckt, die Bongo aber gestalten diesen Schmuck zu einem Kunstwerk höherer Art. Jeder einzelne Ring trägt einen Fortsatz von gleicher Höhe und Stärke wie der nächstfolgende und wird eng um das Fleisch von geschickter Hand derart angeschmiedet, dass der Arm wie von einem eisernen Ringpanzer bedeckt erscheint, dessen einzelne Glieder sich nach Belieben umdrehen und verschieben lassen.

In zweiter Linie zunächst der Schmiedekunst steht bei

den Bongo die Holzschnitzerei. Die zierlichsten Gebilde dieser Kunst sind die kleinen vierfüssigen, aber stets aus einem Stück geschnitzten „Hegba", Sessel oder Schemelbänkchen, die in keinem Haushalt fehlen dürfen. Das beliebteste Holz zum Schnitzen liefert der Göllbaum (Prosopis lanceolata Benth.), das von kastanienbräunlicher Färbung ist und infolge des Gebrauchs eine prächtige Politur annimmt. Fast ausschliesslich im Gebrauch der Frauen, die man fast immer auf ihnen sitzend vor den Hütten antrifft, verachtet in der Regel der Mann jeden erhöhten Sitz als eine weibische Weichlichkeit. Andere Objecte der Holzschnitzerei sind Keulen, Mulden zum Oelpressen, Schlägel



Bongostuhl.

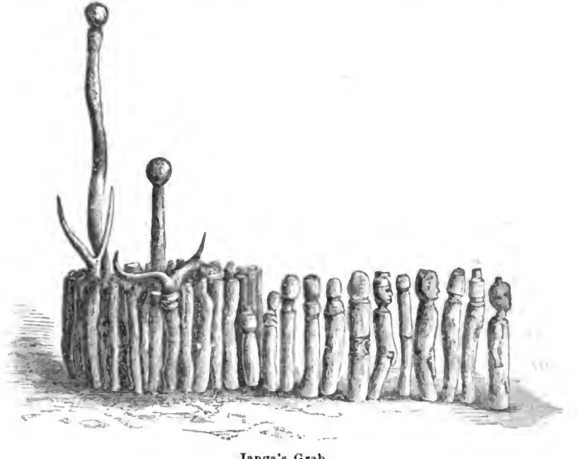
zum Korndreschen und vor allem die becherförmigen Holzmörser, in welchen das Korn zerstampft wird, bevor man sich zum feinern Mehlmahlen auf dem Reibsteine anschickt. Diese Mörser sind von zierlicher Gestalt und wie Bechergläser mit einem geschnitzten Fusse versehen, sie werden nicht eingegraben, wie es bei den Dinka und Djur geschieht, sondern können nach Belieben hin- und hergetragen werden, da sie selten über $2\frac{1}{2}$ Fuss Höhe erreichen. Ganz ähnlich geformte Mörser fand Barth bei den Musgu, und auch die Ovambo, Makololo und andere Negervölker besitzen dieses Geräth, welches gewöhnlich von zwei Frauen bedient wird, die wechselweise mit schwerem Stössel hineinstossen; eine echt afrikanische Sitte, die bereits auf den bildlichen Darstellungen der alten Aegypter verewigt worden ist. Sehr

geschickt und in den gewähltesten Formen wissen die Bongo auch Löffel aus Horn zu schnitzen, die sich auf jedem Markte in Europa wol sehen lassen könnten.

Infolge des jahrelangen Drucks und der rücksichtslosen Ausbeutung aller Kräfte durch die fremden Eindringlinge hatte sich zur Zeit meines Besuchs bereits vieles von den ursprünglichen Sitten des Bongovolkes verwischt, und in den meisten Fällen waren es eher die aus einer glücklichern Periode seiner Existenz noch übriggebliebenen Kunsterzeugnisse, die meine Aufmerksamkeit festhielten, als solche, welche ich unter meinen eigenen Augen entstehen sah. Wie im centralen Sudan, in Bornu und den Tsadländern, so äusserte auch hier der erobernde Islam seine destructive Gewalt, welche in verhältnissmässig kurzer Zeit alle Gewerbthätigkeit unterdrückt und die Rassen- und nationalen Verschiedenheiten so gut wie die letzten Spuren der Vergangenheit verwischt, überall die Wüste verbreitend in seinem Gefolge. So erfuhr ich von Augenzeugen aus der ersten Zeit der Besitzergreifung, noch mancherlei Details über den frühern Zustand des Landes und den autochthonen Kunstfleiss seiner Bewohner. In den Dörfern fanden sich häufig ganze Reihen aus Holz geschnitzter Figuren, welche am Eingange der Pfahlumzäumung, deren verziertes Thor sie darstellten, oder bei den Hütten des Njere (Aeltesten) aufgestellt waren, um das Andenken an diese oder jene hervorragende Persönlichkeit in der Gemeinde zu verewigen. In Muhdi, einem Districte im westlichen Theile des Landes, fand ich noch die wohlerhaltenen Reste einer derartigen Aufstellung, welche über dem Grabe des Bongoältesten Janga errichtet war. In Lebensgrösse standen da die rohen Holzfiguren, welche den Janga, gefolgt von seinen Weibern und Kindern, in einer Procession darstellten, die vom Grabe ihren Ausgangspunkt zu nehmen schien. Die naive Auffassung der individuellen Merkmale und ihre rohe Wiedergabe durch den Künstler erregte mein grösstes Interesse. Das beifol-

gende Bild gibt eine getreue Zeichnung dieser ersten Versuche von Wilden in der bildenden Kunst.

Plastische Darstellungen von Menschen heissen im allgemeinen „moiāgoh-gjih“. Als mir die ersten zu Gesicht kamen, glaubte ich es mit Götzenbildern, ähnlich denjenigen, welche der Fetischdienst an der Westküste im Gefolge hat, zu thun zu haben, allein ich überzeugte mich bald von der Irrigkeit dieser Vermuthung. Jede Holzfigur hat bei den



Janga's Grab.

Bongo nur die Erinnerung an einen Verstorbenen zum Zweck, und am deutlichsten gibt sich das an den „moiāgoh kumarah“ genannten zu erkennen, d. h. das Bild der Frau, welches der überlebende Gatte pietätvoll gleich einem Penaten in seiner Hütte aufstellt. So roh nun auch diese Versuche ausfallen, so verräth sich doch darin ein nicht zu verachtender Grad von natürlichem Kunstsinn, und der Fleiss und die auf solche Schnitzerei verwandte Mühe gibt die Liebe zu erkennen, mit welcher sich der Künstler seiner idealen

Aufgabe hingab. In der That betrachtet der Bongo seine Holzbilder als etwas Unübertreffliches und findet die Aehnlichkeit mit dem dargestellten Original täuschend. Zum Ueberfluss und um die Täuschung noch zu vermehren, behängt er das Bild mit Perlenschnüren und Ringen, klebt wol auch Haare auf die betreffenden Körpertheile. Aehnliche Holzfiguren wurden in verschiedenen Theilen Centralafrikas beobachtet; obgleich sie aber von den Reisenden gewöhnlich als Götzenbilder aufgefasst werden, möchte ich doch eher der Vermuthung Raum geben, dass es sich dort ebenso um eine Art Todtenverehrung handelte, wie im Lande der Bongo.

Auch ermordeten Personen männlichen Geschlechts pflegt durch Aufstellung von solchen Penaten eine geheiligte Erinnerung gezollt zu werden. Aus dem Munde eines nationalen Gewährsmannes erfuhr ich hierüber Näheres, und er schilderte mir den eigenthümlichen Brauch seiner Väter ungefähr mit folgenden Worten: „Mord und Todtschlag stand an der Tagesordnung bei unsern Festen und Trinkgelagen; wenn die Ernte reich ausgefallen und die Speicher mit Getreide reich angefüllt waren, dann kannte der Uebermuth der Unserigen keine Grenzen. Den Njere fürchtete man nicht, seine Worte verhallten unbeachtet unter den Schlägen der Nagarrā. Jetzt bestrafen die «Türken» den Mörder durch Wegnahme seiner Kinder und Weiber, mit schwerem Strafgeld an Eisen muss er es büssen und die Verwandten entschädigen, — damals konnte ein jeder nur auf eigene Hand sich rächen, und schlau musste er es anfangen, wollte er sich selbst nicht der Gefahr aussetzen. Wurde nun einem der Bruder, ein Freund oder die Frau erschlagen, und der Mörder blieb verborgen, so verfertigte er im stillen ein Bild, das war dann möglichst naturgetreu, oft täuschend ähnlich. Alsdann versammelte er alle Männer des Districts zu einem Feste und spendete reichlich Legji zu ihrer Bewirthung. Wenn nun die Fantasie in vollem Gange war und alle tanzten und

sangen, so holte er sein Bild hervor und stellte es unerwartet im versammelten Kreise zur Schau. Alle waren überrascht, am meisten aber der Uebelthäter selbst, den seine Unruhe sofort verrieth und der sich schliesslich aus dem Staube machte, heimlich davonschleichend. Man wusste nun, wer der Schuldige war, und konnte danach handeln.“

Alle Bongo sind leidenschaftliche Musiker, und obgleich ihre Instrumente von einer primitiven Einfachheit erscheinen, auch die zierlichen, nach allen Regeln der höhern Akustik gebauten Guitarren der Niamniam ihnen ein Räthsel bleiben, so sieht man sie doch überall und zu jeder Stunde in anscheinend elegischer Stimmung ihren Klimpereien nachhängen. Jüngere Leute und selbst kleine Knaben sind gerade die leidenschaftlichsten Musiker. Mit geringer Mühe und mit noch geringern Mitteln verfertigen sie sich kleine Flöten, ebenso leicht wird ihnen die Herstellung eines Monochords, welches im Princip an das bei allen südafrikanischen Völkern eingebürgerte („Gubo“ der Zulu) Instrument erinnert. Dieses besteht hier aus einem kleinen Bambusbogen, auf dessen straffgespannte Sehne mit einer feinen Gerte aus gespaltenem Bambus geschlagen wird, nur dient als Resonnanzboden nicht eine am Boden befestigte Calabasse, sondern die Mundhöhle des Spielenden selbst, vor welche das eine Ende des Bogens gehalten wird. Mit der andern Hand wird die Sehne regulirt. Oft sitzen sie stundenlang vor einem solchen Bogen, den sie in die Erde eingesteckt haben und dessen Sehne sie über eine mit Rinde verdeckte Grube befestigen, welche sich nebenbei in einem Schallloche öffnet. Indem sie nun die Hand bald an diese, bald an jene Stelle des Bogens legen und mit der andern die Gerte führen, erzeugen sie eine Menge schwirrender und summender, oft ganz hübscher Modulationen. Besonders pflegten sich die Knaben bei der Hütung von Ziegen auf solche Weise die Zeit zu vertreiben. Mit grösstem Ernst und mit sichtlichem Kunstgenuss sah ich sie ihren musika-

lischen Studien obliegen, und die erfinderische Nutzbarmachung der einfachsten Tonmittel sprach von ihrem tiefen Eindringen in die Geheimnisse der Schalllehre.

Weit gewaltigere Mittel indess, um den Tonsinn zu wecken, als diese kindischen Spielereien, kommen bei den Festen der Bongo zur Geltung, deren Orchester in der Regel den Charakter einer ausgelassenen Katzenmusik annimmt. Kräftige, unermüdliche Schläge der Pauken, Rindergebrüll erzeugende Riesenhörner, zu deren Herstellung ganze Baumstämme in Anwendung kamen, dazwischen das stossweise hervorgebrachte Blasen auf kleinen Hörnern bilden die Basis des meilenweit durch die Wildniss erschallenden Höllenlärms, während Hunderte von Frauen und Kindern die mit kleinen Steinchen gefüllten Flaschenkürbise schütteln, als gelte es Butter zu schlagen, oder mit Stöcken und dürrem Reissig aufeinanderschlagen, was einen ganz eigenthümlichen Effect hervorbringt. Die grossen Holzrohre, welche man die Posaunen der Bongo nennen könnte, heissen bei ihnen „Manjinji“, sie erreichen eine Länge von 4—5 Fuss und sind an der Spitze immer massiv geschlossen und mit Schnitzwerk geziert, welches einen Menschenkopf darstellten soll, oft endet derselbe in zwei Hörnern. Am andern Ende ist der hohle Baumstamm offen und im obern Viertel, nach dem Kopfende zu, ist das Mundloch angebracht, in welches der Debutirende mit der vollen Kraft seiner Lunge hineinbläst. Andere „Manjinji“ haben die Gestalt einer riesigen Weinflasche. Beim Blasen wird das Instrument zwischen den Knien wie ein Violoncell gehalten, oder falls es zu schwer und gross, so muss sich der Musikant darüber hin und zum Boden bücken.

Die Pauken der Bongo sind die nämlichen wie die der meisten Negervölker in der nördlichen Hälfte des Continents. Aus einem sehr dicken Baumstamm, am liebsten aus der Tamarinde, wird ein konisch-cylindrisches Stück zugehauen und ausgehöhlt, beide Endflächen werden

mit enthaartem Ziegenfell überzogen und mit Riemen aneinandergeschnürt und zusammengespannt, dasjenige, welches die Höhlung deckt, dient dann als Trommelfell. Bei den nächtlichen Orgien brennt immer Feuer, um ab und zu das durch den Thau erweichte Fell neu zu stimmen und trocknen zu können, damit die straffe Spannung wiederhergestellt werde. Aus verschiedenem Antilopengehörn verfertigen sich alle Völker des Gebiets kleinere Signalhörner, welche die Bongo „Mangâl" nennen; diese haben nach Art der Flöten drei Mundlöcher nebeneinander und erzeugen eigenthümlich piepende Töne. Ein langes schmales Blaserohr der Bongo, „Mburah" genannt, wird aus Holz geschnitzt und ist am Blaseloche mit einem aufgetriebenen und erweiterten Hohlraum versehen, ähnlich wie die Signalhörner aus Elfenbein, die sich in verschiedenen Negerländern wiederholen.

Eine schwere Aufgabe wäre es, hätte man die Gesänge der Bongo eingehend zu schildern; es lässt sich von ihnen eben nur sagen, dass sie in einem plappernden Recitativ bestehen, welches bald an Hundejammer, bald an Kuhgebrüll erinnert und mit langen Schwätzereien in gewöhnlicher Stimme, aus einer Reihe schnell hintereinander ausgestossener Worte gebildet, abwechselt. Der Beginn einer Vorstellung stimmt stets ein lebhaftes Tempo an; dass alle nach Leibeskräften schreien, kreischen und brüllen, je nach Alter und Geschlecht, ist selbstverständlich. Allmählich nimmt der Schwall der Töne ab an Kraft, die Taktgeschwindigkeit verringert sich, und wie klagend und schwermüthig klingt der Gesang. Schaurige Weisen, den Grabesklängen vergleichbar, welche nur der düstere Cultus des Nordens im Reflex eines ewig bleifarbenen Himmels auszudenken vermochte, glaubt man da zu vernehmen, aber schnell und unerwartet bricht sich wieder die ungezügelte Lustigkeit und der Uebermuth unermüdlicher Negerkehlen Bahn, und grell platzen aufeinander die Contraste wie Sonnenschein und Regen. Nie konnte ich mich, so oft ich ihren Festen bei-

wohnte, des Gedankens entschlagen, dass die ganze Musik der Bongo nur dem Nachahmungstriebe ihren Ursprung verdankt, welchen der Mensch allen Vorbildern gegenüber zu erkennen gibt, die ihm die grosse, allmächtige und unüberwindliche Natur vorführt. Solche Orgien machten auf mich immer den Eindruck, als hätten sie den alleinigen Zweck, das entfesselte Treiben der Elemente zu verherrlichen. Um die Gewalt eines Tropenorkans schildern zu können, muss jedes Instrument, das der Mensch zu ersinnen im Stande ist, schwach und ohnmächtig erscheinen. Daher die gewaltigen Keulenschläge, mit denen das Fell der Riesentrommel in Schwingungen versetzt wird, sie sollen den „eichenspaltenden Donnerkeil“ vergegenwärtigen; die rasende Sturmeseile, das Brausen und Sausen des vom Winde gepeitschten Regens, das vermag nur ein hundertstimmiger Chor der stärksten Lungen andeutend wiederzugeben. Das Gebrüll der geängstigten Waldthiere findet seinen Ausdruck in den Hörnerklängen, die kreischenden Vogelstimmen im Pfeifen und Flöten, dazu tönt taktbildend das dumpfe Gebrüll der grossen Manjinji durch alles hindurch, dem lange nachrollenden Donner vergleichbar. Es rasselt und plätschert in den Zweigen, die hohen Laubwipfel bewegt der Sturm und in dem derben Lederlaube der Gesträuche klappert es von herniederrieselndem Regen, — das stellt der Chor der Weiber und Kinder dar, welche die Kürbisflaschen mit den Steinchen schütteln, und der rasselnde Lärm aufeinandergeschlagener Hölzchen.

Noch bleiben uns einige der gewerblichen Künste zu besprechen übrig, welche in dem Leben afrikanischer Völker eine besonders hervorragende Rolle spielen. Verhältnissmässig auf unentwickelter Stufe, wenn wir andere Naturvölker mit den Bongo in Vergleich bringen, ist bei diesen die Korbflechterei. Am meisten Sorgfalt wenden sie noch den an Kaffeebeutel erinnernden Säcken zu, welche zum Durchseihen und Klären des Legji, eines bierartigen Ge-

tränks aus gegorenem Sorghum, dienen. Die Körbe sind roh und derb aus Bambus geflochten; als erste Versuche in dieser Kunstfertigkeit können die kugelrunden Laubhüllen betrachtet werden, in welche die Bongo das zu transportirende Korn und Mehl schütten. Hierzu werden die lederigen Blätter von Combreten und Terminalien verwandt. Indem man den Stiel eines jeden Blattes durch die Fläche der zwei nächstfolgenden hindurchsteckt und in gleicher Weise eine Blattreihe mit der andern verbindet, stellt man in wenigen Minuten Tragkörbe her, welche an Festigkeit und Elasticität nichts zu wünschen lassen und vollkommen dem Zwecke entsprechen, dem sie dienen sollen. Mattengeflechte sieht man bei den Bongo nur sehr selten in Gebrauch. Geflochten werden ausser den Wandungen einer jeden Hütte auch die Bienenkörbe, denen man gewöhnlich die tiefschattige Krone eines Butterbaums zum Standort anweist. Dieselben sind länglich cylindrisch und haben auf halber Länge eine vierkantige handgrosse Oeffnung. Der Ertrag an wildem und halbwildem Honig ist in allen diesen Ländern ausserordentlich gross und die Qualität des süssen Products der Bienen, welche der auch in Europa verbreiteten Art angehören, ist ersten Ranges. Das intensive Aroma der Gardenienblüte findet sich unverändert auf dasselbe übertragen. Wo Candelaber-Euphorbien häufig sind, theilt der Honig die drastischen Eigenschaften ihres milchigen Giftsaftes, daher der häufige Vorwurf einer beabsichtigten Vergiftung, welchen die Nubier in solchem Falle den Eingeborenen zu machen pflegen.

Fischnetze, Kescher, Wildgarne erfordern bei dem grossen Massstabe, in welchem Jagd und Fischfang zu gewissen Zeiten des Jahres betrieben werden, einen ungewöhnlichen Aufwand an Fleiss und Mühe. Das Garn, die Schlingen zum Vogelfang, die Angelschnüre u. s. w. verschaffen sich die Bongo meist aus den festen Bastfasern der angebauten Crotalaria und des Hibiscus. Zu gewöhnlichen Zwecken reicht ein

lindenartiger Bast der durch massenhaftes Vorkommen ausgezeichneten Grewia mollis aus. Die nicht minder häufige Sanseviera guineensis liefert einen zwar sehr feinen, aber minder haltbaren Faserstoff, und wird daher nach geschehener Schwärzung durch Liegenlassen im Humus der Sumpferde nur zur Herstellung jener pferdeschweifähnlichen Quasten verwandt, die die Weiber gleich einem langen Schwanze hinten an ihre Lendenschnur zu stecken pflegen. Baumwollenstauden sieht man nur bei den Dinka angepflanzt, welche sich daraus Garn zu Angelschnüren spinnen.

Die Töpferei wird allein von Frauen besorgt, welche indess vor den schwierigsten Aufgaben dieser Kunst nicht zurückschrecken und ohne Drehscheibe aus freier Hand die symmetrischsten Formen herzustellen verstehen. Die grossen Wasserkrüge erreichen bis 3 Fuss im Durchmesser. Gewöhnlich haben die Thonkrüge eine breit eiförmige Gestalt, da sie, auf dem Kopfe getragen, mit dem spitzern Ende in ein von Laub oder Stroh geflochtenes Ringpolster gesetzt werden, welches jeder Kopflast als Unterlage dient. Henkel fehlen an allen, da, gleichviel zu welchem Zwecke die Gefässe dienen sollen, ob Wasser- oder Oelkrüge, ob Koch- oder Brattöpfe, die Thonmasse durch den reichen Gehalt an Glimmer, welchen die Bongo nicht zu entfernen wissen, stets einen sehr hohen Grad von Gebrechlichkeit verräth und das Brennen an freier Luft auch in nur unvollkommenem Grade vorgenommen wird. Als Ersatz für die fehlenden Griffe dient eine rauhe Oberfläche, welche durch zierliche Strichelung in allerhand concentrischen und spiraligen Mustern zur Ausführung gelangt. Alle Muster der Ornamentik an den Geräthschaften dieser Völker haben das Dreieck und die Zickzacklinie zur Grundidee. Die Kürbisschalen und Flaschenkürbise werden meist mit abwechselnd geschwärzten Reihen von Dreiecken verziert. Von eigenthümlicher Gestalt sind die thönernen Pfeifenköpfe, auf welche der meiste Fleiss verwandt wird. Nicht selten sieht man dieselben ganz nach

europäischer Art in Gestalt eines menschlichen Kopfes geschnitten, ein solches Stück wird alsdann als seltenes Meisterwerk der Kunst geschätzt und ist von dem auf seinen Besitz sehr stolzen Inhaber um keinen Preis zu erstehen.

Die Zubereitung der Felle zu Lederschürzen u. dgl. beschränkt sich, wie wahrscheinlich bei allen heidnischen Negervölkern, auf eine blos mechanische Behandlung vermittels Kneten und Walken, unter Anwendung von Mist und Asche, später vervollständigt ein reichlicher Aufwand von Fett und Oel die etwa noch fehlende Weichheit und Geschmeidigkeit. Durch die Nubier ist indess in neuerer Zeit die Anwendung von Gerbestoffen allgemeiner bekannt geworden, sodass sich vermuthen lässt, dass auf diesem Wege die Kunst des Ledergerbens ebenso gut in der Richtung von Norden nach Süden in Afrika Fortschritte machen wird, wie das in umgekehrter Richtung von der Capcolonie aus bereits nachzuweisen ist. Bei keinem der verschiedenen Völker des südlichen Afrika hat man vor ihrer nähern Berührung mit Europäern den Gebrauch eines Gerbemittels vorgefunden, obgleich gerade in jenem Gebiet die Anwendung thierischer Häute eine grosse Rolle im Haushalt der Eingeborenen spielt. Im Bongolande ist es jetzt vor allem die Rinde des Gere-Strauchs (Hymenocardia Heudelotii), welche mit vorzüglichem Erfolg beim Rothgerben der Häute in Anwendung kommt.

Ein wichtiger Theil der Charakteristik afrikanischer Völker schliesst die äussere Tracht in sich, welche der habituellen Erscheinung der Naturkörper entspricht, z. B. der Wuchs und Laubschlag der Bäume. In Ermangelung einer wirklichen Kleidung spielen hier die Verstümmelungen, welche der Mensch an einzelnen Theilen seines Körpers vornimmt, die erste Rolle, denn der Wilde gibt sich in gewissem Sinne noch weit mehr als Knecht einer freiwillig geduldeten Mode zu erkennen, als der verfeinerte Culturmensch. Wie bei den meisten Völkern der Erde, verlangt auch hier das männliche Geschlecht ganz gesondert von dem weiblichen besprochen

zu werden, da die Gewohnheiten beider in dieser Hinsicht weit auseinandergehen. Gemeinsam ist beiden Geschlechtern nur die von der Mehrzahl der Bewohner des Bachr-el-Ghasal-Beckens geübte Unsitte, sich die untern Schneidezähne auszubrechen, eine Operation, welche erst nach völlig beendetem Zahnwechsel vorgenommen zu werden pflegt. Nur im süd-



Bongo.

lichen, an die Niamniam grenzenden Theil des Landes unterbleibt diese Verstümmelung, welche jenem Volke gänzlich fremd ist. Dort in den Grenzdistricten haben sich überhaupt die Niamniamsitten schon ziemlich verbreitet, und an Stelle des Ausbrechens tritt das Spitzfeilen einzelner oder aller Schneidezähne. Das seitliche Ausfeilen der obern Schneidezähne wird auch von denjenigen Bongo vorgenommen, welche sich die untern ausbrechen; gewöhnlich wird auf der Be-

rührungsfläche der beiden mittelsten eine Lücke ausgefeilt; bei andern Individuen beobachtet man einen seitlichen Einschnitt an allen vier Schneidezähnen, sodass sich zwischen dieselben überall ein starker Zahnstocher hindurchstecken liesse. Durchaus unbekannt ist die Beschneidung, und sie fehlt allen Bewohnern des genannten Stromgebiets.

Die Männer gehen nicht schamlos nackt einher, wie Djur, Schilluk und Dinka, sondern tragen stets einen Schurz von Fell, oder in neuerer Zeit auch einen Zeugfetzen, den sie an der nie fehlenden Schnur, welche um die Lenden geschlungen ist, befestigen, indem sie ihn unter die Schamfuge hindurchziehen und hinten und vorn ein Ende desselben herabhängen lassen. Die Kinder der rothen Erde, Bongo, Mittu, Niamniam, Kredj u. s. w. werden, weil sie sich ausnahmslos die Scham zu verdecken pflegen, daher von den Dinka Weiber genannt, weil bei den letztgenannten nur diese auf züchtige Umhüllung halten. Die Bongofrauen dagegen, wie überhaupt das weibliche Geschlecht aller Bewohner des Hügellandes, verzichten hartnäckig auf jederlei Bekleidung mit Fellen, Häuten und Zeug, sondern holen sich jeden Morgen ihre frische Garderobe aus dem Walde; sie sind also in dieser Hinsicht minder prüde als die Weiber der Dinka. Ein dichtbelaubter, geschmeidiger Zweig, gewöhnlich von Combreten, auch wol ein Bündel der feinsten Gräser, wird, ähnlich wie bei den Männern der Lendenschurz, hinten und vorn an der Lendenschnur befestigt. Sehr häufig aber ist auch der Schweif aus dem Baste der Sanseviera in Gebrauch, von welchem vorhin die Rede war, und der einem schwarzen Rossschweife gleich hinten lang herniederwallt. Alle übrigen Körpertheile bleiben bei beiden Geschlechtern unbedeckt, und ein Kopfputz von Federn u. dgl. kommt nur bei Festen und Tanzbelustigungen in Anwendung.

Das Haar wird bei Männern und Frauen in der Regel ganz kurz gehalten und häufig geschoren, nur im Süden, wo die Niamniamsitten ihren Einfluss geltend machen, tragen

beide Geschlechter Zöpfe und Flechten von der ihrer Rasse zukommenden Länge.

Man sollte glauben, die koketten Laubgehänge, mit welchen sich die Bongofrauen umgürten, ertheilten ihren Bewegungen einen paradiesischen Zauber, allein die Gestalten dieser schwarzbraunen Schönen sind in den meisten Fällen nichts weniger als ästhetisch, und bringen den fremden Beschauer nur zu bald um alle seine Illusionen. Alle völlig ausgewachsenen Weiber dieses Volks erreichen einen so hohen Grad von Wohlbeleibtheit und tragen so erstaunliche Fleischmassen mit sich herum, dass man, auf die zwar untersetzten, aber mehr nervig-dürren Gestalten ihrer Männer blickend, nicht genug über den grossen Contrast staunen muss, welcher sich in dieser Hinsicht zwischen beiden Geschlechtern bemerkbar macht. Schon die Schenkel besitzen nicht selten die Stärke des Brustumfanges schlanker Männer, und die Hüftenpartie ist in einer Weise aufgetrieben, dass man sofort aufs lebhafteste an die berühmte Figur des Cuvier'schen Atlas erinnert wird, durch welche die „Hottentotten-Venus" classisch geworden ist. Solche Formen nun, wie sie bisher nur als ein Privilegium der Hottentottenrasse betrachtet wurden, bildeten im Bongolande eine mir tagtäglich in reichem Masse dargebotene Erscheinung. Jener imposante Körpertheil, für dessen hypertrophe Entwickelung der technische Ausdruck „Steatopyga" ersonnen wurde, sticht bei den Bongofrauen so gewaltig von



Bongoweib.

der normal gebildeten, schon an und für sich üppigen Brust ab, dass namentlich in gewissen Attituden, wie beim Tragen grosser Wasserkrüge auf dem Kopfe, ihre Körpercontour die Gestalt eines abwechselnd gedrehten S anzunehmen pflegt. Dazu trägt der lange Bastschweif das Seinige bei, und die Silhouette eines gravitätisch einherschreitenden fetten Bongoweibes erinnert in hohem Grade an die Gestalt eines tanzenden Pavians. Ich halte dafür, dass Weiber, deren Körpergewicht drei Centner beträgt, unter den Bongo durchaus nicht zu den Seltenheiten gehören.

Bei wenigen Völkern Centralafrikas ist der Gebrauch der verschiedenartigsten Schmucksachen und Zierathen so allgemein wie bei den Bongo. Die Frauen tragen um den Hals zahlreiche Schnüre mit Glasperlen, sie sind nicht wählerisch hinsichtlich ihrer Form und Farbe, wie die Nachbarvölker, sondern schmücken sich gern mit allen vorhandenen Sorten, welche der chartumer Markt ins Land gebracht hat. Die Männer machen sich nichts aus solchem Tand, bevorzugen dagegen jene Halsschnüre mit aneinandergereihten wunderkräftigen Hölzchen, welche sich auf dem ganzen Continent von Afrika in so mannichfacher Gestalt wiederholen. Seltsam geformte Hölzchen und Würzelchen (wie etwa in Europa der Alraun seiner merkwürdigen Gestalt halber zu allerhand mystischen Vorstellungen Veranlassung gab), dazwischen Eulen- und Adlerklauen, Zähne von Krokodilen, Hunden und Nagethieren, kleine Schildkrötenknochen, die Krallen vom Erdferkel (Orycteropus) und dergleichen Gegenstände, welche in unsern alten Raritätencabineten aufgehäuft wurden, setzen solchen Schmuck zusammen; sie treten hier an die Stelle von Koransprüchen, welche jeder Nubier zu Dutzenden in ebenso vielen Lederfutteralen an seinem Leibe trägt; immer sind es Amulete, nach welchen der Afrikaner verlangt.

Nicht selten sieht man auch Bongomänner sich mit Schmucksachen weibischer Art behängen. So tragen beispiels-

weise viele die Ohrränder mit Ringen und halbmondförmigen Kupferplättchen besetzt. Andere stecken wie Weiber in die durchlöcherte Oberlippe einen kupfernen Nagel mit pilzförmigem Knopf, hin und wieder sogar kleine Kupferscheiben, am häufigsten Ringe oder ein Stück Strohhalm. Ueber dem Nabel ist die Bauchhaut der Männer gewöhnlich durchlöchert, und ein Holzstäbchen, seltener ein grösserer Pflock, wird durch den Einschnitt gesteckt. An den Handgelenken und am Oberarm tragen sie Eisenringe von verschiedener Gestalt, andere Ringe sind aus Büffel- oder Elefantenhaut geschnitten und sehen aus, als wären sie von Horn. Der Danga-Bor, ein aus vielen Ringen zusammengesetzter Eisenbeschlag des Unterarmes, ist bereits beschrieben worden.

Die Frauen der Bongo suchen sich durch einen eigenthümlichen Schmuck auszuzeichnen, der nach unsern Begriffen eine abscheuliche Verunstaltung und keine Zierde zur Folge hat. Sobald das Weib verheirathet ist, beginnt man die anfänglich nur eng durchlöcherte Unterlippe durch Einführung an Umfang immer mehr zunehmender Holzpflöcke nach und nach zu erweitern, sodass sie schliesslich das Fünfbis Sechsfache ihres natürlichen Volumens erreicht. Ganz ähnlich sind die Holzklötze und Knochenstücke, welche die Frauen der Musgu in die Unterlippe fügen; sie sind von kurzcylindrischer Gestalt und im Durchmesser nicht unter 1 Zoll dick. Durch die auf solche Art erzeugte Spannung wird die Unterlippe breit aufgetrieben, in horizontaler Richtung erweitert und ragt weit über die obere hinaus. In die gleichfalls durchlöcherte Oberlippe wird ein kupferner Nagel oder ein kreisrundes kleines Plättchen, hin und wieder auch Ringelchen und Strohhalme von der Stärke eines Schwefelholzes gesteckt. Ebenso wenig intact lässt man die Nasenflügel; gleichfalls durchlöchert erscheinen sie mit eben solchen Strohhälmchen, je eins bis drei in jedem Nasenflügel, bespickt. Kupferringe werden mit besonderer Vorliebe durch den Knorpel der Nasenscheidewand gezogen, wie das bei Büffeln

und Zugstieren zu geschehen pflegt, um sie lenksamer zu machen. Zum Ueberfluss fügen die koketten Bongofrauen noch kupferne Klammern in die Mundwinkel ein, als handelte es sich darum, die Breite der Mundspalte zu zügeln und buchstäblich ihre Mundfertigkeit im Zaume zu halten. Alle diese nebensächlichen Zierathen finden sich indess nicht bei allen Frauen, und nur in sehr seltenen Fällen alle zusammen von einer einzigen zur Schau getragen, nur der Pflock in der Unterlippe ist obligatorisch und dient als künstliches Stammesmerkmal. Ueberall, es hat den Anschein, wo nur ein Hautstückchen vorragt oder ein Lappen und eine Falte sich gebildet, da wird ein Loch durchgestossen, so erfordert es die Sitte dieses Volks. Am meisten Löcher haben die Ohrränder, sowol die innern als auch die äussern der Ohrmuschel; das Ohrläppchen allein ist im Stande, ein halbes Dutzend kleiner Kupferringe zu tragen. So gibt es wol Frauen im Lande, die an mehr als hundert Stellen ihres Leibes durchlöchert erscheinen.

Die Tätowirung ist bei den Bongofrauen meist auf den Oberarm beschränkt; Zickzacklinien, Parallelstrichelung, Punktreihen, oft en relief ausgeführt durch Erzeugung von wildem Fleisch nach vollendeter Operation, wechseln miteinander ab, und die verschiedensten Combinationen, welche diese drei Grundformen der Tätowirung bilden, stellen das Muster dar, welches zur individuellen Charakterisirung dienen soll. Bei den Männern ist die Art der Tätowirung sehr verschieden, bei vielen sah ich sie gänzlich fehlen. Die Linien verlaufen gewöhnlich über Brust und Bauch auf der einen Seite des Körpers, dann sind sie wieder auf den einen Oberarm beschränkt, schliesslich kann sogar der Nacken und die Schulterblattseite tätowirt sein.

Den Schmuck einer Bongodame vervollständigen ausser den aufgeführten Zierathen besonders Ringe von Kupfer oder Eisen, welche an den Handgelenken und am Oberarm, am liebsten aber an den Fussknöcheln, wo sie gewöhnlich mehr-

fach übereinandergehäuft sind, getragen werden. Beim Gehen ist daher ein Geräusch wie von Kettengeklirr nie zu vermeiden, und beide Geschlechter unterscheiden sich schon von weitem durch den Ton, der ihre Schritte begleitet. Dass menschliche Geduld indess im Stande sei, sich noch weit grössern Martern der Mode resignirt preiszugeben, davon werden wir uns später bei den Nachbarn der Bongo, den Mittu, zur Genüge überzeugen.

Erst in neuerer Zeit hat auch das Kupfer, wie in allen nördlichen Theilen des bereisten Gebiets, so auch im Bongolande Geldeswerth angenommen, und es bildet gegenwärtig den beliebtesten Tauschartikel. Die Glasperlen entwerthen sich von Jahr zu Jahr mehr und dienen nur noch den eigentlichen Zwecken weiblicher Eitelkeit; gleich Edelsteinen und als Schätze wurden sie längst nicht mehr aufgespeichert und vergraben. Kaurimuscheln scheinen in älterer Zeit, als die Bongo nur durch Vermittelung der an die Baggara-Araber angrenzenden Dembo, eines den Djur verwandten Stammes der Schilluk, mit der mohammedanischen Welt hin und wieder in Verkehr zu treten vermochten, sehr beliebt und geschätzt gewesen zu sein, jetzt sind sie längst aus der Reihe der Werthobjecte gestrichen. Da Gold und Silber so gut wie alle die übrigen Metalle in den mohammedanischen Ländern des östlichen Sudan nur in sehr beschränkter Menge als Schmuck verarbeitet werden, so kann man sich nicht wundern, dass sie den Bongo, deren Land die einförmigste geognostische Bodenbeschaffenheit an den Tag legt, bisher noch so gut als unbekannt geblieben sind. Auch auf Messing legen sie wenig Werth, und ihr Geschmack weicht in dieser Hinsicht bedeutend von demjenigen der benachbarten Djur ab.

Die Waffen der Bongo beschränken sich auf Lanze, Pfeil und Bogen; Schilde finden sich bei ihnen nur ausnahmsweise in Gebrauch und sind in solchem Falle stets den Nachbarvölkern entlehnt. Noch in gegenwärtiger Zeit, da der grösste Theil der Bevölkerung von kriegerischer Be

schäftigung entwöhnt worden, indem ihr nur ab und zu auf den Raubzügen nach Vieh unter die Dinka oder gelegentlich eines Krieges während der Niamniamcampagne Gelegenheit geboten ist, sich im Gebrauch der Waffen zu üben, wissen die Bongo Bogen und Pfeil mit bewundernswerther Geschicklichkeit zu führen. Wir werden an einer spätern Stelle noch auf ihre Leistungen auf diesem Gebiete zu sprechen kommen. Bogen und Pfeile erreichen bei diesem Volke die grössten Dimensionen, ich sah deren von 4 Fuss Länge, und selten waren die Pfeile unter 3 Fuss lang. Aus diesem Grunde findet auch das leichte Rohrgras keine Verwendung bei Anfertigung der Pfeilschäfte, sondern diese werden solid aus Holz geschnitzt. Auch die Form der Pfeilspitzen hat ihr nationales Gepräge, denn nach Verlauf einiger Zeit war ich wohl im Stande, die Provenienz der Waffen nach sichern Merkmalen leicht zu unterscheiden, ein detaillirteres Eingehen würde indess an dieser Stelle zu weit führen. Es sei nur noch erwähnt, dass die Bongo den Milchsaft einer Euphorbie in Anwendung bringen, welcher bei den Negern oberhalb Fesoglu (am obern Blauen Nil) dem gleichen Zwecke dient. Diese Art, von welcher ich zum ersten mal Exemplare sammelte, hat Tremaux in Atlas*) zu seiner Reisebeschreibung irrthümlich als Euphorbia mamillaris abgebildet; zwar ist sie in der That eine von den vielen cactusförmigen Euphorbien, welche die Flora des tropischen Afrika, vorzüglich in den trockenern Regionen, auszeichnen, aber gänzlich verschieden von der genannten südafrikanischen Art. Es ist ein vielfach verzweigter sparriger Strauch von 5—8 Fuss Höhe, welcher in lichten Waldungen hin und wieder in grosser Menge wächst, dann aber wieder auf tagereisenweite Strecken gänzlich zu fehlen scheint. Die gegen 2 Zoll starken Zweige und Aeste sind schneeweiss berindet und mit kurzen, zwiebelartig verdickten Stacheln besetzt, welche einzeln unter den Blatt-

*) Tremaux, „Voyage pittoresque au Soudan", Tab. XIV.

narben stehen. Jeder Ast trägt an seiner Spitze einen Büschel von dickfleischigen lanzettlichen Blättern, die $^1/_2$ Fuss Länge erreichen. Die Bongo nennen diese Art (Euphorbia venefica) „bolloh“, nicht zu verwechseln mit „kåkoh“, dem Namen für die andere und grössere Art Cactus-Euphorbie (E. Candelabrum), welche in ihrem Lande so häufig angetroffen wird, deren Milchsaft aber bei weitem nicht von so gefährlicher Eigenschaft ist als der des Bolloh, welcher, frisch auf die Haut gebracht, allein schon eine heftige Entzündung zur Folge haben kann. Ich bin indess der Ansicht, dass dieser Saft, wie man denselben gewöhnlich an den Pfeilspitzen der Bongo wahrnehmen kann, wo er als feste Harzmasse die Stacheln und Widerhaken überdeckt, dem Verwundeten nur geringe Gefahr zu bereiten vermag, da er sich im getrockneten Zustande schwer löst und ihm in der Wunde gewiss keine Zeit gelassen wird, sich dem Blute mitzutheilen.

Noch muss der Spiele gedacht werden, in welchen die Bongo ihre Gewandtheit üben, und die ebenso originell zu sein pflegen als ihre primitiven musikalischen Versuche. Unter ihnen verdient namentlich eines als Uebung zur Jagd mit der Lanze gebräuchlichen Spieles gedacht zu werden. Umgeben von einem grossen Kreis von Männern, welche anstatt der Lanzen mit spitzen Stäben eines harten Holzes bewaffnet sind, läuft einer innerhalb des Raumes umher, indem er unter den Beinen beim Laufen ein an einem langen Strick befestigtes Stück weichen Holzes kreisen lässt. Die Umstehenden werfen nun ihre Stäbe und bemühen sich, das kreisende Holzstück zu treffen. Sobald letzteres getroffen wird, fällt es zu Boden, und ein grosses Hallo begrüsst den Sieger. Ein zweites Spiel erfordert nicht geringere Geistesgegenwart. Ein halbmondförmig gekrümmtes Holzstück trägt in der Mitte eine kurze Leine; dieses Holz wird mit Gewalt derartig mit dem einen Ende auf den Boden geschleudert, dass es kreisend die Luft durchschneidet. Eine Gruppe von etwa zwanzig Schritt vis-à-vis Stehenden sucht nun das Holz

am Bande zu fangen, was sehr geschickt angestellt werden muss, wenn der Betreffende sich nicht einen derben Schlag zuziehen will. Beide Spiele empfehlen sich bei unsern ländlichen Belustigungen.

Wenden wir uns nun zur Betrachtung der Volkssitten, zu den Gebräuchen und Vorstellungen, welche mit besonderer Vorsicht behandelt zu werden verlangen, da ein zweijähriger Aufenthalt als Fremder mir nur die oberflächlichste Einsicht in das räthselhafte Seelenleben roher Wilder gestatten konnte. Indem mir die übereinstimmenden Berichte von Augenzeugen, welche das Land noch in seinem ursprünglichen Zustande kennen zu lernen Gelegenheit hatten, theils zur Bestätigung von eigenen Wahrnehmungen, theils von Bongo selbst eingezogenen Erkundigungen dienten, bin ich indess immerhin in der Lage Thatsachen zu deponiren, deren Deutung ich andern überlasse, welche den schlüpfrigen Boden der Völkerpsychologie cultiviren wollen.

Bei den übrigen Völkern, welche ich kennen lernte, erscheint das Heirathen allein vom Besitzstande des Betreffenden abhängig gemacht, die Bongo dagegen beschränken dasselbe auf ein Maximum von drei Weibern. Umsonst und für nichts und wieder nichts gibt es hier, wie überall in Afrika, keine Weiber, selbst der Aermste hat immer noch einen Haufen von Eisenplatten dem Vater der Braut als Tribut zu entrichten; für ein Geringeres gibt es nur alte Frauen. Im allgemeinen wären etwa zehn zweipfündige Eisenplatten, wie die beschriebenen, und 20 Lanzenspitzen der Preis, mit welchen jemand ein junges und tadelloses Mädchen zu freien berechtigt ist. Die allgemeinen menschlichen Gründe reguliren auch hier die nothwendig werdenden Scheidungen, welche stets eine mindestens theilweise Rückgabe des Heirathsgutes seitens des Vaters erheischen. Wer es will, darf sein Weib dem Schwiegervater wieder zurückschicken, sie kann dann zum zweiten mal heirathen; auch kann sie die Kinder mitnehmen, wenn der Mann es erlaubt.

Auch falls dieselben vom Manne zurückbehalten werden, ist der Vater verpflichtet, die Hochzeitsgabe, die er empfangen, zurückzustellen, selbst wenn zur Zeit der Scheidung bereits zehn Jahre der Ehe verstrichen sein sollten. Kinderlosigkeit ist für den Mann immer ein Grund zur Scheidung. Im Fall ein Ehebruch offenkundig wird, sucht der Mann den Verführer zu tödten, das Weib kommt mit Prügel davon. Wen die Mohammedaner nach ihren Satzungen beschnitten haben, der bewirbt sich im Bongolande vergeblich um eine gute Partie.

Selten erzeugt eine Bongofrau weniger als fünf Kinder, die Regel sind sechs, und zwölf das Maximum. Die Entbindung der Frauen wird derart bewerkstelligt, dass sich die Kreissende mit den Armen an einen horizontal befestigten Balken anhängt und die Leibesfrucht nach unten zu heraustreten lässt. Die Nabelschnur wird sehr lang abgeschnitten; das geschieht vermittels eines Messers, und zwar ohne Unterbindung. Bei der Geburt werden keinerlei Festlichkeiten veranstaltet. Säuglinge werden von der Mutter in einer nach Art der Wasserschläuche zusammengenähten Ziegenhaut auf dem Rücken getragen. Dem Kinde wird nicht selten bis zum vollendeten zweiten Jahr die Brust gereicht; erst wenn es vollkommen Herr seiner Bewegungen ist, denkt man an das Entwöhnen. Letzteres geschieht durch einen bittern Saft, den man auf die Brüste streicht, damit der Säugling nicht mehr nach der Muttermilch verlange. Die gestossenen Blätter gewisser Caparideen, mit Wasser zu einem Brei gemischt, dienen als Mittel, um die Milchquelle versiegen zu lassen.

Eine allgemein unter diesem und den benachbarten Völkern verbreitete Sitte, welche ihren Ursprung offenbar den Lehren einer naturgemässen Moral verdankt, verbietet allen Kindern, welche nicht mehr gesäugt werden, das Schlafen in der Hütte ihrer Aeltern. Die Bongo beschämen mithin in diesem Punkte einen grossen Theil der Bewohner

des angeblich gesitteten Europa. Die grössern Kinder erhalten eine eigene Hütte für sich eingeräumt. Die Mahlzeiten sind gemeinschaftliche. Im Anschluss an die Sitte, dass grössere Kinder nicht mit den Aeltern unter demselben Dache die Nacht verbringen dürfen, ist auch die allgemein befolgte Regel zu betrachten, welche die eheliche Vereinigung, wie bei uns in Europa, nur nach völliger körperlicher Entwickelung, im Alter von etwa 17—18 Jahren, respective 14—15 gestattet.

Ihre seltsamsten Gebräuche offenbaren sich bei Bestattung der Todten, und die ganze Eigenthümlichkeit ihrer Sitten kommt auf den grossen Versammlungen zur Geltung, zu welchen Festlichkeiten, Jagd und Kriegszüge Veranlassung geben. Bei eingetretenen Todesfällen erheischt der Bongobrauch Folgendes: Der Todte wird, unmittelbar nachdem er verendet, in eine kauernde Stellung gebracht, seine Knie beugt man, wie bei peruanischen Mumien, gewaltsam ans Kinn und umschnürt Kopf und Schenkel mit festen Binden. Dann hüllt man den solchergestalt auf ein Minimum der Raumverdrängung reducirten Körper in einen aus Häuten zusammengenähten Sack und setzt ihn in ein sehr tiefes Grab. Den Stollen führt man zwei Ellen tief in senkrechter Richtung, dann wird nischenförmig seitwärts gegraben, sodass der Sack mit der Leiche in der Weise, wie es die Vorschrift des Islam erheischt (die wie manches andere vielleicht einer afrikanischen Sitte nachgebildet wurde), nicht den Druck des zur Füllung der Grabhöhle dienenden Erdreichs zu tragen hat. Nun wird der auffällige, zu vielem Nachdenken auffordernde Gebrauch befolgt, den Leichnam, falls er ein Mann gewesen, mit dem Gesichte nach Norden, die Frauen aber nach Süden gewandt zu begraben. Nachdem das Grab zugefüllt worden, errichtet man über demselben einen grossen Steinhügel, welcher durch starke Pfähle gestützt, die rundum eingerammt werden, eine kurze Cylindergestalt erhält. Mitten auf den Steinhaufen wird ein

Wasserkrug gestellt, oft derselbe, welcher das Trinkwasser des Verstorbenen enthielt. Stets bezeichnet man die Stätte, welche dicht neben den Wohnhütten gelegen ist, durch Errichtung einer Anzahl hoher und beschnitzter Holzpfähle, die mit vielen Kerben und Einschnitten verziert sind und deren Aeste mit Benutzung der natürlichen Gabelung wie Hörner zugespitzt erscheinen. Die Zahl dieser Votivpfähle sah ich von einem bis fünf auf jedem Grabe variiren. Die allegorische Bedeutung dieser Gebilde scheint längst beim Volke in Vergessenheit gerathen zu sein. So sehr ich mich auch bestrebte, in ihre Sitten und Gewohnheiten einzudringen, und so viel ich mich auch mit dem Bongovolke selbst vertraut zu machen suchte, so wusste doch niemand mir eine ausreichende Deutung für diese Pfähle zu geben. Sowol mir als meinem Vorgänger Heuglin haben die Chartumer, an welche wir uns um Aufklärung wegen der Bedeutung der so häufig im Lande vorkommenden Kerbhölzer (welche an die des Budget der altenglischen Finanzen von den Zeiten Wilhelm's des Eroberers erinnerten) wandten, weiszumachen gesucht, jede Kerbe bezeichne einen im Kriege — vom Verstorbenen — Erschlagenen. Nach Aussage der Bongo selbst aber, die mir wiederholt zugingen, wäre dies durchaus nicht der Fall, und sie wussten nichts von einer derartigen Buchführung über die Opfer der Kriegslust des einzelnen. Ganz gleicher Art ist die Bestattungsweise bei den benachbarten Mittu und Madi. Auch die Gräber der Musgu erinnern durch die pietätvolle Aufstellung einer Gedächtnissurne auf denselben an diejenigen der Bongo. Wo eine Beerdigung stattfindet, da werden alle Ortsangehörigen zusammengebeten und mit Merissa reichlich bewirthet. Die Gesellschaft betheiligt sich gemeinschaftlich an der Herstellung des Grabes, am Deponiren der Gedenkurne, am Aufstellen der Votivpfähle. Schliesslich, wenn alles vollendet, schiessen sie nach den Pfählen mit Pfeilen und lassen diese darin stecken.

Mir selbst begegneten noch hin und wieder solche am Holze haftende Pfeile.

Die Bongo haben sowenig eine Ahnung von der Unsterblichkeit, von einer Seelenwanderung u. dgl., wie sie nicht die geringste Vorstellung von der Existenz eines Weltmeers besitzen. Ich habe verschiedene Mittel und Methoden erdacht, um hinter diese Räthsel ihres innersten Bewusstseins zu gelangen, allein stets vergeblich. Ob überhaupt der Unsterblichkeitsglaube in Afrika einheimisch sei, möchte ich bezweifeln, die alten Aegypter gehorchten in ihrer religiösen Entwickelung den Eingebungen des asiatischen Ostens. Jedenfalls haben diejenigen Berichterstatter unrecht, welche als Zeugen von den Menschenopfern in Dahomeh für die Unsterblichkeitstheorie plaidirten, um damit die stumpfsinnige Resignation erklären zu können, welche daselbst die Opfer in so hohem Grade zur Schau trugen. Ein eigentlicher religiöser Cultus in unserm Sinne fehlt den Bongo überhaupt, wie allen Negervölkern des von mir betretenen Gebiets, und für die Gottheit hat ihre Sprache keinen selbständigen Begriff, sondern dieselbe Bezeichnung „Loma“ bedeutet Glück und Unglück, gleichviel ob selbst gewollt und heraufbeschworen, oder ob von den unsichtbaren Schicksalsmächten beeinflusst, Loma wird für das Schicksal so gut wie für das höchste Wesen gebraucht, das sie in den Gebeten ihrer fremden Bedrücker mit „Allah“ anrufen hören. Von einzelnen kommt auch der Ausdruck Loma-gōbo, d. h. Gott der Obere in Anwendung, um den Gott der „Türken“ zu bezeichnen. Das ihnen sicher wenig erklärliche Beten der Mohammedaner nennen die Bongo „malah“; dieses Wort hängt gewiss mit „Allah“ zusammen, das doch im Gebet die Hauptsache ist, und bezeichnet eben nur die bei den Fremden wahrgenommene Handlung.

Wird einer krank, so heisst es: Loma hat ihn krank gemacht; verliert aber jemand ein Spiel, oder kehrt er von

einer Jagd ohne erlegtes Wild zurück, oder von einem Kriegszuge ohne Beute, so sagt man wörtlich, er hat kein Loma, also kein Glück gehabt: „loma nja".

Wunderbar ist die Furcht der Bongo vor bösen Geistern, deren Sitz allgemein in das nächtliche Dunkel des Waldes verlegt wird. „Bitäboh" heissen bei ihnen Geister, Teufel und Hexen im allgemeinen, Waldkobolde im speciellen aber „Ronga"; dahin gehören nach ihren Begriffen vornehmlich die Fledermäuse, besonders die selbst bei helllichtem Tage gespenstisch von Baum zu Baum flatternde Megaderma frons, die sehr häufig ist, dann Eulen jeder Gattung (hier Strix leucotis und S. capensis), der Ndorr (Galago senegalensis), ein Halbaffe mit grossen rothen Augen und weit aufgerichteten Ohren, welcher in hohlen Baumstämmen sein lichtscheues Dasein fristet. Es gibt noch andere nächtliche Thiere, gegen welche sie eine gespenstergleiche Furcht zu äussern pflegen. Zur Abwehr derselben sind ihnen ausser zauberkräftigen Wurzeln, mit welchen die Zauberer von Profession ebenso Handel treiben wie die mohammedanischen Priester des Sudans mit Amuleten und Koransprüchen, nur wenig Mittel bekannt, und selten wird man Zeuge von Versuchen, welche die Bongo selbst zur Beschwörung, Austreibung oder Fernhaltung böser Geister in Anwendung bringen, eine Kunst, von welcher im Dinkalande viele Leute den grössten Vortheil zu ziehen verstehen. Das Institut der Cojur heisst bei ihnen „Belomah", sie beziehen aber in der Regel zum „Besprechen" von Krankheiten die heilkräftigen Zauberer aus dem benachbarten Dinkalande. Gute Geister sind den Bongo unbekannt, und nach einer allgemeinen in diesen Negerländern vorwaltenden Idee kann von Geistern überhaupt nichts Gutes kommen. „Von den Geistern", sagen sie, „wissen wir nur, dass sie uns Böses zufügen, dass es aber auch einen gäbe, der es gut mit uns meint, einen, dem wir alle unser Dasein verdanken, davon haben wir noch nie etwas gehört." Nur durch den Besitz gewisser Wurzeln ver-

mag sich nach ihrer Vorstellung der Mensch mit Geistern in Verkehr zu setzen, Zauberkräfte auszuüben und den übrigen Schaden zuzufügen. Hierauf gründete sich ein Hauptheil des Einflusses, den die Aeltesten der eingeborenen Districte ausser ihrer Richtschnur auf die Masse des Volkes auszuüben wussten, ganz ähnlich wie das bei den Bari am Bachr-el-Gebel und hundert andern Stämmen in Centralafrika den Districtsvorstehern und Häuptlingen eine so grosse Ueberlegenheit ertheilt. „Regen machen“ wurde indess von den Bongoältesten nirgends betrieben und ist auch jetzt noch so gut wie unbekannt, vielleicht nur aus dem Grunde, weil man der Hülfe dieser Kunst nur selten benöthigt war.

Im Verdachte sich mit bösen Geistern zum Schaden und Nachtheil der übrigen in Verkehr setzen zu können, stehen hier ausnahmslos alle alten Leute beiderlei Geschlechts, besonders aber die alten Weiber. Alte Leute, so sagen die Bongo, durchstreifen bei Nacht unsere Wälder als Teufel, und wenn sie die wichtigen Wurzeln besitzen, so können sie scheinbar ruhig in ihrer Hütte liegen und doch im Waldesdunkel mit den bösen Geistern Raths pflegen, um uns Tod und Verderben zu bereiten. Sie graben nach Wurzeln, um uns zu vergiften. Wo nur immer ein unerwarteter Todesfall eintritt, da sind die Alten daran schuld, von selbst, so glauben sie, könnte ja ein kräftiger Mensch, der nicht Hunger leidet, nie zu Grunde gehen. Wehe den Alten, in deren Besitz sich verdächtige Hölzer und Wurzeln fänden, sie würden unfehlbar von den übrigen erschlagen, gleichviel ob Vater oder Mutter. Der echte unverblümte Hexenglaube war und ist heute im Bongolande verbreiteter als er es irgendwo anders in der Welt gewesen; nirgends waren Hexenprocesse mehr an der Tagesordnung als hier. Als eine Thatsache muss ich berichten, dass bejahrte Leute unter den Bongo zu den grössten Seltenheiten gehören, sodass man sich bei den benachbarten Djur durch die An-

wesenheit weisshaariger Eingeborener förmlich überrascht sieht, denn die letztern theilen den Glauben der Bongo durchaus nicht. Die Nubier, von Haus aus jeder Art Aberglauben leicht zugänglich, bestärken die Bongo erst recht in dem ihrigen. Im mohammedanischen Ostsudan ist heute noch von „Ssachāra“ (d. h. Hexen) beständig die Rede, und bekannt sind die Vorstellungen, welche daselbst alle alten Weiber mit Hyänen in Verbindung setzen, indem nämlich viele derselben, daran glaubt man steif und fest, nächtlicher Weile in den Leib dieser schauerlichen Geschöpfe zu schlüpfen vermögen, ohne dass jemand davon das Geringste merkte. Als ich während meines Aufenthalts in Gallabat einige der daselbst in Menge anzutreffenden Hyänen erlegte, wurde ich von seiten des Schechs mit Vorwürfen überhäuft, denn seine eigene Mutter war ein „Hyänenweib“, und wie leicht hätte ich auf sie schiessen können? Es durfte mich daher nicht wundernehmen, dass der Ghattas'sche Verwalter Idris selbst in meiner Gegenwart sich seiner Heldenthaten bei Vernichtung von Hexen rühmte. An einem einzigen Tage, so prahlte er, hätte er allein sechs Hexen abschlachten lassen. Es handelte sich bei jener Gelegenheit wiederum um zwei alte Weiber, deren Tod die Bongo verlangten, und ich wusste Idris auf keine andere Weise von diesem Vorhaben abzubringen, als indem ich ihm drohte, falls das Abschlachten wirklich stattfände, würde ich Gift in seinen Brunnen schütten.

In der Hexenfurcht gipfelt und erschöpft sich aber auch der gesammte Aberglaube der Bongo; haben wir Europäer nun ein Recht aus unserer geschichtlichen Entwickelung abzuleiten, um ihnen solches gar zu sehr verargen zu können? Wir können uns vielmehr des Eindrucks nicht entschlagen, dass diese Bongo unendlich freier von hundert andern abergläubischen Vorstellungen erscheinen, als beispielsweise die Mohammedaner des Sudan, wo solche sich offenkundig in den geringfügigsten Angelegenheiten des häuslichen Lebens ver-

rathen. Roh und ungeschliffen zwar entwickelt sich in der freien Natur die Keimanlage des Menschengeistes zu ihren beschränkten, nie überschrittenen Zielen, aber stets in sorglosem Vertrauen auf die Gunst der Vorsehung, und näher, als man glauben möchte, stellt sich der Mensch auf der untersten Stufe geistiger Entwickelung zum Fürsten der Denker. Ein Kreislauf in der Geschichte des Geistes entrollt sich da vor unsern Blicken, welchen im Leben des Individuums der Greis durchzumachen hat, der zum Kinde wird. Dem Philosophen wäre hier so recht der fruchtbarste Boden geboten, um wie Bernardin de St.-Pierre sich den Phantasien eines zutraulichen Naturcultus hinzugeben; in der That ein glückliches Land, wenn keine Moslem da wären mit ihrer morallosen Religion, Leute, welche mehr bestrebt, die ihrer würdigen Seuchen unter die geknechteten Völker auszubreiten, als die Lehre Mohammed's selbst, denn diese müsste ihre heutigen Untergebenen in Brüder und Gleichberechtigte umwandeln.

Die Heilmethode der Bongo ist in allen Fällen höchst einfacher Art. Innere Krankheiten, deren Ursprung sich niemand zu erklären weiss, werden nur mit Uebergiessen von sehr heissem Wasser behandelt. Der Kranke, auf dem Erdboden ausgestreckt, wird mit frischen Laubzweigen gepeitscht, die man in die danebenstehenden Töpfe mit kochendem Wasser eintaucht. Geschickter sind sie in der Behandlung von Wunden. Einst zog eine Gruppe von Verwundeten, welche auf einem soeben erst beendeten Raubzuge ins Dinkaland durch zahlreiche Lanzenstiche schwerverletzt daheimgetragen worden waren, meine Aufmerksamkeit auf sich. Mit erstaunlicher Standhaftigkeit unterzogen sich die Leute der landesüblichen Curmethode, welche darin bestand, dass man durch Einführung starker Bastfasern von Grewia in die beschädigten Glieder der innern Eiterung freien Abzug verschaffte. Ich sah unter anderm ein dick angeschwollenes Knie, das nach allen Richtungen von solchen Haarseilen

durchzogen schien, als wäre es gespickt worden wie ein Hasenbraten. Ausser Eisenocker kennen die Bongo, wie ihre meisten Nachbarn, keine Mineralsubstanz, welche auf Wunden irgendwelche beizende oder antiseptische Einwirkung ausübte. Als einzige Arznei zur Beförderung der Naturheilung dienen ihnen adstringirende, an Gerb- und Bitterstoffen reiche Rinden verschiedener Bäume, von Hymenocardia, von Butyrospermum und Prosopis lanceolata, welche bei ihnen die Namen „Gere, Kor und Göll" führen. Gegen die seit Ankunft der Nubier arg im Lande herrschende Syphilis kennen diese armen Wilden nur ein äusseres Mittel, und noch dazu eins von unzweifelhaft gleichgültiger Nutzanwendung, die gerbstoffhaltige Rinde des Heddobaums (Anogeissus).

Krüppel und Misgeburten waren unter diesem rohen Naturvolke nirgends anzutreffen. Wo schon allein der grösste Theil des von Hause aus so gesegneten Nachwuchses an Kindern den Gefahren einer mangelhaften Pflege erliegt, wie es jede Wildniss trotz aller mütterlichen Liebe und Sorgfalt mit sich bringen muss, wo sollten da die Krüppel den Kampf des Lebens bestehen? Nur Zwerge finden sich hin und wieder als Naturspiele. Auch an Stummen scheint es nicht zu fehlen, da ihre Sprache einen Ausdruck (Mabāng) für diesen Fehler hat. Verrückte (Bindāko) werden an Händen und Füssen gefesselt, angeblich zur Abkühlung und Beruhigung ihrer wilden Leidenschaft in den Fluss geworfen und von gewandten Schwimmern gehörig untergetaucht. Bleibt die Anwendung dieses Mittels ohne Nutzen, so werden die Rasenden eingesperrt und von den Verwandten gefüttert; im allgemeinen ist ihr Los ein weit glücklicheres als dasjenige, welches des unverschuldeten Alters harrt. Zur Stärkung der Kranken wird das Fleisch gewisser Thiere verabreicht; so legt man ganz besondern Werth auf den Genuss des Fleisches vom Gūlluku (Tmetoceras abyssinicus),

eines Nashornvogels, welches durch einen abscheulichen schierlingsartigen Geruch ausgezeichnet ist.

Die Bongosprache zeigt in keinem Districte des Landes dialektische Verschiedenheiten. Den besten Beweis für diese Thatsache lieferte mir die völlige Uebereinstimmung jeder Art Ausdrücke für Naturkörper in allen Landestheilen. Diese bieten doch wol die am schärfsten begrenzten Begriffe bei einem jeden Volke dar und müssen beim Vorzeigen und bei handgreiflichem Daraufhinweisen jedes Misverständniss ausschliessen. Die Sprache ist eine wohlklingende, durchweg vocalisirte, wie schon der Volksname selbst andeutet, reich an o und a; einfach im grammatikalischen Bau, bietet sie indess eine grosse Mannichfaltigkeit an Ausdrücken für alle concreten Begriffe dar. Meine Wörtersammlung enthält nahezu tausend verschiedene Ausdrücke.

Die Etymologie zusammengesetzter Worte und die Zergliederung der einzelnen Redewendungen von Bongo bietet nicht geringes Interesse und versetzt den Forscher so recht in die naive Welt ihres Naturlebens. Die gewöhnlichsten unserer abstracten Begriffe, wie Geist, Seele, Hoffnung u. s. w. scheinen absolut zu fehlen; die Erfahrung lehrt, dass auch andere Negersprachen in dieser Hinsicht von der Natur nicht reicher bedacht waren. Bekanntlich haben die bibelübersetzenden Missionare den zur Schriftsprache erhobenen Idiomen von Wilden eine Unmasse gekünstelt übertragener Begriffe aufgedrängt, welche sich freilich in wenigen Generationen einzubürgern vermögen, dem Sprachforscher aber, der die Nachlese halten will, einen völlig werthlosen Rest übrig lassen, sodass nur noch intact erhaltene Sprachen ein Interesse bietendes Object für die Wissenschaft darzubieten vermögen.

Einige recht auffällige Beispiele sonderbarer Umschreibungsweise für abstracte Begriffe seitens der Bongo seien hier gegeben. Das Wörtchen „fir“ zum Beispiel kann je nachdem man es mit andern in Verbindung bringt für fol-

gende Begriffe Anwendung finden: Wille, Liebe, Lust, Geschmack und Rede. Der Wille und zugleich der Ausdruck desselben durch die Zunge sind die beiden Grundbegriffe des fir. Ich habe Lust heisst aber: „fir na häma“, d. h. „Wille ist in meinem Bauch“.

Sehr interessant sind die Aequivalente eines und desselben Wortes. „Mähi“ bedeutet Fleisch (auch Lanze) im allgemeinen, speciell dient es als Collectivbegriff für alle Antilopen. „Attamatta“ heisst zugleich bitter und ärgerlich; „dill“ = Schatten und Wolke, „gimah“ = Knabe und Sohn, „goh“ = Grube und tief, „helleleh“ = Luft und Wind; die Verdoppelung davon bedeutet alsdann leicht: „helleleh-helleleh“; „hetōrro“ bedeutet zugleich Regen und Himmel, „ndan“ bedeutet die Nacht und ebenso „heute“. Letzteres ist als echt afrikanisch auch auf das Arabische des Ostsudan übergegangen, z. B. „fi lehle“ = in der Nacht und heute.

Die bei allen Naturvölkern so häufig wiederkehrenden Lautnachahmungen thierischer Stimmen, um damit die Thiere selbst zu bezeichnen, sind in der Bongosprache auch für todte Dinge stark in Gebrauch. Von diesen onomatopoetischen Worten führe ich an: „golōngolo“ = Glocke, „gōhi“ = Husten, „kullukūl“ = Kugel, „marongōnn“ = schnarchen. Die Katze heisst „mbriau“.

Eine gewisse Poesie liegt in der Bezeichnung für einzelne Collectivbegriffe oder solche Dinge, die einen schwer zu präcisirenden Charakter haben. So heisst z. B. das Blatt „mbēlli-kagga“, d. h. Ohren des Baumes. Die Brust führt den Namen „doh-kiddi“, d. h. das Haupt der Adern.

In der Sprache eines Volkes sind auch die Documente eines guten Theils seiner Sitten niedergelegt. Die ackerbauenden Bongo bezeichnen mit „monj“, ursprünglich der Name für Sorghum vulgare, der Hauptgegenstand ihrer Cultur, nicht nur jede Speise, sondern auch „essen“ im allgemeinen, und unterziehen diese Wortwurzel sogar einer Conjugation. Das Jägervolk der Niamniam bedient sich in ähnlicher Weise

des Wortes Fleisch: „puschjo“. Die Personennamen variiren bei den Bongo ins Unendliche. Von hundert Leuten, die ich gemessen, wiederholten sich kaum fünf Namen hin und wieder. Gewöhnlich ertheilen die Aeltern ihren Kindern die Namen von Bäumen und Thieren, seltener finden individuelle Eigenthümlichkeiten dabei Berücksichtigung.

Schwer ist es, in dem Labyrinthe des afrikanischen Völkerbaues den leitenden Faden, welcher zu den Entwickelungscentren des einen oder andern der hundert verschiedene Sprachen redenden Stämme führen könnte, zu gewinnen. Da ist keine Sitte und kein Aberglauben ausfindig zu machen, der nicht hier oder dort in anderer Gestalt wiederkehrte, kein Kunstgeräth und keine Waffe zu finden, die als ein ausschliessliches Privilegium dieses oder jenes Volkes zu betrachten wäre. Von Nord nach Süd und von Weltmeer zu Weltmeer wiederholen sich die Formen in buntestem Gemisch, — es ist alles schon einmal dagewesen. Neues und immer wieder Neues aus Afrika bringt nur die schöpferische Hand der Natur. Könnten wir uns alle sprachlichen, rasselichen, culturhistorischen und psychologischen Einzelheiten, Tausende an der Zahl, über das Stückchen Erde ausgewürfelt denken, welches man Afrika nennt, so hätten wir ungefähr die richtige Vorstellnng seines beispiellosen Völkergemisches. So verwirrend indess dieser Anblick erscheint, ein gemeinsamer Zug lässt sich nicht leugnen, der durch das ganze grosse Afrika geht, und hoch erhaben über der Fülle des Einzelnen thront die Einheit des weitaus grössten Theils seiner Bewohner.

Zu einem derartigen Ergebnisse führte uns die in obigen Zeilen enthaltene Schilderung des Bongovolkes, welches ein Theil jener Einheit ist. Werfen wir einen Rückblick auf alles Gesagte, so drängt sich uns die Frage auf, bei welchen der bekannten Völker Centralafrikas sich die meisten Anklänge an die Bongositten wiederfänden. Eine endgültige Beantwortung derselben würde unschätzbare Winke für die

neuesten Wanderbewegungen afrikanischer Völker an die Hand geben. Leider kann ich vorläufig nur eine Vermuthung aussprechen, wenn ich die Länder am Tsadsee als denjenigen Theil des Continents bezeichne, wo sich die meisten verwandtschaftlichen Beziehungen zu dem Volke der Bongo erwarten liessen. Die Musgu, die Massastämme, die Wandala und Loggon sind diejenigen Stämme, die ich hierbei im Sinne habe.

Ich schliesse mit dem am Eingange gebrauchten Bilde, — ein verdunstender Tropfen im Meere der Völker. Bald wird auch das Bongovölklein für immer vergessen sein, und neue Bildungen werden an seine Stelle treten. Die Zeit kann nicht fern sein, wo dieser vorzüglich begabte, bildungsfähige Stamm völlig ausgestorben sein wird, und die beabsichtigte Besitzergreifnug aller dieser Länder durch die Aegypter wird das Ihrige dazu beitragen, ein solches Resultat möglichst rasch auch auf die übrigen Völker auszudehnen. Der Nubier, wie ich ihn gegenwärtig daselbst schalten und walten sah, liess den Eingeborenen immer noch einen Theil ihres materiellen Glücks; weniger die Zukunft in Rechnung ziehend aber ist der Türke, er nimmt alles, und nicht ohne Grund wiederholt ein Sprichwort, welches sich in den verschiedensten Ländern, die er verwüstete, eingebürgert hat, die alte Wahrheit: „Auf seinen Fussspuren wächst kein Gras.“

ACHTES KAPITEL.

Nächtliches Brandunglück. Retten und Flüchten. Sechs Sklavinnen verbrannt. Marktverkehr. Domesticirung von Wildkatzen. Grillen- und Schabenplage. Pillenwespen. Agama und Chamäleon. Fieber. Witterungsregel und Meteorologisches. Merkwürdiges Sonnenphänomen. Ein festlicher Empfang mit kläglichem Ausgang. Nächtliche Ruhestörungen. Schnurrende Gebete. Judenschule. Orgien und Paukenschlag. Teufelaustreibungen. Entschluss, Abu-Ssammat zu folgen. Abreise nach Süden. Passage des Toudj. Waldcharakter. Der Wasserbock. Nächtliche Scenerie. Scherifi's Ueberfall. Seriba Duggū. Folgen des Steppenbrandes. Seriba Daguddū. Verbrannte menschliche Gebeine und verkohlte Hüttenpfosten. Winterreize der Tropen. Termitenbauten zweierlei Art. Ankunft in Ssabbi. Nächtliche Feste der Bongo. Verödung des Landes. Merkwürdige Ziegenmelker. Wildreichthum. Das Zebra-Ichneumon. Die gespenstische Mantis und ihr Maskirungsvermögen. Löwen. Seltsame Jagd auf Hartebeests. Schlange und Antilope auf einen Schuss.

Der befriedigende Zustand meiner Gesundheit widerlegte die Ansicht, welche bei uns verbreitet ist, als erschöpfe ein langjähriger Aufenthalt in den Tropen die physische und moralische Kraft des Europäers. Für die in träger Ruhe lebenden, von Faulenzern umgebenen Stadtbewohner und diejenigen zwar, welche bei allem ihnen zu Gebote stehenden Comfort auf die Mühen der Reise so gut wie auf die kleinsten Spaziergänge verzichten, mag dies seine Geltung haben, und das namentlich in den Ländern des Islam, da Nichtsthun und Schlendern für jedermann so ansteckend ist wie Gähnen; dies alles fällt jedoch fort bei einem Reisenden,

dessen Spannkraft beständig rege erhalten bleibt und der keinen Augenblick sich gehen lassen darf. In fortwährender Uebung der Kräfte erhält er sich die Ausdauer, Zähigkeit und Arbeitskraft seiner nordischen Natur. Wie ganz anders gestaltete sich mir hier das Leben, wenn ich an die in Gallabāt verlebte Regenzeit im Jahre 1865 zurückdachte: hier die Sorglosigkeit des Lebens, die unerschütterte Gesundheit, der intime Umgang mit der Natur, — dort ein Wechsel von Krankenlagern, Reconvalescenz und lauen Eindrücken, welche ein matter Seelenspiegel empfing.

So glücklich nun auch die Tage waren, die ich in der Seriba Ghattas' verlebte, es fehlte nicht an naher Gefahr der schrecklichsten Art. Eine solche strich in der Nacht des 22. Mai hart über unsern Häuptern vorbei. Es goss in Strömen und gegen 2 Uhr morgens brach ein gewaltiges Gewitter herein, fürchterliche Schläge, vergleichbar dem Krachen unter einem Lavinensturz zusammenbrechender Wälder, folgten sich rasch nacheinander und fast a tempo mit den Blitzen, die das Dunkel der Nacht erhellten. Plötzlich erscholl hart neben meiner Hütte ein gewaltiges Geschrei von Frauenstimmen, und in demselben Moment wich die stockfinstere Nacht einer Tageshelle, indem aus einem entzündeten Strohhause hoch die Lohe gen Himmel schlug. Zwischen der Brandstätte und meiner Behausung war nur die eine meiner Vorrathskammern gelegen; sofort rief man mir zu, ich möchte hinausspringen, denn im Schlafe und in einer von Stroh und Bambus errichteten Hütte vom Feuer überrascht zu werden, ist fast sicherer Tod. Die grösste Gefahr war vorhanden, in zwei Minuten hätte meine Hütte in Brand stehen müssen; daher begannen die Leute augenblicklich mit dem Räumen. Zunächst wurde das Pulver in Sicherheit gebracht, und dann ging es an meine Koffer und Herbarien; alle kleinern Stücke wurden in die grossen Regendecken geworfen, um sie haufenweise hinauszuschleifen. Bereits war die Hälfte meines Gepäcks in Sicherheit, als wir

bemerkten, dass der Wind die Flammen nach einer entgegengesetzten Seite trieb, und zum Glück brach das leichte Gerüst des Daches bald zusammen. Die Durchnässung aller Strohdächer vom Regen hatte das Umsichgreifen des Feuers bis zu diesem entscheidenden Moment gehemmt. Nun schöpften wir erleichterten Herzens frischen Athem, und wie wir innehielten mit Retten und Flüchten, ward mir erst das Furchtbare der Situation gegenwärtig. Ich stand versteinert da bei dem Gedanken, wie leicht ich in dieser unglückseligen Nacht aller Früchte meiner mühevollen Arbeit hätte beraubt werden können, und wie trostlos sich mein Schicksal gestalten musste, wenn ich nackt und hülflos in dieses ungastliche Land geschleudert worden wäre. Schmachvoll hätte ich nach Chartum zurückkehren müssen, noch im ersten Jahr und vor vollbrachtem Werk. Es sollte anders kommen, aber enteilen konnte ich deshalb meinem Schicksal nicht, und dieser Brand war nur ein kleines Vorspiel, zu meiner Uebung.

Der verbrannte Tokul lag von meinem Bett kaum 25 Schritt entfernt. Sechs Sklavinnen, vom Blitz gerührt, hatten in demselben ihren Tod gefunden, einer siebenten gelang es, halb verbrannt aus der lichterloh flammenden Strohmasse hervorzukriechen, da sie der Schlag nicht getroffen. Am folgenden Morgen, als die Asche weggeräumt wurde, fanden sich die völlig gerösteten Cadaver der Unglücklichen in einem dichten Haufen aufeinanderliegend, wie sie geschlafen hatten, um die Mittelstange der Hütte geschart, welche den Blitz zu ihnen herabgeleitet, ein scheusslicher Anblick, bei welchem selbst die Neger des Landes einige Bewegung verriethen, während neue Niamniamsklaven sich mit unverhohlener Gier in dem von brenzlichem Fleischgeruch erfüllten Schutt zu schaffen machten und die Trümmer wegräumen halfen. Das war ein Ereigniss, das schrecklichste, was einem Reisenden hätte passiren können. Die beständige Angst meiner Träume, die mich beständig begleitende Furcht auf allen meinen Reisen im Sudan, nicht grundlos hatte sie

mich mit ihren Schreckbildern verfolgt, sie war jetzt nahe genug daran gewesen, verwirklicht zu werden. Einer der nubischen Söldner hatte unter den sechs Opfern des Brandes den Verlust seiner Geliebten zu beklagen, er verlor infolge heftiger Gemüthsbewegung den Verstand, verfiel in Tobsucht und machte in der Folge den Bewohnern der Seriba viel zu schaffen. Ich habe Aehnliches nie unter diesem Volke wahrgenommen.

Was die beständig drohende Feuersgefahr anlangte, bot diese Niederlassung einen grossen Nachtheil dar vor den übrigen, deren Hüttencomplexe minder zusammengedrängt waren, allein die grössere Sicherheit der Gegend, der Reichthum an Lebensmitteln, die Seltenheit der Mosquitos, auch der Mangel an Termiten boten Vortheile, welche alle andern Seriben in den Schatten stellten. Besonders waren es die benachbarten Dinka, die sich mit jedem Morgen in der Frühe vor meiner Thür einstellten, indem sie mir Producte der verschiedensten Art zum Verkauf anboten. Da erhielt ich Yams und Erdnüsse, Oele und Honig von tadelloser Qualität, selbst den Kornbedarf für meine Leute handelte ich auf diese Weise billigst ein. Auch naturhistorische Raritäten aller Art überraschten mich wiederholt und gaben meiner Neugierde beständig frische Nahrung. Mitten in der Regenzeit erhielt ich Trappen- und Gänseeier, ja sogar solche von Straussen, wodurch die geringen Erfolge meiner Hühnerzucht wieder gut gemacht wurden. Solche Gelegenheit, eine grosse Schar verschiedener Eingeborenen um mich versammelt zu sehen, beutete ich immer für die Körpermessungen aus, welche ich mit vieler Hartnäckigkeit in Angriff genommen hatte. Nach Ablauf des ersten Jahres im Innern zählten meine auf 40 Masse eingerichteten Tabellen bereits über 200 gemessene Individuen; es ist aber leider wenig davon übriggeblieben. Wiederholt auch liess ich mich in Gespräche mit den Eingeborenen ein, meine Zeichnungen wurden ihnen vorgezeigt, um die Nachfrage nach dieser oder jener Seltenheit zu unter-

stützen. Alles, was sie bei mir sahen, rief ihre ungeheuchelte Freude hervor, und ihr Staunen machte sich immer in den Worten Luft: „Warum bekommen wir das nicht bei den Türken zu sehen, das muss ein merkwürdiges Land sein, wo man Zeuge und Flinten macht!“ Andererseits fielen mir die häufigen Besuche der faulenzenden Nubier nicht selten ausserordentlich zur Last. Gewöhnlich stellten sie sich schon in der Frühe ein, und ich wusste kein anderes Mittel, sie mir vom Halse zu schaffen, als indem ich ihnen Bücher mit Bildern über Afrika zum Durchsehen gab; die Illustrationen des „Le tour du monde“, Speke's Reisejournal, die Jagdepisoden Baker's u. dgl. gaben da einen unerschöpflichen Stoff zu Fragen und Antworten aller Art, ein jeder wollte das Nämliche erlebt haben, und ihre Begeisterung für die Schönheit eines Bildes gipfelte beständig in dem Ausrufe: „besiätu“, d. h. täuschend ähnlich. Speke's Buch war in der Seriba bekannt unter dem Namen: „Geschichte vom Kamrahs“ (König Kamrasi), und Baker's Werk hiess: „Das Buch des Elefantentödters.“

In den ersten Tagen des September konnte ich endlich das bis dahin Eingeheimste zum Flusse abschicken und meine Sammlungen über Chartum nach Europa expediren. Das Verpacken und Verkleben von über 40 Collis war eine Arbeit von vielen Tagen, namentlich anstrengend war das Einnähen der Ballen in Häute, und noch anstrengender ist das Aufschneiden derselben geworden am Ziele ihrer Bestimmung, da dieses Packmaterial durch die Dürre der durchreisten Wüsten eine blechartige Festigkeit anzunehmen pflegt. Zum Schutze der Sammlungen gegen Insektenfrass und Ratten ging mir ein im Lande mit Leichtigkeit gewonnener Pflanzenstoff an die Hand, es war der Kautschukstoff des Carpodinus (Mono der Bongo), den ich im frischen Zustand, wo er das Aussehen von festem Rahm besitzt, auf die Leinwand oder die Papiere strich, um eine wasserdichte Hülle zu erzielen. Kein Insekt wagte sich an diesen Stoff heran, und die Packete

blieben intact trotz mehr als einjähriger Reise. Minder anwendbar erschien mir der Milchsaft der Feigenbäume und des Butterbaums, da er sich nicht so gut und gleichmässig zum Anstreichen eignete. Die diesjährige Ausbeute der Ghattas'schen Compagnie an Elfenbein betrug 400 Lasten, etwa 220 Centner, die in Chartum ungefähr den Werth von 20000 Mariatheresienthalern repräsentirten. Dazu hatten wol mindestens 300 Elefanten ihr Leben lassen müssen, wenn nicht mehr.

Machten sich auch die Termiten an diesem Platze minder bemerklich als in vielen andern Seriben, so fehlte es in meiner Behausung doch nicht an zahlreichen kleinen Plagen, an welche sich der Reisende in Afrika bald zu gewöhnen hat. In meinen Hütten sah es so wie in alten überfüllten Rumpelkammern aus, und die Raumbeschränkung daselbst überstieg jede Vorstellung. Da es mir an Schränken und kleinen Kästen fehlte, sah ich mich zu beständigem Aus- und Einpacken meiner tausend Sachen genöthigt. Auch selbstconstruirte Gestelle, die hoch hinauf unter das Kegeldach reichten, mussten, so gut es ging, den Raum erweitern helfen, und in Säcken hingen meine Kleider und Wäsche herab; eine Unzahl kleiner Gegenstände steckte im Dachstroh. Unter solchen Umständen war der tägliche Kampf mit Ratten, Grillen und Schaben unausstehlich und wurde zu einer beständigen Quelle des Aergers. Eines eigenthümlichen Schutzes bediente ich mich zum Fernhalten der Ratten, so oft ich bei eintretender Nacht eine Anzahl Packete noch nicht in schwebende Lage versetzt hatte, welche allein eine Garantie gegen das Gefressenwerden darzubieten schien. Eins der häufigsten Thiere in diesem Gebiete war nämlich die wilde Katze der Steppen, und obgleich die Eingeborenen sie nicht eigentlich als Hausthier züchten, so fangen sie sich doch ganz junge Individuen ein, um sie in ihren Hütten grosszuziehen, wo sie sich leicht an Haus und Hof gewöhnen lassen und aufs erfolgreichste den Krieg mit den Ratten

besorgen. Solche Katzen nun liess ich mir bringen, und wenn sie, an Stricke gebunden, einige Tage bei mir verweilt hatten, war gewöhnlich ihre Wildheit schon ausserordentlich verringert, diese Art schien wie zur Domesticirung geschaffen, und alle ihre Gewohnheiten und Geberden erinnerten aufs täuschendste an unsere Hauskatze, als deren Stammmutter sie zu betrachten ist. Ich setzte sie für die Nacht auf die gefährdeten Packete und konnte mich dann sicher vor Rattenschaden schlafen legen. Das Mittel erschien probat, wenn auch die Anwendung etwas umständlich; rathlos schaute ich dagegen dem Ueberhandnehmen der Grillen zu, welche in die dichtesten Koffer eindrangen, alle meine Säcke durchfrassen und selbst Tuchkleider und Wäsche durchlöcherten. Später, als ich einen Vorrath an Borax erhalten, fand ich hierin ein wirksames Mittel, um sie fern zu halten. Das Umsichgreifen der Holzwürmer in den Bambusstäben, welche meine Hütte zusammensetzten, gestaltete sich zu einem Leiden neuer Art; ob die Hütten früher oder später zusammenbrachen, war mir gleichgültig, aber den ganzen Tag über einen Regen von feinem gelben Holzstaub auszuhalten, welcher sich fingerdick auf alle meine Sachen lagerte, drohte das Mass meiner Geduld zu erschöpfen. Ein ähnliches lästiges Insekt in allen Hütten war eine Pillenwespe (Eumenes tinctor), ein Thier von 5 Centimeter Länge, welches sich mit Vorliebe in der Spitze der Kegelwölbung des Strohdachs einzunisten pflegte, daselbst in Gesellschaft von 6—10 Individuen seine grossen Waben anlegte und nun bei beständigem Hinaus- und Hineinfliegen durch die enge Thüröffnung, welche allein dem Licht Zutritt gewährte, fortwährend mit meinem Gesicht in Collision gerieth. Die Stiche waren von einem wahnsinnigen Schmerz begleitet und viel schlimmer als Bienenstiche. Zu allen Jahreszeiten hatte ich mit diesen Wespen zu schaffen, deren Flügel prachtvoll blau und violett schimmern; ich musste wiederholt ihre kunstvollen Baue zerstören und konnte dies erst bewerkstelligen, nachdem ich die

einzelnen mit dem Fliegennetz weggefangen und getödtet hatte.

In allen Tropenländern gehören harmlose Eidechsen zu den gewöhnlichen Hausinsassen. Hübsch gefärbte Skinke belebten meine Behausung (Euprepes quinquelineatus und E. pleurostictus), und der zierliche Gecko (Hemidactylus verruculatus) lief an den Wänden ebenso häufig auf und ab, wie in Aegypten und Nubien. Am zahlreichsten aber waren die gemüthlichen Agamen (Agama colonorum) vertreten, deren beständiges Kopfnicken die fanatischen Mohammedaner ärgert, denn sie glauben, der Teufel spotte ihrer Gebete. Dieselbe Art hatte ich früher auf den Felsgehängen der öden Wüstenthäler an der ägyptischen Küste des Rothen Meeres wiederholt beobachtet. Hier war sie sowol bei den Hütten wie auf den Waldbäumen zu Hause. Der orangerothe Kopf des Männchens verräth sie von weitem. Sehr spasshaft ist ihr Benehmen, wenn man sich dem Baumstamm nähert, an welchem sie auf- und ablaufen, sie halten sich immer auf der entgegengesetzten Seite, indem sie ab und zu halt machen und listig hinter den Aesten hervorlugen, wobei ihre grossen Augen in der That viel Ausdruck verrathen. Ihr Lieblingsaufenthalt hierzulande aber war das alte Holzwerk der Pfahlbauzäunung, und daselbst häuften sie sich zu Tausenden. Beim Beginn der Regenzeit überraschte mich auch die Menge der Chamäleonen, welche stellenweise in ganzen Familien auf dem frisch sprossenden Gebüsch sassen. Die gemeine afrikanische Art erreicht hier eine ausserordentliche Grösse, ich sah Exemplare von 25 Centimeter Länge. Nicht minder häufig ist eine kleinere und schlankere Art (Chamaeleon laevigatus), welche das schöne Farbenspiel der gemeinen in geringerm Grade zu erkennen gibt. Das sonderbare Augenverdrehen dieser Thiere diente mir, wie das Kopfnicken der Agamen, zu Spässen, mit denen ich meine mohammedanischen Fanatiker ärgerte. „Wessen Bild“, fragte ich, „ist ein solches Chamäleon, wenn es das

eine Auge oben, das andere zum Boden gesenkt hat? Das ist ein Faki, mit dem einen Auge schaut er zu Gott im Himmel, das andere aber ist auf die Erde gerichtet mit ihren Thalern."

Von Fieberanfällen blieb ich, wie gesagt, gänzlich verschont, den ganzen März- und Aprilmonat hatte ich täglich zwischen 10 und 12 Gran Chinin prophylaktisch verschluckt, als aber im Juni und Juli die Wärme wirklich nachliess und das Centrum der Regenzeit eine geringere Entwickelung von Miasmen vermuthen liess, stellte ich diese Vorsichtsmassregel ein. Chinin war überhaupt mein Universalmedicament, und bei der geringsten Erkältung und Durchnässung, bei einem kleinen Magenverderb u. dgl. wurde sofort dazu gegriffen, denn der Reisende muss in diesem Lande jede Erkrankung, welcher Art sie auch sei, nur als ein Thor betrachten, auf dessen Oeffnung ein hinterlistig Fieber lauert, um seinen Einzug in den bereits anderweitig unterminirten Körper zu halten. Ich glaube wiederholt deutlich den Kampf in meinem Innern verspürt zu haben, wenn ich bei plötzlicher Benommenheit des Kopfes, bei jenem Ziehen, welches sich in den Schultern bemerkbar macht, oder bei einem die Beine anwandelnden Gefühl von Schwäche die Ankunft des bösen Gastes witterte. Dass indess die Fieber hier nicht selten waren, habe ich bereits erwähnt, ja der mich von Alexandrien aus begleitende Abderachmān entkam nur mit knapper Noth einem Fieber der gefährlichsten Art, das ihn für mehrere Tage bewusstlos aufs Lager streckte; seiner zerrütteten Gesundheit halber musste ich ihn mit der Barke zurückschicken. Auch meine andern Leute hatten wiederholt kleinere Anfälle zu bestehen.

Sehr überraschend gestalteten sich die meteorologischen Verhältnisse, da ich vor allem eine grössere Regenmenge erwartet hatte. Obgleich über eine grössere Anzahl von Monaten ausgedehnt, bekundete doch die durchschnittliche Wassermenge der Regenzeit ein geringeres Mass als in

Gallabât oder im obern Sennâar, wo die ersten Regen Anfangs Mai, die letzten Anfangs October stattfinden. Während es nun daselbst mit grosser Regelmässigkeit täglich bei Nacht oder von Sonnenuntergang bis zum folgenden Morgen zu regnen pflegt, lehrt die Erfahrung, den Regen hier schon etwas früher, und zwar stets nachmittags und schon vor Sonnenuntergang erwarten. Man reist daher in dieser Jahreszeit nur vormittags, und so müssen die Tagemärsche geringer ausfallen, als zur trockenen Winterszeit. Als Regel gilt, und das Gleiche gilt im Princip für alle Tropenländer, dass, wenn die Sonne klar aufgegangen, oder sobald es in den ersten Morgenstunden sich aufgeklärt hat, mit Sicherheit vor 4—5 Uhr kein Regen zu erwarten steht. In Gallabat wäre es ein grosses Kunststück gewesen, mitten in der Regenzeit in Pantoffeln oder türkischen Schuhen von Haus zu Haus zu spazieren, hier konnte man sich täglich dieser Art Fussbekleidung bedienen, selbst da, wo der Boden keineswegs felsig war.

In Gallabat litten die meisten europäischen Gemüse von der übergrossen Nässe, andere schossen ins Kraut und arteten aus; hier dagegen verkümmerten mir selbst in den Monaten von Mai bis August viele Arten während der langen Regenpausen, die wiederholt bis zu vier oder sechs Tagen währten. Um das Gesagte zu erhärten, führe ich an, dass der März des Jahres 1869 im mittlern Bongolande unter 7° 20′ nördl. Br. mit vier kleinen Regenschauern den Charif eröffnete, der April hatte schon sieben Güsse, der Mai sieben mehrstündige Regen, der Juni zehn, der Juli elf, der August zwölf Regen, nicht Regentage, denn der Fall, dass der Regen den ganzen Tag ohne Unterbrechung währte, kam hier nicht vor. Nur bis Juni waren die Regen von heftigen Stürmen und Gewittern begleitet, dann verloren sich die letztern nach und nach fast gänzlich. Das Nämliche hat auch Heuglin 1863 beobachtet. Mit Ende Juli machte sich auch in der Temperatur ein bedeutender Umschwung geltend, und nur in besonders klaren

Mittagsstunden wiederholten sich noch die höchsten Hitzegrade, welche bis dahin vorgewaltet hatten, die aber selbst in der Hütte nie über 27—28° R. erreichten, während die äussere Luft beständig um zwei Grad dahinter zurückblieb. Ich erfreute mich von nun ab der milden Sommerluft unserer Zonen, und selbst um Mittag hatte ich selten über 20° R. in meiner Behausung zu verzeichnen. Ein solcher Wechsel ist sehr wohlthätig für die durch einen beständigen Nesselausschlag (infolge des vielen Schwitzens) entzündete Haut des Europäers.

Den ersten Regen im Binnenlande beobachtete ich in jenem Jahr am 2. März, als ich noch in der Meschera weilte, und der 16. desselben Monats signalisirte den ersten Wechsel der vorherrschenden Windrichtung; an jenem Tage brachen sich zum ersten mal die von da ab vorherrschenden Südwestwinde Bahn.

Auch die Einförmigkeit des Klimas trägt im äquatorialen Afrika das Ihrige bei zur Erweiterung der Verbreitungsbezirke der einzelnen Pflanzenarten. Dazu gesellt sich der Mangel solcher differenzirender Bergsysteme, welche den Continent von Asien nach allen Richtungen hin durchziehen. Unbehindert bestreichen die Passatwinde die ganze Breite dieses Welttheils. Eine Unterbrechung der Regenzeit zwischen den beiden Zenithständen der Sonne, welche im Bongolande immer noch einige Monate voneinander geschieden sind, liess sich nirgends nachweisen. Erschien sie an der nordwestlichen Terrasse Abyssiniens auch durch den Einfluss dieses Berglandes verwischt und undeutlich, so konnte man sie doch immer bemerken; indess die Menge der Factoren, welche alle diese Vorgänge beeinflussen, entzieht sie der flüchtigen Beobachtung einer kurzen Reise.

Ebenso wenig konnte ich bei einer Fortsetzung meiner Wanderung nach Süden Thatsachen nachweisen, welche eine Verschmelzung von zwei Regenzeiten zu einer einzigen, das ganze Jahr hindurch anhaltenden dargethan und für eine





SONNENPHANOMEN AM 18. MAI, 1869, 5½ UHR NACHMITTAGS 7° 25' N. BR.

ununterbrochene Vegetationserneuerung gesprochen hätten. Nirgends in den äquatorialen Breiten des bereisten Gebiets, also unter 3—8 Grad nördl. Br., selbst im Monbuttulande nicht, schien eine überall constatirte Periodicität der Laubentwickelung zu fehlen. Ausnahmen fanden sich nur an solchen Stellen, wo das ganze Jahr hindurch eine unmittelbare Bodennässe dargeboten erschien. Selbst unter diesen niedern Breiten gibt es eine trockene und eine Regenzeit, so gut wie in Nubien unter 15 Grad nördl. Br.

Am 18. Mai 5½ Uhr nachmittags, als ich gerade in meiner Hütte mit schriftlicher Arbeit beschäftigt war, wurde ich plötzlich durch das Geschrei der Leute zur Thür hinausgerufen, um ein imposantes Phänomen zu bewundern, welches sich am südwestlichen Horizont entfaltete. Grosse Wolkenanhäufungen verdeckten in dieser Richtung die schnell zur Neige gehende Sonne, darunter erstrahlte der ganze Horizont in jenem goldigen Schimmer, welcher den Sonnenuntergang zu begleiten pflegt. Gleich einer gewaltigen Alpe von dunkler, massiger Gestalt, lagerte umgeben von grünlich schimmernden Gletscherfeldern und endlosen Lavinen die centrale Wolke dieser grossartigen Accumulation, finster bleifarbig und unbeweglich über den sich gleich Theatercoulissen vorschiebenden Strata, welche das Ganze majestätisch gen Norden wälzten. Scharf abstechend vom Glanze der untergehenden Sonne zeigte jenes gewichtige Wolkenhaupt an seiner obern Contour nebeneinander drei abgerundete Anschwellungen, und diese schienen wie umstrahlt von einer himmlischen Glorie und im Zauberlicht überirdischer Farben, jede einzelne der drei Contouren eigens von Regenbogenfarben in gewöhnlicher Reihenfolge berandet. Zwischen dem verschwindenden Violett und dem schwarzen Wolkenrande war ausserdem noch ein weisser Lichtstreifen eingeschlossen, und das Gleiche war am obern Rande des Spectrums der Fall. Nach den drei Richtungen, vom Mittelpunkt der drei Wolkenanschwellungen aus gedacht, verliefen, als steckten ausser

der Sonne noch zwei Nebensonnen dahinter, radicale Schattenstrahlen weit über das Firmament, und ausserdem waren kleinere Gruppen solcher Schattenfächer an den Ecken der Bogen noch eigens eingefügt. Des letztern Umstandes gedenkt Tyndall bei der Schilderung eines Sonnenphänomens, das er in Algier beobachtete, und er erklärt diese Strahlenfächer als Streifen von abwechselndem Licht und Schatten, die im erleuchteten Nebel von dem Schatten der schwebenden und ungleich dichten Wölkchen gebildet werden; eigentlich parallel, scheinen sie infolge der Perspective, da sie von der Sonne als Mittelpunkt ausgehen, wie Fächer zu divergiren. Das Räthselhafteste aber waren die Farben des Regenbogens auf der Seite der Sonne und dicht über der Wolke, welche dieselbe meinen Blicken entzog. Der unvergessliche Anblick, welchen ein dreigegliederter (nicht dreifacher) Regenbogen gewährte, dauerte fünf Minuten und bot mir Zeit, zu den Pastellstiften zu greifen, mit welchen ich das Zauberbild skizzirte.

Abgesehen von einem Ausfluge, welcher mich im September zum dritten mal an den Tondj führte und reichen Gewinn für meine Sammlungen eintrug, verstrichen mir übrigens die Tage in der Seriba gleichförmig und ohne besondere Zwischenfälle. Mehr an mein Standquartier gebunden, musste ich mich blos mit der fortgesetzten Ausbeutung meiner nächsten Umgebung begnügen; die Körpermessungen wurden mit grosser Standhaftigkeit fortgesetzt, ein Geschäft, das einen grossen Aufwand von Mühe und — Seife beanspruchte. Aus Hunderten von Trägern konnte ich mir die charakteristischen Typen der Rasse herauslesen, um ihre Merkmale durch Schrift und Bild zu fixiren. Auch beschäftigte ich mich viel mit den Sprachen des Gebiets, wobei die Leichtigkeit, mit welcher die verschiedenen Sklaven im Umgange mit den Nubiern sich des Arabischen bemächtigt hatten, mir besonders zu statten kam. Ab und zu ereigneten sich auch Zwischenfälle von hochkomischem Charakter.

Eines Tages ward der Besuch des Vorstehers einer entlegenen Seriba im Bongolande avisirt, und Idris beeilte sich, seinem Collegen einen festlichen Empfang zu bereiten. Man erwartete Ali, den Wokil des Biselli, denselben unter dessen Schutze Fräulein Tinne das merkwürdigste Jahr ihres Lebens verbrachte. Vor dem Eingang in die Seriba hatte man die ganze bewaffnete Macht in zwei Colonnen aufgestellt, welche Spalier bilden sollten beim feierlichen Einzuge des Ali. Dieser Ali hiess nicht nur Ali, sondern war auch wirklich „ali", d. h. hoch und stark, und überragte seine ganze Umgebung um eine Kopflänge. Wie er sich nun majestätisch in seinem vollen Staat mit dem Turban der Gläubigen auf dem Haupte und den prachtvollen Hisam von Tarabolus um die Hüften dem aufgestellten Spalier näherte, gab dieses plötzlich Feuer. Das Feuer geschah a tempo, und sie dampften sich das Pulver gegenseitig ins Gesicht. Noch war die Luft nicht von dem Geknatter beruhigt, und dichte Pulverwolken lagerten eben über der Scene, da störte plötzlich ein grässliches Geschrei die ganze Feierlichkeit, und mit dem Rufe: „Russās, Russās!" (d. h. Blei), sah man einen der Söldner aus den Reihen der übrigen herausspringen, sein Gewehr davonschleudern und sich wie ein Wahnsinniger geberden. Sein vis-à-vis nämlich hatte es vergessen, eine tüchtige Ladung grober Schrote aus seiner verrosteten Flinte zu entfernen, die, ursprünglich für die Enten im nahen Teich bestimmt, ein misliebiges Fatum in die Beine des Genossen geschleudert hatte. Der Mensch suchte bei mir Hülfe, aber da war guter Rath theuer, denn es fehlte an Zangen, um die Schrote aus den Beinen zu ziehen; so beruhigte ich ihn und verwies ihn auf die Barmherzigkeit Allah's, auch tröstete ich ihn leicht mit einem fatalistischen Spruche.

So verging selten eine Woche ohne den einen oder den andern Unfall; selbst stets in Gefahr vor den Kugeln der Seribenbewohner, musste ich bei allem Aerger noch dazu

immer mit meinem chirurgischen Rathe herhalten, wenn es sich darum handelte, die Knochen zu bandagiren oder Kugeln und Schrot aus dem Fleisch zu entfernen. Gewöhnlich sassen sie in den Beinen, und gewöhnlich liess ich sie auch darin sitzen.

Oft auch sah ich mich in meiner nächtlichen Ruhe, die mir nach den Strapazen des Tages doppelt von nöthen war, beeinträchtigt durch das Gebaren der Leute. Besonders unausstehlich gestaltete sich das ewige Geplärr der lauten Gebetsübungen, welches in den Abendstunden erscholl, und schwer möchte es unsereinem fallen, sich daran zu gewöhnen. Oefters verlor ich dabei die Geduld; es war um aus der Haut zu fahren. Da waren Priester angekommen aus Darfur, welche es allen zuvorthun wollten, und die in einem selbst den gelehrtesten Chartumern völlig unverständlichen Jargon, d. h. mit abweichender Aussprache, die Suren des Korans recitirten; das schnurrte nur so wie ein Mühlrad. Meine eigenen Leute, die doch gute Mohammedaner waren, nahmen indess für mich Partei und verwiesen die nächtlichen Ruhestörer aus der Nähe meiner Hütte. War es ein geringerer Grad von Fanatismus, oder hatte die prahlerische Gelehrsamkeit der Furaner ihren Neid erweckt, sie gingen so energisch zu Werke, wie die Schergen des liberal-tyrannischen Gouvernements von Muntas-Bey in Suakin, welcher, als ich mich zum letzten mal in dieser Stadt befand, die unerhörte Kühnheit besessen, seine Kavassen in die nahe Moschee zu schicken, um unter Androhung von Kurbatsch den nächtlichen Gebetsübungen einen Dämpfer aufzusetzen; „wenn sie zu Gott beten wollten, brauchten sie nicht zu schreien, der könne es auch so hören", hatte er ihnen sagen lassen. Etwas Aehnliches war noch nie dagewesen seit Erschaffung der Welt!

Idris, der Verwalter, hatte elf Söhne, die im Alter gar nicht weit voneinander standen, denn er besass viele Frauen. Für diese Jungen nun, zu welchen sich noch die Kinder

anderer Seribenbeamten hinzugesellten, liess er eine förmliche Judenschule einrichten. Wer jemals Gelegenheit gefunden, Zeuge eines solchen Unterrichts zu sein, dem klingt die Erinnerung noch lange in den Ohren nach. Viermal im Laufe von 24 Stunden, mit Intervallen von vier Stunden, erschallt in Nubien der vielstimmige Chor der Kleinen, ein abwechselndes Summen, Brummen und Kreischen in allen Tonarten, ab und zu unterbrochen von dem Mahnruf des Lehrers, dem Sausen seiner Kurbatschhiebe und dem Wehgeschrei der Kleinen, auf welche immer ein verstärktes Steigen der Töne erfolgt. Da die eine dieser Uebungsstunden kurz nach, und eine andere kurz vor Sonnenuntergang stattfindet, so ist in jedem Falle die Nachtruhe des Anwohnenden vereitelt; indess vermochte ich mich daran leichter zu gewöhnen, als an den Klang der heuchlerischen Gebete, denn so falsch nach unsern Begriffen die Lehrmethode erscheinen musste, es verband sich damit wenigstens doch ein guter Zweck.

Es gab Zeiten, wo nächtliche Orgien an der Tagesordnung waren, und immer war es die gar nicht sehr bemerkliche Mückenplage, welche als Vorwand dienen musste zu diesen Ruhestörungen. Die Nubier, wenn sie sich betrunken hatten im Uebergenuss ihrer abscheulichen Merissa, tobten ihren Uebermuth an den riesigen Pauken aus, welche am Eingange der Seriba hingen. Dicht dabei stand meine Hütte, und die Pauken waren mir daher ein beständiger Dorn im Auge; ich wusste mir nur dadurch ab und zu Ruhe zu verschaffen, dass ich Salzsäure auf die Felle spritzte, sodass sie beim nächsten Gebrauch barsten. Bis dann wieder neue Pauken hergestellt waren, hatte ich für einige Zeit Erleichterung.

Auch die von den eingeborenen Zauberern im Schwunge betriebenen Teufelsaustreibungen vermehrten die nächtliche Unruhe. „Das sind schlechte Zauberer“, sagte ich, „die ihre Teufel nur bei Nacht auszutreiben verstehen“; aber sie liessen

sich nicht darin beirren. In einer Nacht musste ich es sogar aus Mitleid gewähren lassen, obgleich der Lärm so gross war, dass man ihn sich selbst bei Tage nicht hätte gefallen lassen. Der Dinkadolmetscher der Seriba nämlich hatte für seine Frau, die an irgendwelchem chronischen Uebel litt, einen sehr berühmten „Kodjur“ tagereisenweit herbeischaffen lassen, und der begann nun die Besprechung in einer Weise, die selbst die stärksten Nerven erschüttert haben würde. Die dabei an den Tag gelegte Kraft seiner Lungen war erstaunlich und hätte mit einem Dampfgebläse wetteifern können. Darauf beruhte auch die Hauptkunst des Zauberers; es kam ihm aber noch etwas Bauchrednerei zu Hülfe, um die Zwiegespräche mit dem dem Kranken innewohnenden Teufel führen zu können. Ich nenne es Teufel, weil wir uns an diesen biblischen Ausdruck gewöhnt haben, obgleich es eine schlechte Uebersetzung ist und man richtiger Dämon sagen sollte. In den höchsten und schneidig schärfsten Tönen, etwa vergleichbar mit dem Gackern geängstigter Hühner, nur tausendmal durchdringender, beginnt der Zaukerer seine Beschwörung, welche in mehrere Theile zerfällt. Der erste dauert mitunter zwei Stunden ohne die geringste Unterbrechung; man muss es gehört haben, um solches überhaupt für möglich halten zu können. Die Einleitung, so wurde mir gesagt, sei nöthig, um den Teufel überhaupt zur Antwort zu bewegen, sie soll ihn einschüchtern, ihn reden machen, daher ist sie der wesentlichste Theil der Beschwörung. Dann folgen die Fragen und Antworten, und ein Zwiegespräch entwickelt sich zwischen dem Zauberer und dem Teufel; die Sprache des Teufels wird durch Bauchrednerkunst simulirt. Der Zauberer fragt nach Herkunft und Namen des Teufels, nach der Dauer seines Innewohnens, nach Art und Stand desselben und seiner Sippe und Verwandtschaft. Hat er nach stundenlangem Mühen endlich alles herausbekommen, was er wünschte, so beginnt die Verordnung eines Mittels. Der Kodjur geht alsdann in den

Wald und holt die betreffende Wurzel oder ein Kraut, welches in vielen Fällen die Genesung herbeiführt. Das erinnerte mich lebhaft an all den Hokuspokus, mit welchem sich bei uns Charlatane und Wunderdoctoren zu umgeben pflegen, und wie er namentlich dazu dient, ganz einfache und längst bekannte Mittel unter irgendeinem phantastischen Namen oder einer wunderbar ausgeputzten Form der Neugierde des Publikums aufzudrängen. Klappern gehört zum Handwerk, und ohne viel Geschrei geht es bei allen solchen Dingen nicht ab, in Europa so gut wie in Afrika.

Die Regenzeit war nun zu Ende, und $7\frac{1}{2}$ Monate hindurch hatte ich in der Hauptseriba des Ghattas mein Standquartier gehabt. Jetzt sollte ein bedeutender Wechsel in der vorzugsweise sesshaften Lebensweise mit ihren nur auf ein kleines Stückchen Erde beschränkten Forschungen eintreten, und indem ich mich vorläufig von der Ghattas'schen Compagnie lossagte, verknüpfte ich meine Schicksale mit denen des bereits erwähnten Abu-Ssammat. Seiner wiederholten Aufforderung, die Niamniamländer im kostenfreien Anschlusse an ihn zu durchziehen, war ich besonders auf den Rath meiner Leute, die seinen Charakter kannten, schon früher Folge zu leisten entschlossen gewesen, denn ich hatte in Erfahrung gebracht, dass er unter allen am weitesten gen Süden vorgedrungen war und dass er bereits zu wiederholten malen den grossen räthselhaften Fluss der Monbuttu überschritten, der, unabhängig vom Nilsystem, nach Westen strömen sollte. Geringere Aussicht auf weitreichende Erfolge boten mir die Expeditionen der Seriba Ghattas', denn es war ausgemacht, dass sie sich bisher nur auf die näher gelegenen Districte der Niamniam beschränkt hatten, von welchen bereits durch Piaggia die erste Kunde nach Europa gelangt war.

Doch wer könnte allen Eventualitäten auf einer Reise in Centralafrika für Monate mit Gewissheit entgegenschauen. Indem ich nun mein sicheres Standquartier gegen das un-

gewisse Schicksal eines unsteten Wanderlebens vertauschte, kam es mir dabei zunächst nur darauf an, der Erweiterung meiner Landeskenntniss einen grössern Spielraum ertheilen zu können und die jetzt günstige Reisezeit auf einer weitern Excursion, als den bisher gemachten, zu verwerthen. So wendete sich meine Hoffnung erwartungsvoll gen Süden und nach Osten auf das noch völlig unbekannte Gebiet zwischen den Flüssen Tondj und Rohl, ein Landstrich, der ebenso gut schon von Chartumern in Besitz genommen worden war, wie die schon damals von mir durchwanderten Strecken.

In meiner nächsten Umgebung hatte ich die Schätze der Pflanzenwelt ziemlich erschöpfend gehoben; nachdem die Regenzeit ihren Abschluss erhalten, trat gegen die frühere Fülle naturgemäss ein empfindlicher Mangel an die Stelle der gewohnten Unerschöpflichkeit. Immer wieder führten mich die täglichen Excursionen zu früher schon besuchten Localitäten; da schien mir jeder grössere Baum, jeder Termitenhügel mit bedenklicher Langeweile entgegenzustarren, längst hatte alles seinen ersten Reiz für mich eingebüsst.

Abu-Ssammat, der sich durch wiederholte Artigkeiten aller Art gegen mich hervorgethan, indem er mir animalische und vegetabilische Raritäten durch Extraboten zu übermitteln pflegte, mir auch einmal eine Hammelheerde von 25 Stück, und vollends gar auf meinen Wunsch einen jungen Dolmetscher für die Niamniamsprache als Geschenk zugestellt hatte, passirte gegen Mitte November auf seinem Rückzuge von der Meschera unsere Seriba, und nun wollte ich ihm folgen. Die Leute des Ghattas suchten mich vergeblich zurückzuhalten, indem sie mir die trostlose Lage mit den grellsten Farben schilderten, welche meiner in den Wildnissen des Abu-Ssammat'schen Gebiets, die von einer Hungersnoth nach der andern heimgesucht werde, mit Gewissheit wartete. An Merkwürdigkeiten freilich, oder „Antigät" (Antiquitäten), wie sie es nannten, an Jagdausbeute und wilden Thieren würde es mir daselbst nicht fehlen, allein Hunger und sonst

nichts als Hunger stände mir bevor. Dem gegenüber tröstete ich mich damit, dass, was auch Wahres sein könnte an diesem Gerede und den trostlosen Aussichten, die man mir eröffnete, eins gewiss bleibe, dass Abu-Ssammat wol noch einen mit durchzufüttern vermöchte, und dass es auf einen mehr oder weniger wol nicht ankommen würde.

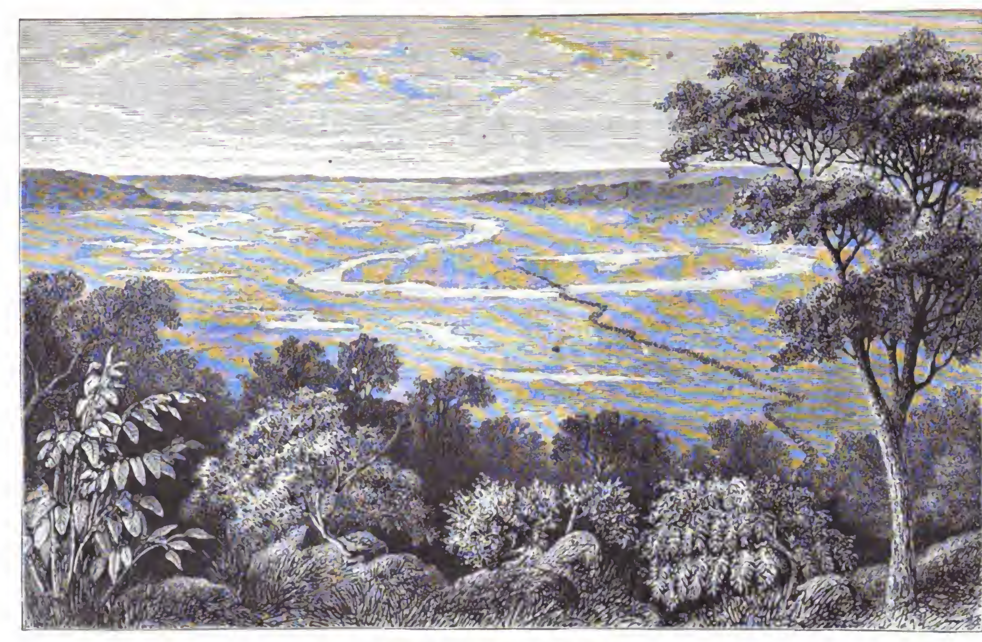
Die Kostenersparnisse für meine Reise erschienen bei alledem von dem grössten Gewicht, denn es handelte sich um nichts weniger als einige tausend Thaler, die bei einer Niamniamreise an Trägerkosten contractlich in die Tasche des Ghattas fliessen mussten, die mir aber erspart blieben, wenn Abu-Ssammat sein Versprechen realisirte; und er war ein Mann von Wort. Was hätte mich da noch länger an das Djur- und Bongogebiet fesseln können. Schnell also war der Entschluss zur Abreise gefasst, in Eile gepackt und der Verwalter des Ghattas von meinem Vorhaben in Kenntniss gesetzt. Es gab einen förmlichen Sturm in der Seriba unter seinen Leuten, denn die Schreiber und Schriftgelehrten holten den Contract hervor, welchen ich in Chartum unterzeichnet, und suchten aus seiner Fassung den Nachweis zu liefern, dass Abu-Ssammat kein Recht hätte, mich fortzuführen, dem Ghattas allein käme die heilige Pflicht zu, über mein Wohl oder Wehe zu wachen; zöge ich fort, so müsste Ghattas mit seinem Haupte für alle Eventualitäten bürgen, denen ich durch Abu-Ssammat's Eingriff entgegengeführt würde. Allein ihre verdrehte Logik war bald zu Schanden, als zur Evidenz erwiesen wurde, dass Ghattas zwar an mich, ich aber nicht an ihn gebunden sei.

Nachdem ich alle meine rückständigen Sammlungen, die seit dem Abgange der letzten Sendung zu Wege gebracht worden waren, in einem eigenen Hause auf sorgfältig errichteten Gestellen dem Idris bis zu meiner Rückkunft in Verwahrung gegeben, wandte ich meinem zum Ueberfluss ausgebeuteten Standquartier den Rücken, um gen Südosten über Kulongo den Weg durch die menschenleeren Wildnisse

anzutreten. Das Gepäck war bereits für die bevorstehende Niamniamreise ausgewählt und auf 36 Lasten beschränkt; die nubischen Diener und drei Sklaven, meine Dolmetscher, begleiteten mich in zufrieden stellender Ergebenheit. Abu-Ssammat's Karavane zählte im ganzen an Trägern und Bewaffneten 250 Köpfe. In Kulongo stiess ich zum Gros derselben, wo unterdess die Vorbereitungen zum Uebersetzen über den jetzt wasservollen Tondj getroffen worden waren.

Am 17. November wurde die eigentliche Reise nach Süden angetreten. In einstündigem Marsche war die Tondjniederung erreicht, und hier harrten meiner vier kräftige Bongoträger mit einem Bettgestell, um mich hoch über ihren Köpfen in bequem sitzender Stellung fast eine Stunde lang durch das von zahlreichem Altwasser des Flusses oder von Rohr umstandenen und versumpften Stellen eingenommene Inundationsgebiet bis zur Fähre hinzutragen, welche Abu-Ssammat auf dem Tondj hergestellt hatte. Diese bestand aus einem grossen Bündel Stroh, auf welchem die Lasten in kleinern Partien und der grösste Theil der Träger, indem sie sich an das Floss anklammern mussten, nach und nach von den schwimmkundigen Anwohnern des Flusses ans andere Ufer bugsirt wurden. Die Nubier tummelten sich wie Fische in den stark strömenden Fluten, und oft retteten sie manches Colli, welches auf dem unsichern Fahrzeuge das Gleichgewicht verloren hatte. Der eigentliche Strom, der an seinem rechten Ufer 120 Fuss in der Minute zurücklegte, hatte jetzt eine Breite von nahezu 200 Fuss, und als ich beim Hinüberschwimmen von der heftigen Strömung auf der andern Seite erfasst wurde, sah ich mich alsbald an Händen und Füssen von vielen Schwimmern gepackt und wie ein Ertrinkender ans Ufer gezogen.

Am jenseitigen Ufer fanden wir trockeneres Terrain, und wenige Minuten führten uns durch den Rest der Flussniederung zu einem steilen Abfall des felsigen Hochlandes, das dieselbe auf der südlichen Seite begrenzt. Von der



I. TONDJNIEDERUNG BEI KULONGO. S. 365.

ungefähr 200 Fuss betragenden Höhe eröffnete sich mir eine reizende Fernsicht über die weite Niederung, durch welche sich der Tondj in glänzenden Mäandrinen und langgezogenen Krümmungen hindurchschlängelte, hin und wieder umstanden von hohem Röhricht, dazwischen die in der Mittagssonne schimmernden ruhigen Wasserspiegel der Hintergewässer, in der Ferne umrahmt von waldreichen Hügelwellen. Zu meinen Füssen wand sich die lange Karavane wie ein schwarzer Faden durch das wogende Grün der Landschaft, wie es auf dem beigegebenen Bilde zu sehen ist. Ein schöner Buschwald bedeckte diese Höhen, in welchem ein neues Charaktergewächs dieser Gegenden, die erlenartige Vatica, ein Baum von geringer Grösse, auf kurze Strecken Bestand bildend auftritt. Im Vordergrunde des Bildes erblickt man einige der auffallendsten Vegetationstypen des Buschwaldes, links die grossblätterige blaugrüne Anona senegalensis, rechts Grewia mollis, die allerorten Bast und Stricke in Fülle darbietet, ein Strauch mit langen Ruthenzweigen. Das pinienartige Bäumchen stellt die im Nilgebiet weitverbreitete Boscia salicifolia vor.

Es war schon spät am Tage, als wir uns auf dem Plateau im Walde alle wieder gesammelt hatten, und nach einem kurzen Marsche nächtigten wir an einer Stelle, wo früher eine kleine Seriba des Ghattas gestanden hatte, die infolge einer allgemeinen Flucht der daselbst angesiedelten Bongo und wegen allzu schwieriger Verbindung mit den übrigen Seriben während der Regenzeit hatte aufgegeben werden müssen. Wir befanden uns nun in einer menschenleeren Wildniss, da tagereisenweit im Umkreis keine Niederlassungen existirten.

Ein grosser Bach, der im Juli und August zu den Dimensionen eines Stromes anwächst, floss nahe an unserm Nachtlager vorbei, um sich einige Stunden unterhalb mit dem Tondj zu vereinigen. Die Bongo nennen ihn Doggorū, seinen Ursprung nimmt er im Madilande unter 5° 10′ nördl. Br.,

und er durchfliesst als Lehssi die Grenzwildnisse, welche den südlichen Theil des Bongolandes von den Niamniamterritorien trennen. Zwei Stunden verfolgten wir diesen Bach stromaufwärts, indem wir uns am Rande eines schönen Waldparks hielten, und näherten uns dann demselben, um das dichte Buschwerk zu durchdringen, welches seine Ufer umstellte. Mit trägem Strome bewegten sich hier die Wasser in einer Breite von 30 Fuss, und reichten beim Durchwaten wenig über die Hüften, auf der Rückreise im folgenden Jahre machte uns indess diese Passage ziemliche Schwierigkeiten. Jenseit des Doggorū erhebt sich das Land graduell zu bedeutender Höhe, indem mehr als 40 Meilen weit überwiegend ansteigendes Terrain führten. Hier ist die erste beträchtlichere Bodenerhebung, auf die ich im Süden des Gazellenflusses stiess, und ein breiter Ausläufer des südlichen Hochlandes trennt als Wasserscheide die nach den Angaben der Eingeborenen weit im Norden des Dinkalandes sich vereinigenden Gewässer des Tondj und des Djau (Roah).

Nachdem wir auf dem ersten Drittel des Marsches nach Ssabi, der Seriba Mohammed Abu-Ssammat's, eine südöstliche Richtung verfolgten, hatten wir zur Linken in nicht allzu grosser Entfernung die Grenzen des Dinkagebiets. Der nächstanwohnende Stamm heisst Gohk, und dahin hatten sich die eingewanderten Bongo zurückgezogen, um den Erpressungen und harten Fronen der Nubier zu entgehen. Die Dinka nämlich flössen den fremden Bedrückern einen solchen Respect ein, dass seit Malzac, dem häufig genannten französischen Abenteurer, welcher sich am Rohl vor mehrern Jahren festgesetzt, niemand den Entschluss wiederholt hat, auf ihrem Gebiete Niederlassungen zu gründen. Nur ihr Viehreichthum veranlasst zu Razzien, die man möglichst unblutig zu erledigen trachtet. Auf der letzten Strecke des Wegs zwischen Tondj und Doggurū waren wir öfters auf Spuren von Elefanten gestossen; die tiefen Gruben aber, die zu ihrem Fange hergestellt worden waren, hatten bisher

keinen Erfolg erzielt. Mit Vorliebe scheinen diese Thiere die schmalen Pfade zu begehen, welche der Mensch im Hochgrase gebahnt hat, obgleich sie kaum zur Aufnahme eines Viertels ihrer Körperbreite ausreichen. Nach vollendeter Regenzeit und stattgehabtem Steppenbrande erinnert die Landschaft ganz an den Herbst unserer Zonen, denn viele Bäume stehen entlaubt da und der Boden unter ihnen ist mit gelblichem Laub bedeckt, oder mit dürrem gelben Grase, soweit das Feuer dasselbe verschonte. Ein schöner Baum mit fusslangen Hülsen und thalergrossen Samen bildet von nun an einen Hauptbestand der lichtern Waldungen, es ist die Humboldtia, deren kolossales Laub besonders an den weitersprossenden Trieben des Unterholzes einen eigenthümlichen Schmuck dieser herbstlichen Waldlandschaft bildet. Die grelle Färbung der jungen Blätter des Wurzelausschlags, die bald blutroth und purpurn, bald braun oder gelblich erscheinen, tragen hauptsächlich dazu bei. Ein Leichtes ist es, in solch weichem Laube das Wild zu beschleichen, welches die weite Einöde dieser Waldungen in Menge belebt. Es wurde daher eine ganze Anzahl erlegter Antilopen von verschiedenen Seiten herbeigeschafft, als wir bei Sonnenuntergang in einer Waldlichtung lagerten. Die hier erlegten Stücke gehörten dem Wasserbock an (Antilope ellipsiprymna), dessen ausdrucksvoller Kopf, durch eine Anschwellung an den Nasenlöchern nach Art von Muffeln ausgezeichnet, von einem stattlichen, kühn nach vorn geschweiften Gehörn gekrönt wird. Von allen Arten ist die Behaarung dieses Wasserbocks durch ihre Länge und Weiche auffällig, seine Haut liefert einen beliebten Schmuck der Niamniam. Leicht wird man des Thieres ansichtig, denn die weissen Spiegel leuchten weithin durch das Dunkel der Gebüsche, gewöhnlich stösst man auf vereinzelte oder in kleinen Trupps äsende. Ich delectirte mich an dem zarten, wenn auch fettarmen Fleisch der erlegten Kälber, und als der Morgen graute, waren Haufen zertrümmerter Knochen die einzigen Ueber-

reste dieses nächtlichen Mahls; weder Haut noch Knochen wurden von den gierigen Negern liegen gelassen. Das Raubthier verschmäht solche Kost von zähem Leder, auch nagt es nur an den weichen, schwammigen Gelenkköpfen; der Raubmensch dagegen röstet die Haut auf dem Feuer, spaltet die Knochen und schlürft das Mark. Gespaltene Knochen sind daher hier auf allen Landstrassen so gut wie in den



Centralafrikanischer Wasserbock (Antilope ellipsiprymna).

Höhlen der Vorzeit die besten Beweise für die Anwesenheit des Menschen; wo sie benagt erscheinen, verrathen sie die Gegenwart von Löwen, Hyänen, wilden Hunden u. dgl.

Wer hätte nicht von der Pracht des südlichen Himmels gelesen, welcher Reisende nicht geschwelgt im Anblick der grossartigen Wolkenscenerie, die ihm die mondhellen Tropennächte vorführten? Nach einem starken und heissen Tagemarsch ist man indess nicht selten gar zu ermattet und ab-

gespannt, um solche Reize gehörig in sich aufnehmen zu können. In passiver Gleichgültigkeit auf dem Rücken ausgestreckt, glotzt das staunende Auge unverwandt zum Himmel, bis der Schlaf es umschleiert, und so lässt man wie unbewusst den hochpoetischen Zauber über sich ergehen. Da bedeckt sich der Himmel mit endlosen Scharen von dichtgedrängten Lämmern, die sich wie Schollen von schmelzendem Eis gestalten, weiter und weiter sondern sie sich voneinander ab, bis aus den Zwischenräumen die tiefe Schwärze des Firmaments hervortritt; die Lücken werden immer breiter und weiter, da erglänzt, wenn Mitternacht vorüber, am wolkenfreien Himmel die volle Pracht der Sterne, und von röthlich schimmerndem Hof umgeben, wirft der Mond auf die letzten Nachzügler sein Silberlicht. Tief unten in der Waldeinsamkeit hat sich inzwischen ein marktartiges Getümmel ausgebreitet, das laute Gesumme der Plaudernden wird ab und zu von einem kräftigen Commandorufe unterbrochen, hin und wieder lodert ein neues Lagerfeuer hoch auf und das Dunkel des Waldes erstrahlt von zahllosen Lichtern. Jeder einzelne Träger schützt sich, so gut er kann, gegen den kalten Thau der Nacht, und die Asche ist seine Decke. Rauchwolken umhüllen die ganze Lagerscene, ein brennendes Gefühl in den Augen verscheucht jeden Schlaf und fordert zur fortgesetzten Bewunderung der Vorgänge am Himmel auf. Umflossen von magischem Mondschimmer erscheint dem Reisenden alles wie von einem grossen Theaterschleier verdeckt, der, nach und nach sich lüftend, im Hintergrunde die Hölle sichtbar werden lässt, mit Hunderten schwarzer Teufel, die auf ebenso vielen Flammen braten. So beschaffen war mein tägliches Nachtlager, so oft ich von einer grossen Trägerzahl begleitet reiste.

Gegen Mittag des dritten Tags, als wir bereits 16 Wegstunden von Kulongo aus marschirt waren, erreichten wir Duggū, die Hauptseriba Scherifi's, der in diesen Wildnissen einige kleine Etablissements unterhält. Ungeachtet des grossen

Spielraums, welche ihm diese gewähren, war er mit seinem südlichen Nachbar Abu-Ssammat arg verfeindet, und eine Fehde nach mittelalterlichem Zuschnitt gelangte zwischen beiden zum Ausbruch. Eine von Scherifi malträtirte und entlaufene, von Abu-Ssammat aufgenommene und nicht wieder ausgelieferte Sklavin soll angeblich den Grund zum Zerwürfniss gelegt haben; in Wirklichkeit waren es aber Ohrfeigen gewesen. Als nun vor zwei Monaten Abu-Ssammat seine diesjährige Elfenbeinausbeute, an 300 Lasten, zur Meschera schaffen wollte, wurde er auf Scherifi's Gebiet von den Negern desselben angegriffen. Sie stürzten sich auf die wehrlosen Träger, eine Anzahl derselben sofort niedermachend. Andere wurden durch Pfeile und Lanzen verwundet, der ganze Zug gerieth sofort in die grösste Verwirrung, ein jeder warf seine werthvolle Last von sich und suchte sein Heil in unaufhaltsamer Flucht. Die chartumer Soldaten schauten diesem Kampfe unthätig zu, denn ihren Anführern zu Liebe hätten sie sich nie zum Kampfe gegen Brüder anfeuern lassen. Abu-Ssammat sass nun da mit seinen Schätzen in der Wildniss, 150 Meilen von dem Halteplatz seiner Barken entfernt. Um einen Process gegen Scherifi einzuleiten, begab er sich schleunigst nach Westen und veranlasste eine Anzahl der dortigen Seribenverwalter, sich mit ihm an den Ort der Gewaltthat zu begeben, um den Thatbestand in Chartum gerichtlich constatiren zu können. Zu diesem Zwecke musste er Hunderte von Meilen zurücklegen, mitten in der Regenzeit und in wenigen Wochen. Nachdem dies geschehen, war unterdess die Zeit des Hochwassers zur Einschiffung nach Chartum versäumt worden, und seine Barke musste bis zur günstigen Saison allein in der Meschera verharren, täglich bedroht von der feindseligen Haltung der umwohnenden Dinkastämme. Abu-Ssammat hatte es verschmäht, auf eigene Hand sich Recht zu verschaffen, er zog den gerichtlichen Weg vor; allein Scherifi, noch nicht zufrieden gestellt durch diese Vermögensbeschädigung seines Rivalen, hetzte fortwährend die ihm

untergebenen Neger zu Einfällen in das Gebiet seines Nachbarn auf; bald sollten sie die Bongo Abu-Ssammat's zur Auswanderung veranlassen, damit sie sich den seinigen anschlössen, bald sollten sie ihnen mit Raub und Plünderung drohen. Eine ganze Anzahl dieser unglücklichen Spielbälle in der habsüchtigen Hand der Fremden fand bei der Gelegenheit den Tod, und ich bereicherte meine Schädelsammlung um prächtige Exemplare, die ich am Wege auflas. „Hier an dieser Stelle haben mich die Räuber überfallen", interpretirte Abu-Ssammat; „du hast es gesehen, also sprich für mich."

Nun näherten wir uns der feindlichen Seriba und machten eine halbe Stunde vorher halt auf freiem Felde. Um zu imponiren und vor Scherifi's Leuten zu prahlen, warf sich jedermann in seine besten Kleider, die schwarzen Soldaten Abu-Ssammat's legten ihren neuen Staat von geblümtem Zitz in den schreiendsten Farben an, welchen sie beim Abholen der Waaren von der Meschera erhalten hatten; der türkische Schnitt dieser Kleider erhöhte ihr Selbstvertrauen, und nun konnte der Kenusier sich rühmen, über eine Truppe zu gebieten, die sowol äusserlich, als auch hinsichtlich ihrer Disciplin den ungeordneten Banden aller übrigen Seribenbesitzer, deren Kleider aus schmuzigen Lumpen bestanden, weit überlegen erschien. Alles war auf einen Ueberfall vorbereitet, und rechts und links umherschweifende Patrouillen hatten die Flanken unsers langen Zugs zu sichern. In der That zeigten sich bewaffnete Bongo in den Gebüschen, allein gar bald musste diese Avantgarde bemerkt haben, dass ein Weisser die Karavane begleitete, und da meine Anwesenheit im Lande bereits bekannt war, enthielt man sich aller Feindseligkeiten. So gelangten wir unbehelligt bis hart vor die Seriba, und Mohammed's Leute schickten sich an, im Freien zu bivuakiren, während ich von Scherifi's Bruder, der hier commandirte, freundlich empfangen wurde, da man darauf bedacht war, dem Franken keine Veranlassung zu Beschwerden in Chartum zu geben. Wie leicht hätte bei einem Angriff mein Gepäck

in Gefahr gerathen können, und wie gross wären alsdann meine Reclamationen gewesen!

Stufenweise hatte, wie erwähnt, die ganze Strecke von hier bis zum Tondj durch ansteigendes Land geführt, kurz vor der Seriba, welche nach dem Ortsvorsteher der Bongo Duggū genannt wurde, waren wir allein eine halbe Stunde ununterbrochen bergauf marschirt, kein fliessendes Gewässer war bisher zu bemerken gewesen. Im Südwesten und Südosten gewahrte man fernes Hochland und davor Höhenzüge von 100—200 Fuss Erhebung über die anstossende Thalsohle. Dicht bei Duggū zieht sich eine solche in nordöstlicher Richtung hin, wo, umgeben von Bambus-Dschungels, ein wasserreicher Bach zur Regenzeit dem Djau zufliesst. Tiefe Löcher und Höhlen im rothen Felsen des Eisengesteins erinnerten mich hier an die grosse Grotte von Kulongo, und dieselben Scharen flatternder Fledermäuse (Phyllorhinus Caffra) und gleiche Ablagerungen von Guano waren daselbst zu beobachten. Die weite Länderstrecke vom Tondj bis zum Djau in einer Längenausdehnung von circa 70 Meilen war noch vor drei Jahren gut bebautes und bevölkertes Land gewesen, jetzt enthält sie nur noch wenige Bongoansiedelungen, welche sich um die Seriben Scherifi's und Abu-Ssammat's gruppiren. Seitdem die Bongo en masse unter die Dinka geflüchtet, weiden daselbst auf den fetten Grasflächen des ehemaligen Culturlandes nur noch Elefanten und Antilopen. Aus dem Grase hervor starren hin und wieder die verkohlten Reste grosser Dörfer. Nichts Bleibenderes gibt es da, was der Mensch als Zeuge seiner Anwesenheit hinterlassen, denn die kärglichen Reste seiner Behausungen verwischt der erste Steppenbrand, das übrige besorgen Termiten und Fäulniss. Die einzigen Merkmale, welche übrigbleiben, sind dem Pflanzenreich zu verdanken, und sie sind es auch, welche noch für spätere Zeiten den verlassenen Feldern einen eigenthümlichen Charakter aufprägen. Ich könnte 50—60 Pflanzenarten namhaft machen, welche entsprechend den Unkräutern

und Ruderalpflanzen unserer Gegenden, in diesem Gebiete an die Spuren des Menschen geknüpft erscheinen. Der vorwiegend indische Ursprung aller dieser Gewächse ist in hohem Grade bemerkenswerth, und bei besserer Kenntniss pflanzengeographischer Thatsachen würde man auf diese Art wol weit sicherere Fingerzeige zur Erklärung aller Wanderungen wilder Völker erzielen, als man bisher in dem Studium ihrer Sprache und den physischen Merkmalen ihrer Rasse zu erhalten geglaubt, bei Völkern ohne Staat und Geschichte.

Fünf Stunden im Süden von Duggū gelangten wir zur zweiten Seriba Scherifi's, Daggudū, wo der Besitzer selbst anwesend war. Viele Pfützen und Sumpfstellen hatten wir zu überschreiten, die als Reste von der Regenfülle der letzten Monate noch jetzt einen deutlichen Abfluss in östlicher Richtung verriethen. Unterwegs wurde bei den Resten eines sehr grossen Bongodorfs gerastet, wo noch die Trümmer einer massiven Pfahlumzäunung ganz nach Art der heutigen Seriben angetroffen wurden. In der Mitte des Dorfs stand, wie häufig bei solchen Niederlassungen, ein riesig grosser Feigenbaum (Ficus lutea), und zahlreiche Grabhügel, aus aufgehäuften Steinklötzen errichtet und mit seltsam geschnitzten Pfählen geziert, ferner eine grosse Menge Mahlsteine, die man liegen gelassen, werden sich daselbst wol noch für einige Jahre als Denkmäler der Vergangenheit erhalten. Der Name des Platzes, nach dem frühern Bongochef, war Pogëo. Bald darauf befanden wir uns an einem reizenden Bächlein, Namens Matjū, das, von schattigem Buschwerk umstellt, murmelnd und hurtig über die rothen Steinplatten dahinströmte, Stromschnellen und Cascaden en miniature darstellend.

Die Vegetation war infolge der wiederholten Steppenbrände jetzt verödet und verarmt; namentlich auf den höher gelegenen Strichen bot die Entlaubung der meisten Bäume und Sträucher einen trostlosen Anblick dar. Hin und wieder fanden sich indess zu dieser Winterszeit einer Tropenlandschaft auch völlig belaubte unter die nackten Schwestern

gemengt, und die Entkleidung des Laubschmucks schien nicht unbedingt eine Folge der Jahreszeit, sondern mehr der Einfluss von Standort und Bodenverhältnissen. Nachdem ich monatelang jedes Dickicht durchdrungen und im Hochgrase der Bachufer tagtäglich nach Pflanzen gesucht, musste mir der anhaltende Mangel an Schlangen jeder Art sehr räthselhaft vorkommen. Für diese Erscheinung hatten die Chartumer eine Erklärung, der beizustimmen ich nicht abgeneigt bin; es fehlt in diesem steinigen Terrain meist an jener schwarzen fetten Erde, die zur dürren Jahreszeit mit gletscherartigen Spalten aufreisst, und welche im nordöstlichen Sudan das Reiten zu dieser Jahreszeit im hohen Grade erschwert; so mangelt es diesen Geschöpfen wol an geeigneten Zufluchtsstätten, um Schutz zu suchen gegen den Steppenbrand, und an Schlupfwinkeln, die ihnen zur Ruhe unentbehrlich sind.

Unberechenbar für den Vegetationscharakter dieses Theils von Centralafrika sind die Folgen des alljährlich wiederkehrenden und von der Zeit völliger Dürre begünstigten Steppenbrandes. Statt Humus bildet sich nichts als Kohle und Asche, welche der kommende Regen sowol wie die Winde in die Thaltiefen fegen, sodass überall das nackte Gestein, hier freilich der weichbröckelige und leicht verwitternde Raseneisenstein, hervortritt, auf welchem allein die Gewächse fussen. Daher der grosse Unterschied in der Vegetation an den Ufern von Bächen und Flüssen, wo das beständig grünende Gras dem Vordringen des Feuers widersteht und im Schatten dichter Gebüsche reichliche Ablagerungen dürren Laubes verwesen. Mehr aber als die zunehmende Imprägnirung des Bodens mit Salzen wirkt die Gewalt der Flammen unmittelbar auf die Gestaltung der Gewächse ein. Starkstämmige Bäume fangen Feuer an den abgelebten Theilen ihres Holzes und ersterben gänzlich, der junge Nachwuchs wird, wo die Gräser besonders dicht gestellt waren, bis auf die Wurzeln vernichtet, an andern Orten zum Krüppel verstümmelt. Daher der Mangel an dichten, hochstämmigen

Beständen, wie in unsern Wäldern, daher die Seltenheit besonders alter und grosser Bäume, daher auch wol der unregelmässige Wuchs fast aller Arten und der vorherrschende Buschwald, hervorgerufen durch stets neues Ausschlagen der Stammbasis und Wurzelknospen.

Ganz nahe bei Daggudū fliesst das ganze Jahr hindurch ein Bach, den die Bongo Tomborū nennen. Seine Strömung betrug 170 Fuss die Minute, die Tiefe 2—3 Fuss und die Breite abwechselnd 20—50 Fuss. Die Ufer, welche von einem Inundationsgebiet umgeben waren, das den Dimensionen des Baches entsprach, ragten jetzt 4 Fuss über dem Wasserspiegel hervor, und eine Wegstunde im Osten begann die felsige Landerhebung von neuem. Die Umgebung der Scherifi'schen Seriba war spärlich bebaut, denn Nubier und Bongo lebten alle vorzugsweise von den Ergebnissen der Raubzüge, welche sie unter die nahen Dinka im Norden (Ajell und Farial) zu unternehmen gewohnt waren. Weit und breit wimmelte das nackte Gestein, dessen Blösse ein spärlicher Rasen nur dürftig bedeckte, von menschlichen Gebeinen. Zusammengeraubte Sklaven erlagen hier in Masse den Anstrengungen ihres Marsches, oft auch erlitten sie wol buchstäblich den Hungertod, so oft in dem öden Lande kein Korn mehr aufzutreiben war. Die Ueberland-Sklavenhändler kaufen hier die Diebswaare zu Schleuderpreisen auf, denn die Seriben des Ostens haben infolge ihrer häufigen Raubzüge gegen die Dinka stets grosse Vorräthe an schwarzer Waare auf Lager, selten aber die nöthigen Vorräthe, um sie nothdürftig zu füttern, nun kommen noch vollends die Sklavenhändler mit ihrem ganzen Tross und ziehen von Seriba zu Seriba, allein auf die Vorräthe angewiesen, die sie unterwegs aufzutreiben vermögen. Wo schon für gewöhnlich der Nothstand die Norm, da ist es selbstverständlich, dass der reisende Händler, der keine Vorräthe mit sich führt, grosse Verluste erleiden und seine Heerde dutzendweise mit jedem Tag zusammenschmelzen muss. Verbrannte mensch-

liche Gebeine und verkohlte Hüttenpfähle bezeichnen die Etappen des Islam, und meine Einbildungskraft stumpfte mit jedem Tage mehr ab gegen solche Bilder des Schreckens. Auch in der Seriba selbst harrte meiner ein empörendes, auch früher schon oft erlebtes Schauspiel, das bestand in einer Anzahl hülfloser Kinder, kleine Bilder des Jammers und des äussersten Elends. Verwaiste Sklavenkinder oder solche, deren Mütter davonliefen, finden in den Seriben ein trauriges Los; niemand nimmt sich ihrer an, sie verhungern fast, verbrennen sich im Schlaf am Feuer und laufen hülflos voller Wunden umher.

Hinter Daggudū bog der Pfad, einen fast rechten Winkel zur frühern Strecke bildend, in die südwestliche Richtung ein. Sieben Wegstunden durch gleichmässig bewaldetes und wildreiches Terrain führten uns an die Grenze des Abu-Ssammat'schen Gebiets. Von neuem stieg das Land an zu höhern Terrassen, und erschien arm an Wasserrinnen jeder Art. Unterwegs las ich von den wohlerhaltenen, ganz frisch gebleichten Schädeln mehrere auf, deren ehemalige Träger hier auf der Flucht nach dem Ueberfall durch Scherifi den Lanzen und Pfeilen erlegen waren, bevor sie noch den häuslichen Herd zu erreichen vermochten. In einem Sacke, welchen einer meiner Begleiter beständig tragen musste, liess ich auch die grossen Landschnecken sammeln, welche nach beendigter Regenzeit in Menge auf dem Boden umherlagen. Zwei grosse Arten (Limnicolaria nilotica und L. flammea), welche gewöhnlich eine Länge von 11, resp. 8 Centimeter haben, sind in diesem Gebiete allverbreitet, erklimmen die Gebüsche und Sträucher und fressen mit Vorliebe die weichen Blätter der zahlreichen Arten von wildem Wein. Sie dienen einigen Vögeln zur Nahrung; mit Vorliebe hält sich der Kukuk des Landes (Centropus monachus) an diese leckere Kost. Eine papierdünne Schale verräth die Kalkarmuth des Bodens, von welcher auch die zerbrechlichen Eierschalen der Hühner zeugen. Dies war zugleich der Grund meiner auf das Ein-

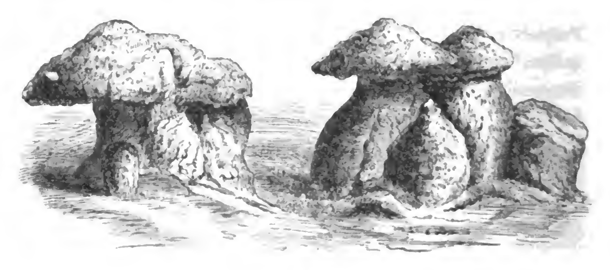
sammeln von Schneckenschalen verwandten Mühe, denn ich brauchte Kalk, um mir einen Vorrath von Seife einzukochen, und wusste keinen andern Rath. Nachts lagerten wir bei einer kleinen Seriba, Namens Matuōli, wo wir in verfallenen Hütten untergebracht wurden, denn der Platz sammt seinen Bongoniederlassungen sollte zur bessern Sicherung gegen die Einfälle Scherifi's verlegt werden.

Die ermüdende Einförmigkeit der entlaubten Wälder hatte sich in diesen Gegenden inzwischen durch neues Grün belebt, immer waren es Combreten, die allen übrigen Bäumen und Sträuchern in ihrer Knospenbildung weit vorauseilten. Vom einförmigen Grau und Braun der andern Waldgenossen grell abstechend, und noch mehr gehoben durch das Gelb der verdorrten Grasmasse zu ihren Füssen, leuchten die dichtgeballten grasgrünen Blattmassen dieser kleinen Bäume überall aus dem Halbschatten des Gehölzes hervor.

Obgleich ich mich dem Aequator abermals um einen Breitengrad genähert hatte (etwa 6° 20′ nördl. Br.), schien es der Landschaft, die mich umgab, nicht an Andeutungen zu fehlen, dass auch ihr ein Theil der nordischen Winterreize eigen sei. Immer noch erfreute mich am frühern Morgen der Anblick eines reifartig an zarten Gräsern niedergeschlagenen Thaues, bis 9 Uhr pflegten die federartigen Penniseten und Agrostideen wie mit einem weissen Schleier sich zu überziehen; dazwischen erglänzten die grössern Tropfen demantartig im Sonnenschein. Auch die kleinen Spinnengewebe, welche auf dem nackten Boden alle Löcher und Vertiefungen, besonders auch die eingetrockneten Fussstapfen des thonigen Pfades zu überspannen pflegen, erschienen da als Träger des Thaues und glichen täuschend den Eiskrusten, welche an einem Herbstmorgen bei uns unter den Schritten des Wanderers knirschen.

Vier und eine halbe Stunde südlich von Matuōli lag Abu-Ssammat's Hauptseriba, die nach dem Chef seiner Bongo den Namen Ssabbi führte. Halbwegs auf dieser Strecke

wurde ein bedeutender Bach, der Koddi, gekreuzt. Die Breite des Wassers betrug immer noch 20 Fuss, und beim Durchwaten reichte es bis an die Hüften. In dieser Gegend wurde die Candelaber-Euphorbie wieder häufiger, nachdem sie, seit ich die östlichen Ufer des Djur verlassen, verschwunden zu sein schien. Wesentlich zur Charakteristik der Gegend zwischen Djur und Rohl trugen die kleinen pilzförmigen Termitenbauten bei, welche über einen Theil des tropischen Afrika verbreitet, hier überall den nackten Steinboden mit ihren seltsamen Formen bedecken. Voll-



Termitenbauten.

kommen nach Art der Hutpilze gestaltet, gruppiren sich die einzelnen Bauten der Termes mordax zu kleinen Colonien. Der Hauptunterschied im Bauplan dieser Thiere von denjenigen Termiten, welche mannshohe Kuppeln und Kegel errichten, bestand darin, dass derselbe eine definitive Grösse erreicht, die hier nie $2\frac{1}{2}$ Fuss zu übersteigen scheint; sobald kein Platz mehr übrigbleibt, werden neue Thürmchen errichtet und neue Colonien gegründet. Ausserdem ist der Thon, aus welchem diese Termitenart ihre Bauten ausführt, stets grau von Farbe, nicht roth und eisenhaltig, sondern aus reinem humösen Alluvialthon gebildet. Dieses Material ist so fein zusammengekittet, dass man die Thürmchen mit dem gewaltigsten Fusstritt nicht umzustürzen vermag, sie

sind mindestens so fest wie gebrannte Ziegel. Die Eingeborenen benutzen sie mit Vorliebe beim Bau ihrer Hütten, indem sie dieselben mit Keulen zertrümmern und durch Begiessen erweichen. Bei den Bongo heissen sie Kidillikū.

Ausschliesslich aus rothem eisenschüssigen Thon errichten dagegen die grossen Termiten (Termes bellicosus) ihre Bauten, und zwar immer im Schatten des Buschwaldes, wo wiederum die spitzförmigen nirgends gesehen werden. Die Umgegend von Ssabbi war besonders reich an Denkmälern solchen thierischen Fleisses, von denen viele bis 15 Fuss Höhe massen. Sie erheben sich in Gestalt eines von zahllosen Säulen und aufstrebenden Thürmchen umgebenen Kegels, meist höher als breit. Anfänglich beginnt dieser Kegelbau mit einigen separirten Kuppen, die nach und nach verschmelzen, indem die merkwürdigen Einrichtungen im Innern einer beständigen Umbildung unterliegen. Wenn man bedenkt, dass die Körpergrösse der Arbeiter (die weiblichen Neutralen) höchstens den tausendsten Theil des Höhendurchmessers ihrer Bauten erreicht, so lassen sich die letztern nur mit den grossen Städten vergleichen, in welchen der Mensch seine Behausungen zusammenhäuft. Schon während meiner ersten Reise hatte ich häufig Gelegenheit gefunden, in das geheimnissvolle Treiben dieser merkwürdigen Thiere zu blicken. Das Leben eines Reisenden in Afrika ist ein beständiger Kampf gegen ihre Angriffe. Sieben Tage hatten in Galabāt in der Missionsanstalt die Leute zu arbeiten, um mühsam mit schweren Brechstangen einen solchen Bau zu entfernen, der mitten auf dem Hofe uns nicht nur im Wege stand, sondern auch durch seine Nachbarschaft unsere Hütten einer beständigen Gefahr aussetzte. Am letzten Tage war man zu den eigentlichen Kammern der königlichen Zelle vorgedrungen, und im Triumph wurde die Königin, die 7 Centimeter mass, ans Tageslicht gebracht, gegen welches sie ihr Volk so sorgfältig abgeschlossen hatte. Alle Termitenbauten, die ich sah, waren nach dem Zweikammersystem errichtet, d. h. zu zwei grossen

Etagen erschienen die innern Zellencomplexe, die eigentliche Altstadt, gegliedert. Wollte man das ganze wunderbare Getreibe im Innern einer solchen Termitenstadt beschreiben, das mit einem Korallenstock vergleichbare Labyrinth der Ammenstuben mit seinen aus Holz gekitteten Zellwänden, die sorgfältig separirten Vorrathskammern und Magazine mit dem mühsam von Wachsreif der Pflanzen zusammengeballten Kuchen und Broten, das wohlberechnete, wahrhaft bewundernswerthe Kanalisationssystem, welches der eindringenden Nässe Abzug gewährt zur Tiefe des Bodens, die vermittels kühn geschlagener Brücken nach allen Richtungen sich kreuzenden Fusswege der Stadtbewohner, das weit ins Land hinausgreifende Netz von kasemattirten Verkehrswegen und Fourragirstrassen u. s. w., so müsste man Bände füllen, um das Wahrgenommene im Detail dem Verständniss des Lesers näher zu rücken, und ein Lebensalter der Forschung würde nicht ausreichen, um alle die complicirten Einrichtungen eines solchen wohlorganisirten Wahlkönigreichs zu ergründen.

Selbstverständlich fehlt es in diesen Wäldern nicht an solchen Termitenhügeln, die, nicht mehr bewohnt, vom Zahn der Zeit benagt werden, es sind Stadtruinen, in welche sich mancherlei Thiere einnisten, die ein lichtscheues troglodytisches Leben führen; die grossen Hohlräume im Innern der ältern Hügelbauten kommen ihnen dabei vortrefflich zu statten. Hier haust das Erdferkel (Orycteropus), das afrikanische Gürtelthier (Manis), Wildschweine verschiedener Art, Stachelschweine, Honigdachse oder Ratel, Zebra-Ichneumonen, Civetten und gelegentlich auch die im Lande seltene Hyäne.

Nach siebentägiger Wanderung durch fast unbewohnte Gegenden befand ich mich am 23. November in dem Hauptquartier meines Freundes und Beschützers, der mir die unbeschränkteste, wahrhaft orientalische Gastfreundschaft zutheil werden liess. Im voraus waren für mich drei schöne neue Hütten mit eigener Umzäunung errichtet, ja die Auf-

merksamkeit ging so weit, dass man für mich eigens mehrere Stühle und Tische hatte anfertigen lassen. Von einer acht Tagereisen weiten Seriba waren, um mich täglich mit frischer Milch zu versorgen, Kühe herbeigeschafft, kurz und gut, für Lebensmittel der besten Art, die im Lande aufzutreiben waren, wurde gesorgt. Meine Diener, die mit ihren Sklavinnen zusammen einen Tross von 13 Personen ausmachten, wurden gleichfalls freigebigst bewirthet; das alles trug dazu bei, sie bei guter Laune zu erhalten und ihre Schicksale mit den meinigen als solidarisch verknüpft zu betrachten.

Die Eingeborenen, welche ihren Gebieter sowol als auch die durchreisenden Verwalter anderer Etablissements mir gegenüber stets in so ehrerbietiger Haltung sahen, und während der Reise bei der Passage eines jeden Bachs und bei jeder Pfütze mich auf einer Tragbahre hinüberzuschaffen hatten, sprachen zueinander: „Dieser weisse Mann ist Herr über alle Türken“, so lassen sich bekanntlich die Nubier überall im Lande nennen; einem echten Osmanli gegenüber hätten sie das freilich nicht gewagt, sie, die, wie Abu-Ssammat selbst sich spöttisch auszudrücken pflegte, daheim in Chartum als Lehmträger fungirten und hier nur statt des Lehms die Flinte trugen. Es war mir ganz lieb, dass auch diese Völker bei zeiten eine richtige Vorstellung von der grossen Superiorität eines Europäers erlangten, und dass ich nicht zu fürchten brauchte, von den Eingeborenen als eines Stammes mit dem nubischen Gesindel betrachtet zu werden. Ebenso wichtig war es, dass ein gleicher Eindruck, meinen Schritten vorauseilend, auch auf die Niamniam und fernen Monbuttu gemacht wurde; unter den günstigsten Auspicien konnte ich mich daher zur Ausführung meiner weitern Wanderplane anschicken.

In einer Depression zwischen Hügelwellen, die von Südwesten nach Nordosten streichen, und von zahlreichen Bongodörfern und ausgedehnten Feldern umgeben, erhob sich das Etablissement, von welchem aus Abu-Ssammat seine Bongo-

und Mittuterritorien beherrschte, die in ihrer längsten Ausdehnung nicht weniger als 65 Meilen massen. Abu-Ssammat selbst hatte seinen Wohnsitz eine Stunde nordöstlich, da der Harem eine isolirte Lage erforderte und in der Hauptseriba sein älterer Bruder als Verwalter fungirte. Nachdem ich mich so bequem ich konnte eingerichtet hatte, begann ich von neuem die gewohnten Ausflüge, um, wie in der Seriba Ghattas', von der nächsten Umgebung eine genaue Detailkenntniss zu erlangen; indess bot die Flora in dieser Stillstandsperiode nicht viel Neues dar, da überhaupt der Vegetationscharakter der Gegend völlig demjenigen entsprach, den ich zwischen dem Tondj und Djur kennen gelernt hatte. Im allgemeinen waren die Umgebungen von Ssabbi mit dichtern Waldungen umstanden, und es fehlte an ausgedehnten Steppenniederungen und häufigen Unterbrechungen der Baumbestände durch Grasflächen. Dem entsprechend legte auch die Fauna eine grössere Mannichfaltigkeit an den Tag, und meine tägliche Sorge konnte ich inzwischen bis zum Beginn der projectirten Niamniamreise auch andern Beschäftigungen zuwenden. Eifrig wurden die Körpermessungen fortgesetzt und die Vocabularien erweitert. Bis auf die Hälfte den Niamniamgrenzen näher gerückt, sah ich mich hier auch von einer weit grössern Menge von Leuten dieses Volks umgeben, um täglich meine Sprachstudien vervollständigen zu können. Die Kunde von der Fehde Abu-Ssammat's mit Scherifi hatte sich bereits bis in die entlegene Niamniamseriba des erstern verbreitet, und zwar mit dem Gerücht, dass alle seine Leute von der Scherifi'schen Bande niedergemetzelt worden seien. Um sichere Nachrichten einzuziehen, hatte der Verwalter der über 90 Meilen weiten Seriba zehn junge Niamniam abgesendet, deren fremdartige Erscheinung mich ausserordentlich überraschte; alles, was ich bisher von diesem Volke gesehen hatte, schien mich in der Vermuthung zu bestärken, dass es durch eine scharf

ausgeprägte Nationalität vor allen übrigen in diesem Theile von Afrika gekennzeichnet sei.

Auch die Bongo erschienen mir hier weit interessanter als bei den Ghattas'schen Seriben, wo sich durch den vieljährigen Druck viele ihrer Sitten und Gebräuche und sonstige Stammeseigenthümlichkeiten längst verwischt zu haben schienen. Ich verwandte daher einen guten Theil meiner Zeit darauf, ihre Behausungen und Geräthschaften zu zeichnen und auf meinen häufigen Rundtouren durch die Dörfer der Umgegend mit grosser Beharrlichkeit nach allem nachzuspüren, selbst dem scheinbar Geringfügigsten, was mir zu ihrer Charakterisirung von Werth erschien, als handele es sich um die Erforschung des vorgeschichtlichen Lebens einer Pfahlbaucolonie. Meine drei dolmetschenden Sklaven, die mich beständig begleiteten, wurden mir jetzt unersetzlich, denn ohne ihre Hülfe hätte ich wenig über die leicht erklärliche Schüchternheit und das Mistrauen gegen Fremde vermocht, welches die Eingeborenen an den Tag legten. Die Dörfer allein von aussen zu betrachten, genügte mir freilich nicht, sondern ich ruhte nicht eher, als bis ich ins Innere der einzelnen Hütten hineingekrochen und daselbst eine förmliche Haussuchung abgehalten. Da ward denn jeder Winkel durchstöbert und dabei auch manch merkwürdiges Geräth zum Vorschein gebracht, und manch unerwarteter Fund gethan.

Die Speicher der Bongo waren jetzt gefüllt, da die Ernte soeben erst beendet, lustig ging es da her in den Dörfern der Umgegend, und meine nächtliche Ruhe ward häufig gestört durch den wilden Lärm. Aus dem Waldesdunkel, das mich umgab, erschollen die Orgien der Bongo. Die langen Holztrompeten und Signalhörner, die kolossalen Pauken und Posaunen, zu deren Herstellung die gewaltigsten Baumstämme ausgesucht werden müssen, waren stundenlang in voller Arbeit; alle thaten im Schreien ihr Möglichstes. Gleich dem fernen Rauschen der Meeresbrandung fielen und

stiegen die gewaltigen Schallwellen, die zu meinem Ohr gelangten, und bald kreischende, bald brüllende Stimmen aus hundert Kehlen hallten weit durch die Wälder, je nachdem die Männer oder die Weiber sich im Schreien überboten. Unfähig, bei solchem Höllenlärm auch nur ein Auge zu schliessen, erhob ich mich häufig, um mich selbst an den Ort der nächtlichen Festlichkeit zu begeben. Mit Vorliebe wurden die mondhellen Nächte zu solchen Belustigungen auserkoren. Die Mosquitos, hiess es allgemein, verhinderten jeden Schlaf, da müsse man tanzen. In Wirklichkeit aber war es im tiefen Binnenlande gar nicht so schlimm bestellt mit der Mückenplage, und ich fand mich hier durch sie nicht in so hohem Grade belästigt, wie auf der Hinreise am Weissen Nil.

Die einzelnen Pièцen einer solchen Soirée musicale hatten gewöhnlich folgendes Repertoir: ganz kläglich und langsam beginnt zuerst ein altes, zahnloses Weib oder auch ein bejahrter Mann mit plappernder Stimme ein Recitativ, dann tritt einer oder der andere aus dem umstehenden Haufen hervor, streckt die Hand gegen den Vortragenden aus, deutet auf ihn mit dem Zeigefinger und singt dann etwas in der Weise, als wolle er sagen: „Du bist an allem schuld“; nun fällt plötzlich mit voller Kraft der Chor ein, ihm beistimmend, in gemässigter Fuge; auf ein gegebenes Zeichen erhebt sich dann auf einmal aus allen Kehlen ein gewaltiges Geschrei, und nun geht es los mit dem Zappeln und Tanzen, und die öltriefenden Kautschukgestalten beginnen ihre Schaukelbewegungen mit einer maschinenhaften Beharrlichkeit, als wolle es gar kein Ende nehmen, bis schliesslich die Lunge der Posaunenbläser erlahmt und die Fäuste der Paukenschläger ersteifen. Eine Pause schaltet sich ein in dieses wilde Getreibe, um Athem zu schöpfen und neue Kräfte zu sammeln, dann beginnt das Toben von neuem. Der Gegenstand ihrer Spässe ist in der Regel so derbzotiger Natur, dass eine Wiedergabe der mir von den Dolmetschern gemachten An-

gaben hier schlechterdings unmöglich erscheint, ein Marktweib hätte davor züchtig die Augen zu Boden geschlagen, und einem Sappeur wäre die Schamröthe in die Wangen gestiegen. Viele hatten um die Fussknöchel hohle Eisenringe, in welchen Kugeln klirrten, und diese Schellen schüttelten sie mit solcher Heftigkeit und Leidenschaft, dass die Füsse bluteten.

Alle Welt klagte über Verarmung und Verödung des Landes, allein der trostlose Anblick desselben war selbstverschuldet. Während die Landschaft im Norden von hier seit den letzten drei Jahren durch Auswanderung in menschenleere Wildniss verwandelt worden, hatten hier die sesshaft gebliebenen Bongo ihren frühern Reichthum an Schafen, Ziegen und Hühnern längst eingebüsst; auch der Kornbau war so vernachlässigt worden, dass jetzt immer Nothstand herrschte. Die Bongo erzählten selbst, dass sie im ersten Jahr des Eindringens der Chartumer in ihr Land, aus Angst, dass ihnen nun alles genommen werden würde, in diesem einen Jahre alle ihre Schafe, Ziegen und Hühner aufgegessen hätten. Von Augenzeugen aus jener Zeit wurde mir die erstaunliche Menge von Hühnern bestätigt, von denen ihre Dörfer damals gewimmelt hätten, auf Schritt und Tritt wäre man auf sie getreten. Wo natürlich keine Sicherheit des Besitzes ist, kann man auch kein Interesse an demselben erwarten; war die Ernte ergiebig und die Speicher gefüllt, so schwelgte man so lange in „Legji“, bis in kurzer Zeit der ganze Vorrath aufgebraucht war, den grössern Rest des Jahres über mussten die Wurzeln im Walde herhalten; es wurde alsdann gejagt im grössten Massstabe sowol wie im kleinsten, und als miteinbegriffen unter das jagdbare Wild galten da Katzen, Eidechsen, Feldratten u. dgl. Verhungern können hier die Leute nicht so leicht, da die weiten Wälder einen unerschöpflichen Vorrath an Knollen und Früchten beherbergen, deren Bitterkeit der Negermagen leicht ver-

windet, auch essbare Grassamen können gesammelt werden, die einen Ersatz liefern für das Korn.

An Fruchtbarkeit stand die Umgegend von Ssabbi meinem frühern Standquartier nicht im geringsten nach, und die Sorghumkolben, oft bis zu 6 Pfund schwer, erreichten hier dieselbe Fülle und Grösse, welche den fetten Boden des Ghattas'schen Gebiets auszeichnet. Indessen war der Flächenraum des angebauten Landes ein weit geringerer, und auf den steinigen Bodenstrecken wurde nur ein schwächliches Korn erzielt. Auch brachten die Eingeborenen keine Producte zu Markte, wie in der Seriba Ghattas', was ein jeder besass, verbarg er ängstlich vor den Blicken des Fremden. Von einem ernstlichern Ackerbau waren die Eingeborenen schon aus dem Grunde abgehalten, weil fast jeder kräftige Mann im Laufe des Jahres oft monatelang von Hause ferngehalten wurde, indem er als Träger bei den häufigen Zügen durch das Land hin und zurück nach der Meschera und besonders auf den Niamniamzügen Dienste leisten musste, welche gewöhnlich 5—6 Monate in Anspruch nahmen. Zwar bereicherten sie sich an Kupfer, Perlen und anderm Tand, aber in der Cultur machten sie entschiedene Rückschritte, und wie daheim im fernen Nubien die fremden Eindringlinge selbst, so theilten auch die Bongo die Bestimmung ihres ehemals glücklichern Landes, eine Schule der Verwilderung zu werden für alle.

In den Abendstunden belustigte mich das gespenstische Umherflattern der langgefiederten Ziegenmelker. Die schon von Speke*) in Uganda beobachtete Art (Cosmetornis Spekii Sclater) ist durch die erstaunliche Länge der siebenten und achten Schwinge kenntlich, welch letztere über 20 Zoll erreicht. Eine zweite Art dieser Gattung mit gleichfalls auffallend verlängerten Schmuckfedern beim Männchen, welche, am Ende verbreitert, im Fluge wie langgestielte Pfauenfedern

*) „Journal", S. 462.

nachflattern, fand sich mit der vorigen ein (Macrodypteris longipennis); dies war der merkwürdige Vogel, welchen die Araber „Vater der vier Flügel“ nennen, weil er nach der Mauser immer wie von zwei kleinen Trabanten umkreist erscheint, welche seinen Flügelschlägen folgen. Beide erscheinen erst, wenn die Sonne eine Viertelstunde unter dem Horizont verschwunden und die Dämmerung im Begriff ist, einer völligen Nacht zu weichen; ich hatte daher nur wenige Minuten Zeit, um sie mittels sehr gewagter Schüsse im Fluge zu erlegen. Gewöhnlich kreisten sie, um Insekten zu fangen, in sehr geringer Höhe über dem Boden. Bei der Kürze und Rapidität der von ihnen gezogenen Kreise vermochte der Arm des Schützen mit dem langen Flintenrohr ihnen kaum zu folgen; diese Uebung wiederholte sich indess fast täglich, und so konnte ich von dem interessanten Cosmetornis des Speke eine grosse Anzahl Exemplare erlegen. Auch in der Seriba Ghattas' war diese eigenthümliche Jagd Gegenstand meiner täglichen Abendunterhaltungen gewesen. Wunderbar erschien das Verhalten dieser geheimnissvollen Luftschiffer bei hellem Tageslicht; sie halten sich in niedern Gebüschen auf und entschwinden, sobald man sie aufscheucht, sofort lichtscheu wieder den Blicken. Oft sitzen sie lange bewegungslos am Boden im braunen Laube, welchem sich ihre Färbung vollkommen anpasst; man muss förmlich auf sie treten, um sie zum Auffflattern zu bewegen.

Während meines Aufenthaltes in Ssabbi wurde ich auf den wiederholten Streifzügen durch die Umgegend nicht weniger als zwölf verschiedener Antilopenarten ansichtig, von denen ich mehrere erlegte. In diesem Theile des Bongolandes ist das sogenannte Elenn (Alces Oreas) besonders häufig, es durchstreift zur Regenzeit die trockenern Waldungen der Höhenzüge in kleinen Trupps von 5—7 Stück, im Winter ist es, wie die Mehrzahl seiner Verwandten, auf die Flussniederungen beschränkt. Auf den Steppenflächen, welche die kleinen Bäche in der Umgebung von Ssabbi durch-

strömen, war die Leucotis-Antilope das gemeinste Wild, und hier war es, wo mir diese Thiere allein den imposanten Anblick einer zu Hunderten zählenden Heerde darboten. Im ganzen Nordostafrika findet man schwerlich Gelegenheit, so ungeheuere Mengen von Antilopen zusammen zu sehen, wie es uns die Reisenden im südlichen Theil des Continents zu schildern pflegen. Bei einem Kesseltreiben, welches die Boers unter Beihülfe eines ganzen Kaffernstammes am 24. August 1860 dem Prinzen Alfred zu Ehren veranstalteten, sollen an 20—30000 Antilopen zusammengetrieben worden sein. Die wildreichste Gegend des engern Nilgebiets befindet sich am Nordwestabfall des abyssinischen Hochlandes, am Takazze oder Setit in der Provinz Taka, dort kann man wol Heerden von 400—500 Stück begegnen. Aber nicht im entferntesten entspricht die Menge den von südafrikanischen Jagden entworfenen Schilderungen. Noch ärmer an Individuenzahl sind die Antilopen im eigentlichen Centralafrika, wo die gleichmässige Verbreitung des Menschen minder ausgedehnte Wildnisse in sich schliesst, welche allein einem grössern Wildstande die nöthigen Zufluchtsstätten darzubieten vermöchten.

Von den zahlreichen kleinern Räubern, welche das bereiste Gebiet beherbergt, ist das Zebra-Ichneumon einer der interessantesten. Ich hatte wiederholt lebende Exemplare dieser weitverbreiteten Art erhalten, und musste über die Leichtigkeit staunen, mit welcher sich dieselben innerhalb meiner Behausung einbürgerten; wo sie sich einmal häuslich niedergelassen, wird man sie nicht wieder los. Es ist ein seltsam frecher Gesell, der weder Furcht noch Unterwürfigkeit an den Tag legt, der Autorität des Menschen gegenüber. Aehnliches ist mir bei den wilden Thieren der Schöpfung nur noch bei der Steppenkatze vorgekommen, die sich gleichfalls dadurch auszeichnet, dass man sie sehr leicht zu domesticiren vermag. Das Zebra-Ichneumon fiel mir besonders durch seine merkwürdige Neugierde lästig, indem es in alle Kisten und Kästen schlüpft, Töpfe umwirft und Flaschen

zerbricht, anscheinend nur zu dem Zweck, um sich von ihrem Inhalt zu überzeugen. Bei allen diesen Experimenten diente die lange, spitze, beständig schnuppernde Schnauze als Hebel. Das Schlimmste aber war die Gewandtheit, mit welcher die feine Spürnase sich genau über die Plätze zu informiren wusste, wo meine Hühner ihre Eier zu legen pflegten, ich fand die letztern immer geleert, bevor ich noch herzuzukommen vermochte, um sie in Sicherheit zu bringen. Es ist übrigens ein falsches Geschöpf, dieses Zebra-Ichneumon, das sich durch Zwitschern und Wedeln mit seinem langen, buschigen Schweif den Anschein zu geben weiss, als schmeichele es dem Menschen, welches aber, sobald man es anfasst, jeden heftig in die Finger beisst. Verfolgt und von Hunden überholt und angegriffen, wirft es sich auf den Rücken, zappelt mit den Beinen und fletscht, immer noch zwitschernd, die Zähne. Um sich vor seinen Bissen gesichert zu halten, muss man es beim Schwanze packen und in hängender Lage zappeln lassen.

Eines Morgens langten von den äussersten Grenzen des Bongogebietes mehrere wild dreinschauende Krieger, mit Bogen und Pfeilen bewaffnet, in der Seriba an. Um mich von der Wirksamkeit ihrer Waffen zu überzeugen, stellte ich auf kurze Distanz ein Ziel aus, welches von einem irdenen Krug gebildet wurde, den ich mit einem starken Strohpolster umhüllte und darüber einen dicken Boirock warf. Trotz der vielen Widerhaken durchlöcherte der Pfeil den über 4 Millimeter dicken Rock, drang durch das Polster und bohrte sich noch mit der Spitze durch den 1 Centimeter dicken Thon.

Eine Pflanze, welche hier jedem, der in die Dickichte des Waldes einzudringen versucht, in sehr unangenehmer Erinnerung bleiben wird, ist aus der Familie der Bohnen: Mucuna urens, deren Hülsen ein dichter Pelz von steifen Brennhaaren bekleidet. Die letztern sind brüchig wie Glas, und im Winde verstreuen sie sich über alles Laubwerk der

Gebüsche. Wer nun in diese eindringt, wird sofort von dem empfindlichsten Jucken beunruhigt. Die nackten Eingeborenen gehen deshalb sehr behutsam vor. Dies Jucken verliert sich nach Verlauf von zehn Minuten, durch Waschen wird man es früher los. Eine Art Christusdornbaum (Zizyphus Baclei) stand Anfangs December überall voller Früchte. Es sind trockene, mehlige und bitter schmeckende Beeren von kastanienbrauner Färbung und völlig ungeniessbar; aber die Bongo bereiten aus ihnen ein Pulver, welches, auf die Oberfläche des Wassers gestreut, die Fische betäubt. In der verdorrten Steppe der Depressionen fand ich wiederholt einen riesigen Käfer aus der Familie der Elateriden; die eingesammelten Exemplare sind mir leider mit meiner gesammten Insektenausbeute durch den Brand vernichtet worden, mir ist nur noch die Notiz geblieben, dass sie von hellbrauner Färbung waren und volle 6 Centimeter Länge erreichten. Von den wenigen grössern Stauden, welche zur Zeit der Winterruhe blühen, prägten sich besonders die faustgrossen Blütenköpfe eines prachtvollen purpurrothen Echinops meinem Gedächtniss ein. An lichten Waldstellen starrten sie mannshoch aus dem Grase hervor. Auf ihnen sassen unbemerkt, vermöge einer schützenden Aehnlichkeit, wie der Laubfrosch auf jungem Blattwerk, oder wie das Schneehuhn auf den weissen Feldern des Nordens, seltsam geformte Mantis, welche das nämliche Purpurroth an allen Körpertheilen zur Schau trugen, wie der prachtvolle Blütenknäuel, der ihr Mikrokosmos war. Dieser Theil von Afrika ist durch eine ganze Reihe von Arten dieser vielgestaltigen Gattung ausgezeichnet. Es fiel mir, so oft ich sie fand, auf, dass sie ihren Aufenthaltsort überall der Körperfarbe anzupassen bestrebt sind, sodass sie wie wirkliche Gespenster (Empusa) den Pflanzensammler überraschen; ihre monströsen Körperformen haben etwas wahrhaft Harpyenartiges. Auf den ersten Blick erschienen die Köpfe des Echinops, in denen die Insekten sassen, wie Misbildungen der Pflanze, da die letztern, ähnlic

der „Gottesanbeterin", mit ihren gen Himmel gerichteten Fangarmen aus dem Knäuel hervorragten, als wären sie monströse Blüten. Ich habe rothe, gelbe, grüne und braune Arten gefunden, die merkwürdigste aber von allen war eine von grasgrüner Färbung, welche sich während meines Aufenthalts in der Meschera auf der Spitze des Zeltdachs eingefunden hatte; sie hatte mindestens eine Länge von 10 Zoll!

Bei Ssabbi erfreute man sich im weiten Umkreise der Seriba einer solchen Sicherheit, dass ich getrost und ohne Waffen stundenlang in der Wildniss umherschweifen konnte, wenn ich nicht ein zufälliges Zusammentreffen mit Löwen zu befürchten gehabt hätte, was mich behutsamer in die Dickichte eindringen liess, deren verborgene Pflanzenschätze meine Neugierde rege erhielten. Mein Beruf brachte es mit sich, tagtäglich alle Gebüsche, und namentlich die unzugänglichsten, zu durchstöbern; dennoch ist mir nie etwas Unangenehmes begegnet. Bei uns fehlt es nicht an Leuten, die da glauben, dass der Reisende in Centralafrika jederzeit von Löwen bedroht werde; andere fragen naiv: „Haben Sie jemals Löwen gesehen?" Beide sind auf dem Holzwege. Löwen sind in der That allverbreitet, aber zum Glück sind sie überall in so geringer Anzahl vertreten, als es dem fürstlichen Range zukommt, welchen sie im Thierreiche einnehmen. Immer ist ihre Anwesenheit ein untrügliches Anzeichen der Menge des grossen Wildes. Wenn wir in der Geschichte lesen: „Vierzig Mamlukengeschlechter bedrückten das Volk von Aegypten", so würde das, auf die Thiere übertragen, also lauten: in jenem Lande fanden vierzig Löwen ausreichende Existenzbedingungen.

Der Leser glaube ja nicht, dass jeder Jagdausflug in Afrika mit Abenteuern verknüpft sei; das ist durchaus nicht der Fall, und sowenig ich über jede Küchenjagd Rechenschaft abzulegen vermag, so schwer würde es mir fallen, den nüchternen Hergang zu erzählen, welchen die Mehrzahl aller Jagdepisoden mit sich brachte. Häufig kann selbst in Afrika

der Ausgang so trivialer Natur sein, wie eine Hasenjagd in der Umgegend von Paris. Schiessen und Treffen sind bekanntlich zweierlei, in noch höherm Grade aber Treffen und auf dem Platze tödten. Das gilt namentlich von dem grossen und starken Hochwilde Afrikas, dessen Nervenzähigkeit allbekannt ist, und mindestens 70 Procent von allem tödlich Getroffenen muss hier der Jäger einbüssen, da er keine Hunde hat, welche die Schweissspur verfolgen können, er selbst aber nur im günstigsten Falle einen Kampf zu wagen bereit ist gegen eine Welt voll Gras und Sümpfe. Ungünstig wirkt auch die lange Marschordnung auf jedes Beschleichen ein, und stets verleitet die Gefahr eines Zurückbleibens in der Wildniss, dann auch die Furcht, weit hinter der Karavane auf Irrwege zu gerathen, den Wanderer zu unüberlegter Eile.

Eines Nachmittags führte mich die Verfolgung eines ansehnlichen Trupps von Hartebeests tief in den Wald. Die vorsichtigen Thiere, die meinen Bewegungen mit ängstlichen Blicken folgten, lockten mich durch wiederholtes Standhalten immer tiefer und tiefer in die Wildniss; so oft ich anschlagen wollte, zogen sie sich auf weitere Distanz zurück. Schon hatte das Walddunkel die letzten Sonnenstrahlen geborgen, und im Zwielicht wollte ich eben über eine Bodensenkung schreiten, während auf der jenseitigen Höhe die Antilopen ruhig auf mich äugten, da machte ein unförmlicher dunkler Körper, der sich unmerklich zu bewegen schien, mich plötzlich stutzen. An der tiefbeschatteten Stelle konnte ich nichts Deutliches unterscheiden, indess kam mir ein naher Termitenhaufen wohl zu statten, in dessen Schutze ich mich bis auf wenige Schritte dem unbekannten Geschöpf zu nähern hoffte. Ich stand nun dahinter und spähte behutsam hinter der Deckung hervor. In demselben Augenblick machte das Thier eine Drehung und wies mir ein Gebräch, dessen gewaltiger Umfang gleich einer grossen Larve die ganze Gestalt zu

decken schien, riesige Gewehre starrten aus dem dunkeln Borstenhaar der Kiefern hervor. Der starre Blick des Keilers gab mir zu erkennen, dass er noch keine Witterung von mir hatte, wohl aber stand er auf dem Sprunge, den ersten besten anzunehmen, der sich vor ihm regen würde. Auf kürzeste Distanz legte ich an und entsandte meine Kugel in das Centrum. Jetzt bot sich mir ein merkwürdiges Schauspiel dar: das plumpe, massive Geschöpf drehte sich wie eine gespiesste Fliege, überschlug sich, kam auf den Rücken zu liegen und kreiste und schnellte heftig mit den Extremitäten. Entschlossen, abzuwarten, bis das Thier verendet sei, war ich plötzlich der Hartebeests ansichtig, die fast auf Pistolenschussweite sich vor mir aufgestellt befanden, gleichsam gebannt durch den überraschenden Vorgang, der sich zwischen ihnen und ihrem Verfolger abspielte. Da wollte ich sofort aufs neue anlegen; ich hatte indess nur eine einfache Büchse, und keinen Begleiter zur Hand, der mir eine zweite gereicht hätte, — ich wollte laden, aber einer jener verhängnissvollen Misgriffe entzog mir die sichere Beute, ich hatte die Kugel in der Ueberstürzung schief aufgesetzt, und mühte mich nun vergebens ab, sie in den Lauf zu treiben. Der Keiler war freilich mein, und wurde mir noch in derselben Nacht abgeholt, aber ich musste ohne Braten zu Bett gehen, denn wo es sich um das abscheuliche Fleisch von Warzenschweinen handelte, war ich ein streng gläubiger Mohammedaner, und ich überliess es gern den hungerigen Negern.

Noch eigenthümlicher war meine Situation auf einem frühern Jagdausfluge, auf den mich einer meiner Nubier mit einem Esel begleitet hatte, dessen Bestimmung gewesen, die sehr problematische Jagdausbeute nach Hause zu tragen. Zwischen tiefen Erdrissen, welche zur Regenzeit zwei sich miteinander verbindende Bäche darstellten, und deren einer meinen Begleiter mitsammt dem Esel barg, hatte ich im

hohen Grase einen kleinen Buschbock krank geschossen; ich sah ihn in der Richtung meines Ausgangspunktes durch das Gras eilen und erwartete eben sein Zusammenbrechen, da hörte ich ihn ein kurzes meckerndes Geschrei ausstossen, und in demselben Moment, als sei er in eine Versenkung gefallen, war er meinen Blicken entzogen. Nun drang ich durch das hohe Gras zu der Stelle vor, wo ich ihn zuletzt gesehen hatte, konnte aber nichts ausfindig machen; meine Bewegungen waren auch durch die zwei Gewehre, die ich trug, sehr erschwert, aber da ich das Thier bestimmt auf dem scharf abgegrenzten Terrain wusste, welches sich zwischen den beiden Erdrissen befand, so scheute ich nicht die Mühe einer fortgesetzten Nachsuchung. Endlich sah ich es dicht vor mir liegen, aufs lebhafteste mit den Läufen schnellend, aber festgebannt an den Boden durch einen Gegenstand, den ich nicht erkannte; es schien mir, als hätte ein Nubier sein schmuziges Umschlagetuch auf die Beute geworfen. Ich trat einen Schritt näher und gewahrte ganz deutlich den dicken Leib einer Riesenschlange, welche in dreifacher Windung den Körper des Bocks umschlungen hielt; der Kopf lag lang vorgeschoben an den einen Hinterlauf angeschmiegt. Nun wich ich so weit zurück, als ich dachte, den besten Schuss abgeben zu können, ich feuerte, und in demselben Moment stand kerzengerade und ellenhoch der Python vor meinen Blicken, dann schnellte er zurück und schoss mit unglaublicher Schnelligkeit wiederholt auf mich los; aber nur die vordere Hälfte schien beweglich, der Rest des Schlangenleibes lag gelähmt am Boden, denn die Wirbelsäule war gebrochen. Als ich dies gewahr geworden, griff ich zu meiner Schrotflinte, feuerte, lud und feuerte wieder, so lange, bis das Unthier keine Bewegung mehr verrieth; es war ein Zielen, so ungefähr, wie auf einen Cosmetornis, denn ich vermochte den Bewegungen des Reptils nicht zu folgen. In andern Fällen allerdings überzeugte ich mich, dass gerade

die Riesenschlange auch durch einen gewöhnlichen Schrotschuss zu tödten war, sobald nur die Wirbelsäule zerschmettert worden. Der Heimweg wurde nun im Triumph angetreten. Schlange und Antilope bildeten zwei Lasten, die sich auf dem Rücken des Esels gut das Gleichgewicht hielten.

NEUNTES KAPITEL.

Rundtour durch das Mittuland. Erwachen in der Wildniss. Ein Soldat vom Löwen geholt. Dokuttū. Fischfang im Roah. Fütterung einer Sklavenkaravane. Ngama. Dimindō, die Jägerseriba. Schnittwunden durch Gras. Dangaddulu. Bewirthung in den Seriben. Der Rohlfluss. Erwiesene Ehren beim Einzuge in A-uri. Fussleiden. Getragene Stimmung. Völker der Gegend. Poncet's Seriba Mvolo. Handelsaussichten für die ägyptische Regierung. Bizarrer Charakter der Landschaft. Ein wirklicher Pfahlbau. Klippschliefer. Eigenthümliche Bildung ihrer Fusssohlen. Ein Nilkatarakt en miniature. Die Tinnea aethiopica. Seriba Kero am Uohko. Reggo und seine Hundezucht. Kuraggera. Abd-es-Sammat arrangirt grossartige Festspiele. Eine Rede des Kenusiers. Abd-es-Sammat macht den unterworfenen Häuptlingen ihren Standpunkt klar. Deragō und die Berge. Kuddu am Roah. Furcht vor den Löwen im Walde von Gigji. Rückkehr nach Ssabbi. Schilderung der Mittustämme. Rasseliche Inferiorität. Verstümmelung der Lippen bei den Mittufrauen. Wirkliche Fesseln der Mode. Vorliebe für Musik.

Den December und Januar verbrachte ich auf einer weiten Rundtour durch das benachbarte Mittuland, um eine Anzahl neubegründeter Seriben zu besuchen, vermittels welcher Abd-es-Sammat*) im vergangenen Jahr die Grenzen seines Gebiets weit nach Osten vorgeschoben hatte. Ich erhielt zehn Träger, die mir das nothdürftigste Gepäck transportirten, und ein nubischer Hauptmann der Abd-es-Sammat'schen Com-

*) Irrthümlich wurde dieser Name bisher „Abu-Ssammat" gedruckt; es muss heissen „Abd-es-Sammat", d. h. Sklave des Sammat (Beiname Gottes).

pagnie war eigens beordert worden, mir als Führer zu dienen und überall für die bequemste Unterkunft Sorge zu tragen, ausserdem begleiteten mich noch drei meiner chartumer Diener. Der Weg führte uns zunächst in Nordost nach dem nahen Boiko, welches, von dichtem Wald umgeben, Abd-es-Sammat's Harem beherbergte. Die erste Frau desselben, eine Tochter des Niamniamhäuptlings Uando, machte hier aus unsichtbarer Nähe die Honneurs, und sie war bereits so weit in der Civilisation vorgeschritten, dass sie mich mit Kaffee und einigen Speisen der chartumer Küche zu bewirthen wusste. Nun ging es weiter in östlicher Richtung zu dem Flüsschen Tudji, welcher in einem Abstande von 1½—2 Stunden auf der Ostseite von Ssabbi hinfliesst, um sich mit dem Roah (Nam-Djau der Dinka) zu vereinigen. Er hat zu dieser Jahreszeit eine Breite von 20—30 Fuss und rieselt in einer Erdrinne von 20 Fuss Tiefe dahin, indem er ab und zu tiefe Wasserbecken bildet, die zu jeder Jahreszeit fischreich sind. Unser erstes Nachtlager hatten wir bei einem grossen Tamarindenbaum, welcher wol nach Jahren noch dieselbe Rolle einer Landmarke spielen wird, wie er es zur Zeit meines Besuchs that. Hier pflegten alle Karavanen, die sich von Osten nach Westen bewegten, zu rasten, und die gewöhnlichen Spuren eines Lagerplatzes, verfallene Grashütten, Feuerstellen und Knochen gaben davon Zeugniss.

Erst gegen 5 Uhr morgens machte sich in dieser Jahreszeit ein schwacher Thaufall bemerklich. Die Nächte waren windstill und im Vergleich zur Hitze des Tages merklich kühler, als im Sommer, wo man innerhalb der Hütten kaum einen Unterschied wahrnimmt. Den Tag über dagegen blies ein unveränderter Nordost mit grosser Heftigkeit, der gegen Nachmittag zwischen 1 und 2 Uhr zu orkanartiger Heftigkeit anzuwachsen pflegte. Ein eigenthümlicher Zauber ist den frühen Morgenstunden eigen, und das Erwachen im Nachtlager der Waldeinsamkeit gewährt einen ungetrübten Naturgenuss. Sobald im ersten Morgenschimmer der Horizont

sich zu röthen beginnt, belebt sich die Einöde durch den vielstimmigen Chor der Halsbandtauben, welche hier unter ihresgleichen die häufigste Art ausmachen; dazu gackern die Perlhühner, pfeifen die Hähne. Mit solchem lieblichen Morgenständchen erwacht der Reisende tagtäglich, es ist, als ob er immer wieder an der nämlichen Stelle schliefe, so heimelt ihn das Girren der Tauben an. Als wir uns eben zur Fortsetzung des Marsches angeschickt hatten, kamen uns Leute entgegen, welche die Schreckenskunde berichteten, in der vorigen Nacht sei in dem nahen Dorfe Gigji ein nubischer Soldat, der vor der Thür seiner Hütte und etwa fünf Schritt von der Dornumzäunung entfernt sich schlafen gelegt hatte, von einem Löwen gepackt und bevor er noch einen Hülferuf auszustossen vermocht, davongeschleppt worden, man wisse nicht einmal wohin. Ich erfuhr nun, dass der District, in welchem wir uns befanden, bereits seit Jahren von Löwen heimgesucht werde, und dass gerade in letzterer Zeit die Unglücksfälle sich in der Art wiederholt hatten, dass die Mehrzahl der Einwohner von Gigji zur Auswanderung veranlasst worden seien. Das Dorf wäre aus gleicher Veranlassung schon mehrmals verlegt worden, immer sei die Löwenplage seinen Standortsveränderungen gefolgt. Schon um 7 Uhr morgens erreichten wir die Unglücksstätte. Wir fanden, von Walddickichten umgeben, ein kleines verwahrlostes Dorf. Dornverhaue bildeten die Umzäunung, aber nirgends konnten wir einen Eingang ausfindig machen. Obgleich die Sonne schon hoch am Himmel stand, sassen die Einwohner aus Furcht vor Löwen noch immer auf der Spitze ihrer Dächer, oder auf dem hohen Pfahlwerk, welches ihre Kornkammern trugen. Sehr kleinlaut und sprachlos vor Furcht und Schrecken setzte meine Begleitung die Wanderung fort, ein jeder trug seine Flinte in der Hand, und ängstlich lauschten die Träger auf jedes Geräusch, das die Waldesstille unterbrach, während ihre Blicke nach den Fährten des gefürchteten Räubers spähten. Nach einem guten Tage-

marsche hatten wir die Abd-es-Sammat'sche Seriba Dokuttū erreicht, welche die äusserste Ostgrenze des Bongogebiets bezeichnet. Dokuttū lag von Ssabbi 20 Meilen entfernt, und wenig südlicher als die Hauptseriba. Eine halbe Stunde vorher hatten wir einen bedeutenden, aber nur periodisch fliessenden Bach, Namens Mokloio, zu passiren, der jetzt noch immer 5 Fuss tief und bei 50 Fuss Breite sich durch die Steppenniederung schlängelte, um in der Nähe zu dem Roah zu stossen, welcher bei Dokuttū vorbeifliesst.

Hier beschreibt der Fluss, welcher ungefähr die Dimensionen des Tondj, mit dem er sich vereinigen soll, besitzt, einen bedeutenden Bogen von Südost nach Nordost, seine Hauptrichtung scheint auf eine weite Strecke in diesem Gebiet eine rein nördliche zu sein. Die Wasserfläche, die sich zwischen 20—30 Fuss hohen Ufern bewegte, zeigte im Durchschnitt eine Breite von 40—50 Fuss, die Tiefe betrug nur 3 Fuss, die Stromgeschwindigkeit 120 Fuss die Minute. Die Grasniederung, welche der Roah, wenn er über seine Ufer tritt, unter Wasser setzt, hatte nicht die Breite derjenigen, welche bei Kulongo wahrgenommen wurde; im Durchmesser betrug sie knapp eine halbe Stunde, woraus ich den Schluss ziehen möchte, dass dieser Fluss zur Regenzeit weniger Wasser nach Norden befördert, als der Tondj.

Die Bongo suchten aufs eifrigste den grossen Fischreichthum auszubeuten, den der Roah darbot; an vielen Stellen sah man in Gestalt spanischer Reiter eine Art Wehr über den Fluss geschlagen, die, vermittels Grasbüschel ausgestopft, eine kleine Stauung des Flusses bewirkten; über die offenen Stellen waren Reusen angebracht, die einen reichen Ertrag zu liefern schienen. Zwei bis drei Stunden stromaufwärts, wo die Flussufer von undurchdringlichen Schilfmassen umstanden sind, befindet sich ein Lieblingsplatz der Nilpferde, daselbst sollen vor zwei Jahren die Eingeborenen an einem einzigen Tage 30 Stück dieser gewaltigen Thiere erlegt haben, da der niedrige Wasserstand sie auf

bassinartige Vertiefungen im Strombett zusammengetrieben hatte, wo ihnen jeder Ausweg abgeschnitten war.

In Dokuttū machten wir eine Rast von zwei Tagen, die ich auf Streifzügen in die Umgegend verwandte. Eine kleine Sklavenkaravane, 150 junge Mädchen und kleine Kinder, passirte die Seriba. Die Händler, welche sie führten, kamen von Osten aus den Ghattas'schen und Agad'schen Territorien. Die ganze Schar wurde für die Nacht in zwei Hütten zusammengepfercht. Eine Anzahl alter Sklavinnen war mit der Beaufsichtigung und Beköstigung der Kinder betraut. Abends war ich Zeuge ihrer Bewirthung, welche, was ich kaum erwartet, mit vieler Ordnung und Regelmässigkeit vor sich zu gehen schien. Die Bongoältesten der nächsten Dörfer hatten funfzig Näpfe Duchngrütze herbeigeschafft, ebenso viele enthielten die aus Sesamöl, Hyptismus, getrocknetem oder zerriebenem Fleisch oder Fisch bereiteten Saucen und die Zuspeise aus Kürbis und wilder Melochia.

Auch für meine Bewirthung ward auf das beste gesorgt, und der Verwalter liess extra einen Bullen schlachten, um meine kleine Gesellschaft mit einem gehörigen Fleischvorrath für die Reise zu entlassen. In diesem unglücklichen Lande war eigentlich jeder Bissen, den man zu Munde führte, ein Gewissensbiss, aber die Stimme des Magens übertönte jede edlere Regung. Das Brot, das man ass, es wurde den Aermsten entrissen zur Erntezeit, als ihre Freude gerade am höchsten, vielleicht besassen sie weder Kühe noch Ziegen, und die kleinen Kinder mussten Hungers sterben oder elend ihr Leben durch Sammeln von Wurzeln fristen. Man schwelgte im Ueberfluss von Rinderfleisch, aber man hatte es geraubt von armen Wilden, welche diesen Thieren eine fast göttliche Verehrung zollen und ihren Besitz als das höchste Lebensziel betrachten, die aber auch mit vielem Blut für die hartnäckige Abwehr büssen müssen, mit welcher sie dieselben vertheidigen, die Kühe, die ihnen theuerer als Weib und Kinder!

Von Dokuttū wandten wir uns gen Süden, und nach

dreistündigem Marsche durch lichten Buschwald am linken Roahufer gelangten wir wieder an den Fluss, der, hier zwischen steinigen Ufern fliessend, unmittelbar von Wald umstanden war. Wir überschritten den Roah an dieser Stelle bei einigen Hütten, welche bereits von Mittu bewohnt waren. Der Ortsverwalter hiess Degbe. Weiter gen Süden hatten wir wiederholt durch breite Wiesenniederungen zu marschiren, deren seeartige Wasserbecken Altwasser des Roah darzustellen schienen, da sie nicht die geringste Strombewegung zu erkennen gaben. Verschiedene grosse Antilopen, Wasserböcke und Hartebeests zeigten sich auf dieser Strecke, und ein Trupp von dreissig Stück Leucotis-Antilopen forderte mich zu ihrer Verfolgung auf. Wir hatten für das Nachtlager, welches im Walde bezogen wurde, einen prächtigen Braten dieses appetitlichen Wildes. Zwischen Roah und Rohl wird die vorherige Einförmigkeit der Felsformation durch zahlreiche Gneiskuppen und Hügel unterbrochen, welche über das ganze Land zerstreut sind. Bevor wir noch fast zehn Wegstunden zu der Seriba Ngama gelangt waren kamen wir bei einer merkwürdigen Localität der Art vorüber; riesige Kuppen und Blöcke, aus denen man die grössten Obelisken hätte hauen können, wechselten daselbst mit ausgedehnten Platten ab, die so eben und risselos waren, wie ein Marmortisch.

Ngama war die wichtigste Niederlassung im Abd-es-Sammat'schen Gebiet der Mittu. Die Eingeborenen nennen den Platz Mittu-mor. Den ersten Namen hat die Seriba von dem Aeltesten des Volks, der mit seinen zwanzig Weibern in einem benachbarten Orte residirte. Von Ngama, das im Südsüdost von Dokuttū liegt, wandte ich meine Schritte wieder nach Nordosten zu einer kleinen Seriba der Ghattas'schen Compagnie vom Gebel, wie die Leute zu sagen pflegten, wenn sie das Gebiet am Bachr-el-Gebel meinten, die man Dimindō nannte, und wo die Elefantenjäger sich niedergelassen hatten. Die ganze Gegend hatte durch zahlreiche

Défilés, Erdrisse und periodische Bäche mehr Mannichfaltigkeit aufzuweisen, als die bisher zurückgelegte Strecke, da die höchste Landerhebung zwischen den beiden Flüssen Roah und Rohl mitten durch sie zu streifen scheint. Dimindō lag am jenseitigen Ufer eines kleinen Flusses, den wir bei der Fortsetzung unserer Streifzüge wiederholt kreuzten. Er heisst Uohko und scheint bei einer Stromentfaltung von über 70 Meilen Länge überall die gleichen Dimensionen zu besitzen, eine Wahrnehmung, die ich bei vielen andern Gewässern zu wiederholen Gelegenheit fand, welche ohne nennenswerthe Zuflüsse an Uferquellen oder fliessenden Bächen auf weite Strecken ein unverändertes Régime beibehalten.

Eine vorzügliche Aufnahme wartete meiner in dem Jägerdorf, das vor kurzem erst mit grossem Aufwand von Stroh und Bambus errichtet worden war. Da gab es förmliche Strohpaläste, und die zierlich geformten neuen Dächer und Kuppeln erglänzten in der goldenen Pracht der Ceres. Hier fehlte wenigstens die unablässige Beunruhigung durch Ratten, und die idyllischen Behausungen hatten noch etwas von dem würzigen Arom der Grasfluren. Uebrigens hatte ich in allen diesen kleinern Seriben nicht über schlechte Bewirthung zu klagen, überall gab es Milch und Kornmehl der verschiedensten Art. Das unter den Leuten des Ghattas traditionelle Schnapsbrennen wurde auch in Dimindō im Schwunge betrieben. Kürbisschalenweise setzte man mir ein Gebräu vor, das nicht aus so absolutem Fusel zu bestehen schien, wie jenes von Gurfala.

Mancher Beschwerde indess war ich ausgesetzt durch ärztliche Consultationen, mit denen man mich langweilte. Man führte mir unter andern einen Nubier vor, der sich auf Wanderzügen durch Schnittwunden von Gras derartige Verletzungen zugezogen hatte, dass sein ganzer Fuss infolge davon wie abgefault erschien, sodass die Sehnen frei herabhingen. Diese Leute kennen keine rationelle Heilmethode, und suchen den um sich greifenden Brand mit Brotteig und

heissem Wasser fern zu halten; dadurch verschlimmern sie immer mehr das Uebel. Ich sah Leute, denen einzelne Zehen fehlten, andere hatten am Schienbein oder auf dem Rücken des Fusses die ekelhaftesten Wunden; immer waren es kleine unscheinbare Verletzungen und Grasschnittwunden gewesen, welche zu diesen Schäden die erste Veranlassung gegeben hatten. „Es ist doch merkwürdig“, sagte ich zu ihnen, „dass das Gras nur hier so böse ist, dieses allein kann wol nicht schuld sein, es ist gewiss eine Strafe Gottes.“ Darauf erhielt ich zur Antwort: „Gott gibt doch aber solche Gräser bei uns in Dongola nicht, dies hier ist ein böses Land.“ Ich erwiderte: „Also ist Gott in Dongola gut und hier böse. Seht ihr nicht ein, dass er euch straft für euere Räubereien, hier, wo kein weltlicher Richter euere Schandthaten ahndet.“ So musste ich zu diesem Volke sprechen, das unter dem Deckmantel einer jeder Moral entbehrenden Religion und unter dem Schutz von Fahnen mit Koransprüchen als Devise, die zur Vernichtung der Ungläubigen anspornen, alle Räubereien, welche es an fast wehrlosen Wilden begeht, als Heldenthaten betrachtet, für welche ihm die Palme des Paradieses winkt.

Die Hauptseriba der östlichen Partie der Ghattas'schen Etablissements lag von Dimindō nur 1½ Stunde in Nordost. Nach einem gewissen Danga, der als Capo den Mittu jener Gegend vorgesetzt war, führte der Platz den Namen Dangaddulu. Im Jahr 1863 hatten die Gebrüder Poncet in Chartum ihre Etablissements, die unter den Agār am Rohl angelegt waren, an Ghattas abgetreten, um ein Jahr später bei den Katarakten dieses Flusses in dem District von Mvolo dieselben unter den Lehssi von neuem zu begründen. Die Agār hatten sich, wie ich bereits erzählt habe, in den Besitz einer Menge von Feuergewehren und Munition zu setzen gewusst und flössten nun den Chartumern einen solchen Respect ein, dass sie es nicht wagten, ihre zerstörten Waffenplätze von neuem in jenem District zu erbauen. Aus diesem Grunde waren die Ghattas'schen Seriben weiter nach Süden vorge-

schoben worden, bis zur Gegend, in welcher ich mich zur Zeit befand. Bei Dimindō hatten wir den Uohko zum zweiten mal gekreuzt. Die Tiefe seines Bettes betrug auch hier 15 Fuss. In dieser Gegend führte der Pfad häufig über ausgedehnte Gneisplatten, deren Masse auf mehrere Hundert Schritt nicht selten die grösste Homogenität zu erkennen gab. An der Oberfläche löst sich das Gestein in dünne, glatte Blätter ab, die mir ein vorzügliches Material lieferten, um meine Pflanzenpackete damit zu beschweren; einzelne Platten waren so dünn wie Buchdeckel. Der Uohko, welcher bis zu dieser Stelle ziemlich genau die nördliche Richtung innehält, biegt hier in einem rechten Winkel nach Osten ein, um dem Rohl auf nächstem Wege zuzuströmen. Das Flüsschen ist reich an Conchylien, besonders Anodonten, welche bei den Eingeborenen als Hausgeräthe mannichfaltige Verwendung finden. Auch die massive austernförmige Etheria Cailliaudii bildet förmliche Bänke in allen diesen kleinen Gewässern.

In Dangaddulu waren zwei Verwalter, die sich beide um die Würde dieses Amtes stritten. Der eine, mit der letzten Sendung aus Chartum zur Ablösung des frühern angelangt, wurde von den Söldnern in der Seriba nicht anerkannt, die ihm Unterschleife, ihnen zum Schaden, vorwarfen. Er war zudem ein Kopte und meines Wissens der erste und letzte chartumer Christ, der es gewagt hatte, sich unter dieses fanatische Gesindel zu begeben. Der andere, ein über 6 Schuh hoher Schwarzer und von Geburt ein Dinka, Namens Selim, hatte die Majorität der Seribeninsassen für sich und lag mit seinem Nebenbuhler im beständigen Streit wegen Auslieferung der mitgebrachten Waaren. Beide empfingen mich mit grossem Aufwand von Liebenswürdigkeit und suchten durch Zuvorkommenheit sich in meinen Augen den Rang abzulaufen, da ihnen viel daran gelegen war, wem von beiden ich bei meiner Rückkunft nach Chartum, von ihrem Herrn um meine Meinung gefragt, den Vorzug geben

würde. Jeder sprach schlecht von dem andern, fast buchstäblich mit denselben Ausdrücken. Ausserdem befanden sie sich während der zwei Tage, die ich bei ihnen verweilte, in einem ununterbrochenen Rausche.

Sobald ich eine Seriba betreten, bringt man nach sudanischer Sitte dem Fremden zunächst ein kühlendes Getränk ins Haus, bestehend aus einer Art Kaltschale, Abreh genannt. Es wird aus stark gesäuerten und wieder getrockneten Brotfladen, die man zerkrümelt ins Wasser wirft, auf die einfachste Weise hergestellt, und ist von so angenehmem Geschmack, dass jeder Reisende nicht genug des Rühmens davon zu machen weiss. Ein solches Abreh lässt sich indess nur von Sorghumbrot herstellen. Nach patriarchalischer Sitte wird alsbald nach der Ankunft auch Wasser zum Fusswaschen gereicht. Sobald ich mich auf dem Angareb, den gewöhnlich ein hübscher persischer Teppich bedeckt, niedergelassen habe, harre ich, die brennende Pfeife in der Hand, der Besuche und Ueberraschungen, die nun kommen sollen. Mit jeder Minute treten dann neue, mir völlig unbekannte Persönlichkeiten in die Thür, machen ehrerbietigst ihren Salam und stellen schweigend mit geheimnissvoller Miene grosse Krüge, Calebassen und Kürbisschalen zu meinen Füssen; sie enthalten Milch, Butter, Honig, Schnaps, Merissa, kurz, alle Delicatessen, die das Land darbietet. Von neuem schwelgen meine Leute im Ueberfluss und freuen sich der guten Idee, die mich zu dieser weiten Tour veranlasste und uns zu kornund viehreichern Ländern führte, als die hinter uns zurückgelassenen mit der stets drohenden Hungersnoth. Wegen der grossen Masse des hier angehäuften, d. h. zusammengeraubten Viehes und der Nachbarschaft des heimgesuchten Raubgebiets ist die Gefahr eines nächtlichen Ueberfalls keine geringe. Aus diesem Grunde werden des Nachts stets zahlreiche Wachen ausgestellt, und die Umgegend durchstreifen einzelne Patrouillen. Kaum ist aber die Sonne untergegangen, so bemächtigt sich der ganzen Niederlassung eine so all-

gemeine Trunkenheit, dass es mich nicht wunder genommen, wenn die Dinka in der That einen Ueberfall versucht hätten, der ohne Zweifel von Erfolg gekrönt gewesen wäre.

Der Mittustamm dieser Gegend führt den Namen Gehri. Das Land weit gen Osten bis jenseit des Rohl und nach Süden zu führt einen Collectivnamen und wird Moro genannt. Da Stämme verschiedener Völker innerhalb desselben sesshaft sind, so haben wir es hier allerdings mit einem Landesnamen zu thun, dem einzigen, der mir in dem gesammten Gebiete vorgekommen ist.

In den Flussniederungen beschäftigten sich, begünstigt durch die theilweise Zerstörung des Hochgrases durch Feuer, die Eingeborenen aufs eifrigste mit der grossen Jagd: Kesseltreiben mit Hülfe von Wildnetzen, Gruben und Fallen werden häufig angestellt. Von allgemeinstem Gebrauch sind hier auch die starken Bögen mit der Kurbel, welche beim Auftreten eine Schlinge um die Beine des Büffels wirft. In den Dörfern fand ich als Trophäen der Jagd sehr häufig die gewaltigen Gehörne von Büffeln und Elennantilopen. Bei Fortsetzung meiner Tour in rein östlicher Richtung zum Rohl musste ich eines schlimmen Fusses wegen getragen werden; das hatte hierzulande seine Schwierigkeiten, da es an praktischen Tragbahren gänzlich fehlte und die schweren Angarebs (Bettstellen) der Schmalheit aller Pfade halber nur von zwei Mann getragen werden konnten, und noch dazu, der Neger duldet es nicht anders, als auf dem Kopf. Soweit der Islam in Afrika herrscht, scheint das Sichtragenlassen nirgends Mode zu sein, es hat dies seinen Grund in einem religiösen Bedenken, von dem es wünschenswerth wäre, dass es auch die Europäer den von ihnen bevormundeten Völkern gegenüber zu erkennen gäben. Der strenge Mohammedaner hält es geradezu für eine Sünde, den Menschen als Vehikel zu benutzen; eine solche Scrupulösität von Völkern, die im Unterdrücken ihr Möglichstes leisten, verdient besondere Beachtung, da bekanntlich der Mohammedaner den Neger,

solange er sich dem wahren Glauben verschliesst, nichts weniger als einen Menschen anerkennt, im übrigen demselben vielmehr alle Menschenrechte abzusprechen pflegt.

Die Gegend am linken Ufer des Uohko schien wohlbestellt, und der Pfad führte uns beständig durch abgeerntete Felder, auf denen Penicillaria gebaut wurde. Drei Stunden östlich von Dangaddulu wurde eine Wiesenniederung erreicht und man erblickte jenseit derselben zum ersten mal, seit die Djurufer verlassen, einen hochstämmigen und weit ausgedehnten Palmenhain von Borassus. Auf 80 Fuss hohen Stämmen wiegen sich rauschend die Kronen von gewaltigen Fächerblättern. Im Schatten der Palmen winkten die Hütten des Mittu-Aeltesten Baï, wo wir mittags Rast machten. Am Nachmittag legten wir noch zwei Stunden zurück, um im Dorfe eines andern Capos, Gadi genannt, zu nächtigen. Von hier aus eröffnete sich am nordöstlichen Horizont die Aussicht auf einige bedeutendere Höhen, die jenseit des Rohl gelegen sind, und ich konnte nach längerer Zeit wieder einmal mehrere Winkel aufnehmen, um ihre gegenseitige Lage zu bestimmen. Hierbei fand meine Route zum ersten mal wieder einen Anschluss an solche Punkte, welche von frühern Reisenden erreicht worden waren, da ich mit Sicherheit den circa 200 Fuss hohen Gurkenj mit einer Localität auf Petherick's Karte zu identificiren vermochte. Viele Unterhaltung gewährte es mir, das Treiben der Eingeborenen in ihren engen Behausungen mit meinen Blicken zu verfolgen, und eine reiche Ausbeute an merkwürdigem Geräth und namentlich an Schmuckgegenständen, welche die Mittufrauen in grosser Menge besitzen, wurde für die Zeichenmappe erzielt. Die Mittufrauen sind die hässlichsten, die mir irgendwo vorgekommen, und ihre abscheulichen Verstümmelungen an den Lippen tragen viel bei, ihr abschreckendes Aeussere zu erhöhen. Auch Männer, was sonst selten vorkommt, sieht man hier ihre Lippen verunzieren, und im Dorfe des Gadi besuchte mich ein solcher Stutzer, der seine Oberlippe mit

einem schwerwiegenden Kegel aus geschliffenem Quarz von 6 Centimeter Länge belastet hatte.

Bald hinter dem Dorfe gelangten wir wieder an den Uohko, der hier bei 40 Fuss breitem Wasser bereits ein mehr flussähnliches Aussehen angenommen hatte. An dieser Stelle war er schon in die endlose Steppenniederung eingetreten, welche sich auf der westlichen Seite des Rohl hinzieht. Wir brauchten fast zwei Stunden, um sie zu durchschreiten. Diese lange Strecke führte durch dermassen hohes und dichtes Gras, dass ich ungeachtet meines hohen Sitzes (6 Fuss über dem Boden) mich aufrichten musste, um der nahen Berge ansichtig zu werden.

Merkwürdigerweise strömen alle im Gebiete besuchten Flüsse, der Djur, der Pângo, der Tondj, der Roah und der Rohl, obgleich in dieser Breite (6—8 Grad) die Rotationsgeschwindigkeit der Erde noch wenig abgenommen hat, doch genau nach dem Gesetz der vermehrten Rotation nordwärts gerichteter Gewässer, d. h. fast hart am Ostrand ihres meist sehr breiten Inundationsgebiets, das von einförmigen Steppen bedeckt wird. Allerdings beobachten alle die genannten Flüsse ziemlich strict eine Richtung von Süd nach Nord. Beim Djur und Pângo beträgt die Breite der westlichen Steppenniederung an mehrern Stellen $^3/_4$—1 Stunde, die des östlichen eine Wegstrecke von kaum zehn Minuten. Am Tondj bei Kulongo ist die westliche vierzig, die östliche fünf bis sechs Minuten Wegs; hier beim Rohl schliesslich fehlt am rechten Ufer jede Niederung, und der Fluss strömt auf eine weite Strecke längs den Abfällen des zwei Stunden entfernten Gurkenj vorbei, das stark ansteigende Ostufer bespülend, an welchem die Ghattas'sche Seriba A-uri gelegen ist.

Der Rohl ist jedenfalls ein viel wasserreicherer Fluss als der Tondj, und sein Bett hat sich bei A-uri in mehrere Arme gegliedert, die zur Winterszeit durch hoch über dem Wasser gelegene Sandbänke voneinander geschieden sind.

Ausgedehnte Altwasser verdampfen daselbst auf höhern Lagen, nachdem sie aufgehört abzufliessen, und erfüllen die Flussniederungen mit einer nassen Nebelluft. Am 17. December mass die Breite des eigentlichen Flusses 70 Fuss, die Tiefe betrug allerdings nur 2½ Fuss, aber 20 Fuss hohe Ufergehänge einer sandigen Bodenart überragten das Wasser und waren mit Schilfrohr bestanden; die Strömung betrug nur 100 Fuss die Minute. Grossartig soll der Anblick sein, den die unter Wasser gesetzte Niederung zur vollen Regenzeit darbietet. Der Fluss muss alsdann in seiner äussern Erscheinung mit dem Djur wetteifern, obgleich er schwerlich mehr als den dritten Theil der Wassermenge des letztern führen mag. Dieser Fluss, welcher sich auf unsern Karten bereits unter dem Namen Rohl eingebürgert hat, indem ihn die Dinka Nam-Rohl nennen, d. h. Fluss des (Dinka-) Stammes der Rohl, führt bei den Mittu, den Madi und andern anwohnenden Stämmen den Namen Jalo, die Bongo nennen ihn Djollebē, ein neues Beispiel der sich im ganzen unermesslichen Afrika so vielfach wiederholenden Fluss-, Städte- und Häuptlingsnamen, wo Wau, Ronga und Mundo fast so häufig sind, wie Columbus, Franklin und Jackson in Nordamerika. Der auf einigen Karten zu lesende Name Kaddo oder Kodda erscheint unzulässig, da dieses Wort sowol in der Mittusprache, wie in der der Rohl eben nur Fluss oder Wasser bedeutet im allgemeinen.

Grossartig war der Empfang der mir in A-uri zutheil wurde. Von meinem erhabenen Sitze aus konnte ich schon von weitem bemerken, dass sich die Termitenhügel mit schwarzen Köpfen bedeckten, indem Hunderte neugieriger Eingeborenen zusammengeströmt waren, und wie ich bei der Seriba anlangte, fand ich vor dem Thor 50 Mann in Reih und Glied aufgestellt, die eine feierliche Salve zu meiner Begrüssung abfeuerten. Ein eigenthümliches Gefühl, wie von instinctmässiger Furcht, durchzuckte meine Beine, ich hatte vergessen, dass ich nicht zu Fusse ging, sondern sicher

vor den in die Erde geschossenen Kugeln hoch über den Häuptern aller Sterblichen einherschwebte. Die Eingeborenen in der Umgegend von A-uri nennen sich Ssofi und bilden mit den Rohl, welche weiter im Osten wohnen, ein Volk. Ihre Sprache zeigt vereinzelte Anklänge an die der Bongo und Mittu, weicht aber von beiden gleich bedeutend ab. Im Aeussern und in ihren Einrichtungen scheinen die Ssofi übrigens eine grössere Verwandtschaft mit den Mittu zu bekunden. Auch die drei Berge im Norden von A-uri sind von Ssofi bewohnt. Der höchste von ihnen ist der Gurkenj, dessen Capo Djoli heisst. Dieser Berg scheint aus einer hellen Gneismasse zu bestehen, und zeigt auf seiner Südseite steile Abstürze von mindestens 200 Fuss relativer Höhe, er ist $2^1/_2$—3 Stunden von A-uri fast im Norden gelegen. Ueber diesen Berg führte Petherick's Route 1863 (zwischen Auihl und Djirri). Näher zur Seriba liegt ein kleiner Hügel mit den Dörfern Njedi, Jei und Maduri, welche der Ghattas'schen Seriba zinspflichtig sind. Etwas mehr nach Nordosten zu und von der Seriba wol eine Tagereise weit entfernt, erhebt sich ein flaches Hügelplateau, welches die Eingeborenen selbst Chartum nennen, um damit die Bedeutung und Unbezwinglichkeit dieser festen Stellung zu bezeichnen. Die Bewohner desselben werden von den Leuten der Seriba als vortreffliche Bogenschützen und Leute von grosser Tapferkeit sehr gefürchtet. Vergeblich haben die Nubier bereits mehrere Angriffe gegen diesen Berg versucht, sie mussten sich immer mit empfindlichem Verlust an Todten und Verwundeten zurückziehen. Vor wenigen Wochen hatten die Eingeborenen vom Berge Chartum einen Ueberfall der Seriba versucht, und diese konnte nur dadurch gerettet werden, dass die ganze Streitmacht der nahen Seriba Poncet schleunigst zu ihrer Unterstützung herbeigezogen wurde.

Alle die verschiedenen Stämme am Rohl im Süden der Dinkaterritorien werden von den Nubiern in jenen Seriben durchweg Djur genannt, obgleich sie selbst diesen Namen

leugnen und weder in ihrer Sprache, noch hinsichtlich der Rasse, am wenigsten aber in ihren Sitten etwas mit den Djur des Westens gemein haben. Die Nubier adoptirten den Namen Djur nach dem Sprachgebrauch der Dinka, welche damit alle Volksstämme bezeichnen, die nicht Viehzucht treiben. Petherick beging daher einen Irrthum, indem er sich dem Glauben hingab, das Gebiet der Djur, das ihm doch von seinen frühern Wanderungen her bekannt war, erstrecke sich bis an den Rohl; er würde diesen Fehlgriff vermieden haben, falls er sich einige Proben ihrer Sprache aufgezeichnet hätte. In A-uri hatte sich mein Fuss leider in so hohem Grade verschlimmert, dass ich zwei Tage lang ausser Stande blieb, irgendetwas Ernstliches vorzunehmen. Aeusserlich liess sich kaum eine wahrnehmbare Verletzung an der Fusssohle unterscheiden, die Entzündung hatte indess ein Anschwellen des ganzen Gliedes veranlasst. Ich hatte allen Grund, den Ausbruch eines Guineawurms zu befürchten und mich auf die trostlose Perspective eines wochenlangen Krankenlagers gefasst zu machen. Der projectirte Ausflug nach den interessanten Bergen der Nachbarschaft konnte daher nicht zur Ausführung gelangen, und schweren Herzens sah ich mich genöthigt, von A-uri Abschied zu nehmen. Ich war bereits den sechsten Tag an die Tragbahre gefesselt. Das Suchen nach neuen Pflanzenformen der vielversprechenden Gegend, die verlockende Jagd, das Nachspüren nach seltenem Geräth in den Dörfern, — alles blieb mir versagt; so zog ich von dannen, thronend auf den Häuptern von vier stämmigen Negern. Vor meinem hohen Sitze erweiterte sich der Horizont, und ich sah mich wenigstens durch die freie Aussicht auf das schöne Land entschädigt. Auch die Schmerzen hatten nachgelassen und waren einer Stimmung gewichen, die in der That eine getragene genannt werden konnte; über mir der heitere Himmel und die gemässigte Wärme der tropischen Winterluft, um mich herum die stille Einsamkeit des Waldes und der Steppe, dazu die ungewohnte

Behäbigkeit meines Fortkommens; alles wiegte mich in süsse Träumereien, und wie von unsichtbarer Kraft getrieben, glaubte ich auf leichtem Schifflein durch die Wogen des Grasmeeres zu streichen; kaum die Schritte der Träger, nur das Rauschen der mir ausweichenden Halme unterbrach die Ruhe dieser Beschaulichkeit.

In südsüdöstlicher Richtung führte uns der Weg nahe am rechten Rohlufer weiter, bis wir den Fluss zu überschreiten hatten. Der Vegetationscharakter hatte sich nicht im geringsten verändert, und dieselben Bäume und Sträucher, die mich seit dem ersten Betreten der rothen Erde begleitet hatten, setzten auch hier die Bestände des Buschwaldes zusammen. Landeinwärts schien das Terrain in sanft gehobenen Terrassen anzusteigen. An der Uebergangsstelle zeigte der unzertheilte Fluss ein halb trocken gelegtes Bett von 200 Fuss Breite; das Wasser reichte indess nur wenig über die Knie. Erstaunlich war der Fischreichthum desselben, und die uns begleitenden Neger schossen, während wir rasteten, zum Zeitvertreib nach den kleinen Barsen, von welchen das Wasser wimmelte, sie stets sicher mit dem Pfeil durchbohrend. Am jenseitigen Ufer betraten wir abermals das Gebiet eines eigenartigen kleinen Stammes, Namens Lehssi, dessen Sprache sowol von der der Ssofi wie von der der Mittu verschieden erschien. Im Osten über den Fluss hinaus reichten seine engen Grenzen bis zu dem wenige Stunden entfernten Kirmo, einem von Petherick besuchten Platze. Dahinter sind die Bofi sesshaft, in deren Gebiet Agád am Flusse Eji, der nach Petherick's Aussage an Wassermenge dem Rohl nachstehen soll, und welcher, bevor er in den Bachr-el-Gebel eintritt, sich mit dem Djemid vereinigt, eine Seriba unterhält, die eine starke Tagereise von Mvolo im Osten gelegen ist. Im Norden von den Bofi sitzen die Behl, welche, von den Agár und Ssofi eingeschlossen, durch ihren Reichthum an Rindvieh die Seriben dieser Gegend zu häufigen Raubzügen verlocken. Hinter den Behl, in der Rich-

tung zum Bachr-el-Gebel, liegt das Gebiet der Atuōt, eines wegen seiner Kriegslust sehr gefürchteten Volksstammes, welcher die Strasse nach der Meschera unsicher macht und die Karavanen auf ihrem Durchzuge beständig gefährdet.

Dreiviertel Stunde im Südosten von der Uebergangsstelle über den Rohl erreichten wir die Poncet'sche Seriba in der Landschaft Mvolo. Wir zogen durch eine Gegend, welcher seltsam geformte haushohe Granitblöcke, die bald in Gestalt von Würfeln, bald wie Obelisken aus der Ebene hervorstarrten, einen völlig neuen Charakter verliehen. Die Blöcke bilden im Norden der Seriba und etwas oberhalb von der Stelle, wo wir den Fluss von A-uri kommend überschritten, vielgegliederte Stromschnellen, die einen Nilkatarakt im verjüngten Massstabe darstellten.

Diese Kette über das Land zerstreuter Felsen streicht in der Richtung von Westen nach Osten, und Petherick erwähnt ihrer in seiner Reisebeschreibung („Travels in Centralafrica", Bd. 2) südlich vom Dorfe Dugbara.

Der Verwalter von Mvolo, ein langjähriger Diener Poncet's, empfing mich mit grosser Zuvorkommenheit, und am Eingange in den eigentlichen Pfahlbau der Seriba salutirten über hundert Mann in landesüblicher Weise; sogar Schüsse aus einer kleinen Schiffskanone, die in den Thorweg gestellt war, wurden abgefeuert. So sehr mich diese Begrüssung auch ehrte, eins berührte mich dabei auf das Unangenehmste, das war der Anblick der rothen Blutfahne mit dem Halbmond und den Koransprüchen. Ich hatte mich schon gefreut auf das lustige Flattern der übermüthigen Tricolore, die, an andern Orten oft bespöttelt, hier doch wenigstens die Achtung vor dem Frankenthum gewahrt hätte. Allein eine solche Genugthuung wurde mir nie zutheil, um meinen Leuten, die mir wiederholt erklärt hatten, unter keinen Umständen mir folgen zu wollen, falls ich meine Flagge entfaltete, den Nachweis ihrer Thorheit geben zu können. Die Entfaltung des mohammedanischen Banners

in der Besitzung eines Franzosen gewährt eine deutliche Vorstellung von dem geringen Einfluss, welchen die Handelsherren in Chartum auf das Verhalten ihrer Leute im tiefen Innern auszuüben vermögen. Da sich kein einziger Christ in der Niederlassung befand, hätte man sich auch nur wundern können, wenn das Gegentheil der Fall gewesen wäre. Jedenfalls würden Poncet's Landsleute strenger geurtheilt haben, als ich, oder sie hätten es mindestens verschwiegen.

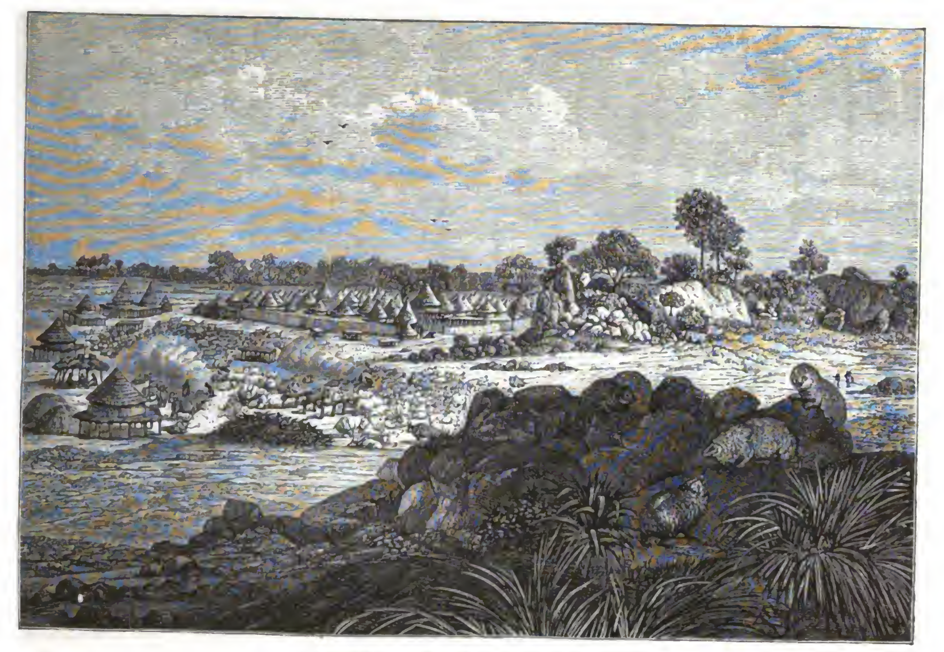
Die Schwierigkeit einer Controle über das Gebaren ihrer Leute, und die wiederholten Angriffe, welche die Gebrüder Poncet zu erleiden hatten, indem man sie häufig in oft ungerechtester Weise dafür verantwortlich zu machen suchte, dass ihre Untergebenen sich ab und zu mit Sklavenhandel befassten (in allen diesen Ländern etwas so Selbstverständliches als bei uns die Speculation kleinerer Leute an der Börse), hatte viel dazu beigetragen, ihnen alle Lust zu nehmen, noch weiter Etablissements im obern Nilgebiete zu unterhalten, welche bei nur mässigen Revenuen kaum die Concurrenz mit den Compagnien ihrer Nachbarschaft auszuhalten vermochten, indem die letztern vor keinem Mittel zur Bereicherung zurückzuschrecken pflegten. Sie mussten es endlich satt bekommen haben, noch ferner den hinter ihren Rücken begangenen Gesetzwidrigkeiten zuzuschauen. Es war bereits ein Jahr her, dass die Gebrüder Poncet ihre Etablissements der ägyptischen Regierung käuflich abgetreten hatten, unter Vorbehalt der Elfenbeinausbeute für die Dauer von drei Jahren, gegen Entrichtung eines hohen, pro Tag zahlbaren Zinses. So zog sich die letzte europäische Firma aus dem Elfenbeinhandel zurück, nachdem dieser von Europäern eigentlich erst in den obersten Nilländern eingeführt und begründet worden war. Die ägyptische Regierung, welche in der Monopolisirung des Elfenbeinhandels eine glänzende Perspective zu erblicken glaubte, zahlte als Kaufsumme ein ansehnliches Kapital. Mvolo war nämlich derjenige Punkt, welcher der reichsten Quelle dieses Han-

dels am meisten genähert erschien, denn vom Rohlfluss aus vermochte man mit fast völliger Umgehung des feindlichen Niamniamgebietes in directer Linie zum Lande der Monbuttu vorzudringen, und die Gebrüder Poncet pflegten in der letzten Zeit zweimal im Jahre Expeditionen dahin zu entsenden, was keinem der übrigen Etablissements möglich gewesen war. Dadurch wurde der jährliche Elfenbeinertrag verdoppelt. Trotz alledem müssen die Gewährsmänner in Chartum die Regierung schlecht berathen haben, denn fast unmittelbar nach dem Erlöschen der Poncet'schen Zugeständnisse gingen ihre Niederlassungen aufs neue in andere Hände über, und Ghattas, der Sohn, erwarb auch dieses lucrative Handelsgebiet, sich zu Erb und Eigen.

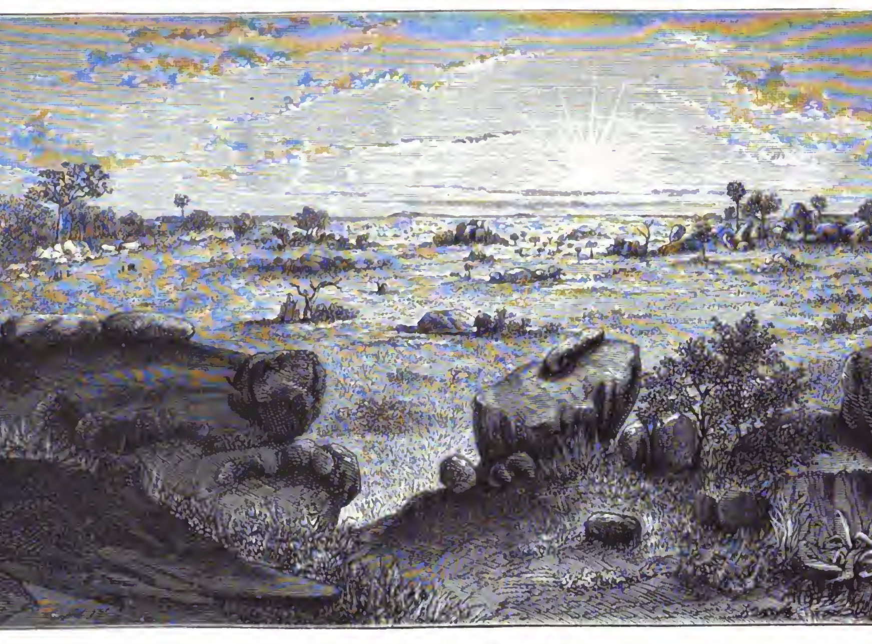
Man sollte meinen, dass der Entschluss der Regierung, den Elfenbeinhandel in diesen Gegenden zu monopolisiren, als ein für die Zukunft desselben sehr erfreuliches Ereigniss zu begrüssen wäre; mussten doch die Folgen unberechenbar sein für die Ordnung der jetzigen faustrechtlichen Zustände. Allein sehr zweifelhaft muss es erscheinen, ob ein solcher Wechsel den schwer bedrückten Eingeborenen je zugute gekommen wäre. Zwar würde durch Aufwand grösserer Mittel, als die chartumer Kaufleute flüssig zu machen vermochten, auch der Gewinn ein grösserer sein, als bisher, und zahlreiche bisjetzt versteckt liegende Quellen der Bereicherung könnten noch erschlossen werden; wie ich aber schon erwähnt habe, dürfte es unter allen Umständen an einem geeigneten Personal fehlen, um die Handelsinteressen des Vicekönigs in zweckentsprechender Weise zu vertreten. Alle diese Unternehmungen sind mehr oder minder unzertrennlich mit dem Sklavenhandel verknüpft, und an eine militärische Besitzergreifung des Landes wäre nicht zu denken, da hier nur Nubier auszuhalten vermögen, diese aber unter keinen Umständen sich zu einem disciplinirten Waffendienst verstehen würden. Von der unvertilgbaren Neigung zum Sklavenhandel, welche bisher alle Regierungsbeamten

gleichviel ob Aegypter oder Türken, an den Tag gelegt haben, will ich schweigen, indess sei mir der Hinweis gestattet, dass an eine Occupation des gesammten Gebietes der obern Nilländer, sowie an die Einführung regelmässiger Steuern, Unterdrückung des Sklavenhandels u. s. w., erst gedacht werden kann, wenn Aegypten zuvor in Darfur festen Fuss gefasst hat, diesem grossen Knoten des centralafrikanischen Sklavenhandels, bisjetzt die Zufluchtsstätte aller Missethäter aus dem ägyptischen Sudan und eine beständig offene Hinterthür für die Raubgebiete der Chartumer. Zur Illustrirung eines solchen Gedankenganges kann am meisten die landesübliche Redensart dienen, die man überall vernimmt, sobald die Leute in heftigen Streit miteinander gerathen: „Ich schlag' dich todt und geh' nach Darfur."

Die Einwohner von Mvolo nennen sich Lehssi und verrathen in ihren Sitten zahlreiche Anklänge an die Mittu und Bongo. Bei ihnen fand ich wiederholt jene sonderbaren aus Holz geschnitzten Figuren, welche zur Erinnerung an die verstorbene Frau wie Penaten im Innern der Hütte aufgestellt werden. Petherick beschreibt die Gräber, welche er bei Kirmo gesehen, als mit bifurken Baumstämmen und mit zu Hörnern geschnitzten Kerbhölzern geziert, ganz wie ich dieselben auf den Grabhügeln der Bongo wahrgenommen habe. Die Gegend producirt viel Getreide, und Jagd und Fischreichthum erleichtern den Unterhalt einer ziemlich dichten Bevölkerung. Dem entsprechend war auch das sehr wohlgenährte Aussehen der Leute. Unter den Lehssi, die ausnahmslos von mittlerer Grösse erschienen, fanden sich Individuen von ausserordentlich starkem Körperbau, wie mir solche nur noch unter den Niamniam vorgekommen sind. Auffällig erschien mir auch die Häufigkeit unproportionirt grosser Hände und Füsse. Der eingeborene Bezirkschef von Mvolo, der Dongolo hiess, führte wegen seiner Dicke den Namen Bermil, d. h. Fass, ein anderer hiess: der Fuss des Elefanten.



I. ANSICHT DER SERIBA PONCET IN MVOLO. S. 417.



I. ANSICHT DES LANDES BEI MVOLO. S. 417.

Bisher war mir noch keine Gegend zu Gesicht gekommen, welche ein so eigenthümlich bizarres Gepräge an sich getragen hätte, als Mvolo, eine Fläche, welche, soweit das Auge reichte, abwechselnd mit riesigen Steinblöcken von abenteuerlichster Gestalt, oder mit isolirten Boskets und einzelnen Bäumen und dazwischen mit freien Grasflächen bedeckt erschien. Die reiche Farbenpracht der Landschaft prangte im bunten Laubschmuck des Herbstes. Aus den verschiedenen Baumgruppen schossen graziöse Fächerpalmen hervor, und jeder Felsblock, von Schlinggewächsen aller Art umhangen, lud zum Zeichnen ein. Am nördlichen Horizont hoben sich als violette Flecke die drei Berghöhen bei A-uri von der blassen Bläue des Himmels ab. Der Grundton des Horizontes selbst war das Blau eines italienischen Himmels, herwärts zum Beschauer verliefen nun die diesen Gegenden eigenthümlichen Farbenabstufungen von Grau und Gelbbraun; zunächst vor den Blicken war alles bunt von dem wechselnden Laub der mannichfaltigsten Baumarten, roth, gelb, dunkelolivengrün, dazwischen die grasgrünen Flecke neuausschlagender Büsche, schliesslich die Termitenhaufen von pompejanischem Roth, und im Vordergrunde die silbergrau leuchtende Masse der Felsen.

Die Seriba selbst war so originell wie ihre Umgebung, und einzig in ihrer Art. Der Anblick dieses fürchterlich verworrenen Pfahlbaues hätte ein empfängliches Gemüth um die Ruhe seiner Nächte bringen können. Leibhaftig, wie er dem Alterthumsforscher im Traume erschienen, ja wie es wirklich bereits auf Abbildungen in einigen über diesen Gegenstand handelnden Werken zu sehen, nur ohne den See, lehnte sich der dichtgedrängte Hüttencomplex an die haushohen Granitblöcke an, aus welchen die stolzen Säulen der Fächerpalmen hervorsprossten. Die kegelförmigen Hütten waren auf die mit einem Thonanstrich bedeckten Gerüste gestellt, wie Papierdüten auf einen platten Tisch. Davor der grosse Viehhof mit Hunderten von Rindern, wo Dinka-

knechte die Hütung besorgten; unter den Sonnendächern, die sie sich krumm und schief, wie die naturwüchsigen Jochpfähle, welche sie tragen, errichtet, sitzen die Viehhüter um die stets glühenden Misthaufen geschart, wonnig auf der weichen Asche gebettet und mit Behagen den ihnen so lieben Duft einsaugend. Derartige Pfahlbauten, welche in ihrem Plane mannichfachen Abänderungen unterliegen können, sind den frühern Waffenplätzen der Eingeborenen, als diese noch Herren des Landes waren, nachgeahmt und dienen hauptsächlich dazu, gegen feindliche Angriffe einen sichern Zufluchtsort zu gewähren.

Zu dem fremdartigen Charakter ihrer Umgebung stimmte nicht allein der barocke Baustil der Seriba, auch die Bewohner dieser bizarren Gneisfelsen waren Sonderlinge ersten Ranges. Hier treibt ein Klippschliefer sein Wesen und kann, sobald die Sonne sinkt oder beim ersten Morgengrauen, überall mit Leichtigkeit beobachtet werden. Murmelthierartig sieht man ihn am Eingang seiner Schlupfwinkel hocken, in welche er sich pfeilschnell unter sonderbaren Grunz- und Schnalzlauten, sobald sich Gefahr naht, zurückzieht. Wegen dieser Laute, welche die Thiere ausstossen, nennen die Nubier sie schlechtweg „Kehko“. Es sind indess sehr mannichfaltige Arten, die sich schwer unterscheiden lassen, über die verschiedensten Theile des Nilgebietes zerstreut, und jedes Land scheint eine eigene Rasse dieser merkwürdigen Geschöpfe herangezogen zu haben. Klippschliefer finden sich nicht nur in den Bergen Abyssiniens und des obern Sennār, sie hausen auch auf allen jenen inselartig aus den Ebenen emporragenden Kuppen und Kegeln, welche dem südlichen Kordofan und der Provinz Taka einen so eigenthümlichen Landschaftscharakter verleihen. Auch die Berge der Bejudahsteppen beherbergen diese Thiere. Andere Arten spielen in Südafrika eine grosse Rolle, und selbst Arabien, die Sinaihalbinsel und die Gebirge Syriens haben eine eigene Art. Diejenige, welche ich bei Mvolo traf, entspricht am meisten

der von Bruce gegebenen Abbildung einer abyssinischen Art. Ihre Nahrung scheint hauptsächlich aus Baumrinde zu bestehen, wenn sie auch nebenbei frischsprossende Knospen und Gräser fressen mögen.

Abdu, der Verwalter von Mvolo, ein im Dienste vieler Europäer zum eifrigen Jäger, Ausbalger und halben Naturforscher ausgebildeter Mann, hatte mich eigens auf die interessante Jagd aufmerksam gemacht, zu welcher die hart vor der Thür der Seriba umherschlüpfenden Klippschliefer verlockten. Zugleich hatte er von mir eine Erklärung der merkwürdigen Erscheinung verlangt, nach welcher die Thiere befähigt wären über jähe, fast senkrechte Felsplatten sicher hin- und herzuklettern. „Ich weiss nicht, woher es kommt", wiederholte er, „hat man einen geschossen und will ihn packen, so haftet er mit seinen Füssen im Todeskampf am glatten Fels, als sei er angewachsen."

Die Sohlen dieser Thiere sind nämlich schwärzlich, elastisch, wie Kautschuk, und tragen mehrere durch tiefe Spalten getrennte Schwielenpolster*); diese Einrichtung befähigt sie, was unter allen Säugethieren und Warmblütlern überhaupt unerhört ist, sich beim Gehen vermittels beliebiger Einziehung und Ausdehnung der centralen Schwielenspalte mit einer gewissen Festigkeit an die glatte Oberfläche des Gesteins anzusaugen, um einen Theil ihrer Schwere überwinden zu können. Nachdem ich mir bei dem plumpen Bau ihrer Füsse (denn die Zehen tragen nur hornartig verdickte Hautstellen, keine eigentlichen Nägel; sie sind polsterartig verdickt, und nur am Hinterfuss befindet sich an der innern Zehe eine scharf zusammengedrückte Klaue) das schnelle und sichere Klettern über scharfgeneigte Granit-

*) Bruce (Bd. 5, Erklärung zu Taf. 29) erwähnt ausdrücklich des Umstandes, dass das weiche Sohlenfleisch sich stark zu beiden Seiten der Falten emporhebt.

wände, ja selbst auf dem glattrindigen Astwerk kleiner in den Schluchten wachsender Bäume, anfangs gar nicht zu erklären vermochte, ward mir das Räthsel klar, als ich selbst eins dieser Thiere verwundet vom Gestein weggreifen wollte. Der Granit war so eben wie die Platten eines Trottoirs, und dennoch musste ein gewisser Widerstand überwunden werden, um den im Genick gepackten Körper von demselben abzuheben, er haftete wie mit Vogelleim angeklebt am Boden.

So oft auch andere Arten von Klippschliefern oder Klippdachsen von wissenschaftlichen Reisenden beobachtet worden sind, und so gross die Rolle ist, welche diese Thiere in der südafrikanischen Fauna spielen, nirgends finde ich eine Erwähnung dieses interessanten Umstandes; meine Beobachtung mag Zweifel erregen, ich habe sie wiederzugeben versucht, so gut ich konnte, mögen künftige Reisende sie weiter verfolgen.

Die Totallänge der grössten Exemplare, die ich erlegte (es waren trächtige Weibchen), betrug 26 Centimeter. Die graue Färbung, welche das Thier dem wilden Kaninchen so ausserordentlich ähnlich macht, ist beim Männchen heller, fast weisslich. Mitten auf dem Rücken und in der Längsrichtung zieht sich ein scharf begrenzter weisser Streif hin. Die Weibchen bringen, wie ich mich überzeugte, auch bei dieser Art immer zwei sehr entwickelte Junge zur Welt. Auch das Fleisch erinnert im Geschmack ausserordentlich an das der Kaninchen und kann wie dieses ohne gekünstelte Zubereitung nicht schmackhaft gefunden werden.

Die Felsblöcke von Mvolo dienten auch andern interessanten Geschöpfen zur Wohnstätte. Jene zierlichen ledergelben Eichhörnchen (Sciurus leucumbrinus), welche an jeder Seite durch zwei weisse Längsstreifen geziert sind und denen man in den Steppen Nubiens wiederholt begegnet, waren hier sehr häufig. Ueberall wimmelte es von orangeköpfigen Agamen, die unter beständigem Kopfnicken

den Nahenden begrüssten, während der Klippschliefer ängstlich seine Schritte beobachtet und sich hurtig nach Art der Murmelthiere und unter Ausstossen eines Alarmpfiffs in die nahen Klüfte zurückzieht, von welchen er sich nicht weit zu entfernen wagt. Ich musste eine halbe Stunde warten, bis sein Kopf wieder am Eingang der Felsspalte sichtbar wurde. An solchen Stellen fehlte selbstverständlich nicht das unvermeidliche Perlhuhn; da ich indess bei der guten Bewirthung in Mvolo nicht der Küchenjagd obzuliegen brauchte, erlegte ich nur einige Exemplare des niedlichen Hühnchens, welches überall in der Umgegend, die Hähne mit erhobenem Schwanze, wie kleine Bantams, im Grase umherlief (Ptilopachus). Das ganze Gebiet des Gazellenflusses ist durch die auffällige Seltenheit der sonst in Afrika so häufigen Francoline ausgezeichnet.

Da ich nun wieder gut zu Fuss war, begab ich mich am dritten Tage meines Aufenthaltes in Mvolo zu den eine halbe Stunde im Nordosten gelegenen Stromschnellen, wo sich der Fluss durch ein Bett wild übereinandergewürfelter Granitblöcke hindurchzwängt und in drei Arme gliedert. Die zwei grössern Inseln fand ich mit dichtem Buschwald bestanden. Ein bezauberndes Vegetationsbild boten daselbst die Haine von Borassuspalmen dar, welche die Ufer beschatten. Der Hauptstrom geht zu gleichen Theilen durch den nördlichen und südlichen Arm. Der erstere bildet einen jähen Fall von 50 Fuss, indem er sich wild schäumend in die Höhlung der Felsblöcke wirft, welche die moosartigen Polster einer Tristicha bekleiden. Der gesammte Fall innerhalb der Stromschnellen beträgt mindestens 100 Fuss. Weiter oberhalb und eine Viertelstunde im Osten der Seriba fliesst der Rohl, dessen Lauf um dieselbe einen Bogen beschreibt, wieder in regelmässigem Bette, von 100 Fuss Breite. Zwischen den Blöcken, die so glatt und so rein waren wie Marmorbänke, befanden sich Bassins von krystallhellem Wasser, so recht dazu angethan, zu einem erquickenden Bade einzuladen.



Etwas Verlockendes hatte auch der kühlende Schatten, welchen die hohen Fächerpalmen und das dichte Gebüsch um sie verbreiteten; es war ein Ort geweiht den Nymphen des Waldes und der Quelle. Nach Jahr und Tag konnte ich mich hier wieder dem reuelosen Vergnügen des Badens hingeben, das bei der schlechten Beschaffenheit aller früher besuchten Gewässer und der stets drohenden Fiebergefahr wegen mir bisher versagt geblieben war. Der Fischreichthum war an allen Stellen so ausserordentlich, dass man sich in den kühlenden Fluten von ihren Bissen belästigt sah.

Ich durchstreifte die Buschwaldung am jenseitigen Thalgehänge und machte daselbst manchen interessanten Fund. In Menge wucherte daselbst eine merkwürdige Gurke, die mit langen Zapfen und Fortsätzen bedeckt ist (Cucumis Tinneanus). Ein Strauch, dessen Zweige den Nubiern als Pfeifenrohre dienen, war hier die bereits in unsern Gewächshäusern eingebürgerte Tinnea aethiopica; sie findet sich überhaupt besonders häufig in der Umgegend von Mvolo. Einer Trauerweide gleich neigen sich die langschüssigen, überhängenden Zweige zum Boden, und mit stiller Wehmuth ruhten meine Blicke auf den fast schwarzen Blüten dieser Pflanze, welche um das Schicksal der kühnen Reisenden zu trauern schienen, deren Hände sie einst gezeichnet voll liebevollen Verständnisses für die Schönheiten der freien Natur.

Ganz nahe von der besuchten Localität wurde mir gen Norden das Dorf Dugwara gezeigt, von wo die Schläge der Nogara zu uns herüberrauschten, eine Fantasie der Eingeborenen anzeigend. Somit hatte ich hier denjenigen Punkt erreicht, welcher meinen Routen, von der Meschera des Bachr-el-Ghasal an gerechnet, einen Anschluss an ziemlich sicher festgestellte Localitäten darbot. Mvolo war von seinen bisherigen Besitzern nicht besucht worden, wohl aber war im Jahre 1859 Jules Poncet weiter unterhalb über den Rohl gegangen, als er noch die Elefantenjagd im grossen Mass-

stabe betrieb.*) Im Jahre 1863 dagegen streifte die Route des britischen Consuls Petherick am jenseitigen Rohlufer vorbei, und berührte das nahe Dorf Dugwara. Meine eigenen Routenaufnahmen, welche relativ überall ein ausserordentlich befriedigendes Resultat ergaben, wie ich es aus den bei der Construction genau sich anschliessenden Routenschlingen erkennen konnte, stimmten in der parallelen Richtung sehr genau zu der Lage der Meschera, welche ihr auf der Arrowsmith'schen Karte zu den Petherik'schen Reisen, 1858—63 (Journ. R. G. S., Bd. 35), ertheilt worden war, sodass Dugwara infolge meines Anschlusses kaum merklich in der geographischen Lage verrückt zu werden braucht. Dagegen wurde die Meschera auf allen frühern Karten viel zu weit nach Westen verlegt und die Längenentwickelung des Gazellenflusses um fast einen halben Grad übertrieben, was durchaus nicht mit der Zeit in Einklang zu bringen war, welche ich sowol während der Hin- als auch auf der Herreise auf die Beschiffung des Flusses verwandte. Welche Materialien Arrowsmith zu dieser glücklichen Correction vorgelegen haben mögen, ist mir unbekannt geblieben; übrigens war Petherick durchaus nicht mit den von diesem Geographen vorgenommenen Aenderungen einverstanden, da nach seinen Längenbestimmungen der in Rede stehende Theil seiner Route am Rohl um 20 Meilen weiter nach Osten hätte verrückt werden müssen, als die Arrowsmith'sche Karte seiner Reise darthut, so unwahrscheinlich diese Ortsbestimmung auch aus andern Gründen erscheinen muss.

Bevor ich mich anschickte, die interessante Gegend zu verlassen, hatte ich noch mancherlei kleine Widerwärtigkeiten zu bestehen, indem die schwarzen Soldaten und Sklaven der

*) Jules Poncet, „Le Fleuve Blanc, Notes géographiques etc.“, die beste Publication über den Weissen Nil, gibt zuverlässige Details über jene interessante Reise, sowie eine auf langjährige Erfahrung gegründete Charakteristik der verschiedenen Völkerschaften dieses Gebiets.

Seriba, in der Meinung, ich sei, weil ein Weisser, der leibliche Bruder des Besitzers, sich mit allerhand Klagen und Beschwerden an mich wandten. Eine Anzahl Niamniamsoldaten wollte mir durchaus und gegen den Widerspruch des Verwalters folgen. Ich musste ihnen Vernunft zusprechen, um ihnen begreiflich zu machen, dass ich mit so vielen Leuten nichts anzufangen wüsste und dass ich der dienstbaren Geister bereits genug besässe. Sklavinnen flüchteten sich in meine Hütte, indem sie sich über die Prügel beschwerten, die sie von den ob ihrer Untreue erbosten Besitzern erhalten. Nubier schliesslich verlangten, ich solle Recht sprechen über das Anrecht, welches dieser oder jener auf diese oder jene davongelaufene Sklavin beanspruchte, — kurz und gut, ich war froh, als ich mich endlich auf den Weg machen konnte, die Reise nach Westen anzutreten. Eine kleine Heerde von Kühen, Kälbern und Schafen begleitete mich als Geschenk des Verwalters, selbst ein noch ganz guter Esel wurde mir aufgedrängt.

Nach $7^1/_2$ Stunden angestrengten Marsches durch eine Gegend, die, arm an Wasserstellen, wenig von Interesse darbot, ausser hochstämmigen Beständen des Kobbo-Baums *), gelangten wir zu einer Filialseriba Poncet's, Namens Legbi, wo wir wieder in dem Gebiete der Mittu waren. Eine zweite Seriba, die ich aber nicht besuchte, Njoli, lag von hier drei Stunden im Südost in einer dem Fluss benachbarten Niederung, wo die Eingeborenen gerade mit einem grossartigen Kesseltreiben auf Elennantilopen beschäftigt waren. Diese Seriben im Mittulande waren erst im vorigen Jahre gegründet worden; sie lagen an dem directen Wege, der zu den Monbuttu führte, auch hatte man die Waffenplätze absichtlich nach dem benachbarten Madigebiete vorgeschoben, um sich ein an Elefanten reiches Jagdrevier zu sichern, dessen grössten Theil

*) Eine neue Gattung der Caesalpinien, welche die Merkmale der Berlinia mit denen des Sclerolobium vereinigt.

der unternehmende Abd-es-Sammat sich erst vor kurzem als No-man's Land durch einen Handstreich angeeignet hatte. Von Legbi nach Ngama hatten wir noch 5½ Stunden, und der Weg führte Westnordwest, indem er sich stark zur Thalniederung des Uohko herabsenkte, den wir jetzt zum vierten mal überschritten. Es waren noch zwei andere Wassergräben zu passiren, welche das von verschiedenen isolirten Hügeln und Höhenzügen ziemlich coupirte Terrain durchschnitten. Obgleich es noch nirgends geregnet hatte, begannen auf dem vom Steppenbrande gesäuberten Boden dennoch bereits eine ganze Anzahl perennirender Gewächse kräftig zu sprossen und ihre buntfarbige Blütenpracht hart auf der nackten Erde zu entfalten. Auch von denjenigen Bäumen, deren Eigenthümlichkeit es mit sich bringt, vor Entwickelung des Laubes zu blühen (Combreten, Butyrospermum u. s. w.), prangte da eine ganze Reihe im üppigsten Flor. Vor allem waren es zwei Arten, welche meine Aufmerksamkeit fesselten, da sie in den nördlicher gelegenen Gegenden absolut zu fehlen scheinen: Xeropetalum, überdeckt mit schönen hellrosa Malvenblüten, und Stereospermum mit grotesken Sträussen von fingerhutartigen rothen Blüten entfalteten ihre ganze Pracht und erinnerten einigermassen an die Blütenfülle des abyssinischen Hochlandes.

In Ngama erfuhr ich, dass Abd-es-Sammat mit seiner ganzen Streitkraft nach den südlichen Territorien abgezogen sei, um zum Unterhalt seiner zahlreichen Seriben in diesem ersten Jahre des Besitzes die Steuerkraft des Landes zu erproben. In Ssabbi waren mittlerweile alle Vorräthe aufgezehrt worden, und selbst mir drohten daselbst bittere Hungertage, hätte ich mich jetzt schon nach diesem Platze zurückbegeben wollen. Ich schickte mich daher zu einer neuen Rundtour in südlicher Richtung an, um mit Abd-es-Sammat zusammenzutreffen, bis die Zeit zum Aufbruch nach den Niamniamländern herangerückt wäre. Zunächst begab ich mich in einem siebenstündigen Marsche nach der kleinen

Seriba Kerō im Madigebiete. Der Weg führte in Südsüdost bei einer kleinen Granitkuppe vorbei, deren kahle Flächen von Klippschliefern bewohnt schienen, dann ging es wiederholt über flache Granitplatten abwärts, bis sich eine weite Fernsicht auf das flache Hochland im Süden eröffnete. Abermals kamen wir über den Uohko, der hier ganz den Charakter eines periodisch strömenden Flusses hatte, indem das Wasser in seeartig erweiterten Becken zum Stehen gekommen war. Von der Gewalt und der Masse des Wassers zur Regenzeit zeugte zunächst die Breite des steinernen Flussbettes und die kolossalen, mit Gräben und Löchern tief ausgewaschenen Granitblöcke, welche hoch hinauf mit der moosähnlichen Podostemmonee überzogen erschienen. In Westsüdwest überraschte mich der unerwartete Anblick hochragender Felsberge, darunter der vier Stunden entfernte Uohba bei Deragō, den ich später besuchte. Die letzten Ausläufer dieses isolirten Bergrückens zogen sich in Gestalt eines 80—100 Fuss hohen Kammes bis an den Uohko, dessen rechtem Ufer wir folgten, um nach Kerō zu gelangen. Bei diesem Platze bildet der Bach einen 40—50 Fuss tiefen Erdriss, der von unregelmässigen Hügeln umgeben war. Die steile Uferböschung verdeckte der undurchdringliche Schatten prachtvoller Bäume, die mich lebhaft an die echte Kastanie (Hexalobus) erinnerten.

Unter den zahlreichen musikalischen Instrumenten, welche sich die durch einen besonders entwickelten Tonsinn ausgezeichneten Mittu construiren, spielt eine Leier mit Resonanzboden eine Hauptrolle. Sie hat die grösste Aehnlichkeit mit der Robaba der Bewohner Nubiens. Die Soldaten in allen Seriben unterstützen diesen Fingerzeig ihrer urafrikanischen Herkunft durch einen grossen Eifer, mit welchem sie sich bei ihrem Faulenzerleben zu ausübenden Künstlern heranbilden. Auch sah ich in den Händen eines Madi eine Flöte aus Bambusrohr nach völlig europäischem Zuschnitt, und der Mann gab auf meine Aufforderung ein ganz

hübsches Stückchen zum besten; es musste ihm ausserordentlich viel Zeit und Mühe gekostet haben, sich die absonderlichen Modulationen einzuüben, welche er mit grosser Sicherheit hervorzubringen wusste; dazu riefen die Nubier: „Der spielt so gut wie ein fränkischer Musikant in Alexandria.“

Von Kerō setzte ich meine Wanderung weiter nach Süden fort und befand mich nach einem Marsche von drei starken Stunden in Reggo, einer Filialseriba der Poncet'schen Compagnie, die hier ihre Elefantenjäger einquartiert hat. Der Weg dahin führte grösstentheils durch Ackerflächen, die mit Penicillaria bestellt gewesen waren. Hier beobachtete ich zum ersten mal in ausgedehnter Cultur die süsse Batate, eine Lieblingsspeise der Niamniam. Die angetroffene Form hat eine purpurrothe, selten weisse Rinde, und besitzt ausserordentliche Süssigkeit. Die stärksten Knollen erreichen im Madilande indess nur die Grösse eines kräftigen Fingers.

Die Poncet'schen Etablissements dieser Gegend waren eigens zu dem Zwecke gegründet worden, um der weiten Ausdehnung, welche Abd-es-Sammat in jener Richtung seinem Gebiete ertheilt hatte, die Stange zu halten. Diese Compagnie beanspruchte den Grund und Boden des ganzen Gebiets, eine Forderung, auf welche der Elefantenreichthum ihr Interesse besonders hinweisen musste. Vor einigen Tagen nun hatten die Jäger zwei Elefanten erlegt, hierin bestand aber auch die Ausbeute eines Jahres. Man nennt sie Jäger: „Ssejadin“, weil sie mit kolossalen Büchsen bewaffnet sind, welche nach und nach aus Chartum in das Land eingeführt wurden. Die Gebrüder Poncet gaben sich in früherer Zeit in Person mit Elefantenjagd ab, indem sie ein Corps solcher Jäger commandirten, und wiederholt brachten sie allein in einem Jahre auf diese Art so viel Elfenbein zusammen, dass es der reichsten Ausbeute, welche sich jetzt bei den Niamniam erzielen lässt, nicht nachstand. Diese Zeiten, obgleich kaum 14 Jahre verflossen, erscheinen uns nun weit entrückt. In dem heutigen unmittelbaren Seribengebiete betrachtet man

das Erscheinen von Elefanten als ein Ereigniss, zu dessen Ausnutzung die Jäger tagereisenweite Streifzüge antreten müssen. Die klugen Thiere kennen indess genau diejenigen Gegenden, welche ihnen besondere Sicherheit gewähren. Bei dem hohen Alter, das sie erreichen, mag es zudem wol kein bejahrtes Individuum geben, das nicht öfters bereits in seinem Leben von Menschen angegriffen wurde, und es leben gewiss deren viele, die sich rühmen können, im Feuer gewesen zu sein. Zur Zeit gibt es noch im Dinkagebiet Stellen, wo namentlich während der Regenzeit Elefanten angetroffen werden; eine solche lag der Seriba Ghattas' ziemlich nahe und, wie erwähnt, in den Waldungen des Stammes der Aluadj. Wenn ich die Chartumer fragte, weshalb sie nicht hingingen, um sich selbst das Elfenbein zu holen, erhielt ich immer als Antwort: „Das wäre eine schöne Jagd, wir schössen auf die Elefanten, und die Eingeborenen auf uns.“

In Reggo hatten die Soldaten eine grossartige Hundezucht etablirt; die Seriba wimmelte förmlich von jungen Welpen der fetten Niamniamrasse. Wie ich erfuhr, wussten sie sich hiermit einen kleinen Nebenverdienst zu verschaffen, indem sie die Hunde gegen Sklavinnen an die Mittu verkauften und eintauschten; diese sind ebenso gierig auf den Genuss ihres Fleisches, als die Niamniam. Hundezähne geben auch bei ihnen einen beliebten Brust- und Halsschmuck ab, und der Werth, den sie repräsentiren, gibt eine Vorstellung von der Lüsternheit, mit welcher sie nach dem leckern Mahle trachten.

1. Januar. Das Jahr 1870 war erschienen, und ein neues Glied begann sich anzureihen an die endlose Kette der ewigen Zeit; der zweite Neujahrstag, den ich in Centralafrika erlebte, ging indess still und ohne Sang und Klang an mir vorüber, allein gehoben durch das Gefühl der Dankbarkeit, mit welcher ich auf den Empfang dieses kostbaren und wohlverwertheten Zeitgeschenks blicken musste. Von den Schleiern einer ungewissen Zukunft begann sich einer

nach dem andern zu lüften, und frohen Muthes und mit dem Selbstvertrauen eines Acclimatisirten konnte ich meine Wanderungen fortsetzen. Zunächst ging es nun weiter nach Süden zu Kuraggera, dem vorgeschobensten Punkt des neuerworbenen Gebiets von Abd-es-Sammat. Die Strecke beanspruchte fünf Marschstunden und führte uns zum sechsten mal über den Uohko. Kurz vorher hatten wir in dem Dorf eines andern Madi-Aeltesten halt gemacht, welcher den melodiösen Namen Kaffulukku führte; ich hatte auch die Ehre, die Bekanntschaft eines dritten zu machen, welcher Goggo hiess. Die imposante Allongeperrüke, die er trägt, war weder sein eigenes Haar, noch Haar überhaupt, sie bestand aus einem künstlichen Gewebe von fein geflochtenen Fadensträngen, die, gehörig mit Eisenocher imprägnirt, über und über von Fett trieften.



Goggo, ein Mittu-Madi-Häuptling.

Wie in den letztbesuchten Seriben des Abd-es-Sammat, so fanden wir auch bei Kuraggera den Platz fast gänzlich von Bewaffneten entblösst; nur der Ortsvorsteher der Madi selbst war zugegen, um für die Sicherheit der Kornvorräthe Sorge zu tragen, die hier aufgehäuft worden waren. Im Innern der Pfahlumzäunung lagerten hoch aufgestapelt Tausende von Träger-

lasten, jede einzelne aufs zierlichste zu kugelrunden Packeten verpackt, deren Umhüllung die Eingeborenen sehr einfach und zweckmässig aus Laub und Stroh herzustellen wissen. Es war die vorläufige Ausbeute der im Lande aufgetriebenen Kornvorräthe des Jahres, welche aus Bodenerzeugnissen jeder Art bestanden; fast alle Producte, welche wir im sechsten Kapitel der Reihe nach aufgezählt haben, waren hier vertreten. Hinzugekommen waren noch die süssen Bataten, welche die Madi im grossen Umfange cultiviren. Mit allen seinen verfügbaren Waffenkräften lagerte Abd-es-Sammat drei Stunden südlich von hier am Uohko, und mit Hülfe seiner 250 Soldaten und über 3000 Bongo- und Mittuträger setzte er die Landschaft im Süden und Südosten bis jenseit des Rohl und bis nahe an die Grenzen der sogenannten Makarakäh (Niamniam) in Contribution. Die näher liegenden Stämme waren die Madi-Kaja, die Abaka und Luba, offenbar dieselbe Gegend, zu welcher ein Agent des Petherick, Namens Auēt, im Jahre 1863 einen Streifzug ausgeführt hat. Viele Häuptlinge liessen sich freiwillig brandschatzen, andere verhielten sich feindlich und überliessen dann ihre ganzen Vorräthe den Fremden à discretion; der Reichthum der Gegend war so gross, dass die Trägermenge bei weitem nicht ausreichte, um den Ueberfallenen alles wegzunehmen, und diese Unternehmung fiel daher durchaus unblutig aus.

Ich musste einige Tage bei Kuraggera verweilen, um auf die Rückkehr meines Protectors zu warten. Nach gänzlichem Verbrauch der mitgenommenen Bleistifte langweilte ich mich erschrecklich, ich musste mit Hühnerblut schreiben; auch bot die Flora wenig dar, was sich zur Ausbeute geeignet hätte. Indess setzte ich hier, wie in A-uri und Ngama, meine Studien über die Mittusprache fort, und bemühte mich, das fürchterlich verworrene System zu entwirren, nach welchem die Madi zählten. Die Butterbäume standen jetzt in voller Blüte; der dem Stamm reichlich entströmende Milchsaft erinnert sehr an Guttapercha, welches gleichfalls das

Secret einer Art aus dieser Pflanzenklasse (Sapotacee) ist. In vielen Gegenden sah ich die Kinder aus der Kautschukmasse Spielbälle formen, die zur allgemeinen Belustigung dienten. Ein früherer Kaufmann in Chartum, der vielgenannte Siebenbürge Franz Binder, brachte 1861 einen ganzen Centner von diesem Federharz mit nach Wien, wo es sich zwar gut zu technischen Zwecken erwies, aber infolge der hohen Transportkosten keine Aussicht eröffnete, je von Bedeutung für den Handel dieser Länder zu werden.

Am 7. Januar endlich kehrte Abd-es-Sammat mit der Mehrzahl seiner Träger und Soldaten in die Seriba zurück. Er wollte mir einmal recht imponiren, und bestimmte einen ganzen Tag zu Festlichkeiten in grossartigem Stil. Seine Völker, in Gruppen von je 500 Mann abgesondert nach den Stämmen, sollten Kriegstänze zum besten geben, würdig ihres Gebieters. Er selbst war überall mitten unter ihnen, und seine Lustigkeit ging so weit, dass er (wozu sich kein anderer Nubier verstanden hätte, denn er schlug ganz aus der Art) sich selbst wie ein Wilder ausputzte, und bald mit Lanze und Schild, bald mit Pfeil und Bogen in der Hand unermüdlich bis zum Abend als Vortänzer der einzelnen Gruppen fungirte; er war ein echter Njere-Goio, d. h. Festordner, Chef der Fantasie; hier tanzte er als Bongo, dort als Mittu, bald erschien er als Niamniam costümirt im bunten Fellschurze, bald ahmte er den Monbuttu nach, denn überall war er zu Hause, und die nöthigen Costüme waren leicht beschafft. Unter den Bongo von Ssabbi gab es mehrere, welche ein besonderes Geschick für theatralische Darstellungen an den Tag legten. Zum Gaudium der umstehenden Nubier veranschaulichten sie die Scene, wie Abd-es-Sammat den Muchtār Scherifi überfallen und geprügelt; dabei improvisirten sie folgendes Recitativ, begleitet von handgreiflicher Darstellung: „Vom Stock getroffen, taumelte Muchtār in den Strohzaun und rief: Ba mi åh! (o weh mir), er schrie wie ein Dilubock.“ Dann folgte der Refrain: „Madrislālla — illālla — illālla“ (sollte heissen:

Allah il Allah). Dazwischen ertönte ein unaufhörliches Knallen der Gewehre, und die Donnerbüchsen, welche handvollweise mit Pulver geladen wurden, umhüllten für einige Minuten die Gruppen der Tanzenden mit dichten Rauchwolken. Der Lärm und Staub, welcher den ganzen Tag über währte, ermüdete mich mehr als der stärkste Tagemarsch.

Am folgenden Tage rief der Kenusier die in diesem Jahre neu unterworfenen Madihäuptlinge zusammen, um ihnen in längerer Rede ihre Obliegenheiten einzuschärfen. Ich war ein Zeuge dieser charakteristischen Scene, und da der Dolmetscher in sehr gewandter Weise Satz für Satz den Negerhäuptlingen übertrug, so entging mir kein Wort der Ansprache Mohammed's. Er begann unter schrecklichem Drohen und Fluchen und malte ihnen mit den grellsten Farben die fürchterlichen Strafen aus, die ihrer harrten, falls sie ihm ungehorsam werden sollten, auf der andern Seite brüstete er sich mit seiner Grossmuth. „Seht ihr", so sprach er, „euere Weiber und Kinder will ich nicht, euer Korn nehme ich nicht von euch, aber ihr müsst für die Fortschaffung meiner Vorräthe Sorge tragen, damit die Leute in der Seriba nicht verhungern, und ich verlange, dass nicht der mindeste Verzug stattfinde. Du, Kuraggera, gehst jetzt in deine Dörfer und rufst zusammen Männer und Jünglinge, Weiber und Jungfrauen, die Knaben, die etwas tragen können, und die Mädchen, welche Wasser holen vom Bach, und dann befiehlst du ihnen, dass sie sammt und sonders in der Frühe sich hier einfinden, sie müssen das Korn nach Deragō schaffen, ein jeder nach seinen Kräften; die Ballen sind von allen Grössen, den Kräften des einzelnen entsprechend. Und wenn einer der Träger unterwegs davonläuft und seine Last wegwirft, dann — sieh! reisse ich dir dies Auge aus. Und wenn eine Last abhanden kommt oder gestohlen wird, so hacke ich dir mit diesem Schwert den Kopf ab!" Bei diesen Worten sauste das riesige altdeutsche Ritterschwert an dem Haupt

des Madiältesten vorbei. „Und nun zu dir, Kaffulukku. Ich weiss, die Leute Poncet's sind neulich gekommen und haben sich zwei Elefanten geholt; woher wussten sie das, wer hat es ihnen verrathen? Du hast ihnen Boten geschickt um des Lohnes willen, den sie dir versprochen, und du, Goggo, warum liessest du das zu auf deinem Gebiete? Wenn die Leute Poncet's wiederkommen, so schlagt sie todt, und wenn sich das noch einmal wiederholt, so müsst ihr mit dem Leben büssen, und wenn einer von euch Elfenbein hinträgt zu den Nachbarn in die fremden Seriben, so lass ich ihn lebendig verbrennen, ihr wisst also, woran ihr euch zu halten habt! Und nun von etwas anderm. Dass ihr es euch nicht einfallen lasst, einem meiner Leute Leides zuzufügen: da zieht ein Türke allein des Wegs einher, und die Neger schleichen nebenher im Grase und schiessen mit Pfeilen, und der Türke stirbt — seht! die Ratten vergraben sich in der Erde, und die Frösche und Krabben haben ihre Löcher, aber man gräbt sie aus, und die Schlangen verkriechen sich im Stroh, aber man zündet es an. Und wollt ihr uns die Steppe über den Köpfen in Brand stecken — dann, wisst ihr, dann mache ich ein Gegenfeuer, und euer Verrath wird zu Schanden; wollt ihr aber in die Höhlen von Deragō fliehen, — ihr habt's erfahren, — dann schiesse ich mit Schitēta (Cayennepfeffer) aus Elefantenbüchsen in euere Schlupfwinkel, und ihr müsst hustend und betäubt hervorkriechen, mich um Gnade anzuflehen. Oder aber: das Wasser hier im Bach fliesst spärlich, da kommen die Neger und legen böse Wurzeln in den Chor, und die Türken trinken, und die Türken sterben — glaubt ihr denn, ihr seid wie die Vögel, dass ihr davonfliegen könnt, um meiner Rache zu entgehen? u. s. w.“

Nachdem ich mich selbst für die kommende Zeit verproviantirt hatte, — mein Vieh hatte ich von Ngama direct nach Ssabbi treiben lassen — machte ich mich auf den Rückzug, um die nöthigen Vorbereitungen zur Niamniamcampagne in Musse zu beenden. Kurz vor dem Abmarsch

erlebte ich noch eine komische Scene in Kuraggera, wo Mohammed sich abmühte, den Madi-Aeltesten der Gegend die Zahl der erforderlichen Träger begreiflich zu machen. Die Madi können, wie bekanntlich die meisten Völker von Afrika, eigentlich nur bis zehn zählen; alle Combinationen darüber hinaus müssen ihnen handgreiflich demonstrirt werden. Zu dem Ende waren Rohrhalme bündelweise zu zehn und zehn zusammengebunden, und der Neger, hatte er sie einmal in Händen, begriff ganz gut die Zahl, er konnte sie nur nicht aussprechen. „Hast du jetzt begriffen?“ fragte man schliesslich Kuraggera, der 1530 Leute zu stellen hatte; er machte eine bejahende Geste und erhob sich, um, das mächtige Packet Rohrstäbe unter dem Arme, gelassen und gravitätisch seinem Dorfe zuzuschreiten. Wir bewegten uns den ganzen Tag in einem endlosen Zuge von nahezu 2000 Trägern jeden Alters und Geschlechts, und erreichten nach über achtstündigem Marsche die Seriba Deragō, beständig eine nördliche Richtung beobachtend. Die Berge von Deragō wurden schon auf Entfernung von mehrern Stunden am nördlichen Horizont sichtbar und lieferten für meine Routen einige erwünschte Peilungen. An einem dem Roāh tributären Bache, Namens Gulu, den wir nicht überschritten, machten wir für einige Zeit Rast, die ich zur Jagd auf Perlhühner benutzte, da die Haushühner in diesem Gebiete ziemlich selten waren. In Deragō verbrachte ich die erste Nacht seit meiner Abreise aus Aegypten, ohne mein Bettzeug zur Hand zu haben; der mit seiner Instandhaltung beauftragte Diener hatte es bei Kuraggera liegen lassen; so ängstlich war ich besorgt, auf allen meinen Touren auch nicht auf das Geringste zu verzichten, was ohne grossen Aufwand zu meiner Erholung beitragen konnte. Je haushälterischer der Reisende mit Strapazen, die seiner so wie so in ausgiebiger Menge harren, umgeht, um so grösser werden seine Leistungen sein und um so mehr Garantie hat er, sich den schädlichen Einflüssen des Klimas zu entziehen. Von einer gänzlichen Acclimatisation

kann erst nach Jahren, und auch dann erst in sehr zweifelhaftem Grade die Rede sein, nutzlos erscheint daher jeder Versuch, sie durch gefahrvolle Abhärtung beschleunigen zu wollen.

Ich verwandte einen Tag auf den Besuch der nahen Berge, welche sich in einer Längenausdehnung von drei Wegstunden und im Abstand von einer Stunde im Osten von der Seriba nach Nordosten hinziehen. Wegen Zeitmangels musste ich auf Besichtigung der merkwürdigen Höhlen verzichten, welche der südlichste und höchste Punkt dieses Höhenzugs enthält. Dieser Eckberg heisst Uohba und besitzt zum mindesten eine relative Höhe von 500 Fuss. Es waren dieselben, deren Mohammed Erwähnung that, als er von der Vertreibung der Madi durch Pfefferstaub sprach; ein vorzügliches Mittel, das sich jeder General wohl ad notam zu nehmen hätte, der künftighin unglückliche Beduinen in algerischen Höhlen auszuräuchern beabsichtigt. Ich begnügte mich mit der Besteigung einer ungefähr 300 Fuss betragenden Höhe, die man mir Jonga nannte. Den westlichen Horizont und die Berge von A-uri bedeckte leider ein dichter Rauchschleier, der von den Steppenbränden herrührte. Deutlich dagegen konnte man die kleinen Hügel zwischen Ngama und Kerō unterscheiden. In Westsüdwest wurde ich eines Höhenzugs ansichtig, welcher, Gere genannt, auch in den Gesichtskreis meiner Routen fiel, als ich auf dem Rückzuge von den Niamniam durch die Depression des Lehssi-Beckens wanderte. Das Gebirge von Deragō besteht aus einem hellfarbigen Gneis. Ein Thal, welches an der besuchten Stelle in dasselbe einschneidet, war an seiner Mündung mit einer Reihe 40 Fuss tiefer Gruben versehen, welche die Madi zum Fangen von Elefanten angelegt hatten. Zu diesem Behufe treibt man die Thiere aus weitem Umkreis zusammen, sodass sie, durch das Thal ihren Weg nehmend, in der Eile der Flucht die wohlverdeckten Fallgruben übersehen und hineinstürzen.

Die Seriba Deragō lag im Osten einer sanft geneigten Thalsenkung, welche sich in der Richtung der Berge hinzog. In der Tiefe dieser Depression nahm ein bedeutender Bach seinen Ursprung, dessen Bett jetzt eine Reihe grosser Wasserbassins enthielt. Von hier wandte ich mich wieder nach Westen zum Roāh, um Kuddu, die letzte Seriba Abd-es-Sammat's, diese wieder auf Mittugebiet, zu erreichen, welche 30 Meilen oberhalb und genau im Süden von Dokuttū an diesem Fluss errichtet worden ist. Nach fünfstündigem starken Marsche in Westnordwest, und nachdem wir zur Uebersteigung des gen Nordwesten zu verflachten Höhenzugs einen weiten Umweg zu machen hatten, befanden wir uns am Ziele. Bei Kuddu fliesst der Roāh, unmittelbar von Wald umgeben, in einer tiefen Depression, und beschreibt um die Seriba einen Halbkreis. Zur Regenzeit erreicht der Fluss, der selbst jetzt 30—50 Fuss breit war, eine Tiefe von 15 Fuss, während sie im Winter immer noch 4—5 Fuss beträgt. Das sehr dichte Buschwerk und die zum Theil riesigen Bäume, welche mit ihren Kronen laubenförmig über den ganzen Fluss hinweggreifen, an andern Stellen aber umgestürzt Brücken darstellen, ertheilen hier dem Roāh das Aussehen eines überwölbten Kanals. Da drang kein Sonnenstrahl zu seinem Wasserspiegel, und nur lang herabhängende Lianen senkten sich von den übergreifenden Baumzweigen herab in die Fluten; wie an Glockensträngen zerrte unablässig die Gewalt der Strömung, und nickend folgten die Baumwipfel; so rauschte ihr lederartiges Laub gespenstisch, wie von Geisterhänden bewegt. Grosse Meerkatzen hatten hier die ihnen so recht zusagenden Lebensbedingungen gefunden, denn die Gewächse am Wasser spendeten mannichfaltige Früchte zu ihrem Unterhalt. Da gab es auch blütenreiche Partien, die in auffälligster, unvergleichlicher Schönheit alles bisher Gesehene weit in den Schatten stellten. Die feuerrothen Combreten überstrahlten alles übrige in dieser grossen Laubscenerie an Pracht. Die massenhaft gehäuften Blütenköpfe leuchteten

wie Fackeln aus dem tiefen Grün der Dickichte hervor, während die mit einem goldenen Glanze übergossenen fruchttragenden Zweige den grellen Contrast der Farben vermehrten. Wer alle die Schönheiten der afrikanischen Natur detaillirt schildern wollte, liefe Gefahr, seinen Leser durch den einförmigen Ausdruck seiner Bewunderung zu ermüden.

Von Kuddu aus kamen wir, uns immer in der Nähe des linken Roähufers haltend, nach achtstündigem Marsche wieder nach Dokuttū zurück. Vom Dorfe des Degbe an benutzten wir wieder die auf der Herreise begangene Strasse. Wir hatten auf dieser Strecke eine Anzahl kleinerer Rinnsale zu passiren, welche sich nahe zur Rechten in den Roäh ergossen. Den Rest unsers Rückzugs nach Ssabbi legten wir gleichfalls auf dem frühern Pfade zurück. Als wir uns der durch die Raubsucht des Löwen so sehr in Verruf gerathenen Gegend von Gigji näherten, verriethen meine Leute noch grössere Angst als auf der Hinreise, denn in Dokuttū hatte uns die Nachricht empfangen, dass sich erst am Tage zuvor wieder Löwen daselbst hätten blicken lassen. Reisende, die während ihres Marsches auf sie gestossen, hätten sich nur durch schnelles Erklimmen der Bäume zu retten vermocht. Dieser Umstand, in meiner Phantasie zu allerlei pikanten Details ausgemalt, machte mir Lust, die Scene selbst heraufzubeschwören. Als wir uns nun mitten in dem gefürchteten Walde befanden und jeder ängstlich, sein Gewehr in der Hand, durch die Büsche spähte, die hin und wieder den Pfad zu einer plötzlichen Krümmung zwangen, stiess ich aus voller Kehle einen verzweifelten Schrei aus und rief: „Der Löwe, der Löwe!“ In demselben Moment hatten die Träger die Lasten abgeworfen und meine nubischen Helden sich unter die Bäume getheilt, die im Bereich ihrer Arme sich befanden; es war ein Klettern auf Mastbäume, das mit derselben Hurtigkeit geschah, wie auf einem scheiternden Schiffe. „Der Jude als Seeräuber“, rief ich aus, „ihr seid Helden!“

In derselben Gegend stiessen wir jetzt überall auf die

frischen Spuren von Elefanten, welche die Nacht zuvor in grosser Anzahl und an verschiedenen Stellen unsern Weg gekreuzt hatten. Das letzte Nachtlager hatten wir am Tudji und schmausten von zwei Hartebeests, welche in den ausgedehnten Waldungen, die das frische Grün eines dichten Unterholzes von neuem belebte, in Menge sich eingestellt hatten. Der vorletzte Marschtag war der anstrengendste der ganzen zweiundvierzigtägigen Tour, da ich den ganzen Tag ohne mich einmal zu setzen ununterbrochen gejagt und gewandert hatte.

Am 15. Januar betrat ich wieder die gastlichen Hütten von Ssabbi, begrüsst von den Getreuen, die ich daselbst zurückgelassen, und fast erdrückt von den überschwenglichen Liebkosungen meiner Hunde. Diese Tour gen Osten hatte eine Gesammtlänge von 210 Meilen erreicht, und das Gebiet eines Volkes, das bis dato selbst dem Namen nach als völlig unbekannt gelten konnte, war von mir in fast allen seinen Theilen durchwandert worden. Um alle dasselbe betreffende Wahrnehmungen in einen Rahmen zu fassen, müssen wir einen Rückblick auf das hinter uns liegende Land und seine politische Lage werfen.

In Ermangelung einer nationalen Collectivbezeichnung für eine Gruppe von Völkerschaften, deren Stammesunterschiede sich kaum auf durchgreifende dialektische Eigenthümlichkeiten der Sprache und nur auf einige Abweichungen in der Tracht zu erstrecken scheinen, möchte ich mich dem Sprachgebrauch der Chartumer anschliessen, welche diese Völker schlechtweg Mittu nennen. Dieser Name kommt eigentlich nur dem nördlichsten Theile der Völkergruppe zu, welcher sich selbst Mittu oder Mattu nennt, denn ausser diesem betrachten sich noch vier gleichartige Stämme als ebenso viele voneinander unabhängige Völker: die Madi *),

*) Diese Madi, ein Name, der sich häufig in Afrika zu wiederholen scheint, haben indess nichts mit den Madi am obern Bachr-el-Gebel gemein.

die Madi-Kaja, die Abaka und die Luba. Ihr Gesammtgebiet liegt zwischen den Flüssen Roāh und Rohl und fällt zum grössten Theil zwischen den 5. und 6. Grad nördl. Br. Nach Norden reicht dasselbe bis an die Territorien der Dinkastämme Rohl und Agār, nach Süden zu wird es von dem östlichen Zipfel des Niamniamlandes begrenzt, wo sich der Name Makarakāh bereits auf unsern Karten eingebürgert hat. Makarakāh und Kakarakāh aber ist die Bezeichnung, welche die Mittu für das Volk der Niamniam im grossen und ganzen gebrauchen, nicht der Name eines eigenen Volksstammes. Aus ihrem eigenen Munde, und so oft ich auf die Scholle Landes wies, auf welcher ich gerade stand, konnte ich in Erfahrung ziehen, dass die Mittu ihr Land „Moro" nennen, allein denselben Namen hat Petherick auf seiner Karte auch über die ganze Strecke geschrieben, welche sich im Osten vom Rohl zwischen 4½ und 6 Grad nördl. Br. bis an den Jegifluss ausdehnt. Alle Mittuvölker können sich untereinander verständigen, denn ihre Sprachen besitzen nur eine dialektische Verschiedenheit, welche sich aus der politischen Zusammenhangslosigkeit dieser Stämme zur Genüge erklären möchte, wenn nicht die Niamniam, welche einen ebenso lockern Verband der Stämme darthun, gerade durch die Einheit ihrer Sprache das Gegentheil bewiesen. Die Mittusprache enthält vereinzelte Anklänge an die der Bongo, hat aber im ganzen genommen mit ihr ebenso wenig gemein, wie untereinander alle Sprachen der grössern Völker im Gebiete des Gazellenflusses, welche durch einen gewissen Grad von ausgeprägter Nationalität leicht unterschieden werden können. Was übrigens ihre Gebräuche, die Tracht und die Einrichtungen anbelangt, so lässt sich nicht leugnen, dass die Mittuvölker sich am meisten den Bongo annähern; vielleicht bilden sie einen in der Geschichte ihrer Entwickelung begründeten Uebergang von diesen zu den Niamniam.

Erst im Laufe der letzten Jahre hatte ihre Unterwerfung

unter die Gewalt der Chartumer begonnen. Während das Land der Mittu in engerm Sinne bereits unter die das obere Nilgebiet terrorisirenden Compagnien vertheilt erscheint und die Eingeborenen daselbst in dem gleichen Verhältniss der Leibeigenschaft zu ihnen stehen, unter welchem die Djur und Bongo bereits seit mehr als zehn Jahren schmachten, ist eine solche Vergewaltigung für die südlichen Stämme, insonderheit für die Luba und Abaka noch als unvollendet zu bezeichnen. Die letztern dienen nur gelegentlich zum Revier des Sklavenfangs oder der Kornrazzia, und entbehren daher noch aller Leiden und Freuden eines Unterthanenverbandes.

Rasselich stehen alle Mittustämme den Bongo entschieden nach, sie unterscheiden sich von ihren westlichen Nachbarn vor allem durch eine weit schwächlichere, minder zu Anstrengungen und Strapazen taugliche Leibesbeschaffenheit. Ich konnte das am deutlichsten während der Niamniamcampagne wahrnehmen, als sich ein Vergleich zwischen ganzen Colonnen von Trägern beider Rassen wiederholt meinen Blicken aufdrängte. Während die Bongo im Hungern und Wurzelschlingen miteinander wetteiferten, ohne ihr Aussehen wesentlich zu ändern, magerten die Mittu bei fortgesetztem Nahrungsmangel zu Skeleten ab und versagten bald jeden Dienst. Auch in ihrer Heimat selbst stiess ich nur selten auf jene untersetzten Gestalten, welche das kräftige Bongovolk überall zur Schau stellt. Auffällig häufig waren unter allen Trägern gerade die Mittu mit dem Guineawurm behaftet. Es scheint ein schlimmes Privilegium zu sein, das sich die Rasse erworben, einen so bösen Feind im eigenen Fleische zu beherbergen und grosszuziehen. Der Guineawurm verhält sich nicht gleichgültig gegen die Verschiedenheiten der menschlichen Natur.

Nichts erklärt in dem durchweg fruchtbaren Lande eine solche Schwächlichkeit; die Mittuvölker sind ebenso fleissige Ackerbauer als die Bongo, und produciren die mannichfaltig-

sten Cerealien, Knollengewächse, Oel- und Hülsenfrüchte. Eine innerhalb des bisher von mir bereisten Gebiets nur selten auf weite Strecken sich darbietende Fruchtbarkeit des Bodens begünstigt hier die wenig mühevolle Thätigkeit des Ackerbaues. Besonders zeichnen sich die unter 5 und 5½ Grad nördl. Br. gelegenen Districte am obern Roäh und Uohko durch Ertragfähigkeit des Bodens aus; sie sind eine offene Vorrathskammer für die nubischen Niederlassun-



Ziege der Bongo, Mittu, Momwu und Babuckur.

gen im sterilen Osten und Westen. Der District des Mbomo, welcher an die Niamniam des Nganje stösst und sich zwischen den Flüssen Lehssi und Roäh ausdehnt, ist auch durch seine im grossen Massstabe betriebene Maiscultur vor allen Nachbarländern ausgezeichnet.

Wie ihre Nachbarn, die Bongo, kennen die Mittu keine andern Hausthiere als Ziegen, Hunde und Hühner; die Rassen sind bei beiden die gleichen. Da sie keine Rinder besitzen, rangiren sie in den Augen der Dinka unter die-

jenigen Völker, welchen die verächtliche Bezeichnung „Djur", d. h. Wilde, zukommt. Was den Hund betrifft, so weichen die Anschauungen der Mittuvölker von denen der Bongo aufs entschiedenste ab. Alle Stämme der in Rede stehenden Gruppe verrathen dadurch, dass sie Hundefleisch essen, ein Hinneigen zum Kannibalismus. Schon Bernardin de St.-Pierre hat in seinen „Études de la nature" den Satz ausgesprochen, Hunde essen sei der erste Schritt zum Kannibalismus. Wenn wir einen Blick auf diejenigen Völker werfen, welche im bereisten Gebiete mehr oder minder wirkliche Menschenfresser sind, und wahrnehmen, dass dieselben Völker gerade den Hund als den leckersten Braten betrachten, so scheint sich diese Vermuthung in der That zu bestätigen.

Wesentliche Unterschiede von den Nachbarn verrathen bei den Mittuvölkern alle diejenigen Stammeseigenthümlichkeiten, welche den äussern Putz des Körpers, die allgemeine Tracht, die Schmucksachen und Zierathen, die Verunstaltungen, welche diesem zu Liebe einzelne Körpertheile erleiden müssen, — mit einem Wort die Mode. Das Merkwürdigste sind die aufgetriebenen und durchlöcherten Lippen der Mittufrauen, welche miteinander in schreienden Eingriffen in die Natur wetteifern und deren Eitelkeit an fratzenhafter Verunstaltung des Gesichts unter allen Völkern Afrikas das Nonplusultra zu leisten scheinen. Für sie ist es nicht genug, dass allein die Unterlippe durchbohrt werde, auch die obere muss herhalten, der Symmetrie wegen.*) Wenn wir die Eigenthümlichkeiten der Tracht bei den verschiedenen Völkern Afrikas von einem allgemeinen Gesichtspunkt betrachtet zusammenfassen, so wird bei allen die Absicht klar, durch Nachahmung thierischer Merkmale ihrer Mode denjenigen Charakter zu ertheilen, welcher eine gewisse Vor-

*) Die gleiche Verunstaltung beider Lippen beobachtete Rohlfs an den Weibern der Kadsche in Segseg zwischen Tsad und Benuë.

liebe oder eine Art Verehrung für diese oder jene Thierart zur Schau trug. Häufig erklärt sich der solchergestalt in der Tracht zum Ausdruck gelangende Thiercultus aus den Gewohnheiten des alltäglichen Lebens. Schwer erscheint es aber, Aehnliches bei den Mittufrauen nachzuweisen, und unerklärlich bleiben diejenigen Ideale, die ihnen bei Erweiterung ihrer Lippen zu einem breiten Schnabel vorge-



Lory, ein Mittuweib.

schwebt haben mögen. Wir werden gleich sehen, dass die Mittumode, im Falle unsere Voraussetzung richtig war, nur eine Vorliebe für Löffelenten und Löffelgänse verrathen kann, mit welchen diese Damen eine geistige Verwandtschaft empfinden müssen. In Zorn gerathen, sind sie vermöge ihrer von einer Platte erweiterten Lippen befähigt, mit verdoppeltem Eifer zu plappern, und sie können ebenso gut „knacken“ wie die Eule, oder wie Störche und der Balaeniceps rex.

Kreisrunde thalergrosse Scheiben, welche bald von weissem Quarz geschliffen, bald von Elfenbein und Horn hergestellt sind und bei 3 Millimeter Dicke bis 3 Centimeter im Durchmesser haben, werden in das mit den Jahren erweiterte Lippenloch hineingezwängt, diese dehnen sich in der Fläche zu enormem Umfange und erlangen eine horizontale Lage. Wenn die Mittufrauen trinken wollen, so müssen sie die Oberlippe mit



Wengo, ein Mittuweib.

den Fingern hochheben und das Getränk in den Schlund giessen. Ganz ähnlich ist der Schmuck gestaltet, welchen die Weiber der Maganja am Schire tragen und der „Pelele" genannt wird. Es ist aber ein Ring und nicht eine Platte, auch dient der Pelele nur zur Erweiterung der Oberlippe. Die Mittuvölker stossen übrigens auch kegelförmig geschliffene Quarzstücke, welche eine Länge von 6 Centimeter erreichen können, durch die Lippen. Letzteres ist besonders bei den

Luba Mode, deren Ideal das Rhinoceros zu sein scheint. Derartige wie Belemniten aussehende Quarzkegel tragen hin und wieder auch Männer.

Die Frauen der Madi entsprechen in ihrer äussern Erscheinung vollkommen denen der echten Mittu. Alle bedienen sie sich des Schurzes von Laub und Gräsern, wie die Bongofrauen, die Männer ziehen ein Fell durch die Lenden-



Lubaweib.

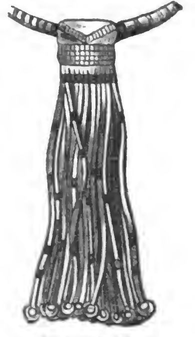
schnur, wie bei jenem Volke. Nur der Madistamm weist eine eigene Tracht für Männer auf. Diese haben vorn einen nach Art des sudanischen „Rachad“ oder des „Isinene“ der Kaffern aus Ledersträngen gebildeten, mit Ringen und Eisenbeschlag reich verzierten Schurz hängen; dieser Schurz aber ist nur ganz schmal und erinnert an die neunschwänzige Katze. Andere haben ein kleines dreieckiges Fell an der Lendenschnur hängen, am Rande gleichfalls mit Ringen und

Eisenkram verziert. Bei den Madi finden sich auch breite, mit Kauri verzierte Gürtel, ähnlich wie die Niamniam solche tragen; überhaupt waren sie der einzige mir vorgekommene Stamm, bei welchem Kauri noch Mode zu sein schienen. Um die Kauri zu befestigen, wird die ganze Rückenwölbung derselben abgeschliffen und die weisse Mundspalte zur Schau getragen. Bei allen übrigen Völkern des Bachr-el-Ghasal-Gebietes sind diese Conchylien längst aus dem Verzeichniss der Werthgegenstände gestrichen.


Quarzkegel, in der Lippe getragen (nat. Grösse).

Aehnlich den nördlichen Bongo verschmähen alle Mittuvölker es, ihre Zeit mit Haarkünsteleien zu vergeuden; beide Geschlechter tragen am liebsten das Haupthaar kurzgeschoren. Die künstlich nachgeahmten Perrüken haben wir bereits am Bilde Goggo's kennen gelernt. Das Ausraufen der Wimpern und Brauen wird von den Mittufrauen als eine Sitte des Anstandes betrachtet. Kopfbedeckungen tragen die Männer nach Art der Niamniamhüte, und das Porträt Ngama's zeigt einen solchen, der an einen russischen Kutscherhut oder eine Mandarinenmütze erinnert. Sehr beliebt sind bei ihnen aus Eisen geschmiedete Spitzen, welche auf einer Platte sitzen, um die Höhe des Hinterhauptes zu krönen. Daran hängen Perlschnüre oder Haarbüschel. Die Madi verfertigen sich auch aufs zierlichste von bunten Perlen gestickte Kappen, die genau der Schädelwölbung angeschmiegt werden. Tätowirung spielt nur bei den Madimännern eine grössere Rolle, man erkennt sie sofort an den zwei Reihen von Punkten, welche von der Nabelgegend nach den Schultern zu divergirend verlaufen, wie die Knöpfe an gewissen Uniformen. Die Frauen der meisten Stämme haben auf der Stirn gewöhnlich zwei parallele Punktreihen tätowirt. Sehr mannichfaltig sind die kleinern, aus Kupfer und Eisen her-

gestellten Zierathen, welche Mittu und Madi überall anzubringen bestrebt sind; diese bilden Glöckchen und Schellen, kleine Anker und Beile, Ringelchen und Plättchen von tausenderlei Gestalt. Der Rand der Ohrmuschel ist bei allen Frauen mit einer Menge von kleinen Ringen geziert. Ausserdem legen diese Volksstämme dieselbe Vorliebe für Eisenketten an den Tag, wie die Niamniam und Monbuttu. Was sie an Utensilien am Leibe tragen, muss alles an Ketten hängen. Sehr erfinderisch sind sie auch an eigenthümlichen Formen der Arm- und Fussringe. Erstere tragen häufig einen scharfschneidigen oder gezackten, mit Dornen versehenen Rand, welcher zuweilen in einen langen Fortsatz ausläuft; das hat alles nur den Zweck, im Einzelkampfe durch heftig geführte Schläge aufs wirksamste einzugreifen.



Schurz der Madi.

Auch bei diesen wilden Naturkindern äussert sich menschlicher Hochmuth in dem Grade, als die Knechtschaft unter den Fesseln der Mode zunimmt, Fesseln in des Wortes verwegenster Bedeutung, denn mit dämonischem Raffinement quält und peinigt die Mode auch in den entlegensten Wildnissen von Afrika die armen Menschenkinder, ebenso gut und oft noch in höherm Grade als in dem grossen Gefängniss unserer Civilisation. Als Zeichen besondern Reichthums, und um die Würde des Standes zu wahren, tragen Männer sowol als Frauen der Mittu fingerdicke, plumpgearbeitete Eisenringe eng um den Hals geschmiedet, zu zwei, drei, ja vier übereinandergeschichtet. Auch massive Halsbinden, von Leder zusammengenäht und stark genug, um Löwen damit an die Kette zu legen, sind in Gebrauch. Sie ertheilen dem Schädel jene unnatürliche Stellung, welche wir an den hohen Kravatten und Kragen älterer Modebilder bewundern. Wenn

mit solchem Schmucke angethan die Grossen des Volkes, über und über von Oelen und Fett triefend, salbungsvoll und mit souveräner Verachtung durch die Reihen der übrigen Sterblichen einherschreiten, so erscheinen sie wie aalglatte Diplomaten, die, eingewickelt in hohe Kravatten und gleich-

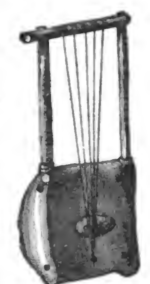


Ngama, ein Mittuhäuptling.

falls in ein feierliches Schwarz gehüllt, mit unveränderlicher Ruhe in den Gesichtszügen ihre spähenden Blicke von jener feinen Lippenfaltung begleiten lassen, auf welcher Geheimnisse ruhen. Von kunstfertiger Hand werden die kolossalen Halsringe dem lebenden Körper als unveräusserliches Glied hinzugefügt, und erst der Tod und die Verwesung erlösen die Mittu von diesen Fesseln, denn man müsste geradezu

den Kopf abschneiden, um die Ringe wieder vom Halse entfernen zu können. Leider bot sich mir keine Gelegenheit dar, um selbst Zeuge von der räthselhaften Procedur des Anschmiedens zu sein. Wenn die Ringe an Arm und Fussgelenke geschmiedet werden sollen, so schützt man die betreffenden Stellen durch Unterschieben von Holzstücken.

In vieler Hinsicht stehen die Mittuvölker den Bongo weit nach; man erkennt das am deutlichsten an den kleinen und nachlässig gebauten Hütten, deren Grösse oft nur wenig die eines mässig übertriebenen Reifrockes von Anno 1856 übersteigt; nur in ihren musikalischen Leistungen übertreffen sie alle Nachbarvölker. Auch ihre musikalischen Instrumente geben einen höhern Grad der Vollkommenheit zu erkennen. Die grossen Holzrohre zum Blasen, welche bei den Bongo „Manjenji“ genannt werden, fehlen den Mittu, sie ersetzen dieselben durch längliche Flaschenkürbise, die sie mit einem Loch an der Seite versehen. Dagegen besitzen sie ein Saiteninstrument, welches, aus der Vereinigung von Leier und Mandoline entstanden, der „Robaba“ Nubiens gleicht wie ein Ei dem andern. Die fünf Saiten sind über einen Steg gespannt, den die grosse Schale einer Anodontamuschel darstellt. Der Resonanzboden ist vierkantig und wird von einem mit Haut überspannten Gestell gebildet; runde Schalllöcher sind an den Ecken desselben angebracht. In diesem und vielen ähnlichen Anzeichen scheinen untrügliche Beweise für die Verwandtschaft geboten, welche die heutigen und ehemaligen Bewohner des Nilthals mit den centralsten Theilen des Continents in Beziehung setzen. Auf der im Princip ganz nach europäischem Muster geschnitzten Flöte sind besonders die Madi Meister, welche viel Zeit und Mühe auf das Erlernen einzelner Pièccen verwenden. Die gebräuchlichen kleinen Signalhörner, welche drei Mundlöcher haben,


Leier der Mittu.

sind allen Völkern des Gebietes gemein; von eigenthümlicher Form dagegen ist das schmale 1½ Fuss lange Blaserohr der Mittu, welches „Dongorah" genannt wird, und dem „Mburah" der Bongo analog ist. Bei allen Mittustämmen steht die Tonkunst in hohem Ansehen, und die Musik wird allein von ihnen wirklich melodisch behandelt, indem sie dem Negercharakter entsagt, welcher sich gewöhnlich recitativisch und alliterirend gestaltet. Ich hörte die Mittu im Chor singen, indem sie ein genau innegehaltenes Motiv in gradualem Tonfalle zu variiren bestrebt waren. Taktmässig unterstützten Männer und Weiber, alt und jung den hundertstimmigen Chor.



Melodie der Mittu.

Alle übrigen Geräthschaften zeigen wenig Unterschiede von den Producten des Kunstfleisses bei den Bongo. Ihre Eisenarbeiten sind sammt und sonders roher, weit massiger und plumper; nur auf die Herstellung von Pfeilspitzen, welche mit ihren tausendförmigen Widerhaken eine weit mehr dämonische Erfindungsgabe verrathen, verwenden sie besondere Sorgfalt. Eigenthümlich erscheint unter dem tagtäglich gebrauchten Hausgeräth die Verwendung eines an langem Stiele sitzenden halbmondförmigen Quirls zum Umrühren der Brühe. Die Gräber der Mittu sind ganz nach Art der Bongo angelegt; auf den von Pfählen gestützten Steinhügel stellt man den Krug, aus welchem der Verstorbene getrunken. Es lässt sich daher vermuthen, dass beiden Völkern auch die gleichen Gebräuche bei der Bestattung ihrer Todten eigen seien. Auch die Mittu, und wie es scheint auch die Völker jenseit des Rohl stellen die bei den Bongo

beschriebenen, aus Holz geschnitzten Penaten in ihren Hütten auf.

Der vorwiegende Gebrauch von Pfeil und Bogen ertheilt den Mittu eine gewisse kriegerische Ueberlegenheit über die Dinka, und bei ihren Nachbarn gelten sie in der Regel für noch bessere Bogenschützen als die Bongo. Ihre bis 4 Fuss langen Bogen unterscheiden sich indess durch nichts, nur sind bei den Mittu auch Holzpfeile von 3 Fuss Länge in Gebrauch, ganz so wie bei den Monbuttu, wo diese aber stets von geringerer Länge. Die Spitze des Holzpfeils beträgt allein die Hälfte seiner Gesammtlänge. Sie verschmähen den schwerfälligen Schutz der Schilde, legen aber dessenungeachtet grossen Werth auf eine tüchtige Handvoll Lanzen.

ZEHNTES KAPITEL.

Vorbereitungen zur Niamniamcampagne. Grossmüthige Gastfreundschaft des Abd-es-Sammat. Organisation des Zugs. Ceremonien beim Aufbruch. Die Blutfahne des Islam. Zweckmässige Tracht für den Reisenden. Terminalienwald. Jagd auf Hartebeests. Der Lügner Achmed. Schöne Fernsicht von Mbala Ngia. Nachtlager am Lehssi. Nächtlicher Lärm im Lager. Achmed's Erzählung von Kannibalen und sein eigenes Schicksal. Uebergang über den Ibba. Erste Begegnung mit Niamniam. Ungeheuere Vegetation des Papukki-Grases. Elefantenjagd der Niamniam. Bewunderung des weissen Fremden. Besuch bei Nganje. Behausung eines Häuptlings. Bewirthung bei Nganje. Bei Gumba. Colocasien. Ein Minnesänger. Schönheit der Saua-Bäume. Encephalartus am Gumango-Hügel. Culturdistrict am Rei. Beschaffenheit der Weiler und Gehöfte. Verwüstung des Bendo'schen Districts. Streit mit den Soldaten. Glücklich einer Kugel entronnen. Beweise für die Identität des Ssueh mit dem Djur. Das Gesetz der Drainage. Passage des Mansilli. Der erste Urwald. Grenzwildnisse. Pflanzengeographische Gliederung der durchreisten Gebiete. Wichtigkeit der Perlhuhnjagd für den Reisenden. Fütterung der Träger. Landesübliche Kost.

Nach dreimonatlichen fast ununterbrochenen Wanderungen war mir in Ssabbi nur eine kurze Frist der Erholung vergönnt. Zu den ebenfalls anstrengenden Vorbereitungen, welche die Niamniamexpedition meines Beschützers, der ich mich anzuschliessen hatte, von mir beanspruchte, blieben mir kaum vierzehn Tage. Da gab es ein paar Dutzend Collis zu schnüren, Koffer zu rangiren, Kleider und Werkzeuge in den Stand zu setzen und für einen Zug durch kriegerische

Länder, welcher auf sechs Monate projectirt war, Munition und Waffen zweckmässig herzurichten. Mitten unter diesen Geschäften hatte ich noch die Tagebücher zu revidiren, Briefe für das laufende Jahr zu schreiben und das bis dato Eingeheimste zur Versendung nach dem fernen Europa vorzubereiten; alles in zwei Wochen.

Auch an häuslichen Sorgen fehlte es nicht, denn meine eigene Wirthschaft erheischte eine beständige Ueberwachung. Um die grosse zweimonatliche Wäsche zu erledigen, musste ein 1½ Stunden von Ssabbi entfernter Fluss erreicht und dort gespült, getrocknet und gebleicht werden. Am Vorabend unsers Aufbruchs zur Reise „ans Ende der Welt", wie es hiess, vermehrte sich plötzlich meine vierbeinige Leibwache um acht prachtvolle Welpen der edeln Schillukrasse; der älteste und erfahrenste meiner nubischen Diener, Hussēn, dem ich meine Correspondenz und den ganzen naturhistorischen Nachlass eingehändigt, wurde nun auch mit der hochwichtigen Mission betraut, für das glückliche Gedeihen der neuen Afrikabürger Sorge zu tragen und alles in allem unversehrt zu meinem alten Standquartiere nach der Ghattas'schen Seriba im Djurlande zu geleiten. So gelangte der biedere Hussēn zu der grossen Bevorzugung, das wechselvolle Geschick eines Niamniamzüglers mit dem gemüthlichen Seribenleben zu vertauschen und unter Landsleuten beim Klange der Rababa die Combinationen des Mangalaspiels zu prüfen, während die Kürbisschale mit Merissa im Freundeskreise die Runde macht, und näselnd die heimatliche Weise ertönt: „Derderōh derderōh el jūm, derderōh derderēh ginjatōhm."

Am 29. Januar 1870 war man glücklich so weit mit den Rüstungen vorgerückt, dass das Gros des Zuges sich in Bewegung setzen konnte. Mohammed wollte auf einem Umwege erst innerhalb der nächsten vierzehn Tage zu uns stossen, da er aus den Mittugebieten noch eine Schar Träger herbeizuführen hatte. Für meine Person war ich von vier

nubischen Dienern und drei als Dolmetscher in Dienst genommenen Negern, einem Bongo und zwei echten Niamniam, umgeben und hatte zur Fortschaffung des Gepäcks für mich allein über 30 der auserlesensten Bongoträger zu verfügen, die mir Mohammed kostenfrei für die ganze Reise geliefert hatte und die er im Laufe der Zeit bis auf 40 erhöhte. Seine Gastfreundschaft hatte ich bereits drei Monate genossen, und sie blieb auch während der ganzen Dauer der Niamniamreise immer dieselbe. Mohammed beherbergte und verpflegte mich nicht nur sammt allen meinen Leuten acht Monate lang in seinen Niederlassungen und auf allen Wanderungen aufs vortrefflichste, sondern er willfahrte auch stets meinen Wünschen, wenn ich behufs Kenntnissnahme gewisser Districte einen grössern Abstecher von der Route zu machen hatte und in diesem Fall die Unterstützung eines Theils seiner bewaffneten Macht beanspruchte.

Noch nie hat ein europäischer Forschungsreisender in Centralafrika über ähnliche Vortheile, noch nie, wie ich, im Herzen des unbekanntesten Continents allein zur Fortschaffung seiner naturhistorischen Sammlungen über eine Anzahl von 40 Trägern disponirt, in Gegenden, wo es keine andern Transportmittel gibt, als die Köpfe der Eingeborenen. Die durch mich bereicherten Museen, besonders die botanischen, verdanken daher Mohammed den werthvollsten Theil ihrer Novitäten. Unter seinem Schutze drang ich vor bis zum Gebiet des obern Schari, mehr als 800 Meilen von Chartum entfernt, neue Regionen der Erdkunde erschliessend und die Existenz räthselhafter Völker nachweisend.

Was er aber für mich gethan hat, hat er aus freiem Antriebe, ohne Zwang der Regierung und ohne durch Versprechungen von meiner Seite ermuntert zu werden, gethan; ja, was noch mehr sagen will, ohne eine pecuniäre Entschädigung für den Unterhalt und die Transportkosten meiner Gesellschaft zu verlangen, blos aus persönlichem Wohlwollen

und um die Tugend der Gastfreundschaft in ihrem edelsten Sinne zu entfalten. Der kühne Abenteurer, welcher im Herzen Afrikas und unter vier verschiedenen Völkern sich eigenen Grund und Boden erworben, hatte, wenn auch nicht für die Zwecke der Wissenschaft, so doch immerhin Verständniss dafür, wie das Verlangen, ferne Länder zu erkunden und der Genuss, die Wunder der Welt zu schauen, wol über alle Bedenken zu siegen wisse, welche daheim am trauten Herde den Wanderer zurückzuhalten, ihn von der Thorheit abzubringen suchen, die häusliche Gemächlichkeit mit den Strapazen, Mühen und Gefahren eines Wanderlebens zu tauschen.

Unserm Zuge hatte sich auch die Ghattas'sche Compagnie von Dangaddulu angeschlossen, deren Anführer, ein baumstarker Dinka von Geburt, mir bereits von meinem letzten Besuche in seiner Seriba her wohlbekannt war. Er führte 500 Träger und 120 Bewaffnete mit sich und beabsichtigte, gemeinschaftlich mit einem Theil der Leute Abd-es-Sammat's einen Streifzug in die elfenbeinreichen Länder Kifa's zu unternehmen. Jene Region war der Ghattas'schen Bande durch Abd-es-Sammat's Handelsstrasse abgeschlossen, und dem in diesen Gebieten unter den Nubiern hergebrachten Abkommen gemäss durfte nie ein Handelszug in dem Gleise eines andern sich bewegen, falls es nicht auf Grund einer eigenen Vereinbarung zwischen den betreffenden Parteien stattfände. Funfzehn verschiedene Handelsstrassen, ebenso vielen Handelshäusern in Chartum entsprechend, verlaufen in divergirender Richtung von dem Gebiete der Seriben aus nach Süden, Südwesten und Westen bis zu den entlegensten Theilen des Niamniamlandes.

Wo zwei Strassen sich miteinander kreuzten, ist es nie ohne ernstliche Streitigkeiten, hervorgerufen durch illegitime Concurrenz, zwischen den Betreffenden abgegangen. Jeder Anführer eines chartumer Handelszuges monopolisirt nämlich den Elfenbeinhandel bei den verschiedenen Häuptlingen,

verlangt von denjenigen, deren Gebiet er ausbeutet, dass sie keinem andern Agenten Elfenbein verkaufen und sucht durch Waffengewalt und Drohungen die erstern dazu zu zwingen, den letztern vermittels Processforderungen zu belangen, um sich sein Recht zu wahren, so gut er es vermag.

Man kam nun überein, der Ghattas'sche Anführer solle bis zu den Niederlassungen Abd-es-Sammat's im Niamniamlande mit dem Zuge des Letztgenannten zusammenmarschiren, von dort aber unterstützt von einem Detachement unserer Bewaffneten weiter gen Westen vordringen, während Abd-es-Sammat selbst mit dem Gros seiner Karavane den Weg in südlicher Richtung fortzusetzen sich entschloss. Die aus den Ghattas'schen Seriben des Ostens herbeigeführten Träger waren Mittu, eine schwächlichere und zu Strapazen minder befähigte Rasse, als die Bongo. Bereits in Ssabbi waren unter den Mittu zahlreiche Invaliden, also nach drei- bis viertägigem Marsche. Abd-es-Sammat wollte in diesen Jahren einen ersten Versuch mit den Bewohnern des von ihm neueroberten Mittugebietes machen, um sie als Träger auf dem Niamniamzuge zu verwerthen. Auch dieser Dienst erfordert seine Schule wie jeder andere, und an fortgesetzte Ausdauer und Anstrengungen gewöhnt sich der Mensch erst durch Uebung. Auch waren die Vorstellungen, welche diese Neulinge an den Charakter der von ihnen zu durchwandernden Länderstrecken und an den Kannibalismus ihrer Bewohner knüpften, derartige, dass sie ohne Gewalt nicht zu diesem Dienste angehalten werden konnten. Während die Bongoträger heiter den ihnen bevorstehenden Strapazen entgegenblickten, mussten die Mittu sorgfältig überwacht, nachts sogar innerhalb des Pfahlwerks der Seriba eingeschlossen werden, um jeden Fluchtversuch sofort zu vereiteln. Am Vorabend unsers Auszugs aus Ssabbi wagten sie sogar einen Massenaufstand in Scene zu setzen, und in der That gelang es einer grössern Anzahl, das Weite zu suchen. Mit Hülfe der Bongo fast alle wieder eingefangen (es war ein stundenlanges lustiges

Hin- und Hergerenne in den Feldern der Umgegend), wurden sie jedoch in noch festern Gewahrsam gebracht und zur Strafe über Nacht ins Joch der Scheba gesteckt.

Zur Ausrüstung unsers Zuges, dem auch ein grosses Corps von Weibern und Sklavinnen beigegeben war, vermehrt durch eine grosse Anzahl Negerknaben, welche den Söldnern auf dem Marsche immer das Gewehr nachtragen müssen, gehörte auch eine Rinderheerde, welche die Ghattas'sche Compagnie aus dem Lande der Dinka geraubt hatte und die nun zur Zehrung während des bevorstehenden Marsches durch unbevölkerte Grenzwildnisse dienen sollte. Abd-es-Sammat, stets arm an Rindern, weil er keine Raubzüge unter die Dinka unternahm, wie seine Nachbarn, hatte für die Seinigen nicht über derartig selbst sich fortbewegende Nahrungsmittel zu verfügen; mir dagegen standen noch von dem grossartigen Gastgeschenk her, das mir in Mvolo am Rohl mit auf den Weg gegeben war, noch immer eine für meinen geringen Haushalt beträchtliche Zahl Kälber und Ochsen zu Gebote; auch einige Schafe und Ziegen. Wenn ich nun schlachtete, theilte ich den Nubiern stets von meinem Fleisch mit, erhielt dann auch wieder von dem ihrigen, sobald geschlachtet wurde, d. h. für mich und alle meine Leute, denn für meine Person allein gab es unter Abd-es-Sammat's Pflege immer den besten Bissen, solange eben einer überhaupt vorhanden war. Wo aber nichts ist, hat der Kaiser sein Recht verloren, und auch für mich sollten Tage des Mangels und der Entbehrung kommen, Tage, wo meinen Leuten nichts, mir nur sehr wenig zu essen übrigblieb.

Man kann sich denken, dass der Aufbruch einer im Gänsemarsch einherziehenden Colonne von 700—800 Köpfen nicht in einem Moment stattfinden konnte; es wurde daher bereits Mittag, bevor ich mich selbst in Bewegung setzte. In den ersten Tagen einer solchen Reise muss in der Regel viel Lehrgeld für fehlende Ordnung gezahlt werden; es währt immer eine geraume Zeit, bis alles ins sachgemässe Gleis

gekommen ist. Die Nubier sind wol von allen Menschen der Welt die unordentlichsten; jede Ordnung ist ihrem innersten, nur nach fesselloser Freiheit gerichtetem Wesen im Grunde der Seele verhasst, sie erblicken in ihr nicht die Vortheile, welche dem einzelnen aus dem geregelten Zusammenwirken vieler zu gleichem Zwecke erwachsen, für sie ist die Ordnung nur ein Factor zur Unterdrückung des Individuums.

Unter einer derartigen Bande Disciplin aufrecht zu erhalten, ist nach unsern Begriffen nicht denkbar, daher nur derjenige Anführer über sie eine gewisse Herrschaft auszuüben vermag, der sie bei ihrer schwachen Seite zu nehmen weiss, um auf nubisch diplomatischem Wege dasjenige zu erreichen, was beispielsweise ein Türke durch äusserste Strenge selbst da, wo er die Macht dazu hätte, nie erzielen könnte. Ein zu rechter Zeit eingeschaltetes „Brüderchen“, oder eine Appellation ans Ehrgefühl, wenn er sein Wort gegeben, auch unter Anrufung des religiösen Selbstgefühls: „Du bist Moslem“, dann wieder einmal eine in Aussicht gestellte Sklavin oder ein ähnlicher Lohn seiner Verdienste: nur das bringt den Widerspenstigen zum Gehorsem, aber stets gemüthlich, stets tändelnd muss es geschehen. Das verstand niemand besser als Mohammed Abd-es-Sammat, derselbe, welcher geeignetenfalls auch aufs rücksichtsloseste dreinzuschlagen wusste und sich wie ein kleiner Tyrann geberden konnte, sobald er seiner Sache sicher war. Auf alle diese Künste musste ich meiner socialen Stellung unter den Nubiern wegen zwar verzichten, aber auch ich besass meine Mittel. Vor allem war es ein Witz am rechten Platze und zur rechten Zeit, welcher nie seine Wirkung verfehlte. So local nun auch die Verständnissfähigkeit von Witzen sein mag, so viel scheint festzustehen, dass kein Volk des Erdbodens sich ganz den Einflüssen eines höhern Humors zu entziehen vermag. Ein reisender Botaniker in weit entlegenem Gebiete, Fortune, war es, welcher versichert, bei

den Chinesen sich immer Bahn durch Witze gebrochen zu haben, wo ihn alle Mittel der Ueberredung im Stiche gelassen. So gehört denn auch diese Fähigkeit zu den Erfordernissen der Reisetechnik, und um die Art und Weise verständlich zu machen, in welcher ich sie auszubeuten versuchte, sei folgendes Beispiel erwähnt, zum Nutz und Frommen aller, die meinen Spuren folgen wollen.

Ich nehme an, es sei ein Streit ausgebrochen zwischen mir und meinen Leuten: ich will zu diesem oder jenem Berge hin, die Leute nicht, weil sie es für überflüssig halten, in der Wildniss zu campiren, statt unter Freunden die Merissaschale kreisen zu lassen. In Aegypten wechseln selten die Leute einige Worte miteinander, ohne „ja Schech“ als Anrede einzuschalten. Selbst der Vater titulirt mit Schech seinen fünfjährigen Knaben. In Nubien ist das weniger gebräuchlich, jedoch hinreichend verständlich und bekannt, um stets angewandt werden zu können. Nun hat einer meiner Leute mir einmal das „ja Schech“ in mismüthiger Laune refusirt, indem er sagte: „Nenne mich nicht Schech, ich bin kein Schech.“ Der soll es wieder haben, dachte ich bei mir, und er sollte es haben.

Inzwischen sind Wochen verflossen und der Moment gekommen, wo wegen des Berges gestritten wird; ob er zu weit, oder ob es zu hoch sei am Tage, lassen wir dahingestellt sein. Da versucht einer der Meinigen wie beschwichtigend gegen den Hauptraisonneur, denselben, welcher den Schechtitel von sich abgewiesen, die versöhnende Rede, und beginnt mit „ja Schech“. „Nenne ihn nicht Schech“, rufe ich aus vollem Halse, „er hat mir bereits zweimal gesagt, er sei kein Schech, er ist ein Lump! Wäre er ein Schech, so würde er mitgehen zum Berge, weil er aber ein Lump ist, sitzt er lieber bei der Merissa.“ Alle Lacher sind natürlich auf meiner Seite, und ein gemeinschaftliches Hallo übertönt den Renitenten. Dieser Fall diene zur Verständniss des Tones und der Stimmung, welche unter meiner

Umgebung herrschte, und entschuldige daher die Breite meiner Erzählung.

Mittlerweile sind wir noch immer nicht aufgebrochen und verlieren am Ende selbst noch wie die Nubier den ganzen Tag mit Vorbereitungen. Der Auszug der Karavane aus der Seriba wurde natürlich, wie landesüblich, unter Vortragung der ersten Fahne begonnen. Die bewaffnete Macht zerfiel in drei Abtheilungen, von denen jede ihre eigene Fahne hatte. Abd-es-Sammat's Fahne hatte den Halbmond mit dem Stern auf rothem Grunde, wie die türkische Flagge, Ghattas, obgleich selbst ein Christ, hatte dieselben Symbole des Islam, roth auf weissem Grunde. Zwei Hauptleute, Achmed und Bädri, letzterer war mir auf der Rohltour beigegeben, commandirten beim Aufbruch, Abd-es-Sammat selbst sollte, wie bereits gesagt, mit der dritten Abtheilung erst später nachfolgen.

Beim Antritt einer Expedition, sei es ein Zug zum Flusse, ein Raubzug auf Vieh unter die Dinka oder wie jetzt ein Niamniamzug, erheischt es die Sitte, ein Schaf im Eingang zum Pfahlwerk der Seriba zu opfern; dann bewegt sich der Zug zum Thore hinaus, und der Fahnenträger senkt die Fahne über das Opferlamm, sodass ein Zipfel derselben ins Blut taucht. Dabei werden die üblichen Gebetsformeln gemurmelt. So ist diese rothe Fahne des Islam in der That eine Blutfahne, und blutig und blutdürstig sind die Sprüche, die aus weissem Zeug auf dieselbe gestickt werden, und eine Blumenlese aller Fanatismus und religiöse Unduldsamkeit athmenden Stellen aus dem Koran sind diese Sprüche: „Im Namen Gottes, des Barmherzigen, der Kampf gegen alle, die nicht glauben an den einen Gott, und dass nur Mohammed sein Prophet sei“, und: „Sie sollen untergehen die Völker und verschwinden vom Erdboden u. s. w.“

Schon stand die Sonne im Zenith, als wir durch die dürre Steppe zogen; achtete ich auf den Sonnenbrand, hörte ich auf das Geheul meiner durch langen Seribenaufenthalt

verweichlichten Hunde zu Seiten des Wegs? Es war für mich ein unvergesslicher Tag, an welchem ich die ersten Schritte zur Erreichung des Ziels meiner kühnsten Hoffnungen begann. Wie in jener Mondnacht, die mich beim Aufbruch von Chartum auf dem glatten Wasserspiegel des weissen Nils wach erhalten, so betrat ich an diesem Tage mit freudig gehobenem Gefühl einen weit bedeutsamern Abschnitt in der Geschichte meiner Wanderungen. Jetzt ging es unaufhaltsam hinein ins Innere von Afrika, so weit wie mich meine Füsse tragen wollten: „bis ans Ende der Welt“, hatte Mohammed gesagt, „so weit will ich dich bringen, dass du selbst sagen sollst, nun genug“. Leider war dies „genug“ nie der Fall, und gerade da, wo Neugierde und Wissensdrang am mächtigsten ihr Recht zu verlangen hatten, am Eingange in die wirklichen Mysterien von Afrika, kehrten wir um. Hätten wir etwa um die doppelte Länge unserer Reise gegen Süden vorzudringen vermocht, so wäre mir wahrscheinlich Gelegenheit geboten gewesen, über den Ursprung der drei grossen Flüsse des Westens, Benuë, Ogowai und Congo, ausreichendes Licht zu verbreiten.

Den ersten Tag marschirten wir nur wenige Meilen in Süd und lagerten am Tudjibache, dessen tief eingeschnittenes Bett hier zwei Arme bildet. In dem einen derselben, welcher jetzt völlig trocken war, während der andere einen schwachen Wasserzug enthielt, machte ich es mir für den Rest des Tages im Schatten dichter Gebüsche bequem, die ihre blütenreichen Aeste von den Ufergehängen aus laubenförmig über die Grabenschlucht warfen. Ein lustiges Lagerleben entwickelte sich draussen. Es wurde geschlachtet, Fleisch geröstet, gekocht und gebraten, bis tief in die Nacht hinein. Das erste Nachtlager auf derartigen Zügen gleicht wegen der Nähe der mit allen Vorräthen wohlversehenen Niederlassungen stets eher einem Picnic in unserm Sinne, als einem afrikanischem Wanderlager.

Der werthvollste Theil meines Gepäcks war in zwölf

kleinen rindshäutenen Koffern untergebracht, das übrige in verschiedenen Kisten, Körben. Die Papierballen waren mit starkem Baumwollenstoff überzogen, den ich mit frischem Kautschuksaft getränkt hatte. Das Reisen mit Trägern ist hinsichtlich des Gepäcks von idealer Bequemlichkeit, man hat jederzeit seine Sachen zur Hand und kann überall das Beliebige herausholen. Kaum ist es nöthig, auf den sichern Verschluss der Deckel zu achten; gestohlen wird nichts, was nicht sofort den Dieb verriethe, alles liegt offen da. Es ist selbstverständlich, dass der Aufbruch in früher Morgenstunde, selbst wenn man tagtäglich eine ganze Reihe von Gepäckgegenständen zu öffnen und umzupacken hat, dadurch lange nicht so verzögert wird, wie beim Reisen mit Packthieren, wo alles erst aufs sorgfältigste gefüllt, zugeschnürt und mühsam aufgeladen werden muss. Nur auf eins muss der Reisende achten, den Trägern einzuschärfen, die Last unter keiner Bedingung umzuwenden: „Injajeia aggi didoī", ruft man dem Bongo zu, „Mauah" antworten sie, ich höre, und alles geht seinen sichern Weg durch Pfützen und Bäche, durch die Sümpfe und thautriefenden Steppen, wie der Führer es will.

Am zweiten Tage wurde stark marschirt, um das Dorf des Bongoschechs Ngoli zu erreichen, im südlichsten von Bongo bewohnten Districte und noch zu Abd-es-Sammat's Gebiet gehörig. Man brach, wie gewöhnlich bei solchen Wanderzügen, mit Sonnenaufgang auf, nachdem bereits eine Stunde vorher mit Trommeln und Trompeten der allgemeine Alarm gegeben und nachdem in der Eile noch einiges von den am Abend vorher gekochten Speisen verzehrt worden war, da unterwegs zum Frühstück keine Rast geboten wurde. Während meine Leute die Bündel schnürten (denn die gesammelten Pflanzen mussten beständig umgelegt werden), die Trägercolonnen an der Tête sich formirten und die Soldaten sich zusammenscharten, fand ich immer noch ein halbes Stündchen Zeit, mit Musse mir meinen Thee zu kochen

und die Taschenkleinigkeiten, die auf der Tagesordnung standen, in Ordnung zu bringen. Bekanntlich empfiehlt sich als sehr zweckmässige Tracht für den europäischen Reisenden vor allem eine lange altfränkische Weste mit möglichst vielen Taschen, um Uhr und Compass, Notizbuch, Zündhütchen, Zündhölzer u. dgl. bequem unterbringen zu können. Ein Rock, selbst der leichtesten Art, fällt beim Gehen überaus lästig; in Hemdärmeln verfängt sich nicht der Schweiss. Ein Hut mit sehr breitem Rande, womöglich von starkem Filz, ist jeder türkischen Mütze vorzuziehen, darf aber der Heftigkeit wegen, mit welcher die Sonnenstrahlen in diesen Aequinoctialgegenden wirken, nicht unmittelbar auf den Kopf gesetzt werden. Dem Hute dient der rothe Fez als vortreffliche Unterlage, und braucht nie entfernt zu werden, wenn man den erstern lüftet, um es sich im Schatten eines grossen Baumes bequem zu machen.

Nach ununterbrochenem Marsche durch eine herrliche Parklandschaft, und nachdem eine ganze Anzahl zum Theil noch wasserführender Bäche überschritten, gelangten wir kurz nach Mittag zu den Hütten Ngoli's. Bei Ngoli dehnen sich auf einem Flächenraume von ungefähr 8 Quadratmeilen lichte Bestände der Terminalia macroptera aus, einem Eichenwalde nicht unähnlich. Wie bereits in frühern Berichten erwähnt, ist das Bestandbilden gewisser Arten im allgemeinen dem Vegetationscharakter dieser Gegenden fremd, die Buschwälder haben daselbst im nächsten Umkreise des Beobachters eine ausserordentliche Mannichfaltigkeit von Baum- und Straucharten aufzuweisen. Die Terminalia gehört zu der geringen Anzahl von Bäumen, welche oft als richtige Bestände im Sinne unserer Forsten vor die Augen des Beschauers treten; sie bevorzugt stets sanft und unmerklich gesenkte Thalmulden, wie man an dem grössern Humusreichthum ihres Bodens leicht wahrnimmt, weithin gezogene Niederungen, welche, zu trocken für die Entwickelung einer Steppe mit Hochgras, doch in vielen Richtungen von ephe-

meren Wasserzügen zur Regenzeit durchrieselt werden, was sich aus den Pfützen oder hinterbliebenen Spuren derselben, die man hier streifenweise zu überschreiten hat, auch in der Zeit der Winterdürre zu erkennen gibt. Wie bereits erwähnt, erleidet der Aequatorialgürtel der beständigen Niederschläge in den bereisten Längen, hier zwischen dem 3. und 5. Grad nördl. Br., entschieden eine Unterbrechung, und auch die Zenithstände der Sonne sind nicht massgebend für die Anhäufung der grössten jährlichen Regenmenge.

Zur Charakteristik des Terminalienwaldes gehört auch der Mangel an Unterholz und Buschwerk, da in diesem Gebiete nur wenige holzbildende Gewächse einen ähnlichen nassen Untergrund vertragen. Die grosse Mehrzahl der Bäume und Sträucher bevorzugt vielmehr den rothen Felsboden von Raseneisenstein; so lichtet sich auf nassem Terrain ein solcher Wald von selbst, als wäre es künstlich geschehen. und nimmt in der That ein völlig nordisches Gepräge an.

Die Terminalia gehört zu denjenigen Vegetationstypen der Landschaft, welche, im Gegensatz zu den gleichsam nach Belieben den Laubwechsel vollziehenden meisten andern Bäumen, alljährlich nach beendeter Regenzeit ihr Laub abwirft; gerade in unsern Wintermonaten steht sie völlig blattlos da. Die schwarze tiefrissige Rinde, der mittelhohe Wuchs von 30—40 Fuss, auch die Gestalt der Verzweigung macht sie in diesem Zustande den Schwarzerlen des Nordens sehr ähnlich.

In dem schönen Walde verbrachte ich den Nachmittag mit Jagen auf Hartebeests (Antilope Caama), welche sich in grosser Menge durch dieses Revier zerstreut blicken liessen. Ihr lederfarbenes Fell stach grell von den schwarzen Baumstämmen ab. Wegen Mangels an Gebüschen war indess das Beschleichen des durch die Nachbarschaft unsers grossen Lagers bereits lebhaft beunruhigten Wildes sehr schwierig, und ich musste mich, wie es oft geschah, nach stundenlangem Abmühen mit einer Anzahl Perlhühner, einer fast immer

dargebotenen, nie ganz unerwünschten Aushülfe für die Küche, begnügen. Bei solchen Jagdexcursionen war ich überdies immer von einer ganzen Schar Leuten umgeben, welche die Jagd erschwerten und sich doch als unerlässlich herausstellten. Meine drei Neger trugen die Pflanzenmappen und Gewehre, während von den Trägern sich stets Volontaire stellten, um mir als Wildspürer zu dienen, angefeuert zu dieser Extrastrapaze theils durch die Aussicht auf einen Löwenantheil an erlegtem Fleisch, theils aus wahrem und unverhohlenem Jagdeifer, der diesen Menschen angeboren ist.

Von botanischem Interesse war hier die Häufigkeit, in welcher sich die wilde Phönix, vielleicht die Stammart der Dattelpalme, in den Niederungen um Ngoli zeigte. Die Zeit ihrer Fruchtreife ist für dieses Gebiet der Juli.

Einer der ersten beim Aufbruche, nahm ich am Morgen des dritten Marschtages meinen Platz dicht hinter dem Fahnenträger der Tête ein, in der Hoffnung, auf überraschte Hartebeests aus sicherer Nähe feuern zu können. Sie waren im Terminalienwalde noch ebenso häufig, wie am Abend vorher; standen da hinter den schwarzen Stämmen, äugten und äugten, und bis man aus dem Zuge herausgetreten, um anzulegen, hatten sie auch schon mit einem Satze kehrtum gemacht und suchten in Zickzacklinien sich hin- und herwerfend das Weite.

Eine volle Stunde führte der Weg durch den Wald, dann wurde eine offene Steppenniederung betreten, die sich zum fliessenden Bache Teh oder Tih herunterzieht. Grunzend und mit hochaufgerichtetem Schwanze sah man zur Seite des Wegs einen ansehnlichen Büffeltrupp in unaufhaltsamer Flucht hinstürmen, dem Wasser zu. Diese Thiere benutzten immer ihre alten Wechsel; der Eingeweihte fände es leicht, ihnen aufzulauern. Ein ansehnlicher schnellfliessender Bach von 20—30 Fuss Breite, war hier der Teh von einem hochstämmigen Uferwalde umstellt, welcher die ersten Anklänge an die eigentliche Niamniamflora darbietet, d. h.

an die Ufer- oder Galerienflora dieses Landes, wie ich sie nenne, im Gegensatze zu dem in der Hauptsache sich stets gleichbleibenden Charakter der Steppenvegetation. Grosse Scitamineen tragen dazu das Wesentlichste bei, und eine Oncoba, welche ihre staubfadenreichen Blüten an entlaubtem Holze trägt, findet hier im nördlichsten Vorkommen ihre Verbreitung, die sich bis nach Benguëla hinzuziehen scheint.

Leider währte die Rast nur kurze Zeit an diesem interessanten Entrée zur Niamniamflora; es ging weiter im hohen, noch unverbrannten Grase, wo ein Unkundiger kaum den Pfad hätte finden können, da man kaum auf wenige Schritte die nächste Umgebung zu überblicken vermochte.

Bei Fortsetzung des Wegs gelangten wir zu einer kahlen, weitausgedehnten Steinfläche (es ist immer der rothe Raseneisenstein, häufig von jener grosskörnigen Beschaffenheit, welche ihm den Namen Rogenstein ertheilt hat), die sich in der vom Bache Mongolongbō durchschlängelten Thalsenkung ausbreitet. Derartige rothe Steinflächen sind dem ganzen Gebiete des Gazellenstroms im Süden der weiten, von den Dinka bewohnten Alluvialniederung am untersten Laufe seiner zahlreichen Tributäre eigen und erscheinen häufig auf stundenweiten Strecken, eben wie eine Tischplatte, kaum Risse darbietend und hin und wieder in muldenförmigen Senkungen und ausgewitterten Löchern kleine Regentümpel enthaltend, welche stets mit einer höchst interessanten periodischen Wasservegetation bedacht zu sein pflegen.

Unmittelbar am Wasser und im Schatten schöner hoher, von einem lustigen Affenvolke belebter Bäume wurde gelagert, und da wir bereits vor Mittag den Platz erreicht hatten, blieb mir Zeit genug übrig, um einen weitern Ausflug zu machen. Meilenweit im Umkreise war die Gegend unbewohnt, und die freie, ungefesselte Wildniss kam hier zur vollen Geltung. Nirgends zeigten sich die sonst allerorten verbreiteten Zeugen ehemaliger Bodencultur, ich meine die

gemeinen Ackerunkräuter; nur Buschwald und Steppe, dann wieder nackte Steinflächen und Hügelzüge, welche eine Thalniederung in unbestimmten Umrissen umschlossen, zeigten sich den Blicken, dazwischen in dunkler Schlangenlinie der baumbestandene tiefbeschattete Mongolongbö. Zahlreiche Trupps von Antilopen belebten die weite Fläche, über welche sich mir von einem Höhenzuge in Osten aus eine schöne Rundschau eröffnete. Ein neues Charaktergewächs der Flora fesselte meine Blicke in Gestalt kleiner Proteabäumchen, welche, hin und wieder zu ganzen Hainen zusammengeschart, einen jener vereinzelten Anklänge an die Vegetation Südafrikas gewährten, denen man auf der nördlichen Hälfte des Continents nur so selten begegnet.

Der interimistische Anführer Achmed hatte zwar versprochen, gleich nach Mittag aufzubrechen, er gab aber an, dass vor uns kein Wasserplatz für die nächste Nacht zu erreichen wäre. Das widersprach den Angaben der meisten, welche den Weg kannten, und wurde auch am folgenden Tage durch den Augenschein widerlegt; Achmed indess bestand auf seiner Behauptung und stellte sogar, charakteristisch genug für den Nubier, es jedermann frei, ihn einen Lügner zu nennen, wenn er das Gegentheil beweisen könne. Derartige Streitigkeiten, welche mir einen beunruhigenden Grad von Unzuverlässigkeit verriethen, wiederholten sich alltäglich.

Ein heraufziehendes Wetter zwang uns, mit grosser Anstrengung und Uebereilung auf Vorkehrungen zum Schutze des Gepäcks bedacht zu sein; die Dunkelheit war bereits hereingebrochen und unser Lager mithin in grosser Bestürzung und Verwirrung. Das Gewitter zog indess über unsere Häupter dahin und sandte nur wenige schwere Tropfen auf uns hernieder. Dies war der erste Regentag seit Ende der letzten Regenzeit im November. So oft zum Aufschlagen des Zeltes die Zeit nicht reichte, schützte ich mein Gepäck durch Unterlagen von Holz und Steinen und

breitete über dasselbe grosse Decken von wasserdichtem Köper.

1. Februar. Lange vor Sonnenaufgang bereits hatten wir wegen unbegründeter Furcht vor Wassermangel den Lagerplatz verlassen. Zwischen unregelmässigen Hügeleinschnitten stiegen wir in der Dunkelheit bergan, und als es hell wurde, befanden wir uns auf einer gegen 500 Fuss über dem Thale des Mongolongbō betragenden Höhe, die von gehobenen Bänken von Raseneisenstein gebildet war und uns eine in diesen Ländern ganz ungewöhnliche Fernsicht auf die Landschaft im Süden eröffnete. Die vom Erhebungsrücken, der in ostwestlicher Richtung verlief, emporsteigenden Kuppen zur Linken und Rechten unsers Uebergangs, nannten unsere Führer Mbāla Ngiā. Von der Höhe blickte man nach Süden zunächst auf eine dichtbewaldete Senkung von mehrern Meilen im Durchschnitt; dahinter in weiter Ferne erhoben sich zwei Terrassen von verschiedenen Farbentönen umflossener, gleichfalls von Ost nach West gerichteter Höhenzüge. Die hintersten dunkelblauen Landstufen in Südsüdwest wurden als die Gegend bei Nganje, dem Wohnsitz des ersten Niamniamfürsten, den wir zu besuchen hatten, bezeichnet. Vor uns in der Tiefe dehnte sich die Niederung des Lehssi aus, der weiter unterhalb im Bongolande Doggorū genannt wird, und von dieser durch einen kleinern Hügelrücken geschieden, die fruchtbare und breite Thalsenkung des obern Tondjflusses, hier Ibba genannt. Die Bongo nennen ihn schlechtweg „Bah", d. h. Fluss, gerade so wie die anwohnenden Völker den Schari nennen; ein weiterer Beweis von ihrer Verwandtschaft mit den Bongo.

Wir schritten nun abwärts und gelangten zum Mah, welcher viele grosse Wasserlachen von beträchtlicher Breite in seinem hier mehr verflachten Bette enthielt. Das war das Wasser, welches Achmed Lügen strafte. Nun zogen wir auf welligem Terrain durch den Wald, der einen auf weite Strecke ununterbrochenen Bestand von Kobbobäumen

bildete und den Pfad mit einem lichten angenehmen Halbschatten umgab. Diese Caelsalpiniee erreicht eine Höhe von durchschnittlich 40 Fuss und ist durch die Grösse ihrer gefiederten Blätter und kolossale Hülsen, die von ihren Zweigen herabhängen, ausgezeichnet. Namentlich zur Zeit der Winterdürre, da das Gras am Boden noch verdorrt oder durch den Brand völlig verschwunden ist, gewähren die als Unterholz sprossenden Triebe derselben Art eine prachtvolle Zierde des Waldes. Die Färbung der jungen Blätter durchläuft vom hellen Moosgrün bis zum intensivsten Purpur alle Nuancen; die einzelnen Blättchen können bis nahezu 2 Fuss Länge erreichen. Die Grosslaubigkeit ist ein Hauptcharakter der Waldbestände und Buschwaldungen in diesem Gebiete, welche sich auf gesenktem Felsterrain stets am üppigsten entwickeln; in der Tiefe der Niederungen aber treten stets einförmige Sumpfsteppen an ihre Stelle.

Ein neuer Ansteig liess zur Linken eine jener häufigen Gneiskuppen liegen, welche in diesem Theile von Afrika mit allen Anzeichen einer durch den Einfluss der Witterung in undenklichen Zeiträumen vorgeschrittenen Zerstörung nur noch als inselartige Reste ehemaliger Gebirgserhebungen aus der alles überziehenden, sehr mächtigen Decke von Raseneisenstein über der Erdoberfläche zerstreut liegen. Hier bildete diese Gneisinsel noch eine 200 Fuss hohe sphärisch gewölbte compacte Kuppe, wie ich deren auf meinen Wanderzügen einige dreissig in sehr verschiedenen Gebieten angetroffen habe. Eine Gruppe von Hartebeests stand auf der Höhe majestätisch aufmarschirt und richtete, weit das Land überschauend, ihre Aufmerksamkeit mit sichtbarer Spannung auf den Ameisenzug unserer Karavane, welcher sich, eine halbe Stunde von ihnen entfernt, durch die Büsche schlängelte. Um Mittag hatten wir den Lehssi erreicht und lagerten auf tischebenen glatten Platten von Gneis, welche das Hochwasser bespülte. Der Wasserzug war in dieser Jahreszeit offenbar nur noch ein unterirdischer, indess hatten sich

mehrere hundert Schritt lange, an vielen Stellen 40—50 Fuss breite Wasserlachen erhalten, welche, von mannichfaltigem Buschwerk beschattet, eine so auffallende Menge von Fischen beherbergten, dass ich mir vermittels Schrotschüsse eine beträchtliche Anzahl derselben, es waren kleine Barben, zu verschaffen wusste. Hierzulande, wo man, an die Lage der Ackerländereien gebunden, stets mehr oder minder entfernt von der Flussniederung zu wohnen gezwungen ist, und bei der Schwierigkeit, welche die Conservirung von frischen Fischen in heissen Gegenden darbietet, gehört solche Kost immer zu den seltenen Leckerbissen, und freudig begrüsst der Fremdling eine so erwünschte Unterbrechung in dem höchst einförmigen Wechsel von Nahrungsmitteln.

Die prachtvollen Afzelia-Bäume, welche den Lehssi beschatteten, vermehrten die Annehmlichkeit dieses mit vortrefflichem klaren Wasser versehenen Lagerplatzes. Die Gneisplatten boten saubere Schlafstätten und Tische. In den tiefschattigen Ufergebüschen verbreitete eine Anonacee mit langgezipfelten Blüten, der von hier an südwärts bei fast allen Bächen angetroffene Hexalobus, intensiven Vanilleduft. Die fingerlangen Blumenblätter gleichen an Farbe und Aussehen Stücken von Bandwurm, ein Merkmal, welches sich bei keiner andern Pflanze wiederholt.

Immer wurde die Nachtruhe von dem unermüdlichen Geplapper, oft von dem Gesange der Nubier gestört, da diese die Nacht zum Schauplatze ihrer Heiterkeit zu wählen gewohnt sind, und, wie alles an ihnen verkehrt ist, bei Tage dafür schlafsüchtig und träge erscheinen. Manchmal fällt es ihnen ein, wenn alles im tiefsten Schlafe liegt, Freudenschüsse abzufeuern, sodass durch die nächtliche Stille das Gepfeife der Kugeln saust. Auch die Neger an ihren Feuern schlafen selten ununterbrochen. Unter dem Deckmantel der Nacht bratet sich da jeder den egoistisch und verheimlicht aufgesparten Bissen; mancher mag da wol, von Hunger ge-

trieben, Dinge verzehren, die er sich wohl hütet, bei Tage vor anderer Augen blosszulegen.

2. Februar. Heute war ich einer der letzten im Zuge, und marschirte begleitet vom Anführer Achmed und wenigen Nachzüglern. Man überschritt zwei kleine Chors, tiefe, mit Gebüschen behangene Erdrisse ohne Wasser. Ein Mittuträger lag bereits marschunfähig da, seine Last hatten andere genommen. Ein dürrer, schwindsüchtiger Bursche, sah man ihn theilnahmlos am Boden ausgestreckt, als läge er in den letzten Zügen. Als Träger hätte er nicht mehr viel nützen können, so wurde er nach wenigen vergeblichen Aufmunterungen seinem Schicksal überlassen. In einem starken Tagemarsch würde er in der Richtung nach Osten seine Heimat von hier aus erreicht haben können, falls anders es die Löwen des Waldes erlaubt hätten, die für hülflose verlassene Menschen stets eine merkwürdig feine Witterung besitzen, sodass ein Verwundeter oder Kranker sich erfahrungsmässig überall einer doppelten Gefahr aussetzt. Während die Leute in meiner Begleitung darüber stritten, ob der Mann sich verstelle, um nach unserm Abzuge flink wie ein Hase entweichen zu können, oder ob es wirklich mit ihm an diesem Platze zu Ende gehen sollte, ging Achmed's Urtheil dahin: „Jedenfalls“, sagte er, „würde er es eine Tagereise weiter nie riskirt haben, allein sich vom Zuge zu trennen, aus Furcht, den Kochtöpfen der Niamniam anheimzufallen.“ Das Gespräch wendete sich infolge dessen sofort auf den von mir noch immer bezweifelten Kannibalismus der Niamniam.

„Piaggia hat doch ein Jahr unter ihnen ausgehalten und hat kein Beispiel davon aus eigener Anschauung mitzutheilen vermocht“, sprach ich. „Ja“, hiess es, „der war nur im Gebiete des Tombo, dort sind die Niamniam lange nicht so schlimm, als hier im Osten; aber warte nur noch etwas, noch einige Tage, und du wirst dich selbst davon überzeugen.“ Achmed ging so weit, hoch und theuer zu

beschwören, dass er Gräber gesehen, in welche seine Leute einige Träger bestattet hatten, die auf der Hinreise den Strapazen des Marsches erlagen; diese Gräber wären, da man die Stelle wieder passirte, als in der Zwischenzeit geöffnet befunden worden, und zwar von Menschenhänden, das hätte er selbst constatirt. Natürlich wandte ich dagegen ein, seine Aussage verdiene keinen Glauben, denn erst gestern hätte er sich selbst zum Lügner gestempelt. „Unmöglich", rief er, „konnten es Thiere gewesen sein, welche die Gräber öffneten, das habe ich gesehen; Steine haben sie abgehoben, um die Leichname zu verspeisen. Ja", fuhr Achmed fort, „faules Fleisch, ganz stinkendes, sogar von gefallenem Vieh, verzehren die Niamniam, ich habe es selbst gesehen", dabei machte er Grimassen, welche einen grässlichen Ekel verriethen und ihm wirklich vom Herzen zu kommen schienen. Der arme Achmed, er steht noch heute lebhaft vor mir, wie er, auf den Steinen hockend, aufs heftigste mit den Händen gesticulirte und sein „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch" ausrief — an ihm selbst sollte sich die Thatsache vollziehen; er fiel, einer der ersten, wenige Wochen später bei einem Ueberfalle, seine Leiche blieb nicht auf dem Wahlplatze zurück, und sein Grab war der Magen der Niamniam.

Weiterhin erschwerten sehr den Marsch die hohen Massen dürren Grases, welche der Steppenbrand verschont hatte. Es gibt hier Grashalme von einer rohrartigen Festigkeit, welche, so oft sie über den engen Spalt, den der Pfad in der Steppe darstellt, gefallen und von den Vorausgehenden zertreten sind, unangenehme Hindernisse bereiten, gleich den Riesenstoppeln eines Sorghumfeldes. Die am vergangenen Tage überschrittene Hügelkette bildet gegenwärtig die Grenze des Jagdreviers der Bongo und Niamniam; indess fehlte es nicht an Anzeichen, dass das Land bis zu ihrem Fusse noch vor wenigen Jahren von Niamniam bewohnt gewesen, jetzt stösst man erst am andern Ufer des Ibba auf die ersten alten Districte dieses Volks. Bei Fortsetzung des Wegs

gewahrte man wiederholt die halbverbrannten Pfosten ihrer Hütten, und im Grase lagen noch Reste der grossen Holzpauken, die bei keinem Niamniamdorfe fehlen.

Gegen Mittag waren wir endlich am Ibba oder Tondj. Hier wenig über 100 Fuss breit, aber nur 3 Fuss tief, stellte der Fluss beim Durchwaten keine Schwierigkeiten entgegen. Das Wasser bewegte sich mit einer Geschwindigkeit von 60 Fuss in der Minute. Viele Gneisblöcke lagen im Flussbette zerstreut, welches hier von allmählich gehobenen Ufern eingeschlossen wird. Nachdem ich am südlichen Ufer, — die Stromrichtung war hier von Ost nach West, — in sehr tiefem Wasser und unter weit überhängenden Bäumen ein erquickendes Bad genommen, begegnete mir die im Verlauf der Reise sich häufig wiederholende Calamität, eine halbe Stunde auf meine Kleider warten zu müssen, welche aus Irrthum von einem meiner Diener in der Richtung der Karavane weiter vorausgetragen worden waren. Bei solcher Gelegenheit kann man sich natürlich nicht den Strahlen der Sonne aussetzen, und die empfindliche Haut des Europäers geräth alsdann in einen Zustand von Erstarrung, bei einer Temperatur, welche bei uns Wärme genannt werden würde, ich will sagen mindestens 25 Grad R. im Schatten, die gewöhnliche Mittagstemperatur in diesem Gebiete, d. h. an gut beschatteten, aber dem Winde völlig zugänglichen Localitäten.

Am südlichen Ufer dehnten sich die ersten, jetzt brach liegenden Culturen der Niamniam aus, welche uns begegneten; dann steigt das Land auf kurzer Strecke plötzlich mehrere hundert Fuss an. Hier wird noch allgemein Sorghum gebaut, weiter ins Land hinein wird diese Getreideart von Eleusine verdrängt.

Wir befanden uns nun auf dem Gebiete des dem Abd-es-Sammat befreundeten und ziemlich landreichen Häuptlings Nganje. Indess hatten die Bewohner der ersten Meilen, auf welche wir eine halbe Marschstunde vom Flusse stiessen, ihre Wohnungen sämmtlich geräumt; der Districtchef daselbst

hiess Penio. In allen denjenigen Gegenden, wo das Fürchten mehr auf seiten der Eingeborenen als der Fremden erschien, wiederholte sich ein solches Verhalten der erstern und mochte für beide Theile auch bequemer sein. Die Insassen sitzen in solchen Fällen mit Weib und Kind, mit Hunden und Hühnern, mit ihren Guitarren, Töpfen, Körben und allem Wirthschaftsgeräth in den dichtesten Theilen der vom Feuer verschonten, für die Elefantenjagd aufgesparten Steppe, sicher geborgen in Schlupfwinkeln, welche nur das Auge der Vögel zu erspähen vermag. Nur selten werden sie an solchen Stellen durch die Geschwätzigkeit ihrer Hühner verrathen.

Einige vorausgesandte Soldaten Mohammed's, die hier zu uns stiessen, brachten Grüsse von Nganje, dessen Wohnsitz wir am folgenden Tage erreichen sollten. Wir hatten es uns eben bequem gemacht, als auch Penio, der Behnki (sprich französich: bainqui), Districtchef oder Unterhäuptling des Nganje, sich einfand, uns zu begrüssen; er brachte Kornvorräthe für die Träger und einige Hühner zum Geschenk für mich. Ihm folgten eine Anzahl Männer, deren Erscheinung mir, obgleich ich in Ssabbi schon früher einige zwanzig dieses Volks gesehen, hier in ihrer Heimat ein besonders wildes und kriegerisches Aussehen verriethen.

Mit ihrem schwarzen Pudelhaar und den bizarren Flechten und Zöpfen am Kopfe boten sie mir einen unendlich neuen und fremdartigen Anblick dar. Unter den Hunderten von Bongo und Mittu, denen sich noch die als Viehtreiber dienenden Dinka hinzugesellten, stachen sie hervor wie Wesen aus einer andern Welt; das waren echte, unverfälschte Niamniam, weder beschnitten noch geschoren, wie in Chartum oder in den Seriben, wo schon andere Reisende vor mir ihrer viele erblickt, hier so recht dazu angethan, an ihren Anblick alle Vorstellungen von Wildheit zu knüpfen, welche die reiche Einbildungskraft des Arabers mir wiederholt geschildert, ein Volk von ausserordentlich ausgeprägter Nationalität, und das will in Afrika und unter Afrikanern in der That viel sagen.

Der Marsch am folgenden Tage führte uns durch wellenförmiges Land mit zahlreichen tief eingeschnittenen Défilés, welche zum Flusse herabliefen; so ging es fort in starkem Ansteigen drei Stunden bis zum Sitze Nganje's. Ab und zu schritt man über brach liegende Culturstreifen. Infolge des ersten Regens und dem des vergangenen Abends hatte sich der Boden erweicht, und bereits sprosste eine Fülle solcher Gewächse, welche vor dem Laube ihre Blüten zu entwickeln pflegen. Nirgends habe ich eine derartige Stärke und Dichtigkeit der Grasvegetation angetroffen, als in dieser Gegend; selbst im Juni, mitten in der Regenzeit, nachdem ich bereits wochenlang im Hochgrase der südlichen Regionen gewandert, musste ich, zu dieser Stelle zurückgekehrt, von neuem staunen über derartige Ueppigkeit. Jetzt standen die dürren Grashalme, unsern Röhrichten an Flussufern vergleichbar an Höhe und Dichtigkeit, absichtlich von den Eingeborenen geschont da, d. h. geschützt gegen den Steppenbrand, der Elefantenjagd halber. Je nachdem sich die Gelegenheit darbietet, Elefantenheerden hineintreiben zu können, werden hier die Steppen stückweise in Brand gesteckt. Das stärkste dieser Bestand bildenden Gräser ist ein Panicum, welches die Niamniam Popukki nennen. Die Halme erreichen eine Höhe von 15 Fuss und verholzen zu einem Rohr von Fingerstärke. Im Querschnitt sind sie nicht rund, sondern zusammengedrückt oval, ihre Farbe ist ein glänzendes Goldgelb. Sie sind im untern Theile nicht hohl wie Rohr, sondern durchweg compact, und als ich dieselben zu Pfeifenrohren benutzte, musste ich sie erst durchbohren. Die Niamniam verfertigen von Popukki vortreffliche Thüren, auch dicke rouleauartige Matten, welche sie als Schlafstätte auf dem Boden benutzen.

In Grashorsten von derartiger Beschaffenheit bringt das Feuer dem Elefanten unvermeidlichen Tod. In grossartigem Massstabe wird alsdann die Treibjagd betrieben. Tausende von Jägern und Treibern versammeln die von Weiler zu

Weiler durch den ganzen District sich verbreitenden Jagdsignale auf grossen Holzpauken. Jeder waffenfähige Mann ist da Jäger, wie auch ein jeder in den Krieg ziehen muss, so oft der allgemeine Landsturm aufgeboten wird. Kein Entweichen rettet das Wild; überall vermittels Feuerbränden zurückgetrieben, scharen sich schliesslich die Alten um die Jungen, bedecken sie mit Gras, pumpen Wasser aus ihren Rüsseln auf dieselben, solange es gehen will, um sie zu retten, bis sie, betäubt von Rauch oder ohnmächtig von Hitze und Brandwunden, ihrem Schicksal erliegen, das ihnen der undankbare Mensch bereitet. Mit Lanzenstichen gibt man den armen Thieren den Rest, viele, wie das die eingehandelten Stosszähne bewiesen, müssen buchstäblich durch Feuer den Tod erleiden. Es ist ein Vertilgungskrieg, in welchem Alte und Junge, Männchen und Weibchen vernichtet werden; und welchen Nutzen schafft eine solche Metzelei? Die Antwort auf diese Frage geben unsere Stockgriffe, Billardkugeln, Klaviertasten, unsere Kämme und Fächer und hunderterlei derartiger Kram. Kein Wunder daher, wenn das edle Thier, das der Mensch sich nutzbar machen könnte, noch bei unsern Lebzeiten einmal in die Kategorie des Dagewesenen verfällt, wie Urochs, Seekuh und Dronte.

Es war ein sehr anstrengender Marsch im hohen Grase. Auf engem Pfade stiess man beständig mit den Füssen an die festen Halme, oder musste über die vertretenen hinwegstolpern; endlich war man gegen Mittag bei den Weilern des Häuptlings und seiner Mbanga, wie man jeden Wohnsitz desselben in der Sprache des Landes nennt.

Augenblicklich sah ich mich von den Eingeborenen umlagert, welche in hellen Haufen herbeigeströmt kamen, um den weissen Mann zu sehen, von welchem sie bereits so viel gehört hatten. Hier zeigten sich mir die Niamniam zum ersten mal in ihrem vollen Staat, mit Fellen umhängt und geschürzt, wie es sich ziemt für ein Volk, unter dessen Beschäftigungen die Jagd eine so hervorragende Rolle einnimmt,

keck auf die hoch aufgeputzte Haartour die Strohhüte voller Federn und Kaurimuscheln gesteckt und durch lange Nadeln von Eisen und Kupfer daran befestigt, die chocoladenbraune Haut mit dem tintenartigen Safte des Blippo (Gardenia malleifera) in Tigermustern bemalt.



Niamniam im vollen Staat.

Während ich einstweilen unter einem als Sonnendach ausgespannten Tuche rastete, begafften mich die Eingeborenen so unverwandten Blicks, dass ich mehrere derselben sogleich skizziren konnte. Das beigegebene Bild gibt ihre Porträts. Wennepai und Sehngba, so hiessen diese Stutzer. Gegen Abend stattete ich dem Fürsten einen Besuch ab. Der Wohnsitz des Nganje bestand aus einer geringen Anzahl von

grössern und kleinern Hütten, welche er mit seiner Leibwache und den Frauen und Kindern seiner Intimität bewohnte. Von weitem erkennt man die Mbanga eines Fürsten bereits an den vielen Schildern, welche an Bäumen oder an Pfählen aufgehängt sind, dabei hält eine auserlesene Schar Männer in vollem Waffenschmuck Wache, Tag und Nacht den Befehlen des Gebieters gewärtig, da hierzulande Kriegs-



Haartour bei den Niamniam.

züge, Ueberfälle, Handstreiche zur Ermordung des Fürsten an der Tagesordnung sind, hin und wieder auch Befehle von grosser Bedeutung zu geben sind, wie z. B. bei der Entdeckung einer ganzen Elefantenheerde in der Nachbarschaft, wozu die nöthigen Signale angeordnet werden müssen, um alle Männer schleunigst zu versammeln, ein Staatsgeschäft ersten Ranges, wobei es sich um den Erwerb von vielen Centnern Elfenbein handelt und auch gelegentlich an tausend Centner Fleisch erbeutet werden können.

Die in hübschen Mustern schwarzweiss aus Rotang geflochtenen Schilde gewähren mit dem blank geschliffenen Trumbasch, einem Wurfeisen mit drei grossen Zacken, der immer auf der Innenseite, da, wo die Handhabe angebracht ist, vermittels eines grossen eisernen Knopfs festgehalten wird, und dem fürstlichen Leopardenfell, mit welchem sie ausgeschlagen sind, einen prächtigen Anblick.

Dieser Hof eines Negerfürsten war bescheidenster Art, und die Hütte, welche er selbst innehatte, von den Behausungen der übrigen Sterblichen im Lande kaum zu unterscheiden. Die Hütten sind rund und mit einem weit vorspringenden Kegeldach versehen, welches hier von auffälliger Höhe und Spitzigkeit erschien, wahrscheinlich um den Regen abzuhalten, auch um den Rauch beim Feuern im Innern sich besser vertheilen lassen zu können. Von einem Dutzend Weiber umgeben, welche mit einigen Haussklaven zugleich die Cultur der fürstlichen Domänenfelder besorgen, erfreute sich Nganje anscheinend eines ruhigen und idyllischen Landlebens. Ich fand ihn fast nackt, nur mit einem kleinen Schürzchen versehen, auf einer Monbuttubank sitzend, ohne Abzeichen seiner Würde und unbewaffnet. Seine ganze Umgebung, mit Ausnahme der 20—30 Bewaffneten, welche die Leibwache im Vorhofe bildeten, entbehrte jeglichen fürstlichen Pomps. Meine beiden Niamniamdolmetscher vermittelten eine lange und eingehende Unterredung mit Nganje, in welcher letzterer mir alle Details seiner Familie und Staatsverwaltung rückhaltslos auseinandersetzte. Kam ich doch als Freund Abd-es-Sammat's, der sein friedlicher Nachbar war und für den Häuptling eine alljährlich wiederkehrende Quelle der Bereicherung an Kupfer, Perlen und Zeugen; dafür aber speicherte auch Nganje allein für Abd-es-Sammat den Jahresertrag seiner Elfenbeinregale auf. Weder Neugierde nach meinem Heimatlande, noch nach den eigentlichen Zwecken meiner Reise verriethen sich in seinen Fragen. Ich hatte in der Folge Gelegenheit, dasselbe bei allen eingeborenen Häupt-

lingen, mit denen ich in Berührung kam, zu beobachten. Man bewillkommnete sich, wie überall in Afrika, unter Darreichung der Rechten. Nach echt centralafrikanischer Sitte lässt man dabei die Mittelfinger gegenseitig voneinander abschnellen, sodass sie klappen und schnalzen.

Als ich so dem Kannibalenfürsten gegenübersass, und während wir mit jenem Ernst gegenseitiger Bewunderung unsere Blicke aufeinander haften liessen, wie es sich sonst nur hochgelehrten Körperschaften geziemt, wurden meine Begleiter in hübsch geschnitzten Holzschüsseln mit geröstetem Büffelfleisch bewirthet; denn hier gab es nichts Geniessbares, was mir hätte vorgesetzt werden können. Sowol Nganje als auch Uando und Munsa haben bei mir gespeist, ich aber nie bei ihnen. Auch ereignete es sich nur äusserst selten, dass Nubier mit den Eingeborenen zusammen speisten, nicht wegen religiöser Bedenken, sondern aus dem einfachen Grunde, weil es der Brauch nicht so mit sich brachte. Ein kolossaler kugelrunder Thonkrug mit vier Hälsen, der Niamniambier, aus Eleusine-Korn gebraut, enthielt, wurde indess vor mir hingestellt; das liessen sich auch die Nubier stets wohlschmecken, denn in ihrer Heimat gab es kein Getränk von ähnlicher Vollkommenheit. Ich beschenkte Nganje mit vielen Halsschnüren von granatrothen grossen Glasperlen, wie sie für den ostindischen Markt verlangt werden. Mein Vorrath daran enthielt nur solche Sorten, welche noch nie im Lande gesehen worden waren, da ich die Auswahl meiner Glasperlen nicht zum Einhandeln, sondern nur zu Ehrengeschenken bestimmt hatte. Um mir zu gefallen, trug Nganje den imposanten Schmuck solange unser Lager an seinem Wohnorte blieb, für gewöhnlich aber, wie andere Häuptlinge des Landes, enthielt er sich standhaft jeder fremdländisch erborgten Bijouterie.

Am 3. Februar hatten wir nachts wieder etwas Regen, der indess nicht durch unsere improvisirten Strohlauben zu dringen vermochte. Das war der dritte Regentag. So

unbedeutend die gefallene Wassermenge, die nur wenige Millimeter betrug, auch war, so übte sie doch auf die Vegetation einen wahrhaft elektrisirenden Einfluss aus, und frisch sprossten die Grashalme neben den verkohlten Stoppeln hervor aus der mit ihren klaffenden Rissen gleichsam nach Regen lechzenden Erde.

Eine sehr ausgebreitete offene und abwechselnd von Steppengras und Culturflächen bedeckte Thalsenkung dehnte sich bei Nganje's Weilern aus, und ein trockener Chor durchschlängelte dieselbe. Wir überschritten diesen und stiegen in westlicher Richtung die gegenüberliegende Anhöhe hinauf, über eine Stunde Wegs in dieser verkehrten Richtung wandernd. Mit trostlosem Schwarz bedeckten sich die infolge des neuen Regens, und da die Saison der Elefantenjagd nun vorüber war, soeben verbrannten Steppen, weite, wellenförmig abwechselnde Bodenflächen. Die Füsse wateten förmlich in Graskohle und Asche, sehr zum Nachtheil meines weissen Costüms und noch mehr zur Beeinträchtigung des mühsam aus Sesamöl, Holzasche und Austernschalen gewonnenen Seifenvorraths. An der Basis der verkohlten Grasbüschel sah man bereits frischgrünende Sprossen sich wenige Linien über den Erdboden erheben, und stellenweise überraschte eine wahre Blütenpracht der unmittelbar dem schwarzen Grunde erwachsenen Triebe. Es schien, als hätten diese frühreifen Kinder der Flora nur auf die ersten Regentropfen gewartet, um dem Mutterleibe mit dem Reste seiner Säfte, die er noch zu vergeben hatte, zu entschlüpfen. Auf den düstern Eindruck, den zur Zeit noch die Landschaft weit und breit machte, übten sie allerdings keinen Einfluss aus; um ihrer ansichtig zu werden, musste man sich erst nach der Stelle hinbücken, wo sie wuchsen; diese Blümlein waren so bescheiden wie das Veilchen, das sich unbemerkt am Wege krümmt und doch durch seine Reize den Wanderer zu fesseln weiss.

Ein schöner Spaziergang von 2½ Stunden führte uns

in dieser Weise zu einem Untergebenen des Nganje, Namens Gumba, dessen Dörfer, in einem kornreichen Districte gelegen, zu willkommen als Rastplatz erschienen, um sie gegen das Interesse der hungerigen Träger ohne Grund beiseite liegen zu lassen. Auch die vollen Bierkrüge daselbst übten auf das Gemüth der Nubier ihre selten verschmähte Anziehungskraft. Das Ziel, ein kleiner Hügelrücken, winkte gastfrei von weitem; gleich dahinter lagen die viele Stunden im Umkreise messenden Culturflächen des Gumba.

Nie und nirgends fehlte es in diesem Lande an schönen Rastplätzen im luftigen Schatten der Bäume; dort lagerte ich um die Mittagszeit. Die Tamarinde indess, welche an den einsamen Pfaden von Centralafrika bisher die Rolle unserer Dorfschenke zu spielen schien, fehlte in diesem Lande, auch weiterhin im Süden sah ich sie nimmer. Ebenso hörte der Butterbaum Mungo Park's, der eine so grosse Rolle auf der rothen Erde des Bongo- und Djurlandes spielt, gänzlich auf; dagegen waren Parkia, Afzelia, Vitex, Feigenbäume, Khaya u. s. w. ebenso über das Land zerstreut, wie in den nördlichen Gebieten, und dazu gesellten sich noch manche neue Formen von unvergleichlicher Schönheit.

Hier war die Gegend in dem Grade sicher, d. h. die Niamniam so sehr um die Freundschaft Abd-es-Sammat's bekümmert, der gefährlichen, razziaschwangern Nähe Ssabbi's wegen, dass ich, nur von meinen zwei Niamniamburschen begleitet, eine Rundtour von mehrern Stunden Dauer zu machen vermochte. Ich wandte mich zunächst dem Hügel zu, fand ihn aber aus Blöcken von rogenartigem Brauneisenstein gebildet, wie hundert andere, und ausser einer dargebotenen Rundschau ohne alles Interesse. Ich sammelte überall Pflanzen und Kräuter, Kräuter und Pflanzen.

Schliesslich machten wir bei einem Weiler halt und meine Begleiter lenkten daselbst meine Aufmerksamkeit auf ein kostbares Product ihres Landes. Unter einem der von Pfählen getragenen Kornspeicher erblickte man einen grossen



I. EIN SÄNGER DER NIAMNIAM. S. 483.

Haufen festgestampfter Thonerde. Ein altes Weib klopfte daran mit der Keule ihres Mörsers, und es entstand ein Loch, aus welchem sie Knollengewächse von mir unbekannter Art hervorholte. Später erkannte ich darin die Colocasia, welche überall bei den Niamniam cultivirt wird und in gekochtem Zustande ein ganz vortreffliches Gemüse liefert. Man schützt in der regenlosen Zeit diese Knollen dadurch vor dem Ausdörren, auch gegen Ratten, Würmer, Termiten und andere gefrässige Geschöpfe, dass man den ganzen Vorrath mit einem dicken Mantel von geballtem Thon umhüllt. Will man nun einige Knollen hervorholen, so schlägt man in diese Hülle ein Loch und verschliesst dasselbe mit einer Handvoll frischen Lehms. In der Regenzeit schützt man die Erdfrüchte auf dieselbe Art gegen Nässe und Fäulniss. Immer ist es der Thon, welcher als ein Universalmittel zum Schutze gegen die feindlichen Gewalten der Natur in Anwendung kommt.

Als es zu dunkeln begann, belustigte uns im Lager die possirliche Figur eines Sängers, mit immensem Federbusche auf dem Haupte, welcher beim taktmässigen Schütteln des Hauptes mit den langen Flechten seines Haars zu einem grossen Gewirre zusammenschmolz. Wie mit dem Haupte der Medusa angethan erschien dieser Künstler; „Nsanga" nennen die Niamniam solche Minnesänger. Mit ihren Stimmmitteln verfahren sie so haushälterisch wie ausgediente Primadonnen; man kann nur in nächster Nähe vernehmen, was sie singen. Ihr Instrument ist die nationale Guitarre, deren feines Geklimper vortrefflich zu dem säuselnden, näselnden Recitativ des Sängers passt. Das Gewerbe der Nsanga scheint indess, ungeachtet der grossen Vorliebe aller Niamniam für musikalische Genüsse, kein sehr geachtetes zu sein, da man mit diesem Namen auch die unsittlich und ehelos lebenden Weiber bezeichnet, die unter keinem Volke fehlen. Im Gegensatze zu den Nachbarvölkern verzichten sie auf lärmende Musik; Pauken und Hörner dienen nur als Signal-

instrumente, bei ihnen hat diese Kunst immer den Charakter eines Liebesgeflüsters.

Von Gumba führte abermals ein kurzer, angenehmer Spaziergang von nur dreistündiger Dauer weiter nach Süden, um Bendo, einen Bruder des Nganje, welcher einem seiner besten und bevölkertsten Districte vorgesetzt ist, zu erreichen. Bendo's Weiler dehnen sich über weite Culturflächen am Nordabhange einer etwa 200 Fuss über der Durchschnittshöhe des Landes erhabenen Gneiskuppe, Gumango genannt, aus. Bevor man sie erreicht, hat man einen bedeutenden, das ganze Jahr hindurch fliessenden Bach, den Rei zu überschreiten. Seine Breite betrug jetzt, wo er vom Regen noch nicht beeinflusst erschien, 40 Fuss, und die Tiefe war ausreichend, um ein angenehmes Bad im Schatten dichter Gebüsche von Psychotria nehmen zu können. Die Ufer sind von hohem Popukki-Gras umstanden, aus welchem das prächtige Strauchwerk der Nathalia mit rosskastanienartigen duftenden Blüten imposant hervorleuchtet. Zu beiden Seiten des Baches ist die Gegend wohlbebaut, überall nach jeder Richtung hin stösst der Blick auf zu Gruppen zusammengestellte Gehöfte; Dörfern in unserm Sinne begegnet man fast nirgends im Niamniamlande.

Jede Familie wohnt unmittelbar bei und auf den Feldern, die sie bestellt. Die Unsicherheit des Besitzes ist in Centralafrika überall so gross, dass die Menschen sich lieber vielfachen Unannehmlichkeiten aussetzen, wie z. B. Entfernung von Brunnenlöchern, Bächen oder Flüssen, Mangel an Brennholz in der Nähe, Termitenplage u. s. w., als auf eine unablässige Ueberwachung der Früchte ihrer Feldarbeit zu verzichten. Der Feind raubt hier nicht blos und schleppt weg, was er findet, er vernichtet aus Rache und Schadenfreude auch die jungen Saaten, wenn ihm keine Beute zufällt.

Der Rei ergiesst sich in den Ssuēh, so nennen die Niamniam den Djurfluss; bei den Bongo und Djur heisst er da-

gegen Geddi. Beim Gumango nimmt der Rei an seinem linken Ufer einen beträchtlichen Bach auf, welcher eine von ihm versumpfte Niederung am Fusse des Gumango durchströmt, an deren Rändern sich eine von Pisangpflanzungen umgebene Reihe von Weilern hinzieht. Zum ersten mal fand ich hier die Musa Sapientium in beträchtlicher Menge angebaut; Basis der Volksnahrung wird sie erst jenseit des Nilgebiets im Lande der Monbuttu. Die ausschliessliche Pisangcultur scheint eine Eigenthümlichkeit der innern Aequatorialzone Afrikas zu sein, von Uganda am See von Ukerewe bis zu den Ländern am Gabūn und Ogowai im fernen Westen des Continents.

Nordöstlich von Gumango hatten wir in einem Haine von Sauabäumen (Lophira alata) unser Lager aufgeschlagen. Dieser Charakterbaum des Niamniamlandes gehört zu den wenigen der Flora, welche ausserhalb des Bereichs der Uferwälder und selbst auf ziemlich trockenem Felsgrunde Bestand bildend auftreten; vereinzelte Bäume dieser Art trifft man selten. Es ist ein prächtiges, stolzes Gewächs, diese Saua, Col. Grant nennt es das schönste, das ihm auf seiner denkwürdigen Reise begegnete. Auf hohem kohlschwarzrindigen Stamme wiegt sich die cylindrische Krone voll rasselnder, 1—2 Fuss langer, ganz schmaler Blätter von kaum 2 Zoll Breite. Die Färbung des Laubes ist im Jugendzustande purpurroth, später ein intensives Saftgrün, und die lederartigen, wie zerknittert erscheinenden streifenförmigen Blätter sind mit einem glänzenden Firniss überstrichen. Die Blüten sitzen in dichten Massen an den Spitzen der Zweige, sind weiss, den Theeblüten ähnlich und hauchen den zartesten Rosenduft. Der Sauabaum ist eins der nützlichsten Gewächse des Landes durch den Oelreichthum, welchen die haselnussgrosse Frucht enthält. Das aus ihr gewonnene Product ist von durchscheinender Reinheit, ohne Geruch und specifischen Geschmack. Ich zog das Saua-Oel demjenigen der Elaispalme und des Butterbaumes entschieden vor.

Vormittags botanisirte ich am Rei, nachmittags am Gumango, dessen Höhe ich erklomm. Diese gleichfalls sphärisch gewölbte, auf weite Strecken risselose Gneiskuppe beherbergt mehrere interessante Farrnkräuter. Hier fand ich den ersten Encephalartus, welcher bisher auf der nördlichen Hemisphäre in Afrika erblickt wurde. Solch eine Freude gewährt, so oft das flüchtig umherspähende Auge des Sammlers die Umgegend durchschweift, eine Ueberraschung, die zu den schönsten Erinnerungen der Reise gehört. Auch Ensete, die wilde Musa Afrikas, welche die Niamniam Boggumboli, d. h. kleine Banana, nennen, wächst in Menge auf diesem interessanten Hügel.

Von der Spitze des Gumango aus betrachtet, verräth das Land mit seinen verschieden gefärbten Ackerparcellen ein ganz europäisches Aussehen. Es darf hierbei übrigens nicht an umgepflügte Felder gedacht werden; der ganze Bodenbau beschränkt sich auf Ausgäten des Unkrauts und eine ganz oberflächliche Auflockerung der Ackerkrume zur Aussaat der feinkörnigen Eleusine, die allerdings mehr Arbeit macht, als das in weiten Abständen ausgestreute Sorghumkorn.

Alle Weiler der Umgegend waren hier von ihren Bewohnern geräumt worden, unter Zurücklassung vortrefflich gefüllter Kornspeicher. Im Vergleich zur Zahl der Wohnhütten war der angetroffene Vorrath, namentlich wenn man die vorgerückte Jahreszeit berücksichtigt, sehr gross zu nennen, denn schon im April wollte man mit der neuen Aussaat beginnen. Auf jede Hütte kamen im Durchschnitt drei Speicher, von denen zwei Eleusinekorn in gewöhnlichem, und einer solches in gemalztem Zustande aufbewahrt enthielten.

Alles zeugte von ungewöhnlicher Fruchtbarkeit des Bodens. Süsse Bataten, Jams und Colocasien fanden sich in Menge aufgehäuft, da hausten die ausgehungerten Bongo und Mittu wie in Feindesland. Die Kornspeicher, aus run-

den, auf Pfosten ruhenden Lehmbauten gebildet, mit einem deckelartig abhebbaren Kegeldache, entleerten sich in wenigen Minuten, und die nächste Umgebung unsers Lagers glich einem Felde des Raubes und der Plünderung.

Jeder Weiler gab die im ganzen Niamniamlande beobachtete Anordnung zu erkennen. Zwei, höchstens drei Familien wohnen beieinander, d. h. es gehören zu einem Weiler 8—12 Hütten, welche im Kreise um einen Freiplatz errichtet sind, dessen Boden aufs sauberste gereinigt ist und in dessen Mitte sich ein zum Aufhängen der Jagdtrophäen dienender Pfahl befindet. Da finden sich oft Schädel der seltensten Thiere, prächtige Hörner von Antilopen und Büffeln, aber auch Menschenschädel, gedörrte Arme und Hände. Unmittelbar hinter den Wohnhütten zu ebener Erde und dem von Holzpfählen getragenen Speicher folgt ein Ring von Rokko-Feigenbäumen, welche sich nur in angebautem Zustande finden und deren Rinde einen höher als die schönsten Felle geschätzten Ersatz für gewebte Stoffe zur Bekleidung darbietet. Weiter im Hintergrunde folgt eine vollständige Einfriedigung von Paradiesfeigen, und in weitem Umkreise Manioc- und Maispflanzungen, schliesslich die Eleusinefelder, bis man zum nächsten Weiler gelangt. Ich zeichnete einige von den Hütten, an welchen von aussen mit schwarzer und weisser Farbe Verzierungen angebracht waren. Einige der Wohnhütten hatten auch Dächer, welche in zwei Spitzen ausliefen. Lange Stangen krönten die Spitzen der Hütten und Kornkammern, und an ihnen waren grosse Landschnecken (Achatina) der Reihe nach aufgespiesst.

Nach einiger Zeit fand sich Bendo selbst ein, bekleidet mit einer ihm von Mohammed geschenkten Schürze von rothem Wollenstoff. Er sah sehr niedergeschlagen aus, sein Land so verwüstet zu sehen; doch was konnte er thun, um dem zu steuern. Uebrigens wurde versprochen, dass Mohammed, wenn er käme, ihm den Schaden durch Kupfer und andere Geschenke reichlich decken würde. In der That

fanden wir Bendo auf unserm Rückzuge wohlvergnügt in seinem alten Wohnsitze, auch gab er mir vielfache Beweise von freundschaftlicher Gesinnung. Nganje hatte ausser Bendo und Guinba noch vier Brüder: Imma, Mango, Njongālia und Mbeli, welche unter seinem Commando als Districtverwalter fungirten und, offenbar eingeschüchtert durch sein Bündniss mit Abd-es-Sammat, ihm gehorsame Vasallen waren. Der siebente der lebenden Brüder, Mbagāli, bekannter unter dem arabischen Namen Ssurrūr, war dagegen ein Vasall Mohammed Abd-es-Sammat's, den letzterer in dem von ihm eroberten grossen Gebiete zwischen den Territorien Nganje's, Uando's und Mbio's als Häuptling eingesetzt hatte. Nganje hatte nur zwei als legitim anerkannte Söhne, Imbolutīdu und Matindū; der erstere war zum Erben seiner Macht bestimmt. Nganje's Vater hiess Mūnuba, einer von den sechs Söhnen Japāti's, nicht zu verwechseln mit einem andern Fürsten dieses Namens, dessen Gebiet sich im Süden Dar Fertits ausdehnt.

Am 6. Februar wurde der Marsch nach Süden fortgesetzt und heute über sechs Stunden marschirt, bis wir an den Ssuēh kamen. Wenn ich so im Kettenzuge einherschreite, ist jede Unterhaltung mit meinen Vorder- oder Hintermännern schwer. Ich rede überhaupt unterwegs höchst selten; Auskunft über das Land kann man nur an den Halteplätzen erlangen, wo das Abhören mehrerer erst ein gewisses Mittel mit Sicherheit ziehen lässt, nach dem Grundsatze, dass in Afrika zwei übereinstimmende Angaben erst Wahrscheinlichkeit, drei Gewissheit sind. Meine Blicke sind beständig mit der Pflanzenwelt zu beiden Seiten des Wegs beschäftigt; ab und zu zähle ich meine Schrittzahl in der Minute, um die Marschgeschwindigkeit abschätzen zu können. Die Leute glauben, ich murmele Gebete.

An diesem Tage hatte ich einen ernsten Streit mit Abd-es-Sammat's Soldaten; es war der erste und letzte während meiner ganzen Reise. Zu sehen, wie sie die Eingeborenen

behandelten, gab meinem Rechtsgefühl alltäglich neue Nahrung des Hasses und der Bitterkeit. Ein empörender Vorfall erschöpfte den Rest meiner Geduld. Ich wollte nicht dulden, dass ein Nubier seinem ihm von Bendo mitgegebenen Träger das Gesicht blutig schlug, blos weil dieser ihm eine gemeine Calabasse zerbrochen hatte. Eine rücksichtslose Parteinahme zu Gunsten der Eingeborenen konnte mich bei letztern wol nur in guten Ruf bringen; alsdann aber opferte ich ihrer Freundschaft mein gutes Einvernehmen mit den mir doch unentbehrlichen Nubiern. Ich galt immer für einen Vertheidiger und Fürsprecher der Schwarzen. „Bei dir gilt das Wort eines Negers mehr als die Rede von zehn Muselmännern", hatte man schon oft unwillig gegen mich geäussert. In der Folge habe ich mich dann auch bei ähnlichen Fällen der Ungerechtigkeit stets neutral verhalten und jede Reibung glücklich vermieden. Allerdings muss ich hierbei erwähnen, dass ich nie Zeuge von unnützer Grausamkeit und Unmenschlichkeit gewesen bin, wie man nach den Berichten mancher europäischen Reisenden in den obern Nilgegenden zu glauben geneigt wäre. Der verständige Reisende muss auch wissen, mit Gerechtigkeit den Verhältnissen Rechnung zu tragen und mildernde Umstände in Berücksichtigung ziehen zu können; das Urtheil in einer Mehrzahl solcher haarsträubenden Berichte ist tendenziös und masslos übertrieben. Wir Culturvölker selbst sind keineswegs berechtigt, stolz auf unsere Humanität zu sein. Wenn wir die traurigen Erfahrungen, welche der Krieg naturgemäss in seinem Gefolge haben muss, und wären es auch nur Ausnahmen, uns vorurtheilsfrei vergegenwärtigen, so müssen wir gestehen, dass wir viel schlimmere Unmenschen sind, als alle Nubier, Mörder mit Vorbedacht und Zerstörer des häuslichen Glücks von Tausenden!

Das Unglück wollte, dass mir am nämlichen Tage durch Zufall eine Kugel hart am Ohre vorbeipfiff. Bereits früher habe ich auf die Gefahr aufmerksam gemacht, welcher ich

mich während der Wanderzüge in Gesellschaft einer grössern Anzahl nubischer Söldner beständig auszusetzen hatte, indem diese so nachlässig mit ihren Gewehren umgehen. Während meines Aufenthalts in der Meschera des Bachr-el-Ghasal drohte mir von einer hart neben mir einschlagenden Kugel sichtbare Lebensgefahr; heute war dies zum zweiten mal der Fall, und einige Tage später sollte es zum dritten geschehen. Es hatte sich eben eine Gruppe an der Seite des Pfades gelagert, während ich im Kettenzuge bei ihnen vorbeidefilirte. Da hatte der eine das Gewehr seines Nachbars in Händen, als besähe er es sich, und in demselben Moment, als ich drei Schritt von ihm vorüberging, entlud es sich. Ich höre nur den verwunderten Ausruf: „Wusste ich, dass es geladen sei", — dann springen vor und hinter mir die Leute erschreckt auseinander, ich selbst aber setze ruhig, als hätte ich nichts gehört, meinen Weg fort, mich nicht einmal umblickend. Nach den Vorgängen des Tages war mein Benehmen recht geeignet, die Bewunderung der Nubier zu erwecken, und ich gewann vollends alle Herzen, als ich auch in der Folge absolut über diesen Vorfall schwieg. Man muss es verstehen, die Leute daran zu gewöhnen, dass sie zuletzt an seinen guten Stern in Wahrheit glauben und jeden Eingriff von seiten des Menschen als Frevel betrachten.

Der Weg führte uns anfänglich von Bendo's Sitze zwei Stunden durch Culturland mit zahlreichen Weilern. Rechts und links vom Wege lagen Granithügelzüge, welche sich vom Gumango aus nach Süden und Südosten erstreckten und als Erhebung mit diesem in Verbindung zu stehen schienen. Namentlich zur Linken des Wegs hatten wir einen langen Hügel, nicht höher als der Gumango, liegen. Dann hatten wir bergab steigend drei Stunden lang eine Wildniss zu durchwandern und mehrere sumpfige Chors und in jetziger Jahreszeit trocken gelegte Wiesengewässer zu überschreiten. Solche Localitäten heissen im Kanori, der Sprache von Bornu: Njaljam. Barth sagt von ihnen, sie seien eine der

bezeichnendsten Eigenthümlichkeiten jenes Theils von Innerafrika, zwischen Schari und Benuë.*) Der vorherrschende Landschaftscharakter blieb die Steppenniederung, ab und zu auf geringen Strecken wechselte sie mit Parkwaldung ab.

Nganje's Gebiet erreicht am Ssuēh seine Südgrenze, und dieser Fluss durchströmt die Grenzwildnisse zwischen seinen und Abd-es-Sammat's Besitzungen. Eine Stunde vor dem Flusse passirten wir die Weiler Marra's, eines Behnki des Nganje. Der Ssuēh ist der obere Djurfluss, und nach den übereinstimmenden Aussagen aller Niamniam wird er als der Hauptfluss betrachtet; seine Quellen betrat ich am Berge Baginse, wo er schon als kleiner Bach diesen Namen trägt. Meine Beweise für die Identität von Ssuēh und Djur sind ausreichend genug, um sie zur Gewissheit zu stempeln.

Sie verdienen an dieser Stelle eine eingehende Besprechung, da diese Frage auch auf die Selbständigkeit vom Stromgebiet des Uelle, als eines vom Nilbecken unabhängigen Systems, Licht zu werfen vermag.

1) Allerdings beträgt die Länge des zweifelhaften Stromlaufs zwischen meinen beiden Uebergangsstellen in Marra's District und bei Manjanja im Bongolande an 145 Meilen; allein die von mir aufs genaueste festgestellte Lage der südlichen Bongoseriben des Ghattas und Kurschuk Ali (welche dem Djurflusse eine gerade, von Süd nach Nord gewandte Stromrichtung auf wenigstens 70 Meilen oberhalb des Uebergangs bei Manjanja ertheilen) lässt diese Strecke auf die Hälfte zusammenschrumpfen.

2) Bei Marra war der Ssuēh bereits ein ausreichend wasserreicher Fluss, um an der Bildung des Djur den Hauptantheil nehmen zu können.

3) Nannten die von mir in Kurkur und Danga be-

*) Sie entsprechen im allgemeinen den in der Mark Brandenburg „Luch“ (aus dem Slawischen von Luga, der See) genannten Wiesenniederungen mit unterirdischen Wasserabzügen.

fragten Niamniam, welche aus den diesen Plätzen am meisten benachbarten Gegenden ihres Heimatlandes kamen, den Flussnamen des Djur in ihrer Sprache deutlich und übereinstimmend Ssuēh; ohne je bei Märra gewesen zu sein, wussten sie, dass er aus dem zwischen Nganje's und Uando's Gebieten belegenen Gegenden herkäme.

Auf dem Wege, den die das ehemalige Gebiet Tombo's durchstreifenden Elfenbeincompagnien von Mundo aus einschlagen, wird der Ssuēh bei Fombōa überschritten, an einer Stelle, welcher der auf meine Karte eingetragenen Curve entspricht, die der Fluss beschreibt.

Der bedeutendste Fluss, welcher in der Richtung nach Nord und nach Osten strömend auf den Zügen von Dem Bekir (in Dar Fertit) aus nach Süden zu überschritten wurde, ist der Nomatilla oder Nomatina, nach allen Angaben identisch mit dem Oberlaufe des Wau oder Njenām, und jedenfalls der grösste Nebenfluss des Djur. Von Ssolongo's Sitze, an welchem der Nomatilla nahe vorbeifliesst, haben Nubier ihn stromabwärts bis ins Bongo- und Djurland verfolgt. Andere Nebenflüsse von Bedeutung kann der Djur auf seiner linken Seite unmöglich aufnehmen; der Ssuēh also ist sicherlich der ganze und volle Oberlauf des Djur.

Es war für mich eine grosse Genugthuung, wenigstens den Ursprung eines der bedeutendsten Quellflüsse in den obern Nilregionen ausser Zweifel gestellt und auf einen geographischen Punkt beschränkt zu haben, wie ich einen solchen in Gestalt des Baginse-Berges deutlich genug nachgewiesen habe.

Der Ssuēh fliesst bei Märra durch eine Steppenfläche, welche bei starker Strömung und bei der grossen Tiefe seines Bettes wol nur selten und nur zur Zeit der vollen Regen unter Wasser gesetzt werden mag. Jetzt sah man den Fluss mit 18—20 Fuss hohen senkrechten Uferwänden, welche, in eine mächtige Ablagerung von Alluvialerde eingeschnitten, sehr an die Nilgefs erinnerten. Die Breite des Bettes zwischen den Uferwänden betrug 40 Fuss; es floss aber das

Wasser darin nur 25 Fuss breit und durchweg 4 Fuss tief in einer Geschwindigkeit von 120 Fuss in der Minute, also 200 Kubikfuss in der Secunde, während der volle Djur, vor seiner Vereinigung mit dem Wau, in der trockenen Jahreszeit gegen Ende December auch nicht mehr als 1176 Kubikfuss bewegte.

Dieser scheinbare Widerspruch im Verhältniss der Wassermenge beider Flüsse während der zwei Jahreszeiten entspricht dennoch ganz den physikalischen Gesetzen, und mithin um so mehr den Zwecken der Beweisführung. Die Drainage des Landes aus Quellen findet in bestimmten Gleisen statt. Solche Gleise stellen die grössern Flüsse dar, welche in den höchsten Theilen des Landes wurzeln. Der gleichmässig über dasselbe verbreitete Regen fliesst in Abzugskanälen seiner Bestimmung zu; das sind die kleinern, mehr oder minder periodisch fliessenden Tributäre. Die grossen Flüsse sind daher während der Regenzeit in demselben Grade verhältnissmässig unbedeutender, als sie im Winter wasserreicher erscheinen, als jene kleinen. Alle Tributäre des Djur bis zum grossen Wau hinunter, dem der Djur mindesten ein Drittel seines Wassers verdankt, soweit sie mir bekannt sind, haben im Winter die allergeringste Bedeutung: es sind auf der rechten Seite der Rei, Lehko und Lengbe; auf der linken der Huūh, Jubbo und Bikki. Das Wenige, was die kleinen Tributäre in der Winterzeit zu leisten vermögen, geht durch Einsickerung und Verdunstung verloren; ihre Mitwirkung fällt daher in dieser Hinsicht ganz ausser Betracht.

Vor Sonnenaufgang des 7. Februars machten wir uns ans Werk des Uebersetzens. Das Bad, welches nach der Hitze und Ermüdung des gestrigen Tags eine vorzügliche Erquickung dargeboten, war heute ein unfreiwilliges, und beim Durchwaten bis an den Hals musste die gemüthliche Magenwärme des eben erst genossenen Thees den Zwecken der Reise geopfert werden.

Durch einen reizenden dichten Buschwald, der zwar arm an grössern Bäumen, um so imposanter durch die Fülle und Grösse seines Laubschlags erschien, führte der Pfad unsere langen Marschcolonnen. Der grosslaubige Buschwald, innerhalb dessen die Steppennatur nur in Gestalt üppigen, aber eigentlich blos geduldeten Graswuchses zur Geltung gelangt, herrscht im gesammten Bongo- und Niamniamlande vor. Baumfreie Flächen bildet hier nur die unzersetzte Oberfläche ausstehender Felsplatten, oder in den Niederungen der sumpfig bewässerte Grund. So oft wir lagerten, umrauschte uns das üppigste Grün; so sassen wir im Laube wie Eier in einer Schüssel Salat. Das Ackerland, welches nach zweijährigem Brachliegen sich wieder zu dem dichtesten Buschwalde umzugestalten vermag, reisst nur periodische Lücken in seine Bestände, denn die Wurzeln der gerodeten Sträucher sprossen beständig von neuem hervor; überdies werden alle grossen und nutzbringenden Bäume von den Ackerbauern absichtlich stehen gelassen. Der liebliche Zauber dieser Landschaften zur Frühjahrszeit, im April und Mai, spottet jeder Beschreibung; das sind Wonnemonate auch in Afrika.

Bereits um Mittag hatten wir den kleinen Huùhfluss erreicht, welcher sich einige Stunden abwärts mit dem Ssuéh vereinigt, nachdem er eine so weit das Auge reicht seiner Stromrichtung folgende breite Steppenniederung durchflossen. Er war jetzt nur ein Bach zu nennen, welcher in flachem, sandigem Bette abwechselnd 35, 25 und 20 Fuss breites, träge hinfliessendes und kaum 1—2 Fuss tiefes Wasser enthielt. In der vollen Regenzeit setzt er bei der niedern Beschaffenheit seines Ufers jedenfalls die ganze Steppe bis zum Beginn des Buschwaldes unter Wasser. Das bezeugten auch die Gewächse, welche seine Ufer bestanden, Bäume und Sträucher, die es vertragen, monatelang von Wasser bespült zu werden.

Eine einstündige Rast wurde mit Theekochen und Zerlegen eines Kalabocks (A. leucotis), den ich unterwegs aus

einem grössern Trupp geschossen, verbracht, während uns dabei auf der weiten Grasfläche, welche sich gen Osten den Blicken eröffnete, das Schauspiel einer in grosser Aufregung die Niederung überschreitenden Büffelheerde viele Unterhaltung gewährte. Eine dunkle dichtgedrängte Masse, wälzte sich die gewiss einige Hundert Stück zählende Heerde durch den von ihren Fährten durchfurchten und nur zur Zeit der Dürre in unbeschreiblicher Weise holperig und uneben gemachten Sumpfgrund. Fast bei jedem Durchzuge durch grosse Flussniederungen stiessen wir auf Büffel; von Elefanten sahen wir dagegen überall nur die Fährten, wenn auch oft solche von neuestem Datum, wie die frischen Losungen bewiesen. Jeder betretene Pfad scheint diesen vorsichtigen Thieren im Grunde der Seele verhasst zu sein, nur unter dem Schutze der Dunkelheit kreuzen sie dieselben auf ihren riesigen Nachtmärschen. Wer hierzulande der Elefantenjagd mit Erfolg nachgehen wollte, müsste von vornherein auf jeden andern Zweck Verzicht leisten.

Durch einen felsigen Buschwald stiegen wir aus der Huúhniederung zu dem nahen Bache Atoboru auf und ab. Versenkt in einer 80 Fuss tiefen Thalschlucht mit wallartig sich abdachenden Wänden, strömte derselbe jetzt nur unmerklich und von Sumpfgewächsen überwuchert unter seiner grünenden Decke dahin. Die Vegetation im Walde bot mir eine Fülle neuer, noch nie gesehener Gewächse; besonderes Vergnügen gewährten mir die von aromatischem Dufte erfüllten Staudendickichte der vielen ingwerartigen Gewächse, welche unten am Wasser das Thal erfüllten.

Es war ein nebeliger feuchter Morgen, als sich am folgenden Tage der lange Zug der Karavane formirte. Bereits nach kurzer Strecke gerieth die vorderste Colonne in Stillstand, ein Anzeichen, dass ein Bach ernstere Hindernisse für die Passage bereite. Solche sich beständig wiederholenden Zwischenfälle, Aufenthalt und Stockungen trugen sehr dazu bei, mir die Arbeit der fortgesetzten Buchführungen

über alle Reisewahrnehmungen zu erschweren. Ich versuchte zur Seite des Pfades mich durch das dürre Gras und die hohen Stauden zu arbeiten, um die Tête zu erreichen, vermochte indess nur so weit einen Vorsprung zu erringen, um die ersten Leute hinter der Fahne den Mansillibach passiren zu sehen. In einer grubenartigen, tief in das Dunkel hoher und breitastiger Feigenbäume gehüllten Schlucht floss das Wasser reissend gen Nordosten, der fast entgegengesetzten Richtung von derjenigen des Huūh, der alle diese von einem Höhenzuge im Westen herkommenden Bäche vereinigt. Solche Bäche, die zu jeder Jahreszeit eine starke Strömung besitzen, haben auch in der Regel einen festen Gravelgrund, im Gegensatz zu dem sumpfigen Moder träger Gewässer. Das langweilige Experiment des Ausziehens beschränkt sich in solchen Fälle nur auf Stiefel und Strümpfe, was für einen Niamniamreisenden schon eine grosse Zeitersparniss ist.

Hier begrüsste mich ein kleines, ganz kleines Stückchen Urwald mit riesigen Feigen-, vulgo Gummibäumen (einer in der That der Ficus elastica nicht unähnlichen Art). Als Avantgarde der meiner harrenden grössern Ueberraschungen trat mir nun das erste Calamusdickicht (Rotang oder spanisches Rohr), welches bei Schilderung der Uferwälder des Niamniamgebiets an erster Stelle genannt zu werden verdient, entgegen. Es war eine Galerie, ein Laubengang im kleinen, wie sie noch weit grossartiger von hier an südwärts bei der Mehrzahl aller kleinern Gewässer platzgreifen. Dieser zur topographischen Charakterisirung des Landes der Niamniam so nothwendige Begriff soll später erklärt werden.

Zeitig gelangten wir zu einem zweiten Bache bei den Weilern Kulenscho's, den ersten Ansiedelungen der unter Abd-es-Sammat's unmittelbarer Herrschaft stehenden Niamniam. Alle Gebiete der einzelnen Niamniamhäuptlinge sind in derselben Weise wie die Grenzen verschiedener Völker durch menschenleere Wildnisse weit voneinander geschieden, offenbar der grössern Sicherheit wegen, um gegen hinter-

listige Ueberfälle bessern Schutz zu gewähren, als man durch ausgestellte Wachen zu erzielen vermag. Wenn man sich gegenseitig mistraut, oder gar zur Zeit offenen Kriegsausbruchs, genügen alsdann wenige Wachen, um sofort jede herannahende Gefahr zu signalisiren. Immer auf Kriegsfuss, führen die Niamniam als echte Jäger ein Leben des Lauerliegens und Beschleichens tagaus tagein.

Die prachtvollen Walddickichte am Bache bei Kulenscho, welche mir zum ersten mal den vollen Zauber dieser von den bisher durchforschten Gebieten der Nilflora so gänzlich verschiedenen Vegetation aufschlossen, und von welcher mir der Mansillibach nur einen Vorgeschmack gegeben, beschäftigte mich den ganzen Tag.

Diese Flora bietet die Mehrzahl der von der Westküste des tropischen Afrika, vom Gabun, vom Niger und vom Gambia her bekannt gewordenen Pflanzenarten zur Schau; hier überschreitet sie die Grenzen der das Nilgebiet vom Tsadbecken trennenden Wasserscheide und eröffnet dem von Norden her kommenden Reisenden die ungeahnte Pracht der innersten centralafrikanischen Wildnisse. Zwar nur ein schwacher Abglanz von der überschwenglichen Fülle brasilianischer Urwälder, war durch den Contrast mit dem Vorhergegangenen ihr Zauber doch ein nicht minder gewaltiger. In wunderbarer Einfachheit gliederten sich auf meiner über 26 Breitengrade sich erstreckenden Reise die pflanzengeographischen Gebiete, je nach der geographischen Zone und entsprechend den meteorologischen Verhältnissen der Länder. Zuerst waren es 800 Meilen trostloser Wüste, die der Wanderer zu durchschreiten hatte; dann sah er sie schrittweise übergehen in die weiten, baumlosen, aber mit ununterbrochener Grasdecke bekleideten Steppen; aus diesen gelangte er in die lieblichen Regionen des Buschwaldes, wo die Gewächse sich des kummervollen Dornschmucks der Wüste entkleideten und ihn das weiche Laub der Heimat umfing. Jetzt erst betrat er dasjenige, was er mit Recht und Fug Urwald nen-

nen konnte, so oft ihn die Erinnerung zurückführte zu seinen Jugendträumen, Urwälder im Sinne Robinson Crusoe's und Paul's und Virginie's. Auch auf der südlichen Hälfte des afrikanischen Continents ist ein ähnlicher gradueller Wechsel auf Schritt und Tritt zu verfolgen, und die Reisenden, welche in umgekehrter Richtung und vom Cap aus nach den Aequatorgegenden vordrangen, haben dies häufig in ihren Berichten betont.

Da nun die Natur überall das Princip der Ausgleichung und Nivellirung bekundet und die scharf aneinanderstossenden Grenzen zu meiden sucht, in welchen der Mensch sich so wohl gefällt, bietet sie auch hier den Blicken des Forschers einen stets graduellen Uebergang dar; an ihren Grenzen greifen daher die Gebiete ineinander, wie die Finger gefalteter Hände. Zahlreiche vereinzelte, nur auf kurze Strecken platzgreifende Uferwaldungen, indess mit den charakteristischen Vegetationstypen der Galerienflora, finden sich bis zum 7. Grad nördl. Br. enclavenartig eingestreut in die Buschwaldgebiete der nördlichen Länder vorgeschoben. Der Wald bei Okēl, bei Jagla, und die „Genēna" genannte Localität sind bereits besprochen worden.

Nirgends gab es eine ergiebigere Perlhuhnjagd, als am Bache von Kulenscho, da man am Rande der Waldung, wo die Vögel zur Mittagszeit in sicherer Höhe der Bäume rasten, mit Leichtigkeit einen nach dem andern herunterschiessen konnte, hatte erst das Auge ihre grauen, auf tiefbeschatteten Aesten hockenden Leiber erspäht. Die Gesichtsschärfe der Niamniam kam mir hierbei vortrefflich zu statten; ich war von dem mich allseitig umwogenden Grün wie mit Blindheit geschlagen. Auch beim frühesten Morgengrauen ist diese Jagd stets lohnend; die Perlhühner beginnen ihren Auszug erst nach Sonnenaufgang; selbst dann sind sie zu sehr mit ihres Leibes Aezung beschäftigt, um des heranschleichenden Jägers zu achten.

Der Leser wundere sich nicht über die häufige Wieder-

holung; ein Reisender in Afrika wäre ohne Perlhühner übel genug daran; ihnen verdanken seine Küchentöpfe mit seltenen Ausnahmen einen stets sichern Succurs. Ich habe im Laufe von fünf Jahren wol an 1000 Stück dieser Vögel geschossen, selten weniger als zwei auf einen Schuss, da man die leichtesten Schrote anwenden kann, die es gibt. So ist man des Erfolges immer gewiss, falls man überhaupt zum Schusse gelangt. Man muss nur hoch zielen; das kleinste Schrotkörnchen, welches den langen Hals trifft, bringt das Huhn zum sofortigen Fall. Mit Hunden, sie brauchen durchaus nicht abgerichtet zu sein, ist diese Jagd ein leichter Spass; das Perlhuhn, nicht im Stande auf weite Strecken zu fliegen und stets der Erholung bedürftig, fühlt beim Nahen der Hunde, die unbemerkt im hohen Grase herankommen, seine Unsicherheit und flüchtet sich auf die Zweige des nächsten Baumes. Ich habe auf 30—40 Fuss eins nach dem andern heruntergeschossen, während meine Hunde den Baumstamm umstanden, dennoch wagte kein einziges von den Hühnern seinen Zufluchtsort zu verlassen.

Nach einem dreitägigen Marsche durch menschenleere Wildniss musste Kulenscho für grossartige Bewirthung der Karavane sorgen. Das war natürlich keine leichte Aufgabe, für tausend hungerige Magen das Nöthige herbeizuschaffen, und noch dazu in so schwach bevölkerten Gegenden. Abends und morgens vor Sonnenaufgang war daher allgemeine Fütterung der Träger. Die Vertheilung geschah gruppenweise und wurde von den über die verschiedenen Trägerabtheilungen stehenden „Njere“ besorgt, denn diese Bezirksvorsteher begleiten in der Regel als Anführer die von ihnen gestellten Colonnen auf allen weiten Wanderzügen. Das Korn, handvollweise, wie für Esel und Kamele, abgemessen, das Brot, ein zu Grütze gekochter Brei von grob verriebenem ungereinigtem Telebünkorn (Eleusine), in Klumpen vertheilt, das war die elende Kost, welche die Träger erhielten, und die man bei uns keinem Vieh darreichen würde. Im Vergleich zu

32*

ihr würden Oelkuchen und Kleie und andere Abfälle den Bongo- und Mittuträgern als prächtige Delicatessen erscheinen. Allerdings mussten sie in den Wildnissen das Korn, welches sie selbst als Proviant mit sich trugen, ungemahlen und ganz gekocht verzehren. Die Eingeborenen trugen die Breimassen in Körben herbei; aus der Menge von grossen Breiklumpen, die sie sorgfältig in grünes Laub verpackt enthielten, konnte man die Anzahl der bei der Lieferung betheiligten Familien ermessen.

Als etwas besonders Appetitliches wurden gewählte Gerichte in Kürbisschalen dargeboten. Die Eingeborenen, welche hier fungirten, zur Hälfte Knaben und Kinder, bildeten allein schon ein stattliches Corps; die Weiber, welche bei den Niamniam sehr zurückhaltend sind und auch sehr zurückgehalten werden von ihren Männern, waren zu Hause geblieben. Zu erwähnen sind noch die Zuspeisen, welche überall da, wo es die Verhältnisse erlauben, zur Stärkung der Träger verlangt werden. Diese Zuspeisen und Saucen, fürchterlich anzuschauen, umlagerten in Hunderten von Kürbisschalen, Töpfen und Näpfen den Berg von Breiklumpen. Sie bestehen, dem Geschmack der Bongo entsprechend, gewöhnlich aus einem Gemisch von thierischen und vegetabilischen Fetten mit Wasser, Aschensalz und würzigen Blättern. Sesam- und Hyptiskörner zu Brei verrieben, bilden die Basis der feinern, Saua-Oel von Lophira alata und Termitenthran die der geringern Saucen; die pikantesten liefern käseartige Ballen aus zerriebenen, zuvor gedörrten Fischen geformt, welche infolge des Witterungswechsels einen bedeutenden Hautgoût besitzen; Capsicum oder Cayennepfeffer geniessen weder Bongo noch Niamniam, beide betrachten die Schärfe dieses Gewürzes als ein untrügliches Merkmal von giftiger Eigenschaft; so suchen sie in dem Gestank von fermentirten Stoffen einen Ersatz für die fehlenden Reizmittel.

Anderes Salz als solches, welches die Asche von Grewia mollis durch Auslaugen liefert, ist in diesem Theile von Afrika

nirgends zu haben, Kochsalz absolut unbekannt. Fette Suppen verseifen daher beim Einkochen; man stelle sich den Geschmack vor, den sie darbieten müssen. Besonders delicate Speisesaucen erhalten als Zuthat auch gedörrtes Fleisch von Elefanten und Büffeln in zerriebenem Zustande. Fett, vom Fleische der Vierfüssler genommen, ist so gut wie unbekannt, die wilden Geschöpfe scheinen damit ausnahmslos von der Natur höchst stiefmütterlich bedacht zu sein; an den gewöhnlichen Hausthieren anderer Völker mangelt es im Niamniamlande, und das Fett von Hunden und Menschen, wenn nicht ohnedies ein Greuel für Bongo und Mittu, wäre auch viel zu kostbar und rar, um hierbei in Betracht gezogen werden zu können. So beschaffen war die landesübliche Kost der Eingeborenen, welche nach ihren Begriffen nichts zu wünschen übrigliess.

Je nachdem die Jahreszeit es gestattet, werden auch andere Producte des Bodenbaus verabfolgt, z. B. Kürbise der grössern Art, stets aber — denn sie mangeln nirgends das ganze Jahr hindurch — thut man Kürbisblätter zerstampft zu den Suppen, sowie auch andere Kräuter, die weder schädlich noch von scharfem Geschmack erscheinen; da Gemüse fast nirgends gebaut werden, so dienen die überall auf Culturland anzutreffenden Unkräuter dem Zwecke, welcher hier in der Oekonomie der Ernährung jedenfalls dieselbe Wichtigkeit beansprucht, wie auf unsern Tafeln eine Menge der geschätztesten Dinge, d. h. theils um die Sauce zu verdicken, theils um zur Ausfüllung des Magens beizutragen. Manioc, Bataten und grüne Bananen traten erst im weitern Verlauf der Reise an die Stelle des Kornbreis und der Bongosaucen; in diesen nördlichen Landtheilen waren Cerealien auch die Basis der Volksnahrung.

In der frohen Aussicht, unser vorläufiges Ziel, die Seriba Abd-es-Sammat's, endlich am zwölften Tage unserer Wanderung erreichen zu können, verliess ich erst nach in Ruhe verzehrtem Frühstück und etwas restaurirter Toilette das

Lager bei Kulenscho, lange nachdem die letzten Träger den Platz verlassen hatten. Ein reizender Spaziergang stand mir bevor, und eine lohnende Tagesausbeute an botanischen Schätzen, denn der Weg führte über vier kleine Bäche und an verschiedenen einsamen Weilern vorbei, ausschliesslich durch einen geschlossenen, hochstämmigen Wald. Nicht ein Park mit Grasflächen und Buschdickichten, mit Boskets und isolirten Bäumen, nein, nach langer Zeit empfing mich hier wieder der Wald, wie man ihn im Norden kennt, nur unendlich mannichfaltiger und lieblicher, und ohne den ernsten, einförmigen Ausdruck. Nördlich und südlich von Abd-es-Sammat's Seriba dehnt sich, im Gegensatze zu dem Charakter der Landschaft, in weiterm Umkreise eine derartige Waldung aus, viele Quadratmeilen Landes bedeckend, indess nirgends ein bestandartiges Vorwalten einer Baumart zulassend. Unter den Bäumen waren hier die auffälligsten Formen und zugleich die eigentlichen Vegetationstypen in derartiger Mannichfaltigkeit vertreten, dass allein schon 30 der häufigsten Baumarten zu 20 verschiedenen Klassen des Pflanzenreichs gehörten.

ELFTES KAPITEL.

Abd-es-Sammat's Territorium. Die Dschungels an den Bächen. Entdeckung von wildem Pfeffer. Baumriesen. Züchtigkeit der Niamniamfrauen. Neue Gefahr von einer Kugel. Ein Bongo durch Manioc vergiftet. Gute Behandlung der Träger. Nduppo's Zerwürfniss mit Uando. Was die Wilden am Europäer am meisten bewundern. Chancen für den Pelzhandel. Uando's Drohungen und Prahlerei. Formirung der Colonnen in Kriegsbereitschaft. Eingeborene als Soldaten. Gefährlichkeit der Flusspassagen. Differenzirtes Terrain auf der Wasserscheide. Mohammed's Vorsicht beim Biertrinken. Trennung unserer Waffenmacht. Urwald am Lindukū. Rikkete's Eifersucht. Varietäten der Genette. Mohammed's Reveille. Morgentoilette der Niamniam. Wasserfall am Lindukū. Art des Frühstücks. Zauberkräftige Wurzeln. Die Wasserscheide des Nilgebiets. Einfacher geologischer Bau Centralafrikas. Auftreten von Schimpanse und Pandanus jenseit der Wasserscheide. Wirrwarr beim Durchschreiten der Bäche. Afrikas Rache am weissen Fremden. Mohammed's gefährliche Entrevue. Kupfer- und Elfenbeinwerth. Was ein Galerienwald ist. Dualismus des Vegetationscharakters. Uando besucht mich im Zelt. Seine imposante Nonchalance. Ein Gericht autochthoner Kochkunst. Sechs Nubier von Niamniam ermordet. Der Blattfresser und der Grasmann.

Ich habe bereits erwähnt, dass Mohammed Abd-es-Sammat einen ehemaligen Lanzknecht von fürstlichem Geblüt als Häuptling in einem Gebiete einsetzte, welches er dem frühern, inzwischen verstorbenen Häuptling, der seinem ergiebigen Elfenbeinhandel mit dem Gebiete Uando's durch Kriegsüberfälle hinderlich war, mit Gewalt abgenommen. Er besass solcher Lanzknechte viele, die, aus dem Niamniamlande

stammend, in seinen Seriben mit dem Dienste der Feuerwaffen vertraut gemacht wurden und eine Hauptstütze seiner Macht abgaben. Unterstützt durch die beständige Anwesenheit einer über 40—50 Flinten verfügenden nubischen Streitkraft, beherrschte Ssurrūr, so hiess der Vicehäuptling, das ziemlich beträchtliche, gut bevölkerte, 700 Quadratmeilen umfassende Gebiet. Mohammed und Ssurrūr schätzten das Aufgebot aller waffenfähigen Männer in ihrem Gebiete auf 40000, was wol ums Doppelte zu hoch gegriffen sein mochte, da die durchschnittliche Gesammtbevölkerung des Niamniamlandes, wenn ich den Eindruck, den die Volksdichtigkeit im Verhältniss zum Raume menschenleerer Wildniss gewährte, demjenigen Verhältniss gegenüberstellte, welches ich im Bongolande als die Frucht eingehender Untersuchungen erzielte, höchstens 65 Seelen für die Quadratmeile betragen kann.

Das einzige Mittel zur Schätzung der Bevölkerungsmenge war mir in diesem Lande, da es daselbst an dem Institut der Frone zu Trägerdiensten fehlte und die Anzahl der Hütten und Weiler jedesmal erst bei sorgfältiger Durchmusterung eines ganzen Districts hätte gewonnen werden können, allein in der bei unserm Durchzuge zu beiden Seiten des Pfades versammelten Menge dargeboten. Diese bestand aus: 1) Neugierigen; 2) den zur Herbeischaffung von Lebensmitteln beorderten Insassen eines Districts; 3) der während des Kriegs an geeigneten Stellen vor unsern Blicken sich entrollenden Streitmacht, welche wahrscheinlich immer die grosse Mehrzahl aller waffenfähigen Mannschaften ausmachte.

Abd-es-Sammat's Gebiet besass an festen Plätzen eine grössere Seriba und drei kleinere Pfahlwerke. In den letztgenannten hielten eingeborene Bezirksvorsteher mit wenigen Flinten die Herrschaft aufrecht. Das Verhältniss der Niamniam zu ihrem Beherrscher war überall ein bei weitem minder knechtisches, als es sich bei den Mittu und Bongo zu erkennen gegeben. Die Eingeborenen waren nur verpflichtet, wenn die Signale erschollen, zu den Kriegs- und Jagdzügen

sich prompt zu versammeln, auch für die Herbeischaffung von Nahrungsmitteln zum Unterhalt der ins Land geführten Söldner und Träger selbst Sorge zu tragen, Häuser zu errichten, Holz und Stroh zu liefern und was dergleichen Frone zu sein pflegen, im ganzen dieselben wie bei den Bongo, nur dass die Niamniam nicht selbst als Lastträger auf den Zügen verwandt, überhaupt minder bedrückt erschienen, und auch weit freundlicher behandelt zu werden pflegten, denn der Unterthanenverstand war bei ihnen ja noch jung und wollte erst durch Güte gehegt und gepflegt werden, um dermaleinst Erspriessliches zu leisten.

Bei einem so unbeständigen und ungefügigen Jägervolke, wie es die Niamniam sind, erstreckt sich auch die Macht der einheimischen, völlig unabhängigen Häuptlinge nicht weiter als auf den Oberbefehl und die beliebige Verfügung über alle waffenfähige Mannschaft für Krieg und Jagd. Nur das allgemein gewahrte Elfenbeinregale und die Hälfte des erbeuteten Fleisches bilden ihr unbestrittenes Einkommen. Für Lebensmittel haben sie selbst durch Bestellung ihrer Felder Sorge zu tragen, und zu dem Ende suchen sie ihre Hausmacht durch Acquisition einer grossen Menge von Weibern und Sklavinnen möglichst zu erweitern.

Vom 10. bis zum 26. Februar verblieb ich an diesem Platze, welcher fast genau südlich und 90 Meilen von Ssabbi entfernt unter 4° 50′ nördl. Br. gelegen war. Die Seriba lag im Winkel zweier ineinanderströmenden Bäche. Nabambisso und Boddo waren die Namen dieser von hohen Bäumen und stellenweise von ausserordentlichen Dickichten eingefassten Gewässer. Nahe dabei befand sich die Mbanga des Ssurrūr.

Ich verbrachte diese Tage mit sorgfältiger Inspicirung der benachbarten Waldungen; meine Sammlungen schwollen bedeutend an, und die Papierballen füllten sich einer nach dem andern. Auch die Zeichenmappe bereicherte sich mit Skizzen, zu welchen die scharenweise herbeiströmenden Ein-

geborenen vielfältige Gelegenheit boten. Von nah und fern kamen sie, das Wunder meiner Existenz zu schauen. Meine beiden Niamniamdolmetscher, Giabir und Amber, so waren sie arabisch benamset, glückselig auf heimatlichem Boden, begleiteten mich auf Schritt und Tritt, und mit ihrer Hülfe konnte ich auf die leichteste Art mit den Eingeborenen verkehren. Die Gegend war vollkommen sicher, denn auch allein konnte ich mich nach Belieben in den Dschungels der Nachbarschaft ergehen. In dieser Beziehung glich die Umgebung der Seriba Abd-es-Sammat's bei den Niamniam ganz der Ghattas'schen im Lande der Djur, und bald war ich auch in diesem entlegenen Lande so gut wie zu Hause.

In unerschöpflicher Fülle rieselten die beiden Bäche das ganze Jahr über durch die reizende Landschaft, und es gab daselbst im tiefen Schatten hochstämmiger und mit Lianenmassen zusammengeketteter Bäume Plätze, wo das Arrangement der Gewächse jedem Palmenhause hätte vorbildlich sein können. Da, wo das Wasser zum Bedarf der Niederlassung geholt zu werden pflegte, war eine etwas umfangreiche Lichtung entstanden. Die wilde Dattelpalme (Phoenix spinosa), in welcher man mit Recht die Stammmutter der Culturart der gesammten Wüstenregion von Senegambien bis zum Indus betrachten kann, bekleidete hier als niederes Gestrüpp den Rand des Baches, mit dem so gut wie undurchdringlichen Calamus abwechselnd, dessen doppelte Widerhaken sich gleich Hechtangeln in die Haut des Menschen ebenso gefährlich festsetzen, wie in seine Kleider, ihm das sprichwörtliche „Wag-a-bitjen“ (wart' ein bischen) der holländischen Colonisten Südafrikas zurufend, welche diesen Ausdruck auf die in ähnlicher Weise bestachelten Akazien übertragen haben.

Im nassen Terrain der Bachniederung selbst und vom Wasser durchrieselt dehnen sich die hohen Staudenmassen von Amomum als neue Charaktergewächse der Flora aus. Es gibt hier fünf Arten Amomum mit weissen, gelben und

hochrothen Blüten, die Früchte sind stets feuerroth und enthalten einen im Geschmack an Citronen erinnernden schleimigen Brei, der die aromatischen Samen, sogenannte Paradieskörner, umhüllt. Der Reisende findet hier Gelegenheit, seinen Durst mit einer kühlenden Limonade zu löschen; das Wasser der Bäche ist stets von spiegelklarer Beschaffenheit. An den die Baumstämme mit dicken Festons umgarnenden, sie miteinander eng verschlingenden Lianen erglänzen im Zwielicht der hin und wieder sich Bahn brechenden Sonnenstrahlen die Blätter mit prachtvoll metallischem Schimmer. Der Aschanti-Pfeffer (Cubeba Clusii) überdeckt die Stämme mit einem eng anliegenden Netzwerk, massenhaft behangen mit feuerrothen Beeren in fingerlangen Trauben. Getrocknet kann man sich derselben sehr wohl an Stelle des schwarzen Pfeffers bedienen, dem sie im Geschmack sehr nahe kommen. Ich musste die Nubier erst auf diesen Fund aufmerksam machen; obgleich sie bereits häufig in den Niamniamländern gereist waren, hatten sie dennoch keine Ahnung davon, dass diese rothen Beeren Pfeffer seien, und meine Entdeckung wurde daher mit wahrem Enthusiasmus aufgenommen. Die Niamniam bedienen sich dieses Pfeffers nur als Medicin, zum Würzen der Speisen dient ihnen der Malaguetta-Pfeffer (Habzelia), von welchem später die Rede sein soll. Der Aschanti-Pfeffer ist eins der auffälligsten und weitverbreitetsten Charaktergewächse für die Vegetation in den Urwäldern dieses Gebiets; ihm verdanken die Baumriesen daselbst ihren stolzesten Schmuck, denn er hüllt die ehrwürdigen Stämme dieser Fürsten des Pflanzenreichs in königlichen Purpur.

Eines der imposantesten Gebilde des Pflanzenreichs überhaupt ist hier eine Sterculia aus der Gruppe der Cola, welche Kokkorokū genannt wird. Dieser Baum erreicht 80—90 Fuss Höhe, und der cylindrische, sich nur allmählich nach der Spitze zu verjüngende Stamm verbreitert sich unten an der Basis plötzlich dermassen, dass etwa zehn Männer

erforderlich sind, ihn zu umspannen. Dabei läuft er, entsprechend der Wurzelrichtung, in mehrere Fuss hohe, ganz schmale, wie geschnittene Breter seitlich zusammengedrückte Flügel aus. Die herzförmigen Blätter bilden einen lichten Baumschlag, und das Laub beginnt erst in solcher Höhe vom Boden, dass ich lange Zeit völlig im Unklaren über seine Gestalt bleiben musste, bis ich endlich Wurzelsprossen auffand, die mir ein Bild des Baumes im kleinern Massstabe gewährten. Der Botaniker geräth in solchen Urwäldern nicht selten in die verzweifelte Lage, das Ziel seiner Wünsche in unerreichbarer Höhe über seinem Haupte schweben zu sehen, ohne ein Mittel zu besitzen, auch nur eines Blattes habhaft werden zu können. Am Boddobache fand ich auch die erste Anthocleista. Von dieser Gattung der Loganiaceen beherbergt die Niamniamflora mehrere Arten. Sie sind durch die immense Grösse ihrer Blätter ausgezeichnet, welche in äusserst beschränkter Zahl zu einer einzigen Krone, denn der Stamm ist ungetheilt und astlos, zusammengestellt sind. Man denke sich eine Tabacksstaude 6—10mal vergrössert auf 20 Fuss hohem Stamm, und vergegenwärtige sich alsdann den Eindruck, welchen dieses von dichtem Blattgewirre umwogte Gewächs auf das Auge des Beschauers hervorbringt; beim Zeichnen eines Landschaftsbildes scheint die Anthocleista allen perspectivischen Regeln zu spotten. Nur die Aequatorialzone besitzt Gewächsformen von derartiger Auffälligkeit, ein Abglanz der unerreichten Pracht brasilianischer Urwälder.

Gern lenkte ich nach jedem Ausfluge meine Schritte zu Ssurrūr's Mbanga, und oft und mit vielem Vergnügen weilte ich daselbst, weil sich mir dort stets etwas Neues zur Erweiterung meiner Landeskenntniss offenbarte. Ich traf da stets eine grössere Anzahl von Eingeborenen, welche der Hof des Vicehäuptlings versammelte; auch an Frauen fehlte es nicht, denn Ssurrūr verfügte neben einem aufs reichste assortirten Harem über eine grosse Anzahl zu seiner und seiner

Frauen Bedienung gehöriger Sklavinnen. Als Gastfreund Mohammed's wurden mir hier stets seltene Ehren zutheil. Die merkwürdigsten Schemel und Bänke bot man mir zum Sitze an, unerschöpflich war Ssurrūr's Vorrath an dergleichen Gebilden autochthoner Kunst. Ich wurde mit den ausgesuchtesten Delicatessen des Landes bewirthet, für mich freilich nur Schaugerichte, denn meine Dolmetscher und nubischen Diener verzehrten sie, ich befolgte den Grundsatz, ausschliesslich nur für mich allein zu essen.

Je mehr der vereinsamte Europäer das Mass seiner althergebrachten Sitten und Gewohnheiten durch Zeit und Raum auf ein unendliches Minimum beschränkt sieht, um so lebhafter steigert sich auch die Hartnäckigkeit, mit welcher er in urconservativer Weise an dem Rest seiner Privilegien haftet, stets nur darauf bedacht, das Vorrecht, als ein Wesen höherer Art betrachtet zu werden, nicht aus den Händen zu geben. Mancher, der von Weltschmerz ergriffen, in seinem Mismuth über die Schattenseiten unserer modernen Cultur sich dem Glauben hingegeben, einem Reisenden müssten im Verkehr mit Naturvölkern unsere tausend und aber tausend Bedürfnisse recht kleinlich erscheinen, mag da wol denken, sie seien schwach, die Bande, welche uns an die gesittete Welt knüpfen, ein Nichts könne sie zerreissen, sobald nur die Natur zeugen- und schrankenlos ihre Rechte zu fordern vermag; zu ganz gegentheiliger Ansicht führt aber die Erfahrung den einsamen Wanderer. Stets die Gefahr der Verwilderung vor Augen, haften seine Blicke mit einer wahrhaft pietätvollen Liebe an dem Wenigen, was ihm geblieben, Dinge, welche bei uns als Inbegriff des Trivialen erscheinen, werden dann zu geheiligten Symbolen unserer abendländischen Cultur. Tisch und Stuhl, Messer und Gabel, Bettzeug, Taschentuch u. dgl. sind ihm da ans Herz gewachsen, als wären es seine Kinder.

Die Stellung des Weibes weicht bei den Niamniam von den im socialen Leben der meisten heidnischen Negervölker

Afrikas befolgten Maximen bedeutend ab. Während Bongo- und Mittufrauen zutraulich sind gegen den Fremden, wie die Männer, die der Monbuttu sogar im höchsten Grade zudringlich, neugierig, vorlaut und naseweis sich geberden, pflegt das Niamniamweib jedem Unbekannten mit auffallender Zurückhaltung zu begegnen. So oft mir Weiber auf schmalem Pfad im Walde oder in der Steppe entgegenkamen, sah ich sie stets einen weiten Umweg machen, um in einem Bogen meinen Standort zu umgehen und weiter hinten wieder in den Weg einzulenken. Manchmal sah ich sie sogar abgewandten Gesichts in einiger Entfernung vom Wege aufgestellt, um abzuwarten, bis wir vorübergezogen wären. Es schien dies einerseits in der mehr sklavischen Stellung des Niamniamweibes, andererseits in der offen zur Schau getragenen Eifersucht der Männer seinen Grund zu haben. Es ist ein schöner Vorzug der Niamniam, dass sie an ihren Weibern mit einer Liebe hängen, welche unter Völkern auf ähnlicher Stufe des Naturzustandes, zumal bei in so hohem Grade kriegerischen und durch den Beruf des Waidwerks verwilderten, beispiellos erscheint. Um ein in Gefangenschaft gerathenes Weib zu befreien, wendet der Mann alle seine Kräfte auf, und im Kampf mit den Nubiern eröffnen sich dem letztern auf diesem Wege stets die ergiebigsten Elfenbeinquellen. Wer sich in den Besitz von weiblichen Geiseln zu setzen versteht, wird im Kriege von diesem Volke jedes Zugeständniss zu erzwingen vermögen.

Es war übrigens bei meiner Ausnahmestellung ein Leichtes, den Befehl von Ssurrür zu erwirken, dass einige seiner Frauen mir behufs Zeichnung sitzen sollten. Dies war eine selten sich darbietende Gunst der Verhältnisse, und die bei dieser Gelegenheit von den vielzöpfigen Schönen an den Tag gelegte Standhaftigkeit trug reichen Gewinn ein für die Zeichenmappe und die Masstabellen. Ueberhaupt wurden hier an 50 Individuen nach und nach gemessen, von jedem 40 Masse genommen; eitle, vergebliche Mühe, da mir alle

Aufzeichnungen mit so vielen andern durch das Feuer am 2. December desselben Jahres zu Grunde gingen. Ich hatte im ganzen von den verschiedenen Völkern auf diese Art nach und nach über 200 Individuen sorgfältig gemessen.

Ssurrūr hatte als Lanzknecht Mohammed's geläufig arabisch sprechen gelernt und konnte mir also Aufschlüsse



Ein Niamniammädchen.

der mannichfachsten Art ertheilen; namentlich geographische Fragen waren an der Tagesordnung, da die Entwirrung des hydrographischen Netzes in dieser verwickelten Partie des Landes Gegenstand meines beständigen Nachdenkens sein musste. Es stellte sich indess dabei heraus, dass auch das durch Sprache und Sitten so einheitliche Volk der Sandeh ebenso wenig Bescheid wusste über die geographischen Verhältnisse in entfernten Landestheilen, wie die meisten andern

Bewohner von Centralafrika. Ich führe als Beispiel an, dass man von einem der grössten Niamniamfürsten, von Mofio, hier allerdings über 300 Meilen davon entfernt, nicht einmal den Namen kannte.

Wieder bot der Zufall mir die dankenswerthe Gelegenheit, die Umgebung von der Wandellosigkeit meines Glücks zu überzeugen. Solche Fälle muss der bedächtige Reisende sich wohl zu Nutze zu machen verstehen.

Eines Tags, als ich an Ssurrūr's Seite den Ehrenplatz auf der Monbuttubank einnahm, brachte eine aus der benachbarten Seriba abgeschossene Kugel zum dritten mal mein Leben in zufälligste und augenscheinlichste Gefahr. Die bereits im Fallen begriffene Kugel schlug hart zu meiner Linken ein, kaum eine Hand breit an meiner Schläfe vorbei, und fuhr, von den elastischen Palmenschäften meines Sitzes abprallend, noch mit grosser Gewalt durch das Dach einer benachbarten Hütte. Ich verheimlichte geschickt meinen Schreck. Wo immer Flinten abgeschossen werden (Kugelzieher besitzen diese Leute nicht), um sie sicher in schussfähigem Zustande zu erhalten, da kann man sich denken, wie in der Nähe eines solchen nubischen Lagers die Luft schwirrt und saust von den in allen Richtungen sich kreuzenden Geschossen.

Von Jagd konnte an diesem Platze nicht viel die Rede sein, da die Gegend sich viel zu bevölkert und die Niamniam sich als viel zu leidenschaftliche Jäger erwiesen, um für den Fremden etwas Besseres übrig zu lassen, als die Perlhühner und Francoline, welche ihren Schlingen entgangen waren.

Mittlerweile war Mohammed Abd-es-Sammat mit seiner schwarzen Leibwache, meist aus echten Sandeh (Niamniam) gebildet und ihm sehr ergeben, aus dem Mittulande angelangt, unsere vereinigten Kräfte rüsteten sich daher zum Aufbruch nach Süden; eine Trennung derselben aber in dem vom Ghattas'schen Agenten und Befehlshaber beabsichtigten Sinne konnte erst statthaben, nachdem wir uns der fried-

lichen Gesinnungen Uando's, dessen Gebiet wir bei Fortsetzung unserer Route zu durchziehen hatten, vergewissert hatten. Die anfangs allerhand prahlerischer Drohungen halber befürchteten Feindseligkeiten blieben indess aus, und vorläufig sollte sich noch alles zum Besten wenden.

Am 25. Februar waren alle Vorbereitungen zum Weitermarsche beendet und wir brachen mit den Leuten Abd-es-Sammat's und Ghattas' zusammen auf, nahe an 1000 Köpfe, ein endloser Zug, der sich gewöhnlich über mehr als vier Meilen auszudehnen pflegte und wo auf kurzen Tagemärschen die Tête bereits ihre Laub- und Grashütten errichtete, wenn die Queue noch kaum die Rauchsäulen des letzten Nachtplatzes aus dem Gesichtskreis verloren hatte.

Kurz vorher hatte Mohammed Boten nach Ssabbi zurückgesandt, und ich benutzte diese Gelegenheit, meine bisherige botanische Ausbeute, unter anderm auch zwei Exemplare der merkwürdigen Cycadee, mitzuschicken, die nach Jahr und Tag in der That immer noch lebensfähig Europa erreichten.

Nur noch ein geringer Rest war mir von dem mitgenommenen Viehvorrath übriggeblieben; überhaupt hatte der Unterhalt der Mannschaften in der Seriba die Vorräthe völlig aufgezehrt; selbst das für Munsa, König der Monbuttu, als Merkwürdigkeit zu importirende Saatkorn von Sorghum war zu Mohammed's grossem Aerger verbraucht worden und so das centralste Afrika um einen Fortschritt in der Cultur ärmer geworden.

Es ging zunächst gen Westen; wir machten aber, nach Ueberschreitung des Nabambisso und zweier kleinerer Bäche, bereits nach zweistündigem Marsche halt. Hier war nämlich die Westgrenze der dem Abd-es-Sammat untergebenen Culturdistricte, und es sollten aus der Umgegend zuguterletzt noch ausreichende Mengen von Lebensmitteln herbeigeschafft werden. Die Fütterung der Träger gestaltete sich wiederum zu einem grossartigen, durch den Conflux von mehrern Hundert Niamniam belebten Bilde. Berge von Breiklumpen, auf

Blättern präsentirt und umgeben von einem Kranze lieblich duftender Saucen in hundert und hundert Töpfchen, Schalen, Krügen, Calebassen! Auf der einen Seite die nach ihrer Herkunft aufgestellten Gruppen der Träger, auf der andern geschlossene Haufen grell von ihnen abstechender Niamniam, die Nimmersatten, mit neidischen Blicken der Fütterung zuschauend. Ich durchschritt mit dem Notizbuch ihre Reihen und beobachtete an der zur individuellen Unterscheidung angebrachten Tätowirung eine unerschöpfliche Mannichfaltigkeit.

Nach den Abbildungen zu urtheilen, welche Du Chaillu, Griffon und andere Reisende gaben, müssen die Fan am Gabun sehr viel Analoges mit den Niamniam in ihrer äussern Erscheinung darbieten, da sie sich auch in ähnlicher Weise zu frisiren pflegen und ebensolche Kannibalen sind. Auch in ihrer häuslichen Einrichtung scheinen sich bei dem genannten Volke die meisten Anklänge an die Niamniamsitten zu verrathen.

Als am folgenden Morgen der Weitermarsch begonnen wurde, überschritten wir zunächst einen dritten Zufluss des Nabambisso, Danna genannt, und zogen dann an einer Gruppe niederer Gneiskuppen vorüber, welche mit interessanten Gewächsen bekleidet erschienen. Hier wucherte in Menge Selaginella rupestris, den nackten Felsen mit einem freudig grünenden Teppich bedeckend, und zum ersten mal, seit die Berge am Rothen Meer verlassen worden, trat wieder die feuerfarbene Aloë Abyssiniens vor die Blicke des Wanderers. Sie gehört der afrikanischen Gebirgsflora an und die Höhe des Landes, welche hier nicht mehr als 2500—2600 Fuss beträgt, genügt ihren Erfordernissen; auch in Nubien beginnt das Gebiet ihrer Verbreitung in kaum bedeutenderer Höhe. Hinter den Gneisfelsen überschritten wir zum zweiten mal den Nabambisso; dann gelangten wir in südlicher Richtung zu einer grössern Niederung, welche gleich den „Luchen“ der Mark Brandenburg oder wie ein Wiesenwasser im Sinne der „Njalnam“ von Bornu von dichten Waldgebüschen um-

geben war. Eine nie gesehene Pracht der wilden Phoenix mit 20 Fuss hohen Stämmen und in beiden Geschlechtern vertreten, entfaltete sich an ihren Rändern. Ueberirdische Wasserläufe nahm man hier nicht wahr. Diese Wiesenniederung wurde Jabongo genannt, und bald folgte eine zweite der Art, Jabo mit Namen. Zauberhaft schöne Parkwaldungen voll grosslaubigen Holzes und voll Ficusgebüsche, die mit Früchten, grösser als die essbaren Feigen bei uns, behangen waren, dehnten sich zwischen beiden aus.

Infolge des zu reichlich am vergangenen Tage genossenen und ungereinigten Maniocs verendete an diesem Platze einer der Bongoträger. Er hatte sich 24 Stunden lang in einem Zustande völliger Berauschtheit befunden. Ein energisches Brechmittel war ohne Wirkung geblieben. Die Manioсknolle ist im Niamniamlande von ebenso ungleicher Qualität wie in Südamerika, auch hier gibt es Arten, welche dem Camanioc, dem süssen Manioc, entsprechend wie Kartoffeln in Asche gebacken und ohne weiteres verzehrt werden können. Die meisten Arten können aber nur nach Entfernung der groben Gefässbündelstränge im Centrum der Knolle, welche den Giftstoff enthalten, unbeschadet genossen werden, sicher unschädlich sind sie, wie in Südamerika, nur nach aufeinanderfolgendem Auswaschen, Auspressen, Kochen und Rösten. Die Untersuchungen am frischen Manioc haben die Gegenwart von vieler Blausäure constatiren lassen; auch die Blätter verrathen zerrieben einen Geruch, der auffallend an bittere Mandeln erinnert. Den Bongo ist das Gewächs völlig fremd, daher thun sie auf solchen Expeditionen sich häufig Schaden durch übermässigen Genuss.

Dieser Bongo und ein zweiter, welcher später durch einen Löwen vom nächtlichen Wachtfeuer weggeholt wurde, waren die einzigen Todten, welche die mich begleitende Abtheilung von Mohammed's Trägerkaravane im Laufe von sechs Monaten aufzuweisen hatte.

War es ein genügender Beweis für die Vorzüglichkeit

des Klimas, welches dem Menschen gestattet, auch unter ungünstigen Ernährungsverhältnissen und bei fortdauernden Strapazen und grossen Anstrengungen und Entbehrungen aller Art sein Leben unbeschadet zu fristen, so sprach diese Thatsache doch auch von guter Behandlung, welche den Trägern von seiten Mohammed's zutheil wurde. In der That schonte er ausserordentlich seine Leute, und machte den Soldaten oftmals die eindringlichsten Vorwürfe, wenn sie aus Mangel an Geduld auf die Träger einhieben. Namentlich der Kornvertheilung unterzog er sich persönlich. Im Unmuth rief er häufig den Soldaten zu: „Ihr taugt auch zu nichts, zu nichts seid ihr nütze, als um auf die Träger zu hauen und zu schlafen, sonst versteht ihr nichts."

Am 27. März gegen Mittag waren wir am Use, einem kleinen Nebenflusse des Ssuëh von den Dimensionen des Huūh, aber mit träger Strömung. In einer offenen waldlosen und von zahlreichen Büffelheerden, die auch auf dem Rückwege hier eine sehr erfolgreiche Jagd darboten, belebten Niederung strömte der Use in einem 25 Fuss breiten Bette, jetzt bei kaum 2 Fuss Wassertiefe, hin, um nach einem weiten Umwege zu dem Jubbo zu stossen, der ihn vor seiner Vereinigung mit dem Ssuëh aufnimmt. Dreiviertel Stunden südlich vom Use überschritten wir bereits den Jubbo; hier sind beide Flüsse genähert, sie entfernen sich weiter gen Westen zu einem Abstand von mehrern Stunden voneinander.

Der Jubbo, jetzt 50 Fuss breit und mit 2—3 Fuss Wassertiefe, schlängelte sich durch eine breite Steppenniederung, welche, als das von seinen Gewässern beanspruchte Inundationsgebiet, die Bedeutung dieses Flusses während der Regenzeit hinreichend an den Tag legte. Der Jubbo dürfte hinsichtlich seiner Stromlängenentwickelung mit dem Ssuëh als Quellarm des Djur in Concurrenz treten; anders aber würde sich das beiderseitige Verhältniss der Wassermenge zur Regenzeit verhalten, auch stände der Annahme, dass der Ssuëh der richtige Hauptquellfluss sei, die gewichtige

Thatsache zur Seite, dass die Eingeborenen ihn mit diesem Namen, welchen der vereinigte Djur in den ehemals Tombo'schen Staaten bei den Niamniam de facto führt, bezeichnen, deutlich bis zu seinen ersten Anfängen in den Schluchten am Baginse hindeutend. Die Stromentwickelung des Ssuëh aus dem gehäuften Zusammentritt einer merkwürdigen Menge von Bächen stempelt ihn zu einem der am meisten charakteristischen Beispiele von Stromquellen, das die Erdbeschreibung aufzuweisen hat.

Wir stiessen nach beendigter Passage des tief eingeschnittenen Jubbo-Bettes auf die uns bewillkommnenden Sendboten Nduppo's. Dieser, ein Bruder Uando's und Districtschef unter ihm, lebte auf sehr gespanntem Fusse mit diesem; von ihm waren zunächst keinerlei Feindseligkeiten zu befürchten, da er selbstverständlich auf Mohammed's Hülfe und Unterstützung angewiesen erschien. Wir erreichten noch vor Einbruch der Nacht Nduppo's Mbanga, sodass ich Zeit fand, eine kurze Besichtigung der in einer tiefen Thalschlucht angehäuften Waldungen vorzunehmen, welche sich in der Nähe dieses Platzes ausdehnen und von einem Bache, Nakofo genannt, der fast unsichtbar unter dichtestem Buschwerk seine Mäandrinen schlingt, mitten durchflossen ist.

Inzwischen hatte sich unser Lager, aus schnell entstandenen Grashütten formirt, improvisirt, denn es drohte gegenwärtig nachts beständig Regen und Gewittersturm, obgleich es seit dem dritten Regentage am 3. des Monats nur erst zweimal wieder mit geringer Heftigkeit geregnet hatte und auch hier die Wolken sich zerstreuten. Ich fand Nduppo selbst im Lager anwesend und in Mohammed's Gesellschaft, so setzte ich mich zu ihnen, um die Neuigkeiten von Uando, auf deren Mittheilung wir alle gespannt waren, zu erfahren. Nduppo war mit seinem Bruder in so hohem Grade zerfallen, dass er jeden Tag Gefahr lief, von den Kriegsbanden desselben überrumpelt und ermordet zu werden. Dies war denn auch das nicht ungeahnte Verhängniss, welches ihn

wenige Tage nach unserm Abzug ereilte. Der folgende Tag sollte uns Gewissheit über Krieg oder Frieden bringen, da wir von hier aus zunächst zu einem zweiten Bruder des Uando, der gleichfalls sein Behnki war, aber getreulich zu ihm hielt und mit ihm Nduppo bedrohte, zu marschiren hatten. Alle waren Söhne des mit so zahlreicher Nachkommenschaft gesegneten Basimbeh, dessen grosse Herrschaft seit wenigen Jahren in sechs kleine Theilfürstenthümer zerfallen und dessen Erbe fortgesetzt ein Zankapfel unter seinen Söhnen war. Basimbeh war einer der sechs Söhne des Japati, welche gegenwärtig fast die ganze östliche Hälfte des Niamniamgebiets beherrschen.

Für Nduppo war meine Erscheinung ein Gegenstand unerschöpflicher Neugierde, und das Staunen seines Gefolges verrieth sich zumeist in verwunderten Fragen über meine Herkunft. Exclamationen wurden da laut, welche im weitern Verlauf der Reise bei fast schablonenhafter Wiederholung von Mund zu Mund getragen meinen Schritten vorauseilten. „Wo kommt der Mann her“, hiess es, „der doch nicht von unserer Art, der mit seinem Ziegenhaar nicht Bewohnern gleicht von dieser Erde? Ist er vom Himmel gefallen, ist es ein Mann vom Monde? Hat einer seinesgleichen je zuvor gesehen? u. s. w.“

Ich will hier gleich darauf aufmerksam machen, dass bei allen Völkern des Innern weniger die Lichtheit meiner Hautfarbe Ursache dieses Staunens war, denn das Gerücht von der Existenz weisser Völker ist natürlich längst in die verborgensten Schlupfwinkel von Centralafrika gedrungen, selbst dahin, wo jede Kunde vom Weltmeer noch gänzlich fehlt, als vielmehr das schlichte Haupthaar, welches ich damals sehr lang trug, um mich von den in mannichfacher Abstufung der Farbe vertretenen Bewohnern Nubiens auf den ersten Blick zu unterscheiden. Ich fragte die Leute, ob sie denn nicht den weissen Mann Piaggia gesehen, der vor einigen Jahren allein bei Tombo geweilt. Sie sagten, gehört

hätten sie wol von ihm reden, aber zu sehen bekommen hätte ihn keiner. So war ich ein Desideratum ethnographischer Erkenntniss für alle.

Nduppo erzählte uns viel von seinen Brüdern und ihren Streitigkeiten; von ihm erfuhr ich auch von Tombo's Tode, des Bruders Basimbeh's, welchem Piaggia viele Gastfreundschaft zu verdanken gehabt. Auch Tombo's Reich war in mehrere Theilfürstenthümer zerfallen, die jetzt den Chartumern feindlich gegenüberstanden. Basimbeh's ehemaliger Wohnsitz wurde mir von hier aus in Nordwest gezeigt, die Entfernung mochte zwischen 25 und 30 Meilen betragen, da ausdrücklich hinzugefügt wurde, dass ein Bote, der gut zu Fuss sei, sehr wohl den Platz in einem Tage zu erreichen vermöchte, er dürfe sich alsdann aber nirgends unterwegs aufhalten und müsse ununterbrochen marschiren, wie ein Niamniam und nicht wie ein schwerbeladener Bongoträger.

Hier bestand die Kleidung der Niamniam, wie im ganzen Gebiete Uando's, ausschliesslich aus Fellen, da der Feigenbaum, welcher in den südlichern Ländern das Rindenzeug liefert, in dieser Gegend noch nicht recht zu gedeihen scheint, die aus dem Monbuttulande hergebrachten Rinden aber einen seltenen und kostbaren Luxusartikel bilden. Indem ich meine grössern Kupferringe in kleine Stücke schlug, erhielt ich eine Scheidemünze zum Einhandeln von kleinen Küchenbedürfnissen, Werthe, die nie verschmäht wurden. Auch Felle wurden mir bereitwilligst, und nach unsern Begriffen vom Werthe des Kupfers zu Spottpreisen verkauft.

Unbegreiflicherweise war der Handel mit Fellen den Chartumern noch völlig unbekannt, da sie keine Ahnung von unserm Bedarf in diesem Artikel hatten. Für 6 Pfennige Kupfer erhandelte ich beispielsweise ein schönes Otterfell (wahrscheinlich von Lutra inunguis Cuv.), für 3 Pfennige Genettenfelle, für 9 solche vom Colobus quereza. Häufig waren auch Felle von Viverra Civetta, Herpestes fasciatus, Felis maniculata, F. Caracal, F. Serval, kleinere Antilopen-

häute oder solche von jungen Thieren, am schönsten von der prachtvoll gezeichneten A. scripta, welche in Südafrika der geschirrte Buschbock genannt wird, von A. grimmia und Madoqua und vom langhaarigen Wasserbock (A. defassa). Verhältnissmässig selten kamen mir Leopardenfelle vor; sie dienten nur dazu, die Schilder fürstlicher Personen auf der Innenseite auszuschlagen. Letztere nahmen als standesmässige Tracht allein das Vorrecht, auch das Haupt mit Fellen zu bedecken, für sich in Anspruch. Nduppo war mit einem Servalfell bedeckt, dessen Zipfel in malerischem Faltenwurf ihm über Nacken und Schultern fielen; grosse Haarnadeln, an deren Knöpfen Stücke von dem der Quere nach durchgeschnittenen Schwanze des Sciurus leucumbrinus befestigt waren, hielten das Fell am üppigen Haarputze zusammen.

Wie man uns mittheilte, hatte Uando gedroht, diesmal solle Mohammed, welcher bei den Niamniam unter dem Namen Mbali, d. h. der Kleine, bekannt war, weil er bereits sehr jung in diese Länder kam, ihm nicht entkommen, er wolle ihn vernichten und alle Leute mit ihm, auch der Mbärik-päh, d. h. der Blattfresser — denn so pflegte man mich meiner Vorliebe für Gewächse und Bäume wegen, die ich erklettern liess, um ihrer Blätter und Blüten habhaft zu werden, allgemein im Niamniam- wie im Monbuttulande zu nennen —, hiess es, müsse sein Schicksal theilen. Er, Uando, bedürfe keiner Schätze, an den Glasperlen wäre ihm nichts gelegen, würde man ihm welche schenken, so würde er sie ins Gras schütten, die Zeuge würde er zerreissen, Kupfer besässe er selbst genug und Elfenbein in Menge, er würde aber keins hergeben.

Kaum konnte ich die Gründe errathen, welche den Uando zu solchem Hasse veranlassten, hatte er doch erst vor zwei Jahren mit Mohammed, der ihn bereits vielmals besucht, ein Freundschaftsbündniss geschlossen und dieses dadurch besiegelt, dass er ihm eine seiner Töchter zur Frau

gab, die jetzt in Boiko, wie bereits erwähnt, eine der ersten Damen in Mohammed's Harem vorstellte. Inzwischen aber war Mohammed in Chartum gewesen, und sein Bruder, welcher die vorjährige Expedition befehligte, hatte es zu Reibereien mit Uando kommen lassen. Dieser war nun voll Wuth und Rache, weil infolge gegenseitiger Feindseligkeiten Korn geraubt worden und seine Territorien einer zwangsweisen Contribution unterworfen worden waren. Wir erfuhren nun von Nduppo, dass über Uando's Absichten auf der nächstfolgenden Strecke jedermann im Klaren sein würde. Falls ein Angriff erfolgte, bevor wir noch zu Rikkete gelangt seien, mussten wir darauf rechnen, dass Uando seine ganze Macht aufbieten würde, uns den Durchzug zu wehren; wenn wir aber Rikkete unbehelligt erreichten, so könnten wir eines vorläufigen Friedens versichert sein. Das letztere bestätigte sich, als wir bei Rikkete die Friedensboten mit den versöhnenden Bierkrügen antrafen. Uando mochte den Zeitpunkt als noch nicht geeignet zum Angriff erachten, da wir über 300 Flinten verfügten, solange die Compagnien Abd-es-Sammat's und Ghattas' noch vereinigt waren. Ausserdem konnte der Häuptling in seiner afrikanischen Staatsklugheit es sich wol leicht an den Fingern abzählen, dass es für ihn vortheilhafter wäre, uns erst auf dem Rückzuge von den Monbuttu anzugreifen. Mussten doch bis dahin viele der mitgebrachten Schätze, die er so grossmäulig zu verschmähen vorgab, ohne Anstrengung durch den Elfenbeinhandel in seine Hände geflossen sein, während das Elfenbein selbst des unnöthigen Hin- und Herschleppens wegen jedenfalls bei ihm deponirt werden würde, um es erst bei der Rückkehr abzuholen. Diesem Plane entsprachen alle strategischen Vortheile sowol wie die sichere Aussicht auf die Geschenke des freigebigen Kenusiers.

Am 28. Februar wurden Colonnen der Karavane, um jederzeit auf einen Angriff gefasst zu sein, zum ersten mal nach den Regeln der nubischen Kriegskunst formirt. Der

Brauch erheischte nun folgende Anordnung. Die gesammte, mit Flinten bewaffnete Macht wurde in drei Abtheilungen getheilt, jede mit einer eigenen Fahne an ihrer Tête. Die erste schritt an der Spitze des Zuges einher, dann folgten die Träger mit den Waaren, welche aus Baumwollenzeug, Kupfer in Stangen und Glasperlen in Körben bestanden, die zweite befand sich in der Mitte des Zuges, wo die Hauptmasse der Munition (Patronen in Kisten, Pulver und Kapseln in Blechbüchsen) getragen wurde, dann kamen wieder Träger mit Waaren, schliesslich die Weiber und Sklavinnen und am Ende noch die dritte Abtheilung, hinter deren Spitze der Fahnenträger keine Nachzügler mehr duldete, sodass eine hinreichende Bedeckung den Schwanz des Zuges zu vertheidigen vermochte. Da bei der Beschaffenheit des Pfades ein jeder ohne Unterschied hinter dem andern einhergehen musste und dadurch der Zug auch in geschlossener Reihenfolge eine ungeheuere Ausdehnung gewann, wurde noch ein Corps von eingeborenen Soldaten, aus Bongo- und Niamniamsklaven gebildet, die Abd-es-Sammat abgerichtet und gut bewaffnet hatte, unabhängig vom Zuge theils als Vortrab zur Recognoscirung, theils in den Dickichten zu beiden Seiten des Wegs detachirt, um überall die Luft rein zu halten.

Diese schwarzen Soldaten hatten im Kriege überhaupt das meiste zu thun; nicht nur waren sie in der Regel bessere Schützen als die Nubier, da sie als Jäger Verwendung fanden, eine Beschäftigung, die den fremden Eindringlingen im Lande zu mühsam und schwerfällig war, um sich dabei im Gebrauch der Waffe zu üben, sie waren auch beherzter im Angriff und spotteten jeder Laune der Witterung.

Während die nubischen „Flintenträger“ mit dem stolzen Prädicate „Asker, Plural Assāker“ (Soldaten) belegt werden, heissen die eingeborenen Lanzknechte im Kauderwelsch des Sudanarabischen abwechselnd „Narkūh, Plural Narakīk“ oder „Farcha, Farūch“, oder wieder „Basingir“; die Etymologie

dieser Bezeichnungen aufzuhelllen habe ich mich vergeblich abgemüht. Es sind indess Wörter, die, weil im Sprachgebrauch der Chartumer alle Tage vorkommend, zur Charakteristik der Verhältnisse in den obern Nilländern unentbehrlich erscheinen. Die Narakīk sind auch die einzigen, welche mit Gewehren schwersten Kalibers bewaffnet werden. Ursprünglich zur Elefantenjagd bestimmt, finden sie sich bei den Chartumercompagnien in erheblicher Menge, und machen gleichsam die Artillerie derselben aus. Mohammed Abd-es-Sammat hatte deren 20 Stück, der Mehrzahl nach von Roos in Stuttgart fabricirt. Man ladet sie indess weder mit Spitzkugeln noch mit Explosionsgeschossen, sondern ganz einfach mit einer tüchtigen Handvoll grober Rehposten. Beim Massenangriff in nächster Distanz abgefeuert, ist die Wirkung immer eine durchgreifende, und jede Angriffscolonne der Wilden macht bei der ersten Decharge unfehlbar kehrt.

Besonders waren solche Vorsichtsmassregeln beim Ueberschreiten der von Dickichten erfüllten Bäche und Flussniederungen unerlässlich, denn wie viele frühere und spätere Erfahrungen bewiesen, wäre eine Vertheidigung des leicht in grösste Unordnung und Verwirrung gerathenden Zuges unter den Schwierigkeiten des Terrains bei gewöhnlicher Marschordnung ein Ding der Unmöglichkeit gewesen. Gegen Menschen dienten zwar Kugeln zur Abwehr, aber die gewaltigen Baumstämme und das schützende Dunkel der Gebüsche spotteten jeder blindlings gegebenen Decharge.

Zwischen drei und vier Stunden beanspruchte der Weg bis zu Rikkete's Mbanga. Halbwegs erreichten wir, nachdem bereits drei kleinere Bäche überschritten worden waren, bei den letzten Weilern Nduppo's einen vierten grössern Bach, welcher in einer tiefen Terrainsenkung nach Süden und Osten abfloss, wie die vorigen. Hier wurde gerastet und gefrühstückt. Die Träger durchwühlten einige Morgen Landes nach süssen Bataten, welche daselbst angebaut waren; auch die ersten umfangreichern Maniocpflanzungen fan-

den sich hier, auf welche wir von Norden kommend gestossen waren. Hühner, welche zwischen den verlassenen Hütten umherliefen, wurden unter grosser Entsagung als fremdes Eigenthum respectirt, und es war das Verbot erlassen, sie durften nicht eingefangen werden. Unreife Bananen in Asche geröstet vervollständigten das Mahl. Es war ein lustiges, grossartiges Bild afrikanischen Lagerlebens, auf welches die verwüsteten Felder und die zur Bequemlichkeit der Fremdlinge in alle Winde verstreuten Geräthschaften der entflohenen Insassen, Töpfe und Kornurnen, Holzmörser, Schemel und Matten, Körbe u. s. w. mit resignirter Wehmuth zu blicken schienen.

Hinter dem Bache bei den Weilern schlug der Pfad eine rein südliche Richtung ein; bis hierher war sie bei vielfachen Windungen eine vorherrschend westliche gewesen. Wir hatten nun ein in fremdartiger Weise differenzirtes Terrain zu durchziehen, welches bereits die Nähe der mit so grosser Spannung und Ungeduld von mir erwarteten Wasserscheide des Nils zu verrathen schien. In der That zwang die statt wie bisher nach Westen, jetzt nach Osten abfallende Bodensenkung seit Nduppo's Mbanga alle Gewässer, welche aus diesem Districte dem Jubbo zuflossen, zu einem der Stromrichtung dieses Flusses entgegengesetzten Abflusse. Ein bedeutender Bach, der Lindukū, vereinigte diese Wasserzüge, das letzte zum Stromsystem des Nils gehörige Wasser, welches wir auf dieser Tour zu passiren hatten. Ueber abschüssige Hügel und durch thonig-schlüpferige Défilés hinweg, tiefe Erdrisse und Ravinen, mit welchen hier die Giessbäche der Regenflut nach Belieben das Erdreich zu durchfurchen schienen, führte uns der Pfad bis zu Rikkete, wo wir wider Erwarten freundlich empfangen wurden und unter Trommelschlag und Trompetenklang unsern Einzug hielten. Der Unterhäuptling stand selbst am Wege vor seinen Hütten.

Auf einer freien Fläche campirten wir. Es waren un-

benutzte Brachen, denn die bisherigen Güsse, nur vereinzelte und frühzeitige Vorboten der auch unter dieser Breite scharf abgegrenzten Regenzeit vom Mai bis October, hatten noch wenig gewirkt, und die neue Aussaat war noch nirgends in Angriff genommen worden. Unser Lager befand sich in der Nähe einiger Weiler, welche Rikkete's Weiber und sein Gefolge bewohnten, dahinter floss der Atasillibach im Schatten einer imposanten Ufergalerie.

Mohammed setzte sich nun mit Rikkete aufs freundschaftlichste auseinander und erhielt von ihm werthvolle Elefantenzähne, auch Nahrungsmittel in hinreichender Menge für die Karavane. Abends langten die Boten von Uando an, um unter Darreichung verschiedener Krüge mit Eleusinebier die freundschaftlichen Gesinnungen des Fürsten zu betheuern. Abends sassen wir mit Rikkete zusammen. Richān, der Koch, welcher in Shepheard's Hotel zu Kairo seine hohe Schule durchgemacht, aber nur selten Gelegenheit fand, seine Geschicklichkeit in culinarischen Dingen an den Tag zu legen, hatte einiges, was europäischen Mehlspeisen ähnlich sah, zubereitet; damit bewirthete ich den Niamniamfürsten. Das räthselhafteste Gebilde unserer Cultur war allen der Zucker; es sah aus wie Stein und schmolz auf der Zunge zu dem Safte ihres heimischen Zuckerrohrs zusammen, glich diesem auch merkwürdig an Geschmack. Bei den südlichen Niamniam wird Zuckerrohr, wenn auch nur in geringer Menge cultivirt.

Bevor er sich selbst entschloss, von dem Biere zu kosten, zwang Mohammed die Abgesandten des Uando, eine Kürbisschale nach der andern zu leeren. Das erregte auf beiden Seiten eine unbändige Heiterkeit. Auch die nubischen Söldner waren froh der friedlichen Wendung, welche die Ereignisse genommen, und die Nacht verstrich unter unaufhörlichem Jodeln und Singen, unterstüzt von den Klängen der Tarabuka, dazu tobten und tanzten die Bongo und Mittu bei Paukenschlag und Hörnerschall bis tief in die Nacht.

Jetzt stand kein Hinderniss mehr der beabsichtigten Trennung beider Compagnien im Wege; um alle Vorbereitungen dazu gemächlich zu erledigen, gab es daher bei Rikkete einen mir wohlerwünschten Rasttag. In einer Stärke von gegen 100 Gewehren sollte das mit dem Abd-es-Sammat'schen Detachement vereinigte Ghattas'sche Corps nach den ehemals Kifa'schen Ländern in Westen und Südwesten von hier aufbrechen, wo man sich bei den grössern Häuptlingen Malingde, Indimma und Kanna besonders in diesem Jahre eine sehr ergiebige Ausbeute an Elfenbein versprach, da die Hauptcompagnie des Ghattas vom Djur- und Bongolande infolge einer fluchtartigen Auswanderung ihrer leibeigenen Eingeborenen aller Träger beraubt worden war, um eine Niamniamexpedition zu veranstalten. Wir waren nun für unser weiteres Vordringen zu den Monbuttu auf eine Streitkraft von nur 175 Gewehren beschränkt.

In der Frühe des nächsten Tags stattete ich Rikkete in seinem Dorfe einen Besuch ab und brachte ihm ein schönes Geschenk an auserlesenen und kunstvollen, nie zuvor in diesem Theile von Afrika gesehenen Glasperlen. Ich erhielt indess kein Gegengeschenk, sondern musste die mir zugestellten Naturalien, Bataten, Colocasien und Hühner bezahlen, da es den Niamniam immer und immer wieder nur um den Erwerb möglichst grosser Kupfermengen zu thun, an andern Dingen ihnen aber wenig gelegen war. Als ich beim Empfange einiger unbedeutender Küchenvorräthe mich darüber beschwerte, dass ich solche für alle meine Freigebigkeit nicht umsonst haben sollte, ward mir als Antwort der echt afrikanische Bescheid gegeben: „Wenn ich dir schöne Sachen bringe, willst du dann nicht einmal dafür zahlen?"

Für den Rasttag war indess ein grösserer Ausflug projectirt, welchen ich alsbald ins Werk setzte, begleitet von allen meinen Leuten und mit meinem ganzen Excursionsapparate, zu welchem die Jagdgewehre verschiedener Art, die Pflanzenmappen, Schachteln und Kästen, Büchsen, Seile,

Baumscheren und Hacken gehörten. Mehrere Eingeborene aus der Nachbarschaft dienten mir als Führer. Ich passirte den Atasilli, durchwatete die von mannshohen Amomum-Dschungels erfüllte und mit dem Rosenflor zierlicher Melastomaceen geschmückte Sumpfniederung am Bache und ging in südwestlicher Richtung dreiviertel Stunde durch die offene Steppe, bis ein grösserer Bach, Namens Lindukū oder Undukū, erreicht war.

Hier überraschte mich der Anblick einer der grossartigsten Waldscenerien, die ich mich irgendwo gesehen zu haben erinnere, und die Mannichfaltigkeit der riesengrossen Vertreter der Waldflora war staunenswerth. In den obersten Laubschichten tummelte sich die lustige Affenwelt; denn in mehrern Etagen gliederten sich die Kronendecken der Bäume, ihrer Höhe entsprechend, eine über der andern, die Dichtigkeit des Bestandes verschmolz ihre Zweige zu einem unentwirrbaren Chaos. Die mit silberglänzendem weissen Haare schabrackenartig behangenen Colobus leuchteten momentan aus dem Dunkel der obersten Regionen hervor, wenn sie auf horizontal gerichteten Aesten einherlaufend durch die von den untern Laubdecken offen gelassenen Lücken sichtbar wurden. Es war schlechterdings unmöglich, ihnen mit dem Gewehre beizukommen, und bei einer Höhe von 70—80 Fuss musste ein Schrotschuss oft wirkungslos bleiben. Auch von Cercopithecus waren zwei grössere Arten in dieser Waldung vertreten; überall häufig ist der bei Tageslicht fast blinde Galago. Ergiebig war wieder die Jagd auf Perlhühner, deren grosse aschgraue Körper sich leicht im frischen Grün der Bäume verriethen; viele von den getroffenen gehen verloren, wenn sie in gar zu dichte Staudenmassen hineinfallen.

Nur von wenig Leuten begleitet, war ich hier eigentlich ganz in die Gewalt der Eingeborenen gegeben, denn nur wenige Bewaffnete hatten mich begleitet. Die vorhergegangenen Engagements mussten indess verbindlichster Art gewesen sein, sonst hätte sich unser Zug nicht in zwei Theile

gespalten. Die mir als Führer dienenden Niamniam waren willig und leisteten mir durch wiederholtes Erklettern hoher Bäume vorzügliche Dienste. Indem sie mir Früchte und Zweige aus grosser Höhe herablangten, konnte ich auch die einheimischen Namen für diese Gewächse von ihnen sicher erhalten, was bei blossem Hindeuten auf ein Gewirr von Laub immer nur zweifelhafte Resultate gegeben hätte. Die Thalschlucht, welche der Bach hier gebildet hat, war tief eingeschnitten, stellenweise fast so tief wie die höchsten Bäume in der Tiefe, d. h. 80—90 Fuss. Beim Hinansteigen an den Thalwänden dienen die Wurzeln der grossen Bäume, da wo sich gangbare Pfade gebahnt haben, als Treppenschwellen, wie in unsern Gebirgswäldern, daneben sprossen an den Böschungen der Erdstürze die zierlichsten Farrnkräuter, als wären es Felsen in irgendeinem Alpenthale.

Ich verfolgte den Bach eine gute Strecke aufwärts in nordwestlicher Richtung, und nachdem mit grosser Mühe die tief sumpfige Thalsohle mehrfach überschritten, kehrte ich reichbeladen mit gefüllten Pflanzenmappen gegen Abend zum Lager zurück. Zuvor wiederholte ich meinen Besuch bei dem Wohnsitze Rikkete's, dessen Weiber mit häuslichen Verrichtungen beschäftigt auf dem wohlgesäuberten Freiplatze vor den Hütten sitzend angetroffen wurden. Meine Neugierde schien den Weibern grosses Unbehagen zu bewirken, und die eigenen Dolmetscher wurden immer einsilbiger, als ich, bereits im Begriffe mein Skizzenbuch mit einigen neuen Blättern zu bereichern, von Rikkete selbst überrascht wurde, welcher mir Vorwürfe machte und zu wissen verlangte, was ich bei seinen Weibern zu thun hätte, wie ich überhaupt ohne sein Wissen hingehen könnte zu ihren Hütten, u. dgl. m. Diese Niamniamweiber waren schüchtern und zurückhaltend, als hätten sie in einem türkischen Harem Zucht und feine Sitte gelernt. Nun wird niemand bestreiten, dass Rikkete ein echter unverfälschter Sohn der Wildniss war, die Art aber, in welcher er zu spre-

chen schien, das Zurückhaltende und Gemessene seiner Fragen verrieth doch sofort in ihm die Sonderstellung eines Mannes von fürstlichem Geblüt, der gewohnt war, mit dem vollen Aplomb seiner Ueberlegenheit zu reden.

Im Verkehr mit den Eingeborenen erhielt ich wieder eine Menge der schönsten Felle; hier namentlich von Genetten, welche in grosser Mannichfaltigkeit des Musters vertreten waren. Ich unterschied nach der Anzahl der Reihen, welche die Flecken in der Längslinie des Körpers bilden, drei verschiedene Formen, aber die Färbung schien nach dem Alter der Individuen sehr stark zu variiren, der Untergrund vom Aschgrauen ins Gelblichbraune, die Flecken vom Kaffeebraun bis zum tiefsten Schwarz. Aus allen diesen Formen haben die Zoologen, wahrscheinlich mit Unrecht, mehrere Arten der Viverra Genetta gebildet, da Uebergänge und Zwischenformen sich in allen Fällen nachweisen lassen.

In früher Morgendämmerung weckten uns die üblichen Signale. Mohammed besass zwei Bongo, die in Chartum Trompeten blasen und Trommelschlag gelernt, zu dieser wichtigen Handlung. Sie gaben die in der türkischen Armee gebräuchliche Reveille zum besten, ein lustiges, hübsches und ziemlich umfangreiches Stück. Besonders Ingleri, der Trompeter, war vorzüglich, und seltsam genug hallten seine schmetternden Klänge im darob erstaunten Echo der afrikanischen Wälder wider. Die Niamniam hatten ihre Freude daran, und häufig hörte man sie bei richtiger Tonnachahmung die Melodie vor sich hersingen. Uando und Munsa wurden nicht müde im Bitten, um von Mohammed die Musikanten zum Geschenk zu erhalten, und boten für sie alle Schätze der Welt in den Tausch. Ingleri war aber auch der Stolz und die Freude Mohammed's, ein Unicum im Gesammtgebiete des obern Nils, soweit das Banner des Islam getragen worden.

Ein grosser Trupp Eingeborener begleitete unsern Zug als Führer und Wegweiser, und es stand uns eine starke

Tagereise bevor. Mehrere schwierige Passagen über ausgedehnte Gewässer waren zu bewerkstelligen. Diese Niamniam erschienen in ihrer Morgentoilette seltsam genug. Um sich beim Durchstreichen der Steppen auf engem, von hohem Graswuchse spaltartig verengtem Pfade vor der kalten Nässe des Morgenthaues zu schützen, bedienten sie sich grösserer Felle, nach Art einer Fassbinderschürze um den Hals gehängt, sodass die ganze Vorderseite des Körpers bedeckt erschien. Sehr malerisch nimmt sich zu diesem Zwecke das Fell des geschirrten Buschbocks aus, mit den vielen weissen Streifen und Flecken auf ockergelbem Grunde. Die Haltung der Niamniam hat immer etwas Chevalereskes, wie es sich einem echten Jäger- und Kriegsvolke ziemt, so recht im Gegensatze zu der plumpen Nonchalance der Bongo, Mittu und selbst der phantastischen Araber. Solche Niamniam könnte man direct auf unsern Theatern in Scene bringen, nur sie verstehen sich darauf, Possen von tadellos theatralischem Effect zu machen.

Der Weg wandte sich über den Atasilli in südlicher Richtung hinaus, durch die gestern durchschrittene Steppe, und nach einer Stunde gelangten wir wieder an den Lindukū, der hier in beträchtlicher Fülle einen 30 Fuss hohen Wassersturz über glattgewaschene Gneisplatten hinweg macht. Ein dichter Uferwald beschattete die mit seltsam gestaltetem Farrnschmucke bekleideten Felsgehänge, und die Tiefe deckte ein förmliches Dschungel von Flechtwerk und Staudenmassen, unter ihnen in erster Linie die rothblütigen Ingwergewächse, mannshoch und die Luft mit dem aromatischen Hauche ihrer Blätter würzend. Wir lagerten ein halbes Stündchen auf dem trocken gelegten Theile der Felsplatten, unsere Speisevorräthe auskramend.

Eine derartige Rast unterbrach gewöhnlich nach kurzer Strecke und zu noch früher Morgenstunde unsern Marsch, da bei der allgemeinen Verwirrung während des Aufbruchs keine Zeit übrigbleiben konnte, um mit Musse dem Früh-

stück zuzusprechen. Der Anführer, wenig stolz und wenig vornehm wie alle Nubier, deren schönste Tugend der Sinn für Gleichheit und Brüderlichkeit ist, kauerte im Kreise einiger Auserwählten seiner Intimität, zu welcher immer meine chartumer Diener gehörten, vor den ausgesuchtern Leckerbissen, welche das Land darzubieten vermochte: kaltes Huhn mit viel Cayennepfeffer. Aus den mehligen Jams, den süssen Bataten und Colocasien, die mir hier als eine grosse Wohlthat der Landeskost erschienen, machen sich diese Nubier nicht viel, da sie der Gemüse daheim fast gänzlich zu entbehren gewohnt sind; nur den Mangel der Kissere-Fladen vermögen sie nicht zu ertragen, und verzichten lieber auf alle Fleischkost. Die unreif getrockneten Kapseln des Hibiscus esculentus führen sie allerorten mit sich, um mit Hülfe des unentbehrlichen rothen Pfeffers und etwas Fett oder Oel jene schleimige Sauce zu bereiten, in welche sie ihre Kissere tunken. Feinschmecker führen auch stets einen Vorrath von sogenanntem Duggu („Gestossenes“) in einem Horn mit sich, welches ein Potpourri aus allen möglichen Gewürzen, namentlich aus Salz, Cayennepfeffer, Foenum graecum, Basilicum, Coriander, Senf, Dill u. s. w. darstellt.

Indess die Tage der „Kissere“ und Sorghumgrütze gingen auch für sie auf die Neige, und die Eleusine kam an die Reihe, jenes winzige, hartschalige, schwarze und bittere Korn, von welchem Speke erzählt, dass es extra deshalb von den Bewohnern Uganda's gesäet werde, weil selbst die Spatzen, die in Afrika so grossen Schaden in allen Saaten anrichten, es unberührt lassen; dieselbe Eleusine coracana, arabisch Telebūn genannt, welche Baker ihrer Bitterkeit halber für verdorbenes, schimmeliges Korn hielt, das er verschmähte, während seine Leute sich sehr gut dabei befanden; „denn“, sprach er, „der Löwe verhungert, wo ein Esel fett wird“.

Heute hatte sich mein Diener Mohammed-Amīn in den Kopf gesetzt, ich hätte eine Pflanze gefunden, aus welcher

ich Gold zu gewinnen wüsste. Morgen wird es ein Thierschädel sein, der seinen Neid erweckend mir zur Bereitung der feinsten Gifte dient. Uebermorgen schiesse ich auf eine Antilope und treffe sie tödlich, weil ich im Besitze zauberkräftiger Wurzeln mich befinde, nur mit reellen Dingen darf es nie zugehen bei diesen Menschen. Dass jedes Kraut einen medicinischen Nutzen darbieten müsste, ist eine Ansicht, welche nur den Bewohnern Europas eigen zu sein scheint. Kennst du das Kraut, welches die Liebe ewig jung erhält? fragt der Orientale. Wunderbarere Geheimnisse erwartet der Afrikaner.

Mehr als alle sind es die Niamniam, die unerschütterlich an den Einfluss glauben, welchen der Besitz gewisser Wurzeln auf das Jagdglück auszuüben vermag. Die bessern Schützen, welche häufig Antilopen und Büffel erlegten, galten stets als Inhaber von solchen Wurzeln. Der bei Mohammedanern wie bei Heiden gleich stark entwickelte Fatalismus traut dem Menschen nicht das geringste Bestimmungsrecht über den Lauf zu, den ein Pfeil oder eine Kugel zu nehmen vermag. Aus diesem Grunde übten sich auch die chartumer Söldner nie im Schiessen, denn nach ihrer Meinung musste ja jede Kugel, auf Heiden und Ungläubige gerichtet, von selbst und ohne alles Zuthun des Schützen ihr Ziel erreichen.

Die Richtung, welche der Lindukū verfolgte, erschien derjenigen, in welcher der Jubbo seine Wasser bewegte, völlig entgegengesetzt, trotz der mir von seiten unserer Führer gemachten Versicherungen musste daher die angebliche Zugehörigkeit zu diesem Flusse bei mir bedenkliche Zweifel erregen. Zwei Monate später indess, als ich den Lindukū an einer dem Zusammenfluss näher gelegenen, mehr östlichen Stelle zu überschreiten hatte, bestätigten sich diese Angaben vollkommen. In der That gestaltete sich in dieser ganzen Gegend das Terrain im höchsten Grade unregelmässig und abweichend von dem bisher und nachher auf der Reise

Wahrgenommenen. Mit dem Lindukū sagte ich den Nilländern Valet, der erste Europäer, dem es geglückt war, von Norden herkommend

„die Wasserscheide des Nils“

zu überschreiten, so viele ihrer auch ausgezogen waren, um das caput Nili zu suchen.

An diesem denkwürdigen Tage meines Lebens hatte ich freilich keine Ahnung von der Bedeutung der Scholle Landes, auf welcher meine Füsse weilten; was konnte ich auch wissen von der Bodengestaltung der Länder, die weiter vor mir lagen. Klar wurde mir erst die Wasserscheide, als ich aus den Angaben von Niamniam über die Zugehörigkeit des Mbrūole, des nächstfolgenden Flusses, zum Uellesystem Aufklärung erhielt. Dieser Fluss hatte mir während der Reise bei meinem Calcul zur Entwirrung des hydrographischen Netzes viel Kopfzerbrechens verursacht, er war durchaus nicht mit irgendeinem der dem Ssuēh (Djur) tributären Gewässer in Einklang zu bringen gewesen; erst später kam alles ins Reine.

Mit Ausnahme des Höhenzuges im Norden des Lehssibachs, welchen die Niamniam Mbūla-Ngiā nannten, war auf der ganzen Linie vom Gazellenflusse bis zum Uelle nirgends eine in höherm Grade differenzirte Terrainbildung wahrzunehmen gewesen. Südwärts vom Lindukū ging es nun bergauf bergab über tiefeingeschnittene Défilés, während zu beiden Seiten kleine Hügelkuppen auftauchten, welche die wellenförmige Anordnung der Bodenfaltung beträchtlich überragten. Alle diese Kuppen und Hügelwellen erschienen wie gewöhnlich von röthlicher Farbe, waren also sicherlich ebenso gut nur Hebungen der den grössten Theil von Centralafrika bildenden äusserst mächtigen Bodendecke von recentem Raseneisenstein, wie die früher wahrgenommenen Hügelrücken und Kuppen, mit Ausnahme der Gneise, welche von ersterer umlagert als verwitterte Ueberbleibsel urzeitiger Gebirge inselartig über das immense Gebiet zerstreut liegen, benagt vom

Zahn der Zeit und von zackigen Felshäupten zu glatt abgerundeten Kuppen reducirt. Uebrigens stiess ich auf Gneiskuppen auch innerhalb des engern Gebiets dieser Wasserscheide, nördlich vom Mbrüole auf der östlichen Route, die ich Ende April begangen.

Die grosse Einförmigkeit im geologischen Bau dieses ganzen Ländergebiets, soweit derselbe zu Tage liegt, ist gewiss eine auffällige Erscheinung; nur die Djurquelle am Baginse hatte das Privilegium abweichender Felsarten. Alles deutet darauf hin, dass seit der Zeit, als die Raseneisensteinbildung über den grössten Theil von Innerafrika, von den Ufern des Djur bis zum Coanza und von Mozambique bis an den Niger platzgegriffen, alle Veränderung in der Beschaffenheit dieser Länder sich wol nur auf die grosse Wandelbarkeit der Wasserwege beschränkt haben mögen, welche diese leicht zersetzbare, lockere und immerfort neu hinzugebildete Felsart mit sich bringt. Wenn wir noch nachträgliche Hebungen annehmen, welche zu der Entstehung ganzer Hügelketten, wie derjenigen, welche das engere Tondjbecken in der Richtung gegen Nordosten umgrenzen, Veranlassung gegeben, so dürfte ich wol die meisten Thalsenkungen und Terrainundulationen des Gebiets im Hinblick auf die fortdauernde Veränderlichkeit der Wasserzüge in dem angedeuteten Sinne erklärt wissen.

Wir waren vom Lindukū aus dem linken Ufer eines beim Wasserfall einmündenden Nebenbachs gefolgt und dann über die eigentliche Wasserscheide, die ich mit ausreichender Wahrscheinlichkeit (nach dem Stande des Aneroids, welcher sich im Laufe von vier Jahren nicht veränderte) auf höchstens 3000 pariser Fuss schätze, gekommen, zu dem ersten nach Süden zu fliessenden Bache, welcher den Namen Naporruporru führte und in einem 70 Fuss tiefen, sehr engen Erdspalt hinrieselte. Ein langer Baumstamm bildete den Steg über denselben, sodass wir nicht in die Tiefe hinabzusteigen brauchten. Weiterhin behielten wir den durch einen

langen Streifen aus der Tiefe hervorragender Baumwipfel deutlich markirten Bach in der Nähe zu unserer Linken und hatten nach einer kurzen Strecke einen zweiten ähnlicher Art, und schliesslich einen dritten und grössern, welcher nicht weit davon beide miteinander vereinigte, zu überschreiten.

Der letzte Bach bildete ein über 80 Fuss tief eingesenktes Thal, dessen fast senkrechte Wände mit grosser Anstrengung von den Trägern erklommen werden mussten, indem einer den andern unterstützte und die Lasten stationsweise niedergesetzt wurden, um die Hände frei zu haben. Mit Pferden oder Eseln hätte man diese schwierige Passage wol nur auf einem sehr grossen Umwege zu forciren vermocht. Bei dem Aufenthalte, welchen dadurch der weitere Vormarsch der Karavane erlitt, fand ich Zeit von den hier angehäuften Schätzen der Flora das Auffälligste einzupacken. Die Ueppigkeit der Vegetation übertraf alles Bisherige, und in die Tiefen dieses Thals drang nie ein Sonnenstrahl. Der kaum fussbreite Pfad wand sich durch ein dichtes Gewoge von kräftigem Laubschlag. In einer Art Laube, welche mir Billaintaisien mit grossen veilchenblauen Blüten hart am Pfade eröffneten, fand ich einige Handbreit Raum, um die im Vorübergehen aufgegriffenen Gewächsproben in meine Mappe zu thun, während hart neben mir der endlose Zug vorbeidefilirte. Eingezwängt in einen Wirrwarr von Aesten, Schlinggewächsen und massenhaft herniederwallenden Laubes, sass ich da, wie in einem Neste. Bei solchen Gelegenheiten konnte ich über eine halbe Stunde lang ungestört der Pflanzenpräparation obliegen, bis die letzten im Zuge herangerückt waren, dann suchte ich später an offenern Stellen wieder die Tête zu gewinnen.

Wir waren bei den vielfachen Störungen und Abweichungen, welche die Terrainverhältnisse der Wasserscheide auf diesem Marsche mit sich brachten, von Lindukū aus noch kaum vier Meilen vorgedrungen, als wir schon die Ufer

des Mbruole erreichten, den die Nubier schlechtweg den Fluss von Uando zu nennen pflegten. Er floss von breiten Waldsäumen umgürtet hier in einer wenig eingesenkten Niederung dahin, 80 Fuss breit bei 2 Fuss Wassertiefe, unter ziemlich langsamer Strömung. Die Leute Abd-es-Sammat's erzählten viel von dem Jagdglücke des vergangenen Jahrs, denn an dieser Stelle war ein Schimpanse erlegt worden, ein selten vom Zufall dargebotener Wurf. Der Galerienwald war dicht und hochstämmig genug, um solchen Geschöpfen ein erwünschtes Revier darbieten zu können. Für die Wasserscheide war diese Thatsache von besonderm Interesse, denn in allen nördlich von hier betretenen Uferwaldungen hatte ich nirgends den Nachweis erhalten können, dass man je dieser Thiere ansichtig geworden wäre; der erste nicht mehr zum Nilsystem gehörige Fluss sollte mir erst Kunde von ihrem Vorkommen geben. Ueberhaupt ist das Gebiet Uando's, in welchem die Uferwaldungen die grösste Ueppigkeit erlangen und wo die Drainage des Erdreichs in einem Adernetze von hundert und aber hundert vielverschlungenen Bächen das Land einem stets gefüllten Schwamme vergleichbar gestaltet, zugleich auch dasjenige, welches durch die auffallende Häufigkeit des Schimpanse besonders ausgezeichnet erscheint, welcher hier eine nur wenig abweichende Rasse des westafrikanischen Troglodytes niger darzustellen scheint. Unter den zahllos verschiedenen Bäumen und Sträuchern spielten Anonaceen die Hauptrolle; eine Familie, deren Hauptverbreitungsgebiet, solange man die Flora des tropischen Afrika nur wenig erforscht hatte, als vorherrschend amerikanisch betrachtet wurde, die nach unserer heutigen Kenntniss aber, und namentlich nach meinen Funden im Gebiete der Niamniamflora zu urtheilen, in Afrika durch eine grössere Anzahl von Arten vertreten zu sein scheint, als im tropischen Amerika. Ein zweistündiger Aufenthalt, während dessen die Nubier im klaren und kühlen Gewässer badeten, die Trägercolonnen sich aber weiter vorwärts bewegten, brachte

mir eine schöne botanische Ausbeute ein. Zur Abwechselung brachte ein aus Nachlässigkeit entladenes Gewehr wieder allgemeine Entrüstung hervor; die Kugel hatte den Schurz eines der Soldaten durchlöchert. Da gab es viel Geschrei und lebhaftes Gesticuliren, der Schuldige erduldete resignirt die ihm auf Beschluss der Majorität zugefallenen Hiebe, dann war bald die ganze Angelegenheit vergessen, um nächstens in veränderter Gestalt wieder Gegenstand einer neuen Aufregung zu werden. Diese Menschen sind Fatalisten vom reinsten Wasser, und durch Erfahrung nicht klug zu machen.

Ein weiterer einstündiger Marsch führte uns durch eine offene flache Steppe, und nach einiger Zeit gelangten wir an eine grosse von Waldung erfüllte Niederung, welche zu überschreiten nicht weniger als eine halbe Stunde in Anspruch nahm. Es war ein breiter Sumpfstreifen ohne deutliche Bewegung der flach über weite Strecken ausgedehnten Gewässer. Ein Vegetationstypus neuer Art, und bisher von allen Reisenden im Gesammtgebiete der Nilländer noch nicht beobachtet, bot sich hier in dem Auftreten massiger Dickichte von Pandanus dar, der erste sichtbare Fingerzeig für das Betreten eines neuen Stromgebiets und ein unzweifelhafter Hinweis auf die Flora der afrikanischen Westküste.

Jetzt erst begannen die ernstlichern Chicanen afrikanischer Fusswanderung, denn solche Sümpfe mussten durchwatet werden; da wäre kein Wagen, ebenso wenig ein Reiter durchgekommen, auch tragen hätte man sich nicht lassen können, ohne die beständige Gefahr einer weit schlimmern Unbequemlichkeit, nämlich der, Kleider und Notizbuch, die man so sorgsam auf dem Kopfe trug, in den schwarzen Erdschlamm gebettet zu sehen. Da lagen modernde Baumstämme, die auf schlüpferiger Unterlage beim Betreten sich drehten wie eine Welle, andere waren glatt und boten dem Fuss keinen Halt, dann kamen tiefe Löcher von Wasser erfüllt, oder von schwimmender Vegetation verrätherischerweise überdeckte Fallgruben, da gab es ein Springen von Erdklumpen

zu Erdklumpen, mit Balanciren und Tasten verbunden; vergebens sah sich die Hand nach Hülfe um, ungastlich wiesen die sägeartig berandeten Pandanusblätter jeden Händedruck zurück.

Weithin erschallten die wilden Einöden einer viele Meilen weit gänzlich unbewohnten Wildniss von dem gellenden Geschrei und dem Lärm der durch das Wasser plätschernden Träger; des Schimpfens und Fluchens der Nubier und des Gepolters der Sklavinnen mit ihren Schüsseln, Kürbisschalen und Calabassen, wollte es im dichten Gedränge zwischen den stacheligen Dschungels kein Ende nehmen. An vielen Stellen übertönte ein lustiges Hallo aus hundert Kehlen den Wirrwarr der Stimmen; das galt dann immer einer Sklavin, die mit ihrem ganzen Küchenkram in einer Lache verschwunden war; und die Kürbisschalen trieben über ihr auf der trüben dicken Flut. Ich war natürlich um mein Gepäck, namentlich um die Herbarien, welche sich zwar in wasserdichten Kautschuküberzügen befanden, aber doch möglichst grosse Schonung verlangten, in beständiger Sorge. Indess meine Bongoträger waren auserlesenster Art und erfahren in dieser Manier Sümpfe zu durchwaten; keiner von ihnen kam zu Fall. So ist alles, was ich aus diesem entlegenen Centraltheile Afrikas an Pflanzen gesammelt habe, unbeschädigt herausgekommen, alles ohne eine Einbusse am Geringsten beklagen zu müssen.

Mit dem An- und Auskleiden und Durchwaten war indess bei solcher Gelegenheit nicht alles gethan, denn nach vollbrachtem Werk blieb noch das nothwendige Geschäft einer Reinigung vom schwarzen Schlamm und Humusmoder übrig, der zähe am Körper haftete. Das tückische, jedem Eindringling in seine Geheimnisse so abgeneigte Centralafrika schien da eine förmliche Schadenfreude zu äussern, den weissen Mann wenigstens für kurze Zeit zu einem ebenso schwarzen Gebilde umzugestalten, wie die übrigen Menschenkinder, die es grossgezogen; aus Malice wurden ihm da

noch verschiedene ebenso schwarze Blutsauger angehängt. Nackt stand er da und fröstelnd im Winde, zumal bei nebeliger Morgenkühle der Regenzeit, bis hülfreiche Geister in irgendeiner noch unberührt gebliebenen Pfütze reines Wasser zum Abspülen entdeckt hatten. Dann wiederum, eine schöne Bescherung! fiel der Blick auf die dicken Blutegel, die an den Beinen hingen; zum Pulverhorn musste man greifen, um sie abfallen zu machen, und die Kleider tränkten sich mit unnütz vergossenem Blute. Alles das im Getümmel des Zugs, bespritzt von den Tritten der Vorüberziehenden, kauerte man ängstlich auf einem Polster aufgestapelter Farrnkräuter, oder auf faulenden Baumstämmen ein trockenes Plätzchen suchend.

Bereits war die Sonne im Sinken, und noch hatten wir drei solcher Niederungen zu passiren, jede mit einer halbstündigen Unterbrechung des Marsches. Das mittlere der drei folgenden Gewässer war das breiteste und führte den Namen Mbangoh. Ungeachtet der mir damals noch wenig gewohnten Drangsale fand ich doch Gelegenheit, manches von Interesse aus der uns bestrickenden und umwogenden Vegetationsfülle aufzugreifen; es wurde bereits Nacht, als wir nach Passirung des letzes Baches am jenseitigen Ufer endlich wieder zu Weilern und Culturflächen gelangten. Mit gewohnter Ueberstürzung und allseitiger Verwirrung mussten noch zuguterletzt Vorsichtsmassregeln gegen ein heraufziehendes Wetter getroffen werden; zum Glück kamen wir mit wenigen Tropfen davon und genossen, allerdings beständig durch hellaufflackerndes Wetterleuchten in Besorgniss erhalten, einer nach den Strapazen des Tages wohlthuenden Nachtruhe.

Um noch zeitig am Tage den Wohnsitz des Uando zu erreichen, wurde der Aufbruch genau mit Sonnenaufgang in Scene gesetzt. Nachdem wir eine halbe Stunde durch freie Steppe geschritten, hatten wir den Diagbebach erreicht, an dessen jenseitigem Ufer halt commandirt wurde, da Mohammed erst persönliche Rücksprache mit Uando zu nehmen

hatte, bevor das Lager aufgeschlagen werden sollte. Bei solchen Gelegenheiten pflegte Mohammed, der sich zuvor meine Revolver erbeten, um auf alle Fälle gefasst zu sein, nur von seiner schwarzen Leibgarde, den Farúch, begleitet zu sein. Er eilte alsdann fliegenden Schrittes an der Spitze seiner Getreuen dahin, sodass die gewehrtragenden Knaben ihm kaum zu folgen vermochten. Es gehört dies zu den Charaktereigenheiten der Nubier, bei wichtiger Veranlassung im Sturmschritt herbeigeeilt zu kommen.

Nach Verlauf einer Stunde kehrte Mohammed befriedigt von seiner Entrevue zurück und geleitete die Karavane zu dem ihr angewiesenen Lagerplatze, hart am Diagbe und in Pfeilschussweite von der dichten Laubwand, mit welcher der seine Ufer beschattende Urwald die Steppe begrenzt. Die Träger griffen nach den Beilen und holten sich aus dem Dickichte schöne lange Stangen zur Errichtung der Hütten. Meine Leute verfertigten Holzpflöcke, welche mir überall zum Schutze meines Gepäcks gegen Bodennässe und Termitenfrass unentbehrlich waren. Ich hatte einige Tannenbreter aus Chartum mitgenommen, diese gaben auf die Pflöcke gesetzt eine bequeme Unterlage ab für das im engen Raum des Zeltes aufgehäufte Handgepäck.

Es wurden nun im Handumdrehen aus frischem Grase zierliche Hütten improvisirt und das gesammte Gepäck in Sicherheit untergebracht, darauf begann alsbald ein sehr lebhafter und freundschaftlicher Verkehr mit den Eingeborenen. Grosse Stosszähne von Elefanten wurden herbeigetragen und mit den Verkäufern wie üblich gefeilscht und gehandelt. An viele wurden Geschenke von Zeug und Glasperlen gratis vertheilt, um sie bei guter Laune zu erhalten und neue Elfenbeinquellen zu erschliessen. Uando selbst erschien, ausgeputzt mit einem weiten langärmeligen Hemde von geblümtem Kattun. Er trug es, wie das bei solchen Gelegenheiten alle eingeborenen Häuptlinge zu thun pflegten, nur ausnahmsweise, dem Geber zu Ehren; nach dem Abzug der Fremden hätte er es

unter seiner Würde gehalten, sich mit fremdländischem Tand zu behängen; dann dient es nur noch als merkwürdiger Schatz in seiner Vorrathskammer.

Sehr harmlos erschien jetzt der grimme Kannibalenfürst, der mehrere Tage unsere ganze Karavane in Furcht und Schrecken erhalten; man sah ihn sogar Arm in Arm mit Mohammed's Hauptleuten durch das Lager schlendern. Sie hatten, wie es schien, bereits Brüderschaft miteinander getrunken.

Die Lieblingssorte von Glasperlen, welche von den Niamniam bevorzugt und getragen wird, heisst auf dem chartumer Markte „Mandjur“; sie besteht aus länglichen bohnengrossen mehrkantigen Prismen von lasurblauer Farbe. Die übrigen Sorten sind in diesem Lande misachtet und ohne jeden Werth. Kaurimuscheln gehören bei den Niamniam noch zum nationalen Schmuck, grosse Nachfrage ist übrigens auch hier nicht mehr nach ihnen, und im chartumer Handel spielen die „El-wadaa“ seit zehn Jahren überhaupt keine Rolle mehr. Die Mode verbreitet auch in diesen Wildnissen die Sucht nach beständigem Wechsel der „Nouveautés“.

Die einzigen Werthe sind hier Kupfer und Eisen, nur diese werden nie an Zahlungsstatt verweigert. Es ist meist englisches Kupfer in Stangen von 2 Centimeter Durchmesser, welches die Chartumer mit sich führen, seltener die meist ½ Pfund schweren Barren aus den Kupfergruben im Süden Dar-Fur's. Andere Bezugsquellen an Kupfer haben die Bewohner der von mir bereisten Länder schwer zuvor gekannt, wenn nicht etwa das Congogebiet in frühern Zeiten von seinen Reichthümern auch in dieser Richtung einen Abfluss erlitten haben möchte. Um nun für den kleinern Kaufbedarf geeignete Scheidemünze herzustellen, führen die Niamniamexpeditionen unter der Zahl ihrer Träger stets einige Schmiede mit sich, welche aus den grössern Stangen und Barren Ringe von allen Grössen formen, vom Umfang der Armspange bis zum kleinen Fingerringe. Alle müssen vier-

kantig, das heisst im Querschnitt viereckig geformt werden, und die convergirenden Spitzen müssen sich in der Dicke verjüngen. Für einen Ring von der Grösse, um ihn einen Finger anpassen zu können, gab es beispielsweise bei den Niamniam ein Huhn, der Kupferwerth betrug kaum 3 Pfennige.

Hier an der Quelle wird das Elfenbein natürlich im Austausch gegen sehr geringe Werthe erstanden. Während man an den Küsten von Guinea eine Menge der verschiedensten Waaren: Flinten, Zeuge, Messer, Spiegel u. s. w. für einen Stosszahn zu zahlen hat, genügt bei den Niamniam eine halbe Kupferstange im Werthe von 3—5 Thaler, und dabei kommen die üblichen Zugaben an Zeug oder Glasperlen nur im Hinblick auf ihr Gewicht und den Transport mit in Betracht. Man zahlt demnach hier nicht über 5 Procent vom Werthe des Elfenbeins, welches in Europa, abgesehen von der Qualität, durchschnittlich 2 Thaler pro Pfund beträgt, an den Häfen der Westküste dagegen 80—85 Procent dieses Werthes. Bei den grossen Unkosten, welche den chartumer Kaufleuten aus dem Unterhalte so vieler Bewaffneter erwachsen, namentlich aber bei dem wechselvollen Erfolge der Niamniamexpeditionen ist trotzdem der schliessliche Gewinn doch nur ein mässiger, weil eben mit allzu grossem Risico verknüpft, und der Elfenbeinhandel daselbst florirt durchaus nicht. Praktischer aber und mit geringerm Kostenaufwande den Handel in den obern Nilländern zu betreiben, als es gegenwärtig die Chartumer thun, dazu wüsste ich keinerlei Plan in Vorschlag zu bringen. Diese Länder werden durch ihre allzu grosse Entfernung von der Küste, auch wegen ihres weiten Abstandes von schiffbaren Strömen, nie eine Rolle im Welthandel spielen, und die im Bau begriffene Eisenbahn, die Chartum mit Aegypten verbinden soll, wird kaum etwas in den bestehenden Verhältnissen zu ändern vermögen.

Erst bei Einbruch der Nacht fand ich im bunten Lagergetreibe Gelegenheit, mir von Mohammed über seinen ersten

Empfang bei Uando erzählen zu lassen. Ich erfuhr nun, dass die ihm geliehenen Revolver allerdings sehr am Platze gewesen waren. Mohammed war der Escorte vorausgeeilt, um sich dem Häuptling unter keck herausfordernden Zurechtweisungen wegen seines zweideutigen Benehmens allein zu nähern. Da hätten die Trabanten Uando's unmittelbar nach Mohammed's Eintritt in dessen Hütte drohend und mit erhobenen Waffen einen Kreis um ihn geschlossen, er glaubte sich bereits gefangen und rief: „Tausend müssten für sein eines Leben fallen"; so in beiden Händen die Revolver, pochte er auf seine Unantastbarkeit. Die eingeschüchterten Niamniam hätten dann einen heitern versöhnenden Ton angeschlagen und alles hätte sich, wie er selbst sagte dank seiner Verwegenheit, zum Besten gekehrt.

Wir verblieben im Lager von Uando vom 2. bis 6. März. Die Waldung am Diagbe war von grossartigster Ueppigkeit und erschloss mir tagtäglich eine ganze Reihe der fremdartigsten, nie zuvor gesehenen Gewächsformen. Hier offenbarte sich mir die ganze Herrlichkeit einer „Galerie".

Mein Vorgänger, der Italiener Piaggia, dessen spärliche Nachrichten vom Niamniamlande indess eine vorzügliche Frische der Beobachtung verrathen, hat diese Uferwaldstreifen Galerien genannt, ein Ausdruck, welchen ich, da er sehr bezeichnend erscheint, beibehalten und allgemein adoptirt zu sehen wünschte. Zur Erklärung des Vegetationscharakters dieser Gegenden, und um zu zeigen, was eine solche „Galerie" sei, schicke ich Folgendes voraus.

Ein beispielloser Quellreichthum des Bodens, völlig entsprechend den letzten Schilderungen, welche Livingstone von den Gegenden im Westen des Tanganjika entwarf, den weder die geologische Beschaffenheit desselben, noch die dem Lande eigenthümliche Regenmenge hinreichend erklärt, bewirkt hier ein beständiges Fliessen aller Bäche, und während in den nördlichen Ländern die Flüsse offene Niederungen durchströmen müssen, wo sich ihre Wassermenge in einem

durstigen Terrain verringert, erhalten alle Betten im Niamniamgebiet von ihren tiefeingeschnittenen Uferwänden her überall Zufluss an ununterbrochen rieselnden Quellen.

Das ganze Land, dessen Meereshöhe nirgends weniger als 2000 Fuss beträgt, gleicht einem stets gefüllten Schwamm. Infolge dessen finden Gewächse, welche in den nördlichen Strichen nach dem Fallen der Gewässer der gewohnten Bodennässe beraubt werden würden, hier das ganze Jahr hindurch den geeigneten Boden, und die Thalsenkungen und Erdspalten, welche die Wasserzüge, sei es als kleine Gräben und Bäche, sei es als grosse Ströme durchfliessen, schmücken sich mit der vollen Majestät eines Tropenwaldes. Die Mannichfaltigkeit der Baumarten, die Formenfülle der niedern Gewächse ist in demselben erstaunlich gross und stellt die ganze Flora der guineanischen Küste und der untern Nigerländer zur Schau. Dessenungeachtet aber bleibt der Vegetationscharakter und die specifische Eigenthümlichkeit der Flora in den von Bächen und Flüssen parcellirten mesopotamen und höher gelegenen Zwischenstreifen zwischen ihnen sich immer gleich und entspricht vollkommen derjenigen, welche wir seit unserm ersten Betreten der rothen Erde im Bongolande wahrgenommen haben: ein offener parkartiger Buschwald, als dessen Haupteigenthümlichkeit auf den ersten Blick die Grosslaubigkeit erscheint.

Wie ich schon früher darauf hingewiesen, trat ein solcher Dualismus im Vegetationscharakter auf meiner Reise unter 5 Grad nördl. Br. südlich vom Huühflusse zum ersten mal an die Stelle des einförmigen Wechsels von offenen Grasniederungen und wellenförmigem Buschterrain. Es hatte zunächst den Anschein, als wäre die Ursache von dem völlig veränderten Régime aller Wasserzüge in der zunehmenden Bodenerhebung und in dem durch die tiefer ausgefurchten Wasserrisse bewirkten Aufschluss der untern Fläche der Raseneisensteinplatte zu suchen, welcher eine so unerschöpfliche Fülle beständigen Fliessens hervorquellen liess.

Bäume mit gewaltigem Stamm und von einer Höhe, die alles bisher im Gebiete der Nilflora Gesehene, die Palmen Aegyptens kaum ausgeschlossen, weit in den Schatten stellen, bilden hier dichtgedrängte lückenlose Reihen, in deren Schutze sich minder imposante Gestalten im wirrsten Gemenge stufenweis abgliedern. Im Innern dieser Uferwälder gewahrt man Säulengänge, ägyptischen Tempelhallen ebenbürtig, in ewig tiefen Schatten gehüllt und von aufeinandergelagerten Laubdecken oft dreifach überwölbt. Von aussen betrachtet erscheinen sie wie eine undurchdringliche Wand des dichtesten Blattwerks, im Innern eröffnen sich dagegen überall Laubengänge unter den Säulenhallen, voll murmelnder Quellen und Wasseradern.

Weit entfernt, mit dem Vegetationscharakter der Uferwaldungen des Blauen und des Weissen Nils irgendwelche hervorragende Eigenthümlichkeiten zu theilen, stehen die hiesigen vielmehr einzig da in ihrer Art, wenn wir das gesammte Nilgebiet nördlich von dieser Breite (5. Grad nördl. Br.) ins Auge fassen.

Die durchschnittliche Höhe des obersten Laubdaches beträgt 80—100 Fuss und scheint nirgends unter 70 Fuss herabzusinken; allein oft gewährt eine solche Galerie, von aussen gesehen, lange nicht den imposanten Anblick, den man aus der Tiefe der Sohle des Bachs geniesst, da an vielen Stellen die Einsenkung der letztern, welche den Galerien- und Tunnelcharakter vollständig macht, kaum die Hälfte des Waldes über die Steppenfläche hervorragen lässt; viele Galerien sind ganz und gar in dieselbe versenkt.

Die häufigern der hier massgebenden Gewächsformen, welche unsere ältesten Baumriesen an Gewaltigkeit des Stammes weit übertreffen, gehören den Pflanzenklassen der Sterculien und Boswellien an, dazu gesellen sich die Caesalpinien; die Feigenbäume, die Artocarpeen, die Euphorbiaceen, die endlose Schar der Rubiaceen, — Palmen sind gänzlich ausgeschlossen und die wenigen vorhandenen Repräsentanten dieser Fürsten

des Pflanzenreichs gehören zur Region des Unterholzes. Unter den Gewächsen des zweiten und dritten Ranges walten grossblätterige Gestalten vor; hier spielen wieder Feigenbäume, Papilionaceen und vor allem Rubiaceen von endloser Mannichfaltigkeit die Hauptrolle. Auch an dornartigem Strauchwerk fehlt es nicht, indem Oncoba, Phyllanthus, Celastrus und Acacia ataxacantha stellenweise häufig auftreten. Dichte Lianenmassen verketten die Aeste der benachbarten Bäume; hier sind es hauptsächlich Modecca, purpurblätteriger Cissus und andere dieser Gattung, Coccinia, stachelige Smilax, Helmien und Dioscoreen. Darunter nun breitet sich das wilde Unterholz sparrig verzweigter Sträucher aus, deren zum Theil riesiges Laub die Dichtigkeit des grünen Dunkels vermehrt.

Am Boden selbst füllen fast undurchdringliche Staudenmassen der verschiedensten Art die noch übriggebliebenen Lücken in diesem grossartigen Laubgewirre. Vor allem sind es die 15—20 Fuss Höhe erreichenden Dschungels der Amoma und Costus, deren feste Stengel, wie die Halme auf grasreichen Wiesen dicht aneinandergedrängt, dem Wanderer jeden Ausweg versperren oder dem kühnen Eindringling mit Versinken in dem trügerisch verdeckten lockern Schlamm von Humus drohen, dem sie entsprossen. Und nun die wunderbare Farrnwelt; zwar nicht mit baumartigen Formen imponirend, aber mit um so riesiger entwickeltem Laube, darunter etliches von 12—15 Fuss Länge. Während ihre endlos gegliederten, endlos gefiederten Wedel gleich leichten Schleiern über die tiefern Schätze in diesem grossen Füllhorn der Natur geworfen erscheinen, andere, zwischen dem massigen einförmigen Laube des Unterholzes ausgebreitet, der Anordnung des Ganzen einen bezaubernden Wechsel greller Contraste verleihen, sind weit über ihnen in der Höhe grosse schlankstämmige Rubiaceen (Coffeen) bemüht, durch unbegreifliche Regelmässigkeit ihrer Ast- und Blattstellung das feine Gewebe derselben in grossem Massstabe nachzuahmen und an

die Stelle der auffälligerweise fehlenden Baumfarrn zu treten. Die seltsamste Farrngestalt, die ich mit dem Namen „Elefantenohr" (Platycerium elephantotis) bezeichne, fand ich hoch oben auf den Aesten und Zweigen der Bäume sitzend, bis zu 50 und 60 Fuss hoch, in Gesellschaft der grauen Bärte ellenlang herabhängender Usneen und Angraeceen.

Die Stämme selbst, wenn nicht überall mit Farrn verschiedener Art dicht bewachsen, erschienen doch in den meisten Fällen von einem dichten Geflecht des kletternden rothbeerigen Pfeffers umstrickt.

So mochte das Auge hinschweifen nach allen Richtungen, es stiess überall nur auf lückenloses, undurchdringliches Grün. Da, wo schmale Pfade sich theils durch, theils unter die verworrenen Stauden und Strauchmassen winden, um eine Thalwand zu ersteigen, bilden blossgelegte Baumwurzeln die Stufen, welche das lockere Erdreich zusammenhalten. Modernde Stämme, in dichte Moospelze gehüllt, hindern bei jedem Tritt das gemächliche Fortschreiten in diesem Gewoge massigen Grüns. Die Luft, die man einathmet, ist nicht mehr die der sonnenhellen Steppe, nicht die der luftig kühlen Buschlauben von draussen, sie haucht die Treibhausatmosphäre unserer Palmen- und Orchideenhäuser, und bei einer Temperatur von + 20 bis 25 Grad R. herrscht eine beständig dumpfe Feuchtigkeit der Luft, von dem Hauche des Laubes selbst erzeugt, der zu entweichen man nicht vermag.

Alles scheint hier den europäischen Gartenfreund anzuheimeln, die sinnig ästhetische Ausstellung der Flora sowol wie ihre überladene Fülle; allein schreiende Vögel lärmen in den Zweigen, dazu das übermüthige Getreibe der Insektenwelt, vor allem das erstaunliche Gewimmel von Ameisen der kleinsten Art, die von allen Blättern und Zweigen, die man berührt, wie Regen über den Eindringenden herfallen, verbittern ihm gar bald den erhabenen Naturgenuss. Dann aber wieder belohnt eine feierliche Stille den Ausharrenden, das Rauschen der höchsten Laubregionen dringt kaum in

diese träumerische Welt des tiefsten Schattens. Nur Schmetterlinge in Menge, von prächtiger Zeichnung, wo die gelben und braunen Farben vorwalten, beleben das ewig ruhende Grün und bilden einen schönen Ersatz für den mangelnden Blütenschmuck.

Wenige Schritte von unserm Lager entfernt konnte ich aus dieser unerschöpflichen Vorrathskammer der Natur nach Belieben zulangen und in meinem Zelte mit Bequemlichkeit präpariren. Die Niamniamflora bietet auf diese Art durch ihren Dualismus des Vegetationscharakters dem reisenden Botaniker die allergrössten Vortheile dar. Während in den feuchten Strichen der intertropicalen Westküste das Pflanzentrocknen kaum ohne Mithülfe des Feuers zu ermöglichen ist und daselbst alle Exemplare ein geschwärztes Aussehen erhalten, welches die Untersuchung der Pflanze in Europa später nicht unwesentlich erschwert, trocknet man hier die tägliche Ausbeute, wenn es nicht gerade ein Regentag ist, mit derselben Leichtigkeit wie in den wasserärmsten Gegenden. Nachdem man also gleichsam in der heissen Dampfluft Guineas gesammelt, so präparirt und trocknet man die Pflanzen, als befände man sich in Nubien, denn mit diesen beiden Länderstrichen lassen sich hier Uferwald und Steppe am besten vergleichen.

Mit Uando's Söhnen hatte ich bereits Bekanntschaft gemacht, als mir auch die Ehre zutheil wurde, von ihm selbst in meinem Zelte besucht zu werden. Eine grosse Schar Bewaffneter bildete sein Gefolge und nahm im Umkreis des Zeltes Platz, während ich dem Häuptling meinen einzigen Rohrstuhl anbot, den ich noch vom Gazellenfluss aus mitgenommen hatte. Uando war von untersetzter Gestalt, mit kolossaler Entwickelung von Muskelfülle und Fett. Seine Gesichtszüge erschienen von jener den Niamniam so auszeichnenden abgezirkelten Regelmässigkeit und waren als solche in ihrer Art schön zu nennen. Der Kopf hatte eine fast kugelrunde Form. Was mich sofort nach Uando's Ein-

tritt mit grossem Erstaunen erfüllte, war, dass der Wilde sich mit einer Würde, mit einer Nonchalance und sichern Gewandtheit auf dem Stuhle niederliess, deren sich kein Europäer, wenn er sich ein Air geben wollte, zu schämen gebraucht hätte. Uando kreuzte die Arme auf der Brust, schlug ein Bein über das andere und begann in einer Weise den Schwerpunkt seiner imposanten Masse nach hinten zu verlegen, welche die Fortexistenz meines Unicums von Stuhl im höchsten Grade in Frage zu stellen schien, denn unter bedenklichem Knarren begann derselbe bei jeder neuen Schaukelbewegung des Niamniamfürsten unter der ungewohnten Last zu seufzen. Uando erinnerte mich in mehr als einer Hinsicht an den dicken König der Ovampo, welchem Galton mit nicht geringer Mühe die eigens für ihn mitgebrachte Theaterkrone aufdrängte. Nur mit wenigen Fellen umgürtet, schien er heute durch einfache Nacktheit dem Fremden imponiren zu wollen, indem er mir die Ueberlegenheit seiner Fleischmassen handgreiflich ad oculos demonstrirte.

Von Uando wurde allgemein behauptet, er sei ein abgesagter Feind des Kannibalismus. Wie ich von verschiedenen Seiten erfuhr, sind Fälle vorgekommen, wo Leute von benachbarten Gebieten sich zu ihm geflüchtet hatten, weil sie, mit fetter Leibesbeschaffenheit gesegnet, ihr Leben unter Menschenfressern nicht mehr hinreichend sicher glaubten. Dieser Vorzug des Landesoberhaupts schien indess wenig seine Untergebenen zu beeinflussen, wie sich nur gar zu bald herausstellte, als wir nach den seiner Herrschaft unterthanen Districten im Süden gelangt waren. Ich hatte übrigens Grund, die mir durch den Besuch des Häuptlings dargebotene Gelegenheit zu Vorwürfen wegen ungenügender Gastfreundschaft von seiner Seite gehörig auszubeuten. Ich berief mich auf die Freigebigkeit der Nubier in ihren Seriben und erzählte ihm, daselbst hätten meine Hunde besser gelebt, als ich, der Herr, bei ihm, der doch ein König sei. Für meine Hunde hätte man Ziegen, für mich Rinder geschlachtet.

Uando wandte ein, er besässe weder das eine noch das andere. „So verlange ich wenigstens Hühner, aber mehrere, und genug für mich und meine Leute“, sprach ich. Dabei hielt ich ihm seine feindseligen Kundgebungen vor, welche unserm Erscheinen vorausgegangen waren, und unterstützte jedes meiner Worte durch einen Faustschlag auf den Feldtisch, der vor uns stand, sodass Gläser und Teller erklirrten.

Meine Leibdiener, Mohammed-Amīn und Richān, der weitgereiste, vielerfahrene Diener Petherick's, verstanden es noch besser, Uando bei dieser Gelegenheit eindringlich zur Rede zu stellen. In Betreff meiner drohten sie ihm mit dem unvermeidlich ihn ereilenden Schicksal, falls er einem Franken auch nur das Geringste zu Leide thun wollte. „Nimm dich in Acht“, sprachen sie, „vor dem Franken, du kennst nicht seine Macht; der ist im Stande, die Erde aufzureissen, dass sie weite Spalten bildet, aus denen Feuer hervorbricht, um dein ganzes Land zu verbrennen.“ Die Dolmetscher übersetzten alles, Wort für Wort. Eingeschüchtert bis zu dem Grade, als ein Neger dessen fähig ist und es seine Geduld im Abwarten eines über ihn hereinbrechenden Schicksals gestattet, machte sich Uando auf den Heimweg zu seinen Hütten und versprach, Lebensmittel in Hülle und Fülle zu senden.

Unmittelbar darauf trafen Leute bei mir ein, welche ausser einigen schlechten Hühnern mit einer Anzahl grosser schwarzer Töpfe beladen waren und dieselben als Gastgeschenk seitens des Herrschers vor meine Zeltöffnung setzten. Ein abscheulicher Geruch wie von brenzlichen Oelen, schwarzer Seife und verdorbenen Fischen drang aus den Thongefässen zu der Nase des Neugierigen; bei näherm Nachsehen gewahrte das Auge darin, umflossen von einer dunkeln Brühe, Fäden und Faserstränge wie von aufgelöstem Tauwerk, dazwischen Lederabfälle und altes verknotetes Riemenzeug. Das war ein Erzeugniss wilder autochthoner Kochkunst; so mögen unsere Vorfahren in den Wäldern der Urzeit Europas

Mammuthbraten und Rhinocerosfüsse zubereitet haben, der Sprung in Zeit und Raum lag mir nahe. Mit einem Worte, die Töpfe waren erfüllt von angebranntem, räucherigem Ragout von Kaldaunen eines zweihundertjährigen Elefanten, sehr zähe und mit sehr viel Hautgoût. Dieses Ergebniss der Naturforschung wurde mir indess erst von meinen Bongoträgern mitgetheilt, denen ich das Gericht der Wilden überliess; selbst meine nubischen Diener, im übrigen durchaus nicht allzu wählerisch in religiös als essbar erlaubten Dingen, hatten dasselbe mit Entrüstung von sich gewiesen.

Als im vergangenen Jahre eine der Ghattas'schen Compagnien durch die Territorien Uando's zog, hatte es sich ereignet, dass sechs Nubier auf der Jagd in den benachbarten Wäldern von Eingeborenen, welche sie begleiteten, umgebracht wurden. Diese hatten ihnen als Führer in den Dickichten gedient. Nachdem nämlich die Nubier ihre ganze Munition auf Perlhühner verschossen, waren die Niamniam über sie hergefallen und ihrer leicht Herr geworden, da die Fremden ausser Flinten keine andern Waffen mit sich führten. Mohammed Abd-es-Sammat reclamirte nun die sechs Gewehre, welche zweifelsohne in Uando's Besitz übergegangen sein mussten; so ängstlich war er darum besorgt, dass die Eingeborenen nicht den Gebrauch der Feuerwaffen kennen lernen sollten. Uando, welcher sich anfänglich aufs Leugnen verlegte, lieferte jetzt nach und nach, von Mohammed gedrängt, da dieser von der Auslieferung der Waffen die Fortdauer seiner freundschaftlichen Beziehungen abhängig machen zu wollen erklärte, vier der geraubten Flinten aus; mehr wusste er angeblich nicht zu beschaffen. An eine weitere Genugthuung war nicht zu denken, da man einerseits der Thäter nicht habhaft werden konnte, andererseits auch die unter Aufbietung aller möglichen Ausflüchte gemachten Aussagen der Niamniam sich zu keinem den Thatbestand feststellenden Zeugniss verwerthen liessen.

Am zweiten Tage nach unserer Ankunft bei Uando

unternahm ich, von einer grössern Anzahl Eingeborener und zwölf Soldaten begleitet, eine grössere Excursion, welche mich zwei Stunden weit dem Ufer des Diagbe entlang nach Norden führte. Hier trieben Colobi in erstaunlicher Menge auf den obern Laubdecken des Galerienwaldes ihr Wesen; indess sollte es mir wieder nicht vergönnt sein, auch nur einen einzigen davon zu erlegen. Schimpansen, welche hier nach Aussage der Führer, Jägern von Profession, häufig sein sollten, bekamen wir überhaupt nicht zu Gesicht. Sehr ermüdet nach stundenlangem Umherstreifen im sumpfigen Grunde des Uferwaldes, kehrte ich mit einer um so reichern botanischen Ausbeute beladen zum Lager zurück. Hier hatte sich bereits, bei den unsern Zug begleitenden Niamniam wenigstens, die Benennung eingebürgert, mit welcher mich von nun an alle Völker, die meine Strassen berührten, bezeichnen sollten. „Mbarik-päh“ lautete der Name in der Niamniamsprache, zu deutsch „der Laubschlinger oder der Blattfresser“. Diese Bezeichnung erinnerte mich lebhaft an den Namen, welchen mein standhafter Fachgenosse David Douglas, der Märtyrer der Naturforschung, bei den Indianern des nordwestlichen Amerika geführt hatte. Diesen nannten sie den „Grasmann“.

Mein Niamniamdolmetscher Giabir, so erfuhr ich später, hatte unter Freunden in wunderbarer Weise über mein Phytophagenthum berichtet. Er hätte es selbst mit angesehen, so erzählte Giabir, dass ich abseits in einem schwer zugänglichen Dickicht, als ich mich unbeobachtet wähnte und nachdem ich die übrigen Begleiter davongeschickt, mit grosser Hast erstaunliche Quantitäten von Laub und Kräutern zum Munde führte, um auf diese Art meinen täglichen Weidegang unertappt bewerkstelligen zu können. Andere bekräftigten seine Aussage mit der an mir oft wahrgenommenen Erfahrung, dass ich immer anscheinend wohlgesättigt, munter und zufrieden aus den Dickichten zum Lager zurückkehrte, während sie selbst, meine Begleiter, alsdann erst recht die

ungemüthliche Leere ihres Magens empfanden. Es war ganz natürlich, mir half die Begeisterung, zu welcher eine ungestörte Naturbetrachtung mich hingerissen, über alle Calamitäten meiner leiblichen Existenz hinweg.

Die vorherrschende Idee, welche diese Leute von dem eigentlichen Zwecke meiner botanischen Sammlungen gewonnen, knüpfte sich in der Regel an die Vorstellung, die sie sich von der Natur des Landes zu machen gewohnt waren, welches die Weissen bewohnten. Da gäbe es, so glaubten sie, weder Gras noch Bäume, unsere Heimat bestände nur aus Sand- und Steinwüsten. Hatten aus Chartum mit den Elfenbeinhändlern zurückgekehrte Sklaven bereits Wunderdinge über die Sterilität und Wasserarmuth der von den Moslems eingenommenen Länderstriche berichtet, wie musste es erst jenseit derselben im hohen Norden aussehen, wo die Franken wohnten, von denen es hiess, dass sie dem Türken die Zeuge und Flinten lieferten?

ZWOLFTES KAPITEL.

Hühnerhandel am Wege. Votivpfähle mit Jagdtrophäen. Anzeichen von Kannibalismus. Der Schimpanse in Centralafrika. Voreiliges Urtheil der Tagesschriftsteller: Nächtliche Besucher bringen Schimpanseschädel. Neuer Baustil der Hütten. Tracht der A-Banga. Cultur und Nutzen des Manioc. Seine Einführung nach Centralafrika. Der kürbistragende Baum der Fabel. Farbholz und Muskatnuss. Erster Conflict mit den Eingeborenen. Zielschiessen und Krieg zur Probe. Wunder der Schnellfeuerei. Blutaustausch zur Verkettung der Freundschaft. Ueberfall auf einer botanischen Excursion. Giabir's Verwundung. Die Schmerzenslaute der Wilden. Sklavinnen ermordet und entführt. Riesige Baumflechten und „Elefantenohr". Baumtermiten. Der Grenzbach von Monbuttu. Empfang bei Nembe. Nordgrenze der Oelpalme. Alarmirung durch Gewehrsalven. Ueberraschende Ankunft von Chartumern. Besuch von Bongua und Frau. Rinder der Maoggu. Cultur des Zuckerrohrs. Nächtliche Entrevue mit Isingerria. Erreichung des Uelle. Régime des Uelle. Ursprung und Zugehörigkeit seines Stromlaufs. Ueberführung der Karavane. Canots der Monbuttu. Neue Eindrücke im Herzen von Afrika. Ankunft in Munsa's Residenz.

Am 6. März verliessen wir den Wohnsitz des Uando in der Frühe und mit Sonnenaufgang. Unsere Karavane wurde als Garantie für die Sicherheit der Strasse von einer Anzahl Führer begleitet, welche uns der Häuptling zur Verfügung gestellt hatte. Kurz vor dem allgemeinen Aufbruch ereilte uns die Nachricht von Nduppo's, des mit Uando verfeindeten Bruders, Tode. Eine Bande von Uando abgesandter Krieger hatte ihn nachts in seinem Wohnsitze überfallen und nach kurzer Gegenwehr erschlagen. Weiber und Kinder des Nduppo

hatten sich nach Mohammed's Seriba geflüchtet, wo sie gastliche Aufnahme fanden und in der Folge mit den Culturplätzen und Hütten beschenkt wurden, welche zu ihrem Unterhalt erforderlich waren.

Nach einem in ganz Centralafrika befolgten Gebrauche wird während des Marsches, wenn man einen falschen Weg eingeschlagen hat und dann wieder zurück in einen vorher unbetreten gelassenen Kreuzweg einlenkt, ein Zweig über den falschen Weg gelegt, auch wol nur mit den Füssen an der Stelle quer über den Pfad eine Furche gescharrt, damit die Nachzügler nicht auf Abwege gerathen. Dies zu beobachten sind die Leute bei der letzten Fahne verpflichtet.

Die Marschroute des ersten Tags führte uns zunächst am rechten Ufer des Diagbe entlang bei den hohen Kegelhütten des Uando vorbei, überschritt dann auf einem von pittoresker Waldscenerie umgebenen Pfade die Galerien. Wir durchwateten den bei sehr reichlichem Wasserzuge in mehrere Adern gespaltenen Bach und berührten am jenseitigen Ufer die ausgedehnten Weilergruppen des Districts. Unterwegs, wo man an den von ihren Insassen aus Furcht momentan verlassenen Hütten nur vorbeikam, entwickelte sich alsbald ein lebhafter Hühnerhandel in der ganzen Ausdehnung unserer Colonnen. Stets waren es Männer, welche mit einem Bündel solchen Federviehes in den Händen herbeigeeilt kamen; immer und überall beobachteten die Weiber den höchsten Grad der Zurückgezogenheit. Nachdem ein kleinerer Bach den Weg gekreuzt und abermalige Hüttencomplexe durchschritten waren, gelangte der Zug zu einem bedeutendern Wasser, dem Billue, welcher, durch einen grossartigen Uferwald tief beschattet, dem Diagbe zum Verwechseln ähnlich sah. Wieder folgte eine kleinere und eine grössere Galerie, letztere Mono mit Namen. Die Gegend schien eine beträchtliche Einwohnerzahl zu beherbergen, denn von allen Seiten kamen uns Leute entgegen, die theils den Führern sich auf dem Marsche anschlossen, theils Erkundigungen und Nach-

richten über die Absichten unserer Karavane von ihnen einzuziehen suchten. Es war ein Gehen und Kommen, als wenn Kirchweih in der Nähe gefeiert würde.

Wir setzten indess den Marsch ohne Aufenthalt fort und gelangten gegen Mittag zu einem an beiden Ufern von Wohnplätzen umgebenen Galerienbache, Diamvonū genannt. Hier machten wir bei den Hütten des Ortsvorstehers halt.

Bei keinem Weiler der Niamniam fehlen die zur Befestigung von Jagd- und Kriegstrophäen dienenden Pfähle, an welchen die Insassen in prahlerisch ostensiver Weise die Beweise ihrer Tapferkeit zur Schau stellen. Hier am Diamvonū verdankte ihnen meine osteologische Sammlung einen reichen Zuwachs. Schädel von Antilopen aller Art, von Meerkatzen, Pavianen, Wildschweinen, von Schimpansen und Menschenschädel fanden sich bunt durcheinander an den Aesten der Votivpfähle gespiesst, theils in completen, theils in nur fragmentarischen Stücken, Weihnachtsbäumen nicht unähnlich, aber mit Geschenken nicht für Kinder, sondern für vergleichende Anatomen reichlich behangen. Zahlreiche, unzweideutig für den entschiedenen Hang der Bewohner zum Kannibalismus sprechende Zeugen traten hier vor unsere staunenden Blicke. In der Nähe der Wohnhütten, auf den Haufen von Küchenabfällen aller Art, menschliche Gebeine und Bruchstücke von solchen, mit allen Merkmalen der auf dieselben eingewirkt habenden Messer und Beile, an den Aesten der benachbarten Bäume hin und wieder Arme und Füsse aufgehängt, in halb skeletirtem Zustande, und bei schlechter Trocknung im Schatten des dichten Laubes übelriechend und die Luft im weiten Umkreise verpestend. Das waren keine Wirthshausschilder, welche dem Wanderer zu einem gastlichen Asyl entgegenwinkten, Grauen und Schrecken sollten sie bewirken, aber wir liessen uns nicht beirren und machten es uns in den niedlichen Hütten so bequem, als ein jeder es vermochte.

Mit grosser Eile fiel ich natürlich zunächst über die



I. NIAMNIAMWEILER AM DIAMVONÚ. S. 556.

Jagdtrophäen her, und Mohammed, meine Freude an den Schimpanseschädeln theilend, die hier so mühelos zu erwerben waren, unterstützte mich, indem er selbst einen der Votivpfähle erklomm. Da nahten sich die frühern Insassen, ob dieses ihnen gewiss unerklärlich erscheinenden Gebarens der Fremden erstaunt, und richteten an uns die Worte: „Ihr seid Häuptlinge und schämt euch nicht, selbst Hand an solche Arbeit zu legen, habt ihr nicht Sklaven genug, die euch dabei helfen können?“ Dies klang halb wie Spott, halb wie ein Vorwurf wegen unrechtmässig angeeigneten Besitzes. Ich spielte daher den Freigebigen und theilte eine Anzahl grosser Kupferringe unter die Leute aus.

Wenn ich die Menge der bei den Weilern am Diamvonū aufgehäuften Schädel und Schädelfragmente von Schimpansen berücksichtige, so sehe ich mich zu der Annahme berechtigt, dass in dieser Gegend eine der Verbreitungscentren dieser merkwürdigen Geschöpfe zu suchen sei. Die Verbreitung des Schimpanse an der Westküste von Afrika ist eine sehr beträchtliche, denn sie reicht vom Gambia im Norden bis hinunter nach Benguela. In den centralen Theilen des Continents dagegen ist das Thier bisjetzt nur im Lande der Niamniam beobachtet worden, von wo durch die Vermittelung chartumer Kaufleute bereits vor meiner Ankunft etliche defecte Bälge in den Besitz europäischer Museen gelangt waren, welche diese Thatsache constatirten. Diese Thiere variiren aber nach Alter und Geschlecht sowol als auch nach ihrem Vorkommen in dieser oder jener Gegend so beträchtlich, dass man bereits eine ganze Reihe eigener Arten zu unterscheiden versucht hat, deren Merkmale aus der Benutzung eines in den meisten Fällen sehr mangelhaften Untersuchungsmaterials gezogen wurden. Die meisten Exemplare in den Museen rühren nämlich von jungen Individuen her, und kein Thier verändert sich bei zunehmendem Alter mehr in seiner äussern Erscheinung, als der anthropomorphe Affe.

Ich spreche nicht vom Gorilla Du Chaillu's; dieser grösste aller Affen ist hinlänglich bekannt und seine auffällige Eigenart von keinem Naturforscher bezweifelt worden. Seine Verbreitung scheint zudem eine beschränkte zu sein, denn er ist bisjetzt nur in den Deltaländern des Ogowai an der Westküste gefunden worden.

Der weit über Afrika verbreitete Schimpanse dagegen gliedert sich in seinen individuellen und rasselichen Eigenthümlichkeiten zu einer langen Kette von angeblichen Arten, Varietäten und Formen, über welche das Urtheil der Forscher sehr weit auseinandergeht. Alle jedoch betrachten den seit längerer Zeit bekannten Troglodytes niger E. Geoffr. als den Typus dieser Reihe von anthropomorphen Affen.

Der centralafrikanische Schimpanse zeigt sich, nach den Stücken zu urtheilen, welche bisjetzt in die Museen Europas gelangten, in mancher Hinsicht von dem Troglodytes niger E. Geoffr. verschieden und kann für eine eigene Rasse gelten, welche sich im Laufe der Zeit durch natürliche Züchtung in einem entlegenen Gebiete entwickelt hat. Professor Giglioli in Florenz hat ihn als eine Unterart oder Subspecies mit meinem Namen verkettet, weil ich die ersten Nachrichten von diesem Thiere im Jahre 1866 brachte, in einer äusserst sorgfältigen Arbeit*); alles Wissenswerthe ist darüber zusammengetragen. Nach Giglioli wäre der Schimpanse des Niamniamlandes hauptsächlich durch die grössere Capacität seiner Hirnschale vom Troglodytes niger Westafrikas unterschieden, welche sich in so hohem Grade vielleicht bei keiner andern Art wiederfände. Professor Hartmann in Berlin dagegen, dem wir eine Monographie über die anthropomorphen Affen verdanken **), welche unsere jetzige Kenntniss vom Schimpanse zu einem in hohem Grade befriedigenden Ab-

*) Troglodytes Schweinfurthii Gigl. in „Studii craniologici sui Cimpanze" (Genova 1872).

**) In Reichert's und Du Bois-Reymond's „Archiv" (Berlin 1872).

schluss gebracht hat, ist bemüht gewesen, aus einer Vergleichung sehr zahlreicher Exemplare von verschiedener Herkunft den Nachweis zu liefern, dass dem Niamniamschimpanse keine Sonderstellung im System gebühre und dass derselbe bei allerdings nicht zu leugnenden rasselichen Eigenthümlichkeiten dennoch nur als eine der vielen Formen des Troglodytes niger zu betrachten sei.

Kein Thier hat sich in neuerer Zeit einer so lebhaften Theilnahme von seiten der Naturforscher zu erfreuen gehabt, als gerade diejenigen grossen Quadrumanen, in denen man eine vorzugsweise ausgeprägte Aehnlichkeit mit dem Menschen zu erkennen geglaubt und welchen man den Namen der Anthropomorphen gegeben. Die ausgezeichnetsten Anatomen und Zoologen haben sie zum Gegenstande eingehender Studien gemacht, und prachtvolle Bilderwerke haben den Fleiss ihrer Untersuchungen begleitet. Die Arbeiten von Giglioli und Hartmann bezeichnen einen weitern Fortschritt in diesen Bestrebungen, welche den Menschen, als Krone der Schöpfung, in ebenso hohem Grade interessiren, als den Culturvölkern Europas eine endliche Erschliessung aller Mysterien am Herzen liegen muss, welche der am ältesten bekannte und am meisten benachbarte Welttheil Afrika für die Völkerkunde noch in sich birgt. Alle Forschung aber führt den menschlichen Geist zu dem Geständniss seiner Unzulänglichkeit, und nirgends ist grössere Vorsicht geboten, nirgends ein voreiliges Urtheil unverzeihlicher, als gerade auf diesem Gebiete, das alle Räthsel zusammenhäuft, welche die tiefe Kluft zwischen Mensch und Thier auszufüllen scheinen.

Mit Recht beschwert sich daher der letztgenannte Forscher über die Tagesschriftsteller und Dilettanten, welche, mit mangelhaften Kenntnissen bedacht und mit schlechtem Material ausgerüstet, sich unberufenerweise seit einigen Jahren der „anthropomorphen Affen" bemächtigt haben. Sie schickten eine Menge schlecht oder gar nicht begründeter Hypothesen in die Welt hinaus, die sie für Lehrsätze ausgaben, und

glaubten damit die Geschichte, die Morphologie dieser Thiere, ihre Menschenähnlichkeit, die Descendenz des Menschengeschlechts und ähnliche Dinge, welche als das Endziel der Naturforschung betrachtet werden müssen, zu liefern, in Wirklichkeit aber haben sie nur Verwirrung in den Köpfen unserer schon durch so viele Halbwisserei beeinträchtigten Zeitgenossen angerichtet.

Die Nacht war bereits hereingebrochen und ich sass beim rothen Scheine der in keiner Niamniamhütte fehlenden Pechfackel, mich an der paradiesischen Einfachheit meines Abendbrots delectirend, welches aus gezuckertem Bananenmus mit Tapioca bestand, als mich eine Gesellschaft von Männern aus der Nachbarschaft besuchte, um mir einige schöne Schimpanseschädel einzuhändigen, wogegen ich ihnen grosse Kupferringe darbot. Die Leute berichteten mir von der Häufigkeit dieser Thiere in den benachbarten Uferwaldungen, erzählten die Details bei ihrer schwierigen Jagd und versprachen mir weitere Lieferungen, die ich leider, da wir am folgenden Morgen unsern Marsch fortsetzen sollten und hier am Platze Lebensmittel in ausreichender Menge nicht zu erhalten waren, nicht abzuwarten vermochte. Meine Ausbeute an vollständigen Schimpanseschädeln wurde durch diesen Besuch auf ein Dutzend gebracht, aber viele defecte Stücke musste ich aus Rücksicht gegen die Beschränktheit meiner Transportmittel verschmähen und zurückweisen.

Ebenso wenig war es mir vergönnt, eine Jagd auf Schimpanse veranstaltet zu sehen. Eine solche bereitet nämlich viele Schwierigkeiten. Nach Aussage der Niamniam selbst gehörten dazu mindestens 20—30 entschlossene Jäger, welchen die heikle Aufgabe zufiel, in den 80 und mehr Fuss hohen Bäumen und den verschiedenen Laubetagen, welche sie darstellen, mit dem Schimpanse um die Wette umherzuklettern und dabei die gewandten und kräftigen Thiere in Fangnetze zu locken, in denen sie, einmal verwickelt, mit Lanzenwürfen leicht abgethan werden können. In solchen Fällen sollen sie

sich grimmig und verzweifelt wehren, in die Enge getrieben sogar den Jägern die Speere zu entreissen vermögen, mit welchen sie alsdann wüthend um sich schlagen. Weit verderblicher aber noch soll den Angreifern der Biss ihrer gewaltigen Eckzähne werden, und die erstaunliche Muskelstärke ihrer nervigen Arme. Auch hier, ähnlich wie in den Wäldern der Westküste, wiederholten sich die bekannten Erzählungen vom Raube der Mädchen, und wie sie alsdann ihre Beute zu vertheidigen wissen, auch vom Errichten der Nester war die Rede, welche sich die Schimpanse angeblich aus Laubzweigen in der Höhe der Baumkronen herzustellen bemüht seien, an denen aber nichts Wahres ist.

Bei den Niamniam heisst der Schimpanse „Ranja“ oder „Mandscharuma“; im Arabischen des Sudan, bis wohin die Kunde seiner Existenz bereits in frühern Zeiten gelangt zu sein scheint, wird er im allgemeinen mit „Baām“ bezeichnet. Jedenfalls ist das an den Ufern aller seiner Gewässer so waldreiche Land der Niamniam, welches dem Ranja, ähnlich dem Orang-Utang von Borneo, ein fast ausschliessliches Kletterleben in den Bäumen ermöglicht, ein Hauptgebiet seiner Verbreitung in Centralafrika. In dem bevölkerten Monbuttulande dagegen, welches weite, der Bananencultur gewidmete Waldlichtungen in sich schliesst, scheint das menschenscheue Thier nur eine ziemlich vereinzelte Existenz zu fristen. Aehnlich dem Gorilla lebt es nicht heerdenweise, wie andere Affen, sondern paarweise oder gar vereinzelt, nur die jungen sollen sich gelegentlich zu grössern Rotten zusammenscharen.

Am folgenden Tag führte uns der Weg drei Stunden in Südsüdwest ohne viele Abweichungen von dieser während der ganzen Reise nach dem Monbuttulande vorherrschenden Richtung. Auf einer so kurzen Strecke hatten wir allein fünf wasserreiche Galerien zu passiren und lagerten schliesslich am rechten Ufer einer sechsten, welche Assika genannt wurde, bei den Weilern eines Districtschefs Namens Kollo.

Das Terrain war, mit Ausnahme einer kleinen, zur Rechten des Wegs liegen gelassenen Höhe, eben geblieben und bestand zwischen den Bächen aus völlig offenen Steppenstrichen. Längs diesen Bächen dehnten sich hart am Rande der Uferwaldung Culturflächen aus, und die weit und breit über das Land zerstreuten Weiler verriethen viel Fruchtbarkeit und eine aussergewöhnlich dichte Bevölkerung. Wir befanden uns jetzt unter einem von den Niamniam in Sprache und Sitten sehr verschiedenen Stamme, welcher den Uebergang zu dem vor uns liegenden Monbuttulande zu bilden schien.

Die A-Banga, so hiess der Stamm, sollen von jenseit der breiten Grenzwildniss, welche die Territorien beider Völker trennt, herübergekommen und erst in neuester Zeit in das Gebiet der Niamniam eingewandert sein, indem sie sich unter die Botmässigkeit Uando's begaben. Eine ähnliche Einwanderung und theilweise Vermischung der Völker scheint auch im Westen von hier in den ehemals Kifa'schen Territorien stattgefunden zu haben, wo sich, offenbar durch Uebervölkerung eines Landes gedrängt, dessen natürliche Hülfsmittel nur in dem mühelosen Anbau von Wurzeln und Bananen zu heben gesucht werden, der volkreiche Stamm der A-Madi (dieser Name ist nicht zu verwechseln mit den Mittu-Madi und den Madi im Süden Gondokoros; „a“ ist Pluralform im Sandeh, z. B. ango, der Hund, a-ango, die Hunde) in den Gangarabergen des Indimma'schen Gebiets niedergelassen hat. Unter den A-Banga befanden sich auch A-Madi, und beide dem Volke der Monbuttu an Sitten und Lebensweise völlig identisch, hinsichtlich der Sprache jedoch von diesem dialektisch geschieden, haben sich, wie es scheint, auf der ganzen Südgrenze des Niamniamlandes mit der Bevölkerung desselben stark vermischt. Ihr letztes Stammland war die dichtbevölkerte Provinz, welche der Monbuttukönig Munsa im Norden des Uelleflusses besitzt. Die Mehrzahl der A-Banga wusste sich der Sandeh- (Niamniam-) Sprache zu bedienen, ich konnte mich daher mit Hülfe meiner Dol-

metscher leicht mit ihnen verständigen, während jenseit des Uelle nur selten Leute aufzutreiben waren, mit denen sie sprechen konnten.

Die ersten Weiler der A-Banga, welche wir betraten, kennzeichnete ein von den Hütten aller bisher bereisten Länder weit verschiedener Baustil. Zum ersten mal gewahrte man hier eine Abweichung von der Kegelgestalt der Dächer,



A-Banga.

wie sie dem grössten Theile Centralafrikas eigen ist. Es fanden sich nämlich hier die ersten weiterhin nach Süden allgemeiner werdenden Horizontaldächer von mehr europäischer Art, welche theils offene von Pfosten getragene Schuppen, theils viereckige Häuser mit geschlossenen Wänden deckten.

Die Tracht und Kriegsrüstung der A-Banga war die der Monbuttu. Beide Geschlechter durchbohren sich die Ohren derart, dass man einen fingerdicken Stab bequem

durchstecken kann. Zu dem Ende wird der innerste concave Theil der Ohrmuschel herausgeschnitten. Wegen dieser bei den A-Banga und Monbuttu allgemein verbreiteten Sitte nennen die Nubier beide Völker im Gegensatze zu den Sandēh oder Niamniam im engern Sinne — denn Niamniam heissen bei ihnen alle Menschenfresser — Gurrugūrru (von gurgur, durchlöchert). Auch die Beschneidung theilen sie mit den Monbuttu, im Gegensatze zu den jeder Körperverstümmelung abholden Niamniam.

Das Haar, zu einem hohen Chignon aufgethürmt, trugen die Weiber frei, die Männer von einem, wie bei den Niamniam, schirmlosen Strohhut gekrönt. Andere bekundeten in ihrer Haartracht einen Compromiss zwischen den Niamniam- und Monbuttusitten. Ueber Stirn und Schläfen hatten dieselben zwar den feinen Haarschmuck der Monbuttu gewunden, an Stelle des Chignons dagegen die Zöpfe der Niamniam beibehalten. Der Schurz war nicht, wie ihn die Niamniam trugen, aus Fellen, sondern von der verarbeiteten Rinde des Rokko-Feigenbaums hergestellt. Die Schilder bestanden nicht aus einem ovalen Korbgeflechte von Rotang, sondern aus viereckigen leichten Holztafeln, welche die ganze Körperlänge deckten. An Stelle des Trumbaschs und der ausschliesslichen Lanze, traten die Lanzen, Säbelmesser, Bogen und Pfeile der Monbuttu. Die Weiber erschienen im höchsten Grade der Nacktheit; nur mit einem handgrossen Stück Feigenrinde war ihre Scham verhüllt. Unter dem Arme führten sie dagegen, ganz wie die Monbuttufrauen, beständig einen Streifen dicken gewebten Stoffes, einem breiten Sattelgurte nicht unähnlich, mit sich, welcher beim Niedersetzen auf den Bänken und Schemeln quer über den Schos gelegt zu werden pflegte; in diesen Gurten trugen sie auch ihre Kinder.

Auf diesem Uebergangsgebiete zwischen den Kornländern und den Wurzel- oder Fruchtländern war die Fruchtbarkeit und der von sorgfältiger Bodenbestellung zeugende Zustand der Culturen ein ausserordentlicher. Ausser Eleusine und

Mais fand sich stellenweise auch Penicillaria angebaut; von Erdfrüchten Jams, Helmia, Manioc, Colocasien und süsse Bataten; von Hülsengewächsen Catjangbohnen (Vigna sinensis), Pferdebohnen (Canavalia), Voandzeia, Phasaeolus lunatus; von Oelfrüchten Erdnüsse, Sesam und Hyptis; von andern Culturpflanzen der virginische Taback, Zuckerrohr, Rokko-Feigenbäume und in grösserer Menge die ersten Pisangplantagen (Musa sapientium).

Unter allen Culturgewächsen spielte in dieser Gegend der Manioc die Hauptrolle, da seine Pflege bei stets reichem Ertrage die geringste Mühe verursacht. Wie in Guyana und Brasilien benutzt man auch hier am liebsten offene Stellen der Walddickichte an den halbnassen, etwas höhern, dem Rande der Steppe mehr benachbarten Stellen der Galerien. Die beste Jahreszeit zur Pflanzung ist der Beginn der vollen Regen; Ende April. Man zerbricht die überirdischen Theile des krautigen, wenig holzigen Stengels der 3—6 Fuss hohen Staude in spannenlange Stücke und verscharrt sie in dem nur ganz flüchtig gerodeten Boden. Ihn umzugäten ist nicht erforderlich, denn das Erdreich ist an solchen Plätzen von Natur sehr locker und besteht aus faulem Laube. Da der Manioc 1½ bis 2 Jahre gebraucht, um starke Knollen anzusetzen, so pflanzt man auch hier, wie anderswo, dazwischen Mais, Colocasien und Jams, um den Raum zu benutzen. Ein Hauptvortheil bei der Maniocultur besteht in der Unveränderlichkeit, welche die Knolle im Boden lange Zeit nach ihrer völligen Entwickelung bewahrt. Drei Jahre lang nach dem Aussetzen kann man, wenn nicht Ameisen inzwischen derselben zugesetzt haben, mit Sicherheit darauf rechnen, die Knollen noch in gutem Zustande anzutreffen. Es bedarf daher für diese Erdfrucht keiner Speicher und Vorrathskammern, wie für die andern Knollengewächse des Landes, die in der nassen Erde leicht verderben.

Das Ernten ist ebenso leicht wie das Säen. Man reisst einfach die ganze Pflanze aus dem lockern Boden heraus,

und die Knollen bleiben an der Staude hängen. Qualität und Grösse derselben sind sehr verschieden; es gibt hierzulande auch giftige, welche, wenn in roh geröstetem Zustande und ohne zuvor die Faserstränge des Centrums entfernt zu haben, genossen, lebensgefährliche Wirkungen äussern. Diese bleiben klein und sind in der Regel etwas holzig. Die grossen unschädlichen können die Stärke und Länge eines Mannsarmes erreichen, sind zarter an Textur und in jedem Zustande genossen völlig unschädlich, wie der Camanioc Brasiliens. Letztere Form ist namentlich ein Vorzug der Culturen im Lande der Monbuttu südlich vom Uelle.

Jedem, der in Tropenländern gereist hat, wird die Zubereitung des Manioc bekannt sein; ich will nur erwähnen, dass man hier den Giftstoff (Blausäure) weniger durch Auspressen des Saftes als durch Liegenlassen der zu Stücken und Scheiben zerschnittenen Knolle im Wasser zu entfernen sucht, was 30 Stunden dauert und wobei ein abscheulicher Geruch zu Tage tritt, der sich später beim Trocknen des Mehls wieder verliert. Langes Kochen im Wasser vervollständigt diesen Process. Der Ertrag an Stärkemehl, Tapioca in Südamerika genannt, beträgt ein Drittel vom Gewicht der frischen Knolle.

Es erscheint im hohen Grade wahrscheinlich, dass der Manioc durch Vermittelung der unter dem Scepter des Muata-Janvo stehenden Staaten, woher sich manche Einrichtungen bis zu den Monbuttu verschleppt zu haben scheinen, von Angola aus die Verbreitung bis zu diesen äussersten Vorposten seiner Cultur gefunden hat. In allen nördlicher gelegenen Gegenden des gesammten Nilgebiets ist diese Culturpflanze bis auf den heutigen Tag noch völlig unbekannt geblieben, und während sie sich bereits in den meisten Küstenländern der Tropen Eingang verschafft hat, gelangt sie weder in Aegypten und Nubien, noch in Arabien und Abyssinien jemals zum Anbau.

Nachweisbar ist indess die Thatsache, dass der Manioc

erst durch die Portugiesen an die Westküste, und zunächst nach Angola verpflanzt wurde. Hieraus lässt sich der Schluss ziehen, dass sich auch die andern offenbar erst nach der Entdeckung Amerikas in Centralafrika eingebürgerten Culturpflanzen, namentlich Mais und Taback auf diesem Wege hierher verpflanzt haben.

Vergeblich habe ich in diesem Gebiete nach dem Vorhandensein der jetzt in allen tropischen Küstenländern der Welt einheimisch gewordenen Carica Papaya geforscht. Barth berichtet von ihrer Häufigkeit in den Haussastaaten (und andere Reisende in jenen Ländern kommen wiederholt auf sie zu sprechen); in Aegypten dagegen ist sie nur eine Rarität der Gärten, und im nubischen Nilthale, in Abyssinien u. s. w. fehlt sie gänzlich. Tomaten sind erst durch mich in die Länder des Gazellenflusses gelangt, von wo aus sie sich in kurzem gewiss auch über das innerste Centralafrika verbreiten werden. Ungeachtet der grossen Leichtigkeit, mit welcher dieser Kosmopolit der Cultur sich sonst allerorten auszubreiten wusste, scheint er indess auch in den noch unerforschten Theilen der südlichen Hälfte von Afrika überall zu fehlen.

Am 8. März veranlasste ein einträglicher Elfenbeinhandel Mohammed's einen Rasttag, den ich zur botanischen Ausbeutung des prachtvollen Galerienwaldes am Assika auszubeuten verstand. Eingeborene leisteten mir gegen Lohn an Kupferringen willige Hülfe zur Erlangung der Früchte auf fast unzugänglichen riesigen Bäumen. Zu letztern gehörte namentlich eine Puschiö genannte, 80 Fuss hohe Treculia aus der Familie der Artocarpeen, deren kopfgrosse Kugelfrucht jenen Wunsch des Bauern in der Fabel nach kürbistragenden Bäumen zu verwirklichen schien. Ich stand und staunte ob der affenartigen Behendigkeit der A-Banga, welche mit Zuhülfenahme von seitwärts niedergebogenen kleinern Bäumen oder durch Herabreissen klafterlanger Lianen ein Erklimmen von Stämmen ermöglichten, welche bei einem

Durchmesser von 8—12 Fuss an ihrer Basis bis zu 40 und 50 Fuss Höhe völlig ohne Aeste und mit glatter Rinde gen Himmel strebten, riesig wie die tausendjährigen Colonnen auf den Plätzen der ewigen Stadt.

Ich hatte mir Kettenkugeln geformt, aber weder mit diesen, noch mit Hülfe grober Schrote war ich im Stande, von den höchsten Früchten Exemplare zu erbeuten. Letztere Hülfsmittel dienten mehr zur Erlangung einzelner Blätter, um über die Natur dieser Riesen des Pflanzenreichs Aufklärung zu erhalten. Dann befestigte sich wieder von neuem bei den Eingeborenen der Glaube an meine Blattfresserei. Am Assika fand ich auch eine Art Muskatnussbaum (Myristica) und die ersten Bäume des westafrikanischen Rothholzes (Pterolobium santalinoides), welches in pulverisirtem Zustande von Niamniam und Monbuttu als beliebte Schminke der Männer Anwendung findet. Die Frauen dagegen, dort wie hier, bemalen sich in zierlichen Mustern vermittels schwarzer Tinte aus dem Safte einer Gardeniafrucht, die man Blippo nennt. Einer der riesigsten Bäume von Afrika, der angolische Maulbeerbaum, welcher nach Welwitsch bis zu 130 Fuss Höhe erreichen kann, wurde gleichfalls am Assika von mir wieder entdeckt.

Nachträglich habe ich noch zu erwähnen, dass wir am gestrigen Tage den ersten Conflict mit der einheimischen Bevölkerung zu bestehen hatten. Obgleich die während des Marsches zur Karavane gestossenen Districtchefs Kollo und Bakinda den Zug begleiteten, begann der Eigenthümer eines Weilers, bei welchem wir kurz bevor der Assika erreicht war für einige Minuten rasten wollten, unter heftigen Schimpfreden und drohendem Lanzenschwingen gegen Mohammed sich unserm Vorhaben zu widersetzen. „Fort mit den Türken“, rief er, „was haben sie hier zu suchen, wir wollen nicht haben, dass sie unsere Hütten verunreinigen.“ Auf Kollo's Rath brachte Mohammed die Leute sofort dadurch zum Schweigen — denn die Gefahr eines plötzlichen Angriffs

infolge ihrer Zusammenrottung stand bereits vor der Thür — dass er eine der als Kornspeicher dienenden Strohhütten in Brand steckte. Mit Furcht und Staunen blickten die Eingeborenen auf das unerklärliche Phänomen, denn er nahm das flammende Feuer aus seiner Hand. Ein Zündhölzchen hatte das Wunder bewirkt. Um sich weitern Repressalien, die zu unserm Schutze hätten nothwendig erscheinen können, zu entziehen, fanden wir bei den Weilern am Assika die Einwohner zuvorkommend und ohne jede Opposition gegen unsere Installirung in einem Theile ihrer Behausungen.

Mohammed veranstaltete gegen Abend ein Zielschiessen, um den Eingeborenen, welche noch nie die Wirkung der Feuerwaffe an sich selbst erprobt hatten und daher geringschätzig auf unsere Waffen blickten, die sie stumpfe und plumpe Lanzen oder Eisenstöcke nannten, Respect vor denselben einzuflössen. Eine der aus dickem Holzbret geschnittenen Thüren, welche vor den Eingang zu den Hütten geschoben zu werden pflegen, diente als Scheibe, und alle Welt gerieth in Staunen und Verwunderung, als von 50 Kugeln auf 100 Schritt etwa 10 dieselbe durchlöchert hatten. Die Bongoträger inscenirten alsdann das Nachspiel der Attake. Mit wildem Geschrei und unter noch wildern Sätzen und Sprüngen stürzten sie nach geschehener Salve lanzenschwingend auf den vermeintlichen Feind, eine leichte Cavalerie im Angriff nach dem Vorspiel der Artillerie. Um das Schauspiel vollends täuschend zu machen, griffen sie alsdann Erdklumpen und Gras vom Boden auf, hoben sie auf ihre Schultern und kehrten gelassen aber schwer unter der Last ihrer angeblichen Beute keuchend zum frühern Ausgangspunkte zurück. Was heute ein Scheingefecht war, sollte wenige Wochen später an dieser selben Stelle sich zur Wirklichkeit gestalten.

Nun bewegte sich unsere Karavane weiter gen Westen, um nach zweimaliger Passage von Bächen bereits nach einer halben Wegstunde am Juru wieder halt zu machen. Wir

befanden uns in einer stark bevölkerten Gegend, und der District hiess Nabanda-Juru, d. h. Dörfer am Juru, denn der Name der Gewässer ist hierzulande stets die Hauptsache. Der Bach, von der gewohnten Dichtigkeit einer üppig entwickelten Galerie beschattet, beschreibt hier eine Krümmung in Hufeisengestalt; innerhalb der Curve liegen die Weiler zerstreut, umgeben von dichten Pisangpflanzungen, deren reifende Früchte die Eingeborenen vor unserm Erscheinen vorsorglich in Sicherheit gebracht hatten. Die Vorbereitungen bei Formirung eines Lagers ohne Mitbenutzung der vorhandenen Hütten zur Unterbringung des Gepäcks und zur Beherbergung der Honoratioren verriethen mir, dass ein Aufenthalt von mehrern Tagen Dauer beabsichtigt wurde. Zum Vorwande diente der Karavane die Feier des neuen Jahres nach mohammedanischem Kalender. Es sollte anders kommen.

Ich hatte mich hier einer grössern Anzahl von Neugierigen gegenüber, als gewohnt, zu präsentiren. Da halfen Schädelmessungen aus, die ich an den A-Banga vornahm, andere wurden im Skizzenbuch verewigt. Auch musste ich für gastliche Unterhaltung der mich Besuchenden Sorge tragen, und ich bediente mich zu diesem Zwecke meiner Zündhölzer, das Wunder des Feuermachens unaufhörlich und unermüdlich vor ihnen zu verkünden. Wenn ich aber dem Wissensdrange der Wilden durch Darreichung eines Streichholzes zu eigenem Experiment Genüge leistete, dann war die Freude aller Umstehenden über die Massen gross. Betrachten sie doch das Feuer in diesem Falle als eine von mir allein ausgehende Kraft; wie sollten sie nun nicht staunen, da sie selbst solcher fähig erschienen. So, hiess es im Kreise der Männer, kann der weisse Mann auch Regen und Blitz bewirken, etwas Aehnliches ist nicht gesehen worden seit Erschaffung der Welt! Apathisch sass ich da, wie verklärt vom eigenen Zauber, eigentlich aber ermüdet von diesem Hokuspokus, der nun bereits ins zweite Jahr spielte;

immer unersättlicher wurde die Neugierde der Afrikaner, die Wunder der Schnellfeuerei zu schauen.

In allen Ländern, die noch zum Nilgebiete gehören, ebenso in den benachbarten des Uellesystems, verschaffen sich die Eingeborenen Feuer, indem sie zwei Hölzer durch quirlartiges Reiben mit den Händen, das eine senkrecht auf das andere gestellt, entzünden. Das dazu geeignete Holz sind Zweige von der Anona senegalensis, die beiden Stücke haben die Stärke eines Bleistiftes und als Unterlage dient eine Lanze oder ein Stein, auf welchem ein Häufchen glimmender Asche in Gestalt eines kleinen Aschenkegels zurückbleibt. Das obere Holz reibt nämlich durch das untere infolge der ihm ertheilten quirlartigen Drehung ein Loch. Der Funke wird alsdann in zerriebenem dürren Grase aufgefangen und im Luftzuge des schwingenden Arms angefacht; ein Verfahren, welches, namentlich im Winde, selbst den Zauber meiner Streichhölzchen nicht selten zu Schanden werden liess.

Da wir uns hier zu einer zweitägigen forcirten Campagne durch die Grenzwildniss auszurüsten hatten, waren auch meine Diener darauf bedacht, sich mit gewähltern Vorräthen zu versehen, als die tagtäglich wiederkehrende Reisekost mit sich brachte. Um diesen Zweck in entsprechender Weise zu erreichen, sollten nun Schutz- und Trutzbündnisse mit den Eingeborenen geschlossen werden, und dazu verhalf nur ein Blutaustausch. So wurde ich von dieser barbarischen, echt afrikanischen Sitte hier zum ersten mal Zeuge. „Im Frieden stehen wir uns einander bei, im Kriege schonen wir uns gegenseitig“, so lautete der Wahlspruch der Contrahirenden. Der Berberiner Osmān, einer meiner Leute, war, weil ein Neuling in den Reihen der Niamniamzügler, einer der begeistertsten Anhänger dieses Glaubens. Vergebens hielt ich ihm das Unerlaubte seiner Handlung vom mohammedanischen Standpunkte vor, umsonst waren meine Drohungen, ihn künftighin einen Kaffern, d. h. einen ungläubigen

heidnischen Wilden nennen zu wollen, er wurde ein Bluttrinker von Profession und entlehnte von mir die zur vervollständigten Cementirung der Freundschaft erforderlichen Kupferringe und Perlen.

Der ganze folgende Tag ward dem Cultus der sylvischen Flora gewidmet, und pietätvollst gedachte ich des Tempels der Waldbotanik im Schlossgarten zu Schwetzingen, wol des einzigen in der Welt, wo diesem Cultus eine geweihte Stätte eingeräumt worden ist. Nach Herzenslust wurden die nur dem Pflanzenjäger zugänglichen Dickichte am Juru durchschwärmt.

Im tiefen modernden Blatthumus des in zahlreiche Wasseradern zertheilten Baches gewahrte ich vergrabene Pauken, Schemel und andere Holzarbeiten, welche von den Eingeborenen hier behufs dauerhafter Schwärzung versenkt worden waren. Auch das Rohr, welches zum Flechten der Schilder und Matten, um die Arbeit in schwarzweissen Mustern ausführen zu können, dient, wird auf diese Art hergerichtet. Dieser Process einer oberflächlichen Humificirung wird hier offenbar durch die höhere Temperatur des Bodens in weit kürzerer Zeit bewirkt, als in unserer gemässigten Zone, wo Jahre erforderlich waren, um ein gleiches Resultat zu erzielen.

Bereits am Assika waren auf einer botanischen Excursion im Walde Pfeile aus unsichtbarem Hinterhalte in meiner Nähe gefallen; wenn man sich nach einer merkwürdigen Pflanze bückt und statt ihrer einen herniedersausenden Pfeil zu pflücken bekommt, so gehört dies auch in Afrika nicht zu den gewöhnlichen Ueberraschungen. Die feindselige und herausfordernde Haltung der Eingeborenen wurde am 11. März vollends klar, als mein älterer Niamniambegleiter, Giabir, einen Pfeilschuss erhielt, der ihm die Muskel am Oberarm durchbohrte, sodass er die werthvolle Schrotflinte, welche er mir nachtragen sollte, von sich warf und unter Au-au-Geschrei eiligst die Flucht ergriff. Da man in jenen Dickich-

ten einander kaum auf zehn Schritt gewahr werden konnte, hörte und sah ich nichts von diesem Vorgange, bis meine andern Begleiter angsterfüllt herbeistürzten und mit dem Rufe: „Sie kommen, sie kommen", mich zum eiligen Rückzuge nach dem Lager veranlassten. Ich war sehr besorgt um das Schicksal meines Hinterladers, welchen ich „die Küche" nannte, weil Perl- und Frankolinhühner fast täglich mit demselben erlegt wurden. Zum Glück hatte einer der uns begleitenden Bongo die Flinte aufgelesen und schleunigst in Sicherheit gebracht.

Auch die Bongoträger hatten einige von den feindlichen Pfeilen abbekommen, mehr oder minder verletzt, aber alle nur leicht angeschossen, kamen sie nun heulend aus dem Waldesdunkel hervorgestürzt. Dabei äusserten sich die Schmerzenslaute bei jedem Stamm in anderer Weise. Die Niamniam schreien bei plötzlichem Schmerz: „au, au"; bei lange anhaltendem aber: „akonn, akonn." Die Bongo riefen: „åh"; die Djur: „auai, auai." Ein ganz eigenes Wort zum Ausdruck des Schmerzes schienen die Monbuttu zu besitzen, denn bei der geringsten Veranlassung, bei einem Fall oder Stoss bereits, stiessen sie in höchst bedächtiger Weise ein langgezogenes: „nängueh, nängueh" aus.

Die Pfeile der A-Banga und Monbuttu weichen von denen der übrigen Völker dadurch ab, dass sie alle am untern Ende des Schaftes mit zwei Flügeln versehen sind, welche aus den Schwanzhaaren der Genette, oft auch nur aus einem Stückchen Bananenblatt zugeschnitten sind, im übrigen gleichen sie in der Form der Spitzen denen der Mittu-Madi. Die Pfeilspitzen sind entweder von Eisen oder von hartem Eisenholze, die Schäfte stets aus festem Steppengrase von rohrartiger Stärke und von der Dicke eines Bleistiftes geschnitten. Eine teuflische Erfindungsgabe lehrte alle diese Völker einen der an jedem Grasschafte wahrnehmbaren Knoten gerade dicht unter der Ansatzstelle der Pfeilspitze anzubringen, weil an dieser Stelle ein Abbrechen

des Pfeils nach der Verwundung gewünscht wird, damit die tief im Fleische sitzenden Widerhaken um so schwieriger herauszuziehen sind. Vermittels eines kleinen Messers durchschneidet man alsdann beim Herausziehen die renitirenden und von jedem der Widerhaken gehobenen Muskelfasern. Namentlich bei den Verwundungen durch Lanzen entstehen auf diese Weise ausserordentlich grosse und vielfach zerrissene Wunden.

Giabir's Verwundung hatte in unserm Lager grosse Aufregung hervorgebracht. Nachdem ich den Verwundeten von seinem Pfeil befreit hatte, indem ich den Schaft desselben zerbrach und die vordere Hälfte mit der Spitze auf der andern Seite des Armes herauszog, war ich für den Abend mit meinen eigenen Sachen viel zu sehr beschäftigt, als dass ich Zeit gefunden hätte, an den Berathungen der Nubier theilzunehmen. Als es Nacht wurde, ertönte neues Hallo, und das vielstimmige Geheul der Weiber verkündete uns abermals eine Hiobspost. Drei Sklavinnen waren am Jurubache, wo sie fürs Lager Wasser schöpfen gegangen, von Lanzen durchbohrt und bereits völlig leblos aufgefunden worden, sechs andere waren verschwunden und offenbar in die Gewalt der A-Banga gerathen. Jetzt war der Kriegszustand erklärt, es wurden neue Patronen an die Soldaten vertheilt und die nächtlichen Wachtposten verdoppelt, während ein Detachement der Farúch zum Patrouilliren in der Umgegend die ganze Nacht hindurch auf den Beinen blieb. Um den nöthigen Wasservorrath für die Nacht zu gewinnen, mussten die Sklavinnen mit Fackeln in den Händen unter starker Escorte zum Bache geschickt werden; das geschah unter beständigem Schiessen in die Büsche hinein.

Am 12. März formirte Mohammed aus seinen Bewaffneten mehrere Trupps, welche bereits vor Sonnenaufgang nach verschiedenen Richtungen hin die Umgegend durchstreifen sollten, um womöglich in den Besitz einiger Geiseln zu gelangen, gegen welche man die vermissten Sklavinnen

hätte zurückerhalten können. Sie fanden indess alle Weiler weit und breit von ihren Insassen verlassen und kehrten unverrichteter Sache zum Lager zurück. Die Hütten der Eingeborenen, ihre Bananenpflanzungen wurden vorläufig noch verschont, da man mit Hülfe der nächstanwohnenden Eingeborenen, welche im Fall eines vollständigen Bruchs doch mehr als die entferntern sich einer rücksichtslosen Rache der Nubier ausgesetzt sehen mussten, durch diese die Auslieferung der Vermissten auch auf friedlichem Wege zu erzielen hoffte. In der That fanden sich nun auch gegen Mittag einige der benachbarten Ortsvorsteher ein, um sich mit Mohammed zu verständigen. Dieser verlangte die vermissten Sklavinnen, widrigenfalls mit Einbruch der Nacht alle Weiler der Umgegend in Flammen aufgehen und alle Culturen verwüstet werden sollten. Die verlangte Auslieferung erfolgte pünktlichst, infolge dessen wir uns nun zum Abzuge nach Süden marschfertig machen konnten.

Mit dem frühesten Morgengrauen des folgenden Tags verliessen wir den ungastlichen Platz, uns den eigentlichen Krieg für die Rückkehr aufsparend, da ein combinirt feindlicher Empfang alsdann mit Gewissheit erwartet werden musste. Die Bongoträger hatten noch zuvor im Handumdrehen alle Kornspeicher, deren sie habhaft werden konnten, geleert, um sich für die Wildniss, welche uns noch von den befreundeten Staaten der Monbuttu trennte, zu verproviantiren. Nachdem wir den Juru und zwei in denselben mündende, nicht minder wasserreiche und in undurchdringliche Dickichte gehüllte Bäche überschritten und die letzten Culturen der A-Banga hinter uns gelassen hatten, machten wir nach zweistündigem Marsche an einem in offener Steppe hinströmenden Flüsschen halt, um im Schatten vereinzelter Feigenbäume unser Frühstück einzunehmen. Eine starke Bodensenkung hatte sich, seit wir den letzten Bach passirten, bemerkbar gemacht und das Terrain eine wellenförmig abwechselnde Gestaltung angenommen.

Noch zwei Stunden lang setzten wir unsern Marsch durch buscharme Steppenflächen fort, hin und wieder über Hügelwellen von sandiger Beschaffenheit schreitend, die mir den Eindruck gewährten, als seien sie für ein Verwitterungsproduct im Laufe der Zeit zersetzter Gneisfelsen zu halten. Verhältnissmässig kurze Zeit wird genügen, um auch diese letzten Reste von Bergen durch die alles überwuchernde Raseneisensteinbildung verschwinden zu machen. Diese Gegend bot überhaupt im Gegensatze zu dem Charakter des von einem engmaschigen Adernetze durchzogenen wasser- und waldreichen Landes, das wir im Rücken gelassen, ein gänzlich verschiedenes Aussehen dar. Unregelmässig und unbestimmt die Steppenfläche durchschlängelnde Sumpf- und Wiesengewässer, ohne Uferwaldung und nur von dichten Scitamineen-Dschungels erfüllt, mussten an Stellen durchwatet werden, welche, von Büffelheerden tief ausgetreten und zerstampft, ihr schwarzes Schlammwasser bis an den Hals reichen liessen, während der Grund unter den Füssen ins Bodenlose zu weichen schien.

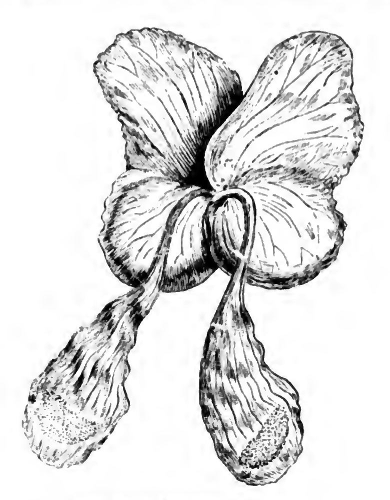
Da mussten besondere Vorsichtsmassregeln angewandt werden, um das Gepäck unbeschädigt hinüberschaffen zu können. Riesige Frösche und Landkrabben (Telphusa Aubryi) tummelten sich in halb ausgetrockneten Pfützen der Ufer. Wir hatten bereits zwei der grössern Gewässer glücklich hinter uns, als alle Anzeichen eines hereinbrechenden Unwetters uns zwangen, vor dem dritten am diesseitigen Ufer halt zu machen. In grosser Eile wurde das Zelt errichtet, das Gepäck in demselben aufgeschichtet und wegen Raummangels stehenden Fusses der grösste Theil der Nacht in ängstlicher Sorge verbracht, während die Nubier sich mit flüchtig improvisirten Grasschobern behelfen mussten, denn um Gestelle und Hütten zu improvisiren, dazu fehlte es an Holz. Das Getümmel in der allgemeinen grenzenlosen Verwirrung, das Geschrei und Hin- und Herrennen, Retten und Flüchten, dazu der krachende Donner eines grossartigen

Tropengewitters, alles bei völlig geöffneten Schleusen des Himmels, hätte einem Maler die schönsten Motive zu einem Gemälde der Sündflut gewähren können. Das sumpfige Wiesenwasser, an welchem wir dieses böse Nachtlager zu überstehen hatten, floss in östlicher Richtung ab, also entgegengesetzt derjenigen der bisher überschrittenen, dem nahen Käpili zu, einem Flusse zweiter Klasse, welcher seine reissenden Fluten mit dem nördlichern der beiden Quellflüsse des Uelle, Kībali und Gadda, vereinigt.

Mit leerem Magen und infolge der verkürzten Nachtruhe in erschrecklicher Nüchternheit begann das Schlammbaden in der Morgendämmerung allerersten Frühe. Schwimmkundige Bongo mussten zuvor eine gegen das gänzliche Versinken schützende Decke über die tiefsten Stellen schlagen, indem sie grosse Grasmassen und ausgeraufte Phrynien hineinwarfen. Wie gestern, so wurde auch heute der Marsch in südlicher Richtung fortgesetzt. Wir stiegen beständig auf gesenktem Terrain, bis wir zu einem Bache kamen, welchen wieder der gewohnte Galerienwald in üppigster Fülle beschattete. Ein schmaler, aber tief ausgetretener Pfad, auf welchem das Wasser durch die Raumverdrängung so vieler Füsse in lebhaften Abfluss gerieth und wo man wieder gezwungen war, theils auf rollenden Baumstämmen, theils durch tiefe Lachen balancirend einherzuschreiten, führte durch das Dickicht, bis die centralen Wasseradern der Galerie zu Tage traten. Eine dichte, gleichsam geschorene Blattwand umfriedigte im Abstande von wenigen Fuss diesen engen Spalt, welcher wie mit dem Messer aus dem Gewirre von Laub und Aesten, Stämmen und Lianengeflecht herausgeschnitten erschien.

Im höchsten Grade auffällig waren die nirgends bisher in ähnlicher Menge gesehenen Flechten, welche in den höhern Laubregionen durch ihre grauen, weit herabfallenden Stränge seltsam aus tiefstem Grün hervorschauten. Wie in den Wäldern am Mississippi das „Barba española“ genannte

Kraut, sah man hier alle Bäume mit einer Riesenform unserer Usnea florida behangen. Einen noch fremdartigern Schmuck dieser wilden Waldscenerie gewährte das Platycerium, dessen sterile Wedel paarweise zusammengestellt wie Elefantenohren auf den Aesten der Bäume sassen; es ist eins der auffälligsten Charaktergewächse der Galerienflora in diesen Gegenden. Eine andere schon früher bekannte Art



Platycerium Elephantotis Schweinf.

dieser Farrngattung des tropischen Afrika (P. Stemmaria) hat bifurce Wedel und spielt gleichfalls in diesen Wäldern eine grosse Rolle.

Allein schon das unablässig geschäftige, emsige, räthselhafte Getreibe der Ameisenwelt in diesen Urwäldern wäre werth, dass ein Fachgelehrter seinen dauernden Aufenthalt in ihnen nähme. Hier bauen sie Nester an Gestalt und Grösse Weinfässern nicht unähnlich, mühsam zusammen-

getragen aus tausend und aber tausend von Blättern, welche, vermittels einer thonigen Vermengung ihres Schleims miteinander verkittet, die stärkern Aeste der Bäume als Achse benutzen und in schwindelnder Höhe angebracht erscheinen.

Diese von Smeathman auch im westlichen Afrika beobachtete Art (Termes arborum) fügt sich aus Holzspänen und Rindenstücken derartige Bauten zusammen, in ähnlicher Weise wie die Soldaten in den hohen Kegelbauten der Waldtermiten die Gemächer für die Jungen und die Ammenstuben herzustellen pflegen.

Wie der Flaschenkürbis urzeitlicher Wildniss den ältesten Völkern ihre Modelle zu mannichfach variirenden Thongebilden lieferte, so lehrte der Ameisenbau aus Blättern die Eingeborenen von Centralafrika die Kunst des Korbflechtens, als deren erster Versuch die Kornkörbe der Bongo zu betrachten sind, welche, wie ich schon früher darauf aufmerksam gemacht habe, diese thierischen Wohnungen aufs täuschendste nachahmen.

Es folgte nun wieder eine Strecke, die mit Buschwald bestanden war, und noch waren zwei Galerien zu überschreiten, in welchen dieselbe ungefesselte Wildheit wirklich jungfräulicher Wälder zur Geltung gelangte, wie wir sie vorhin kennen lernten, bis wir schliesslich, es war Mittagszeit, den eigentlichen Grenzbach des vor uns liegenden Reichs in Angriff zu nehmen hatten. Die Passage des letztern währte über eine halbe Stunde. Da hiess es, ein unbeschreibliches Wirrwarr von modernden oder umgestürzten Stämmen mühsam überklettern, Barrikaden von dicht verhangenen abgestorbenen Bäumen, die jetzt als Träger festonartiger Lianen dienten, dann wieder die stachelreichen Geflechte des Smilax und die bösartigsten Rotang-Dschungels Schritt für Schritt erobern. In Lichtungen der Galerie — ob diese Lichtungen zufällig oder durch Menschenhände entstanden, war schwer zu ermitteln — dehnten sich Pisangplantagen aus, welche zur primitiven Wildniss ihrer Umgebung in vollständig harmoni-

schem Verhältniss zu stehen schienen. Nur auf umgestürzten Stämmen konnte man über die vielen Arme und Wasserzüge gelangen, denn in dem unentwirrbaren Strickwerk der herniederhangenden Lianen hätte selbst das Schwimmen nichts genützt. Endlich winkten uns aus tiefstem Grün die idyllischen Behausungen der Monbuttu gastlich entgegen.

Nach einer kurzen Rast in dem geräumigen Schatten der Versammlungshalle des ersten Grenzbezirks gelangten wir, gefolgt von einer grossen Schar von Weibern und Männern, zu dem Wohnsitze Nembe's, eines Districtschefs des Monbuttukönigs Degbĕrra, welcher die östliche Hälfte dieses Landes beherrscht, während in der westlichen Munsa der mächtigere König ist. Nembe hatte seinen Sitz an einem Bache, der Kussumbo genannt wird und mit krystallhellem Wasser in einem tiefen Grabenbette dem Kāpili zufliesst. Jenseit des Baches auf einer sanft gewellten und nur mit niederm Buschwerk bestandenen Fläche errichteten wir ein Lager aus sorgfältig und regendicht hergestellten Grashütten. Nembe, der Districtschef, besuchte mich alsbald nach unserer Ankunft im Zelte. Er war von einer Anzahl seiner Frauen begleitet und überbrachte mir ein Gastgeschenk an Hühnern.

Als ein alter Freund und Bundesgenosse des Monbuttukönigs Munsa, der mit seinem benachbarten Vetter Degbĕrra fortwährend auf Kriegsfuss stand, hätte Mohammed hier sich keiner guten Aufnahme zu erfreuen gehabt, wäre nicht der Unterhäuptling der feindlichen Partei auf den schwunghaften Elfenbeinhandel angewiesen gewesen, den ihm die Fremden in so verlockender Weise eröffneten. So liess denn unser Empfang bei Nembe nichts zu wünschen übrig, und ebenso erschien die Gegend weit und breit als völlig sicher und ohne Gefahr.

Die Wälder am Kussumbo gewährten mir eine unerschöpfliche Fundgrube zur Hebung botanischer Schätze. Unter den neuen Charaktergewächsen der Flora traten Typen von auffallendster Form vor die Augen des Beschauers, wie

Raphia, Elais, Artocarpus und eine Art Trompetenbäume (Cecropia), der erste Repräsentant dieser amerikanischen Gattung auf dem Festlande von Afrika. Die Oelpalme (Elais) fand sich hier an der äussersten Nordgrenze ihrer durch den Menschen ausgedehnten Verbreitung; dem Gesammtgebiete des Nils ist sie fremd. In grösserer Menge, d. h. zu Hainen angepflanzt, findet man sie indess erst nach der Ueberschreitung des Uelle. Hier hatte man mit ihrer Anpflanzung, wie es den Anschein hatte, bisher nur experimentirt.

Am zweiten Tage unsers Aufenthalts bei Nembe wagte ich es ohne Scheu meine Excursionen in den halbwilden, von mannichfaltigstem Buschwerk erfüllten Pisangplantagen längs den Ufern des Kussumbo stundenweit auszudehnen. Eine ununterbrochene Kette von Weilern und Culturplätzen folgte seinen Ufern. Ueberall stiessen wir auf Frauen und Kindern, welche, vor den Thüren der zierlichen Hütten sitzend, ihre häuslichen Geschäfte besorgten.

Als die Sonne bereits zu sinken begann und wir uns eben in dem Dickicht einer über alle Massen verwilderten Bananen- und Maniocpflanzung herumschlugen, wurden wir durch Flintenschüsse, welche in ganzen Salven vom Lagerplatze zu uns herüberschallten, überrascht und zur schleunigen Umkehr gezwungen, da ja nur ein grosser Ueberfall seitens der Eingeborenen die Ursache des vielen Schiessens sein konnte. Wir luden unsere Gewehre und irrten, der Schallrichtung folgend, eine Zeit lang in grosser Aufregung planlos durch die jede Orientirung unmöglich machenden Gebüsche, bis die Weiler erreicht waren, bei denen wir wieder auf den nächsten Weg gelangten. Zugleich mit uns strömten von allen Seiten Eingeborene, mit Schild und Lanze, Bogen und Pfeilen ausgerüstet, herzu; bei den Weilern hörte man allgemein die Holzpauken zum Marsch schlagen, und Frauen und Kinder reichten in grösster Bestürzung aus dem Innern der Hütten den vor ihren Eingängen voll Ungeduld harrenden Männern die nöthigen Waffen. Nicht wissend, ob Freunde

oder Feinde, stürzten wir alle gemeinschaftlich auf denselben Pfaden dahin. Als ich ziemlich unbeholfen mit meinen schweren Stiefeln über den langen glatten Baumstamm schwankte, welcher als Brücke über den tiefen Kussumbo geworfen war, und vor mir und hinter mir die drohenden Gestalten der wie Indianer mit kriegerischem Putze ausstaffirten Monbuttu erblickte, da war naturgemäss mein nächster Gedanke: „Jetzt hätten sie mich, wenn sie wollten.“

Endlich waren wir aus dem Unterwalde heraus und traten ins Freie. Ein Blick auf die offene Lagerfläche überhob uns aller Zweifel; die Scharen der Nubier und schwarzen Träger hatten sich durch die Ankunft einer andern chartumer Elfenbeincompagnie verdoppelt, und zu ihrer Bewillkommnung waren die üblichen Salven ausgetauscht worden. Es war die des Tuhami, welcher, selbst Oberschreiber im Divan des Generalgouverneurs, sich neben seinen Amtsgeschäften auch mit Seribenwirthschaft am obern Nil befasste. Für die Soldaten Mohammed's war dieser unerwartete Besuch von Landsleuten in der Fremde ein freudig begrüsstes Fest, für ihn selbst aber eine unerwünschte Concurrenzfrage, aus welcher ihm nachträglich mancherlei Unannehmlichkeiten erwuchsen. Die Leute Tuhami's, welche die Territorien am untern Rohlfluss besetzt hielten, hatten ihre Hauptseriba an dem „Ronga“ genannten Platze, wo sie vor Jahren von dem französischen Abenteurer Malzac gegründet worden war. Sie waren dem directen Wege hierher durch das Mittu- und Madigebiet gefolgt. Am Diämvonubache, da wo ich die vielen Schimpanseschädel erhalten, hatten sie einen harten Strauss mit den Niamniam zu bestehen und sich zwei Tage lang in einem improvisirten Verhau gegen die Angriffe der Uando'schen Kriegsscharen zu halten gehabt, wobei es nicht ohne Verlust an Menschenleben von ihrer Seite abgegangen war. Da sie nichts Böses ahnend nach jener Gegend gerade in dem Momente gelangten, als unsere Karavane sich eben dazu anschickte, hart vor

dem Ausbruche allgemeiner Feindseligkeiten das Land zu verlassen, so hatten sie überall die Eingeborenen alarmirt und die Districte in voller Kriegsbereitschaft angetroffen.

Um Mitternacht hatte sich ein heftiger Regen eingestellt, welcher bis zum Morgen währte; in der Ungewissheit über den Verlauf der Witterung wurde der beabsichtigte Aufbruch hinausgeschoben, bis es hoch am Tage war. Schliesslich sahen wir uns genöthigt, in einem dunstig nebeligen Sprühregen den Vormarsch zu eröffnen. Die Tuhami'schen waren bereits in der Frühe bei Wind und Wetter aufgebrochen. Die Vorsorge zur Sicherung der Munitionsvorräthe gegen Nässe kam auch mir zugute, da ich in noch höherm Grade für das Schicksal meiner mühsam getrockneten Sammlungen zitterte. In einem der folgenden Gehöfte wurde für eine Stunde halt gemacht. Die grossen offenen Schuppen der Ortsvorsteher kamen uns überall zu statten, denn sie waren zur schleunigen Bergung des Gepäcks wie gemacht. Nachdem der Pfad vier kleinere nach Süden fliessende Bäche gekreuzt hatte, gelangten wir zum Măsorudi, an dessen geschlängelten Ufern sich die Weiler Bongua's in langer Kette hinzogen. Bongua, ein dem Munsa und Degbĕrra zugleich zinspflichtiger Districtschef, hatte an der Grenze dieser beiden Monbuttustaaten seinen Sitz. Am jenseitigen Ufer des Baches, zu welchem sich die anstossenden Steppenstriche und die buschbestandenen Behänge bis zu nahezu 200 Fuss Tiefe herabsenken, wurde das Lager errichtet, und jedermann machte es sich in den engen nestartigen Hütten von durchnässtem Grase so bequem als möglich.

Bongua, von seiner Frau begleitet, stattete uns im Lager einen Besuch ab und gewährte mir die seltene Gunst, eine Skizze von seiner und seiner Ehehälfte Figur aufnehmen zu dürfen. Die alte Frau hatte auf einer Monbuttubank Platz genommen, als einziges Kleidungsstück das seltsame sattelgurtartige Gewebe über ihren Schos breitend, dessen sich alle Weiber im Lande zu bedienen pflegen. Sie war, wie

alle ihrer Rasse, um mehrere Schatten heller gefärbt als der Mann, und von lichter Kaffeefarbe, d. h. von der Farbe des schwach gebrannten und gemahlenen Kaffees. Sie trug eine eigenthümliche Tätowirung zur Schau, welche auf zweierlei Weise hergestellt zu sein schien. Ueber Schultern und Brust verlief in der Richtung, in welcher unsere Frauen ihr Umschlagetuch befestigen, eine bandförmige Zeichnung, aus



Frau des Bongua.

kleinen, offenbar durch Stiche erzeugten Punkten gebildet, welche vorn auf dem Brustbeine und auf beiden Schultern in grossen Kreuzen ihren Abschluss fanden. Der ganze Bauch dagegen war mit einem Muster en relief versehen, was, wie ich annehme, durch glühende Eisen erzeugt war. Dieses bestand aus viereckigen und erhaben eingerahmten Figuren, ähnlich der antiken Stuckverzierung an Decken und Gewölben. Im hochaufgethürmten Chignon steckten mehrere elfenbeinerne Haarnadeln, mit einer thalergrossen Platte als Knopf

daran, ferner ein fünfzähniger Kamm, aus den Stacheln des Stachelschweins kunstvoll zusammengefügt.

Da Madame Bongua uns nur einen flüchtigen Besuch zugedacht hatte, befand sie sich keineswegs in einer grande tenue, und es fehlte daher die übliche Bemalung ihrer mehr oder minder sphärischen Körperflächen mit schwarzen Figuren, die in letzterm Falle gewiss dem Auge des Fremden doppelt imponirt haben würden. Zum Zeichen meiner Erkenntlichkeit für die während der Sitzung an den Tag gelegte Standhaftigkeit, gestattete ich der alten Dame — und dies war der höchste Grad einer Gunstbezeugung, welche ich den Eingeborenen zu bewilligen wusste, — mein langes glattes Haar staunenden Blicks durch ihre Finger gleiten zu lassen.

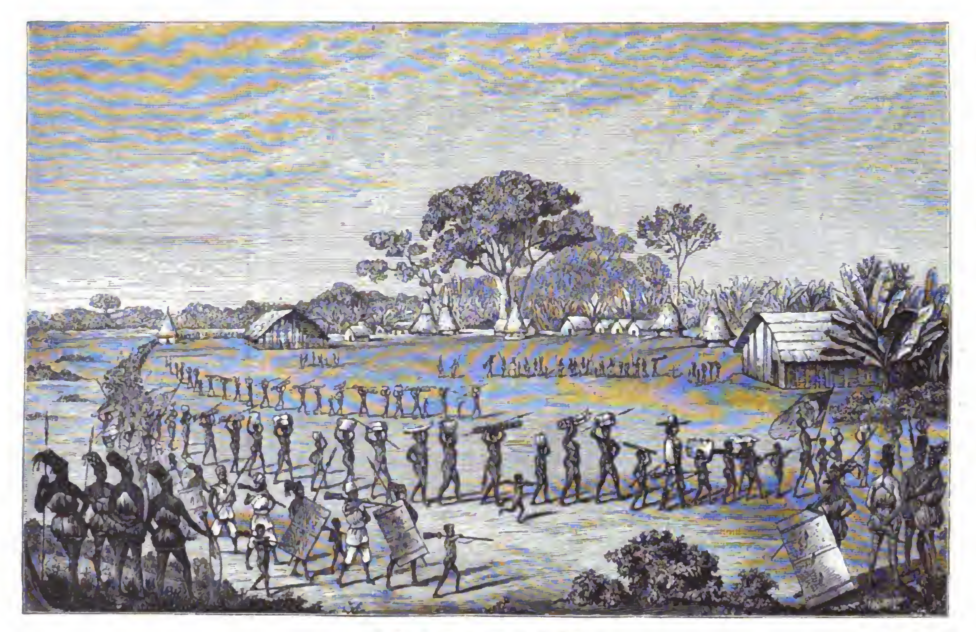
Wir erhandelten in den Morgenstunden von den Einwohnern grosse Vorräthe von Jams und Bataten, konnten daher erst bei vorgerückter Tageszeit den Weitermarsch beginnen. In dieser Gegend sind die buschfreien Grasstriche, in welche die tief eingeschnittenen Bäche das Land parcelliren, äusserst schmal. Auf der Strecke von kaum einer Wegstunde hatten wir daher nicht weniger als drei Bäche zu passiren, darunter den nächstfolgenden, der Bumba genannt wurde, zweimal. In den Walddickichten spielte überall die Raphiapalme, deren riesige Blattschäfte den Monbuttu so vortreffliches Material zur Herstellung ihrer Bänke und Dachstühle liefern, eine hervorragende Rolle, und stellte alle übrigen Erzeugnisse des Pflanzenreichs in den Schatten.

Wir betraten nun den starkbevölkerten District des Edīdi, welcher, dem Reiche Munsa's botmässig, zunächst dem Machtkreise des Isingerria zugezählt wird, eines Unterkönigs unter Munsa und einer seiner Brüder. Hier stiessen wir wieder auf die Leute Tuhami's, welche am Bumbabache gelagert waren. Der so lange entbehrte Anblick von weidendem Rindvieh überraschte uns daselbst nicht wenig. Anfänglich der Meinung, die Tuhami'schen hätten sie mit sich

geführt, wurden wir durch das Abweichende ihrer Rasse vom Dinkaschlage veranlasst, uns nach ihrer Herkunft zu erkundigen. Diese Rinder waren grösser und kürzer gestellt, hatten eine andere Schädelbildung und eine stärkere, alles bisher Gesehene an Masse übertreffende Höckerbildung vor jenen voraus. Da erfuhren wir, sie seien ein Geschenk Munsa's und gehörten dem Edidi. Munsa hätte im vergangenen Jahre von einem mächtigen Könige im fernen Südosten seines Reichs zur Anknüpfung freundschaftlicher Beziehungen eine ganze Heerde von solchen Rindern zugeschickt erhalten. Das Volk, welches dieser dem Munsa befreundete König beherrschte, nannten mir die Dolmetscher Maŏggu, und ich vermuthete, hierin eine Fühlung mit dem von Baker jenseit des Mwutansees in Erkundigung gezogenen Landes gefunden zu haben, welches dieser Reisende Ulegga, das Volk daher Malegga nennt.

Der Weg schlug nun wieder eine mehr südliche Richtung ein und führte über drei verschiedene Bäche, welche nach Westen abflossen, um sich jedenfalls mit dem Bumba zu vereinigen. Am vierten Bache, von der Passage des Bumba an gerechnet, lag die Mbanga des Isingerria. Es war schon später Nachmittag, als wir daselbst unsern feierlichen Einzug hielten, angestaunt und bewundert von dem herbeiströmenden Volke, das zu beiden Seiten des Weges sich als beobachtende Gruppen aufstellte. Die Vornehmen waren in ihrem ganzen Staate erschienen, mit fliegendem Federbusch an dem Hute und gefolgt von ihren Schildträgern und den unvermeidlichen Bänken, um das Wunder unserer Erscheinung auch in sitzender Stellung und mit mehr Musse und Bequemlichkeit anstaunen zu können.

Wir lagerten in der Steppe jenseit des Baches, und durch diesen getrennt von den in weitem Kreise um einen Freiplatz errichteten Hütten der zum Hausstande des Fürsten gehörigen Trabanten und Weiber. Die dem Bache zunächst gelegenen Lichtungen waren von Zuckerrohrpflanzungen ein-



I. UNSER EINZUG BEI ISINGĒRRIA. S. 586.

genommen. Das Rohr erreichte hier eine Stärke von Armsdicke, schien mir aber weit mehr verholzt und minder zart in der Textur zu sein, als das in Aegypten angepflanzte. Einen andern Gebrauch, als es zu kauen, kennen die Eingeborenen hier nicht, und das Auspressen und Einkochen ihres Saftes scheinen sie nie versucht zu haben, sonst hätten sie den weissen Stückenzucker nicht so bewundert, welchen wir ihnen zur Probe vorlegten. Die Pflanze schien vortrefflich in den nassen, von den Wasseradern des Baches berieselten Galerienlichtungen zu gedeihen, wo sie anscheinend in halbwildem Zustande vegetirte. Wie nutzbringend könnten diese von der Natur so freiwillig dargebotenen Reichthümer ausgebeutet werden, hätten die Einwohner mehr Gelegenheit und Sinn für Industrie und Handel.

In Gesellschaft Mohammed's begab ich mich nach Isingerria's Wohnsitz, und wir fanden den Unterhäuptling, denn es war bereits Nacht, im Freien auf einer Bank sitzend, umgeben von einem Dutzend seiner bewaffneten Trabanten. Da ich hierzulande die Sitte wahrnahm, dass Männer von Bedeutung, Familienälteste u. dgl., wenn sie ausgingen, um Besuche zu machen, sich von ihren Sklaven eine Bank nachtragen liessen, weil es hier niemand in den Sinn kommt, sich auf den Boden zu setzen, wie Türken und Araber, so ordnete auch ich ein Gleiches bei meiner Umgebung an und führte stets meinen Rohrstuhl mit mir. Wir setzten uns dem Isingerria gegenüber und begannen mit Hülfe einiger der Niamniamsprache kundigen Eingeborenen unsere doppelt verdolmetschte Unterhaltung, bis spät in die Nacht hinein unsere Gedanken auf diesem mühsamen Wege austauschend. Von Bewirthung war aber dabei keine Rede, und es fehlte, vielleicht um der Feierlichkeit dieser fürstlichen Entrevue keinen Abbruch zu thun, das sonst gebräuchliche Eleusinebier. Taback indess wurde in zwangloser Weise geraucht. Ich muss als auffällig erwähnen — den Grund weiss ich nicht anzugeben — dass meine Cigarren nie einen Gegenstand der

Bewunderung seitens der Eingeborenen ausmachten, die doch ausschliesslich nur aus Pfeifen zu rauchen gewohnt waren und denen das Schnupfen und Kauen des Tabacks ebenso unbekannt war, wie allen Negervölkern Centralafrikas, die vom Einfluss der mohammedanischen oder christlichen Welt unberührt geblieben sind.

Die Monbuttu rauchen aus Pfeifen primitivster, aber durchaus praktischer Art, indem sie als Rohr die Mittelrippe eines Bananenblattes verwenden. Die Vornehmsten unter ihnen lassen sich indess von ihren Schmieden ein eisernes Rohr, gleichfalls von den Dimensionen des aus Bananenlaub geschnittenen (circa 5 Fuss lang), herstellen. Das untere Ende dieses Rohrs ist geschlossen und statt dessen kurz vor dem Ende ein seitlicher Einschnitt gemacht, in welchen eine mit Taback gefüllte Düte, die aus einem Bananenblatte geschnitten, gesteckt wird, um als Pfeifenkopf zu dienen. Die hinter dem Sitze des Fürsten aufrecht stehenden Sklaven oder Dienstboten wechselten alle paar Minuten diese Tabacksdüten. In diesem Lande kennt man nur den virginischen Taback (Nicotiana tabacum L.). Ich rauchte gern und mit vielem Behagen aus diesen frischen Pfeifenrohren, deren saftreiches Gewebe die Schärfe des Tabacks gerade so milderte, als wäre der Rauch durch das Wassergefäss eines Nargileh gestrichen.

Endlich stand mir die Erreichung meines heisserschnten Ziels in naher Aussicht, denn am 19. März sollten wir den Uelle erreichen. Der Weg zum Flusse führte uns in rein südlicher Richtung fast ununterbrochen durch Pisangplantagen, aus welchen ab und zu die kleinen Dächer der aus Rinden und Rotang kunstvoll zusammengenähten Häuser hervorguckten. Nach kaum zweistündigem Marsche waren wir am Ufer des grossen Flusses, der seine trüben, bräunlich schimmernden Fluten zwischen hohen Uferwänden majestätisch gen Westen wälzte, in seiner Physiognomie dem Blauen Nil nicht unähnlich. Es war für mich ein unvergesslicher An-

blick, dem Eindruck vergleichbar, welchen Mungo Park empfand, als er am 20. Juli 1796 zum ersten mal am Ufer des vor ihm halb mythischen Nigers die grosse Streitfrage der damaligen Geographen, ob der Fluss nach Westen oder nach Osten sich bewege, mit einem Blick zu lösen vermochte.

Dies war also der räthselhafte, vielbesprochene Fluss, der nach Westen fliessen sollte, von welchem gerüchtweise und vom Hörensagen die Erzählungen der Nubier mein Interesse bereits seit dem Aufbruch von Chartum gefesselt hatten. Wer eine Ahnung hat von der unklaren Darstellungsweise der arabisch sprechenden Völker, wo es sich um Stromläufe und um Stromrichtungen handelt, wird die Spannung begreifen, mit welcher ich, in den Uferbüschen auf nächstem Weg mir Bahn brechend, einen Durchblick zu gewinnen suchte nach dem grossen Wasser, dessen Rauschen an den Steinbänken in seinem Bette bereits eine Zeit lang zu meinen Ohren gedrungen war. Floss er nach Osten, so war das Räthsel der unerklärlichen Wasserfülle des Mwutan gelöst, ging aber seine Strömung nach Westen, dann, das war das Wahrscheinlichere, konnte es nicht mehr zum Nilsystem gehören. Es floss nach Westen und gehörte nicht mehr zum Nil, hier 240 Meilen entfernt vom wahrscheinlich westlichsten Ende jenes Sees, und bei all den vielen Stromschnellen, die der Fluss weiter oberhalb bildet, immer noch in einer Mannshöhe, welche das Niveau des Mwutan fast erreichte oder gar dasselbe übertraf.*)

In auffallender Weise an den Blauen Nil bei Chartum erinnernd, hatte hier der Uelle eine Breite von 800 Fuss und bot bei dem niedrigsten Wasserstand dieser Jahreszeit eine Wassertiefe dar, die nirgends unter 12 und 15 Fuss betrug. Die Uferwände glichen den „Gefs“ des Nils, überragten um 20 Fuss die Wasserfläche und schienen aus-

*) Vgl. die Höhenangaben auf der Uebersichtskarte des zweiten Bandes.

schliesslich aus thonreichen Alluvionen mit fein eingemengtem Sand- und Glimmergehalt gebildet zu sein. Rollsteine und Geschiebe fanden sich darin nirgends, soweit ich die freigelegten Wände einer Durchmusterung unterwerfen konnte. Nur hin und wieder liessen sich zerstörte Conchylienreste in spärlicher Menge unterscheiden.

Eine Inundationsfläche fehlte hier wie an den weiter oberhalb überschrittenen Theilen des dort Kibali genannten Hauptflusses, und das Land senkte sich gegen 100 Fuss tief und mit ziemlich steilem Gefälle zum waldumgürteten eigentlichen Flussufer hinab.

Die Stromgeschwindigkeit des Uelle war keine auffällige, hier betrug sie am nördlichen Ufer zwischen 55 und 60 Fuss in der Minute. Die in der Secunde fortbewegte Wassermasse war jetzt also über 10000 Kubikfuss gross; bei ihrem höchsten Stande, wenn die Geschwindigkeit dieselbe blieb, musste sie fast das Dreifache betragen. Der Uelle entsteht eine deutsche Meile oberhalb dieser Stelle aus der Vereinigung von Gadda und Kibali. Ersterer war am 13. April 1870 155 Fuss breit und 2—3 Fuss tief, letzterer, der Hauptfluss, auf 325 Fuss eingezwängt, besass an diesem Tage eine Tiefe von durchweg 12—13 Fuss, die Stromgeschwindigkeit in beiden Flüssen betrug kurz oberhalb ihres Zusammentritts 57—75 Fuss in der Minute; 14 Meilen oberhalb seiner Vereinigung mit dem Gadda bildete der Kībali Stromschnellen, floss über zahllose Gneisklippen hin und war durch ein Insellabyrinth, Kissangā genannt, in zahlreiche Arme getheilt, welche, unterhalb der heftig fliessenden Stromschnellen vereinigt, einen Abstand von 1000—1200 Fuss zwischen den beiderseitigen Waldufern darthaten.

Ich erkundigte mich nach dem Régime des Flusses bei den Dolmetschern, die unserm Zuge beigegeben waren, und erfuhr, dass bis dato (19. März) sich noch immer der niedrigste Wasserstand erhalten habe. Die erste Veränderung und Zunahme wurde von mir Mitte April wahrgenommen,

als ich den Strom etwas weiter oberhalb und im Osten dieser Stelle passirte. Nach dem zu urtheilen, was man mir an Ort und Stelle an den Uferwänden demonstrirte, scheint das Hochwasser einen oder zwei Monate später einzutreffen.

Die Passagestelle des 19. März ergab nach dem an Ort und Stelle flüchtig berechneten Stande meiner, übrigens zuverlässigen Aneroide 2100 pariser Fuss Meereshöhe, gegen 2500 Fuss der Residenz Munsa's. Der Uelle hatte alle Merkmale eines Gebirgsflusses, wenigstens eines solchen, dessen Quellen in nicht allzu grosser Entfernung, sicherlich aber nicht unter bedeutend südlicherer Breite, als der unsers Uebergangspunktes, befindlich sein konnten. Die Farbe des Wassers entsprach vollkommen den trübe schimmernden Fluten des Bachr-el-Asrek zu dieser Jahreszeit, und mag während des Hochwassers dieselbe Beschaffenheit annehmen, welche an Milchkaffee erinnert, wie sie der Fluss von Chartum zu erkennen gibt. Ausserdem deutet die Vereinigung so vieler bedeutender Flüsse auf einem verhältnissmässig sehr kleinen Flächenraume, wie Kībali, Gadda, Kāpili, Nomājo und Nalobē, entschieden auf einen nahen Ursprung in gebirgiger Gegend. Aus den eingezogenen Erkundigungen ergab sich zur Genüge, dass in südwestlicher Richtung von Munsa's Residenz ein beständiges Ansteigen des Landes statthabe, und die Gegenwart einzelner bedeutenderer Hügelgruppen in nach Aussage der Eingeborenen nicht allzu grosser Entfernung von diesem Platze bekräftigte meine Annahme in einer mit dem orographischen Charakter von Centralafrika völlig übereinstimmenden Weise. Die erwähnten Hügel und Einzelberge sind jedenfalls nichts anderes als das westliche Gesenke der von Baker jenseit des Mwutan wahrgenommenen „Blauen Berge“, welche in Steilabfällen die nordwestlichen Gestade dieses Sees zu begrenzen scheinen und deren Spitzen von ihm auf eine Meereshöhe von 8000 Fuss geschätzt wurden.

Dort war es auch, wo mir die Sitze des Maogguvolks

angegeben wurden, und man deutete von Munsa's Residenz aus in einer Richtung, die zwischen Südost und Ostsüdost die Mitte hielt. Bekanntlich verstehen überall in Afrika die Eingeborenen sehr genau, die Richtung mit der erhobenen Hand anzugeben, wie sie es auch bei Zeitangaben machen, wobei sie sich kaum um den Betrag von 30—40 Minuten Zeit im Sonnenstande zu irren pflegen. In offenen Flachländern, wie in den Wüsten Nubiens, wo die Wege auf weite Strecken die gleiche Richtung innehalten, steigert sich diese Sicherheit der Orientirung bis zu einem so hohen Grade, dass selbst auf Distanzen von einigen Hundert Meilen die Richtung vermöge einer auf den Boden gelegten Lanze fixirt werden kann, sodass man sich von ihrer haarscharfen Uebereinstimmung mit der Landkarte durch die Consultirung der Bussole leicht zu überzeugen vermag. Schon Bruce erwähnt eines solchen Falles auf seiner Reise durch die grosse nubische Wüste, und ich selbst fand auf meinen wiederholten Wanderungen zwischen dem Nil und dem Rothen Meere Gelegenheit, mich von der Wahrheit seiner Angabe zu überzeugen.

Nach der hydrographischen Configuration desjenigen Theils von Centralafrika, welche uns, wenn auch nicht nach den Berichten europäischer Reisender, so doch nach ausreichenden und unter sich in voller Uebereinstimmung befindlichen Erkundigungen, zwischen dem Tsadsee und Kordofan und im Süden von dieser Linie bekannt geworden ist, lässt sich der Uelle nur mit dem System des Schari in Verbindung bringen. Dass der Uelle in Beziehungen zum Gazellenflusse stehen könnte, widerspricht nicht nur den in allen diesen Ländern verbreiteten Vorstellungen und den bestimmten Aussagen der Bewohner seiner Ufer, sondern wird auch durch die Thatsache widerlegt, dass der Uelle ein viel wasserreicherer Strom ist, als der Bachr-el-Ghasal, welcher nach John Petherik am 27. April 1873 nur 3042 Kubikfuss in der Secunde fortbewegte, gegen 10000 des Uelle, beide zur Zeit ihres niedrigsten Standes.

Indem ich an dieser Stelle mehr Gewicht auf Erkundigungen zu legen scheine, als diesem schlüpferigen Terrain der geographischen Kritik von Rechts wegen zukommen dürfte, so möchte ich dem Leser vor allem Folgendes zu bedenken geben. Man wisse denn, dass der gesammte östliche Theil des Niamniamlandes von Mofio bis zu Kanna bereits wiederholt von chartumer Handelszügen durchstreift worden ist, ohne dass auch nur ein einziger dieser Abenteurer, mit deren grosser Mehrzahl ich in persönlichen Verkehr getreten bin, mir von einem solchen Zusammenhange des Uelle mit dem Gazellenfluss etwas zu sagen wusste. Ausserdem gaben auch die Monbuttu, und in Uebereinstimmung mit ihnen die Niamniam des Kanna'schen Gebiets mit Bestimmtheit an, dass der Uelle viele, viele Tagereisen weit seine ostnordöstliche Richtung beibehalte, und dass er schliesslich sich derart verbreitere, dass man an seinen Ufern keine Bäume zu sehen bekomme und alles nur Himmel und Wasser werde. Auf diese Art versuchen sie jedenfalls das Aussehen eines grossen Binnensees zu bezeichnen. Auch erzählten sie viel von den Bewohnern des an seinem untern Laufe gelegenen Landes, dass sie sich in weisse Gewänder kleideten und wie die Nubier auf dem Boden und unter Kniebeugungen ihre Gebete verrichteten; es sind demnach also Mohammedaner, welche den untern Uelle bewohnen, und die angedeutete Distanz von zwanzig starken Tagereisen und die Richtung deutet auf die Landschaften im Süden Baghirmis.

Wenn ich vorhin den Uelle zunächst mit dem Gazellenflusse in Vergleich brachte, so muss ich jetzt auch auf sein Verhältniss zum Schari, soweit dieser auf seinem Unterlaufe bekannt geworden ist, hinweisen. Major Denham fand am 24. Juni 1824 den ungetheilten Schari bei seiner Mündung eine halbe englische Meile breit, mit einer Stromgeschwindigkeit von 2—3 englischen Meilen in der Stunde. Bei dieser unwahrscheinlichen, den Uelle fast ums Dreifache übertreffenden Stärke des Stroms und bei einer Wassertiefe von

10 Fuss im Durchschnitt, würde die Masse des in einer Secunde vom Schari dem Tsadsee übermittelten Wassers mindestens 85000 Kubikfuss umfassen, während das Maximum des Uelle höchstens 60000 betragen kann.

Den östlichen Hauptarm des Schari dagegen fand Barth bei Mele am 18. März 1852 in einer Breite von 1800 Fuss, und auf seiner halben Breite mindestens 15 Fuss tief; auch Barth gibt an, dass daselbst die Stromgeschwindigkeit 3 englische Meilen pro Stunde betragen haben soll, und dennoch, was unglaublich klingt, sagt er selbst, dass „der Strom ihm nicht stark vorkam“.

Dass der Schari damals bereits im März ein Anschwellen seiner Wassermasse gezeigt, scheint allerdings darauf hinzudeuten, dass er neben dem Uelle noch andere und noch mehr von Süden herkommende, der andern Hemisphäre entspringende Zuflüsse haben mag. Factum ist, dass aus den dürren Steppenländern Darfurs und Wadaïs kein bedeutender Zufluss ihm erwachsen kann. Der Boden daselbst ist nicht productiv, er consumirt nur dasjenige, was er vom Himmel empfangen. Wenn aber der Uelle weder zum Schari, noch zum Gazellenfluss strömt, so könnte er nur dem noch wasserreichern Benuë (bei Jola fand ihn Barth am 18. Juli 1851 1200 Schritt breit, im Durchschnitt 11 Fuss tief und stark strömend, mit 50 Fuss Höhendifferenz seines Régime) tributär sein; wo käme aber alsdann der Schari her? Diese Frage entscheidet den vollen Werth des Gegenbeweises.

Von besonderm Interesse erscheint die Thatsache, dass bereits Barth von der Existenz des Uelle unter dem Namen „Fluss von Kubanda“ erfuhr. Seine Gewährsmänner waren Leute aus Darfur, deren Raubzüge sich angeblich ums Jahr 1834 bis dahin erstreckt haben sollen. In der That gibt er den Fluss von Kubanda so ziemlich unter dem 3. Grade nördl. Br. an und fügt eine Notiz hinzu, die den Ausschlag gibt: „An seinen Ufern soll ein Kumba genannter Baum wachsen.“ Kumba ist aber der Niamniamname für den in

jenen Ländern allerdings häufigen Malaguettapfeffer (Xilopia aethiopica), welcher der Pfefferküste ihren Namen ertheilt hat und im Mittelalter ein kostbares Gewürz war, das unter dem Namen Häbb'-el-Selim (Selim's Körner) wahrscheinlich durch Vermittelung der Marokkaner im Handel cursirte, lange bevor der schwarze Pfeffer bekannt wurde. Ich überzeugte mich, dass noch heutigentags dieser Pfeffer den Furianern als ein Product des fernen Südens bekannt ist.

Es war kein Leichtes, unsere Karavane über den grossen Fluss zu schaffen; dennoch wurde diese Arbeit durch die von Munsa uns gestellten Fährleute so rasch gefördert, dass in drei Stunden der letzte Mann auf das südliche Ufer übergeführt war. Dies geschah vermittels grosser Canots, welche, aus einem Baumstamme gehauen, alles bisher Gesehene an Solidität und Formvollendung übertrafen. Einige derselben hatten bei 30 Fuss Länge 4 Fuss Breite, sodass man auf ihnen bequem hätte Pferde und Rinder übersetzen können. Bei ihren beträchtlichen Dimensionen war die solchen Fahrzeugen gewöhnlich eigene Unsicherheit des Gleichgewichts vollkommen ausgeschlossen und beim Einsteigen nicht das geringste Schwanken zu bemerken. An beiden Enden liefen die Monbuttucanots in lange, horizontale Schnäbel aus, und die Bordränder waren mit ausgehauenen Figuren verziert. Zwei Fährmänner, welche vorn und hinten in hockender Stellung das Ruder führten, genügten zu ihrer schnellen Fortbewegung, da hier der Strom nicht allzu stark erschien. Die 5 Fuss langen Ruder liefen an ihrem Ende in eine verschmälerte Schaufel aus, und schaufelartig war ihre Handhabung.

An den Küsten des Rothen Meeres sind Canots aus Teakholz in Gebrauch, welche aus Indien importirt und arabisch Hüri genannt werden; so viele ich ihrer auch in den Städten Suakin und Dschidda gesehen, so ist mir doch kein einziges unter die Augen gekommen, das sich an Grösse und Zierlichkeit den Monbuttuböten zur Seite stellen liesse.

Eigenthümlich erscheint der Umstand, dass in den untern Gewässern des Schari nur Fahrzeuge in Anwendung kommen, welche aus einzelnen, gleichsam zusammengebundenen und genähten Planken hergestellt sind. Hieraus lässt sich der Schluss ziehen, dass einerseits daselbst solche Baumriesen fehlen, wie sie dem Lande am Uellefluss eigen sind, andererseits aber auch die am Oberlaufe des Schari befindlichen Gebiete von den seiner Mündung benachbarten durch unüberwindliche Hindernisse geschieden sein müssen, welche sich dazwischen der Schiffahrt entgegenstellen. Das Stromgefälle beträgt bis zur Mündung, von unserm Uebergangspunkte aus gerechnet bis zum Tsadsee, zwischen 1175 und 1150 pariser Fuss auf einer Strecke von 1000 Meilen.

Eine halbe Stunde südlich vom Flusse formirten wir das Lager, umgeben von den Behausungen der Monbuttu, welche sich an den Gehängen einer tiefeingeschnittenen Waldschlucht ausdehnten. Die Dickichte in derselben eröffneten mir von neuem eine unerschöpfliche Fundgrube an vegetabilischen Merkwürdigkeiten, und die herbeiströmenden Eingeborenen beschäftigten meine Neugierde bis spät in die Nacht hinein. Abgesandte von Munsa kamen mich officiell zu begrüssen, jedenfalls aber mit dem speciellen Auftrage des Königs, über das Thun und Treiben des räthselhaften Fremden vorläufig Bericht zu erstatten. Da diese Boten der Sandehsprache mächtig waren, konnte ich ihnen verschiedene Details über den Zweck meiner Reise auseinandersetzen lassen, und der Eindruck, welchen sie von mir gewannen, war ein befriedigender.

Nur noch durch eine kurze Wegstrecke von dem Ziele der diesjährigen Reise getrennt, machten wir hier einen Rasttag, um uns für den folgenden Tag zum Einzuge in die Residenz Munsa's vorzubreiten. Eine überraschend neue Welt umgab mich in diesen fernsten Erdwinkel, gleich weit vom Indischen Ocean und den atlantischen Küsten entfernt, im innersten Centralkerne von Afrika. Neu erschien hier

alles; die hellfarbige Rasse der Eingeborenen, ihre seltsame Tracht, ihre kunstfertigen Geräthe, der behäbige Comfort ihrer zierlichen Behausungen, schliesslich der wilde grossartige Pomp des Königs Munsa waren in der That werth meines Staunens, und eine Ueberraschung harrte hier meiner nach der andern. Dazu gesellte sich noch eine überwältigende Fülle neuer, nie gesehener Gewächse und die ungeahnte Fremdartigkeit der Culturen, wo die Banane, das Zuckerrohr, die Oelpalme allverbreitet waren. In Wirklichkeit befand ich mich im Centrum Afrikas, ausgestattet mit dem vollen Zauber meiner frühesten Jugendträume.

Ein schöner Spaziergang vollendete am letzten Tage den Marsch unserer langen Wanderung. Bis wir die letzten zwölf Meilen zurückgelegt hatten, welche uns noch von dem Wohnsitze des Königs trennten, führte uns der Pfad durch eine paradiesische Landschaft, deren Reize sich für immer meiner Erinnerung eingeprägt haben. Wir durchzogen die endlosen Pisangplantagen, welche, vermischt mit bezaubernden Hainen der Oelpalme, das ganze Land zu einem ununterbrochenen Garten, einem wahren Eden gestalten. Die Oelpalmen, deren Stämme von oben bis unten von Farnkräutern überwuchert waren, stellten alle Pracht eines ägyptischen Dattelhains weit in den Hintergrund. Eine köstlich erquickende, würzige Luft strich durch die Landschaft, überall war Wasser und kühlender Schatten zu finden; vor den Häusern der Eingeborenen prangten riesige Feigenbäume, deren dichte Kronen kein Sonnenstrahl durchdrang. Dann ging es wieder über von dichten Dschungels mit Raphia, Calamus und Pandanus erfüllte Bäche und Galerien, bergauf bergab in beständig ansteigender Hügellandschaft. Wir überschritten vom Uelle an allein zwölf solcher Bäche, welche das wellenförmig stark differenzirte Terrain in 100—200 Fuss tiefen Bodenfalten durchströmten, beiderseits von allmählich ansteigenden Thalwänden umgeben. Auch an zwei Gneiskuppen von 300 Fuss relativer Erhebung führte der Weg

vorbei, mit nur geringern Unterbrechungen beiderseits von den idyllischen Wohnungen der Monbuttu besetzt, die vor ihren Thüren standen und uns die köstlichen Früchte ihrer paradiesischen Gärten anboten.

Am vorletzten Bache hielten wir eine Stunde, um im Schatten einer grossen Versammlungshalle ein aus Bananen und gebratenem Manioc bestehendes Frühstück einzunehmen. Die Trägerscharen umlagerten den Fuss eines kolossalen Stammes der Cordia abyssinia, welche auf dem Freiplatze vor den Hütten des Ortsvorstehers stand und mich an die abyssinischen Dörfer erinnerte, wo diesem Baum eine besondere Pflege zutheil wird; auch fand ihn von Beuermann in Kanem gleichfalls unter ähnlichen Verhältnissen die Rolle einer Dorflinde spielend, wo sich die Bewohner zur Mittagszeit im luftigen kühlenden Schatten zu versammeln pflegen. Die Monbuttudörfer gewähren durch die Pracht ihrer breitkronigen Bäume, welche als Ueberreste der von menschlicher Cultur verdrängten Wildnisse stehen gelassen wurden, einen überaus lieblichen Anblick.

Endlich winkten aus tiefem Grün die Palasthallen des Königs bereits von weitem den Wandernden entgegen, und wir gelangten zu einer breiten Thalsenkung, in deren Mitte, weit und breit von Pflanzungen umgürtet und beschattet von den riesigen Zeugen früherer Wildniss, ein spiegelklarer Bach murmelnd sich hinschlängelte. Durch die tiefe walderfüllte Bachsenkung von der Residenz geschieden, schlugen wir am diesseitigen Gesenke einer baumfreien Thalwand unser Lager auf. Uns gegenüber zeigte sich ein weitgedehnter grasfreier Abhang, auf welchem die dunkelrothe Erde wohlgesäubert mit vielen Reihen der zierlichsten Hütten, theils im Dachbau, als Schuppen, theils in Kegelform errichtet, bedeckt war. Dahinter erhoben sich, alles übrige weit überragend, bahnhofähnliche Gebäude in einer Höhe und Breite, wie ich sie seit Cairo nicht wieder gesehen, und verriethen mir sofort den Wohnsitz des Königs Munsa.

Es wurde nun halt commandirt, und unsere Träger, ihren täglichen Obliegenheiten nachgehend, sprangen mit Beilen und Messern in die Dschungels am Bach, um das nöthige Baumaterial herbeizuschaffen. So war, wie gewöhnlich, in einer Stunde unser grosses Feldlager aufgeschlagen, diesmal im Angesicht der afrikanischen Königsstadt und der sie umgebenden lieblichen Landschaft, im Genusse eines bezaubernden Fernblicks. Mitten aus diesem wirren Knäuel grüner Grashütten leuchtete mein Reisezelt hervor, allerdings nicht mehr wie ehedem in der saubern Steinwüste, — es trug vielmehr die Spuren anhaltenden Lagerlebens nur zu deutlich an sich, — aber dafür im Schmucke der stolzen Flagge, welche heute zum ersten mal, zur Feier unserer Ankunft in der Residenz eines so mächtigen Fürsten, lustig von seiner Spitze flatterte.

Selbstverständlich währte es nicht lange, und von allen Seiten strömten Scharen schaulustiger Eingeborenen herbei. Ich entzog mich diesmal in geschlossenem Zelte ihren Zudringlichkeiten, denn auf meiner Reise längst an diese gewöhnt, war ich müde, vor versammeltem Volke meine Kopfbedeckung zu lüften, um zu zeigen, dass das lange, schlichte Haar wirklich mein eigenes sei, oder in einer Positur, wie Wallenstein bei seiner Ermordung, meine Brust zu entblössen, um ihre blendende Weisse bewundern zu lassen. Dabei verging ich im Zelte vor Hitze; rundherum sassen die Vornehmen der Monbuttu in gespannter Erwartung, sie hatten sich Bänke mitbringen lassen, um mich bequemer betrachten zu können, und diese waren dicht vor die Zeltthür gestellt, aber ich nahm mich zusammen und hielt aus, brauchte ich doch noch Kraft genug für den folgenden Tag, um vor Munsa selbst das Wunder meiner Existenz an den Tag zu legen.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Berichtigungen.

Seite 106, Zeile 2 v. u., statt: zu dem äussersten Innern, lies: zu den äussersten Indern
» 123, » 1 v. u., st.: tauchen, l.: der Taucher
» 136, Abbildung, st.: Geographische Meilen, l.: Seemeilen
» 184, Zeile 1 v. u., st.: Djuhar, l.: Djuihr
» 203, » 8 v. u., st.: Leusotis, l.: Leucotis
» 387, » 6 v. u., st.: (Alces Oreas), l.: (Antilope Oreas)



